Landwirthschaftliche

Annalen

des

Mecklenburgischen

Patriotischen Vereins.

Herausgegeben

von

Franz Christian Lorenz Karsten,

Großherzoglichem Professor der Oekonomie zu Rostock, des Londner Boards of Agriculture für Großbrittannien und mehrerer gelehrten Gesellschaften Ehren-Mitgliede, wie auch des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins erstem Secretair.

Ersten Jahrgangs erste Hälfte.

Rostock,
im Verlage der Stillerschen Hof-Buchhandlung.
1820.

Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Christian Lorenz Karsten,

Großherzoglichem Professor der Oekonomie zu Rostock, des Londner Boards of Agriculture für Großbrittannien und mehrerer gelehrten Gesellschaften Ehren-Mitgliede, wie auch des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins erstem Secretair.

Siebenten Jahrgangs erste Hälfte.

BIBLIOTHEK D. KÖNIGLICHEN ACADEMIE DES LANDBAUES ZU HOHENHEIM

Rostock,
im Verlage der Stillerschen Hof-Buchhandlung.
1820.

Vorrede.

Ich würde bey der Ablieferung dieser ersten Hälfte des siebenten Jahrganges unsrer Annalen dem Publikum nichts weiter zu sagen haben, als nur den Mitarbeitern und Lesern den schuldigen Dank für die Theilnahme darzulegen, deren sich dies ächt vaterländische Werk noch fortdauernd zu erfreuen hat. Aber gerade diese Theilnahme, mit welcher diese Schrift noch unausgesetzt von einheimischen und auswärtigen Lesern aufgenommen wird, die also selbst den würdigen Mitarbeitern von hohem Werth seyn muß, macht es unserm Patriotischen Verein zur Pflicht, auf die Wünsche zu achten, die hie und da von einem Theil der Leser laut geworden sind, durch deren Erfüllung diese Schrift sich allerdings ihrem eigentlichen Zweck mehr nähern, an innerer Vollkommenheit gewinnen und auf die Ver-

besserung unsrer Landes-Kultur wohlthätiger einwirken muß.

Es war nemlich bey der Herausgabe dieser Annalen der wesentliche Inhalt derselben blos für landwirthschaftliche Gegenstände berechnet. So wie aber unsre bisherige Landwirthschafts-Gesellschaft unter den Namen eines Patriotischen Vereins ihren Wirkungskreis erweiterte, konnte es nicht fehlen, daß auch über andre Zweige unsrer Staatswirthschaft mehrere Stimmen laut wurden, die gehört werden mußten, die also dem Publikum, am wenigsten unserm vaterländischen Publikum, um so weniger durften zurückgehalten werden, da sie als Resultate aus den Verhandlungen unsers Vereins alle ohne Ausnahme auf dem Flor unsrer heimischen, noch immer eigenthümlichen Wirthschafs-Methode so tief eingreifen. Dadurch häuften sich aber die Materialien in ihrer Mannigfaltigkeit so sehr, daß nicht nur die Auswahl schwer ward und manches Nützliche aus den einzelnen Zweigen unsrer Staatswirthschaft zurückstehen mußte, sondern es war

auch abzusehen, daß hiedurch die ursprünglich für diese Annalen bestimmten Grenzen immer mehr würden verrückt werden.

Um also diesem Uebelstande vorzubeugen und die nöthigen Grenzlinien für immer zu sichern, ist nunmehr nachstehende Einrichtung getroffen:

Diese Neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft gehen ihren ruhigen Gang ohne alle Abänderung fort, indem der Inhalt derselben sich blos auf landwirthschaftliche Gegenstände und deren Nebenzweige, als: Landbaukunst, Forstwirthschaft, Gartenwesen, Viehzucht u. s. f. beschränken wird. Sie werden hoffentlich dadurch bey dem praktischen Landwirth in doppelter Rücksicht gewinnen. So wenig nemlich theoretische Untersuchungen, in so fern sie dem gebildeten Landwirth von Nutzen seyn und neue Ideen aufregen können, hievon ausgeschlossen sind, so wird doch vorzüglich auf solche Mittheilungen Rücksicht genommen werden, die aus der Feder praktischer Landwirthe geflossen, sich auf Er-

fahrungen gründen, und, wenigstens zum größten Theil, in den Distrikten des Vereins verhandelt worden. Da ferner, so wie überhaupt, vorzüglich aber in den Operationen der Landwirthschaft, Erfahrung immer die beste Lehrmeisterin ist, so haben sich nunmehr die Distrikte unsers Vereins, die landwirthschaftlichen Versuche, so wie sie in den ältern Statuten der Landwirthschafts-Gesellschaft vorgeschrieben waren, zum wesentlichen Zweck ihrer Beschäftigungen gemacht. Diese, so wie die daraus hervorgegangenen Resultate, werden also hoffentlich keine unbedeutende Rubrik in diesen Annalen ausfüllen. Sollten auch, um der Beantwortung dieser oder jener Frage durch wiederholte und nach den Umständen veränderte Versuche, völlig auf den Grund zu kommen, vielleicht die Beobachtungen einiger Jahre nöthig seyn, so wird dadurch auch der Gewinn für die Wissenschaft, der daraus hervorgehen muß, desto größer werden.

Daß übrigens diese Annalen jetzt unter einem doppelten Titel erscheinen, das ist nur

deshalb angeordnet, um den Wünschen Mehrerer entgegen zu kommen, die als neue Interessenten an dieser Schrift Theil nehmen wollen und nicht geneigt sind, sich die bisherigen Jahrgänge anzuschaffen. Uebrigens sind und bleiben die Neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft, so wie die Landwirthschaftlichen Annalen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins ein und dasselbe Werk.

Da aber das Publikum auch allerdings ein Recht hat, von den übrigen Beschäftigungen des Vereins unterrichtet zu seyn, so werden diese in einer eigenen Schrift, unter dem Titel:

Verhandlungen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins

bekannt gemacht werden. Das Nähere hierüber ist in der Ankündigung, die von der Stillerschen Hof-Buchhandlung ausgegeben wird, ausführlicher aus einander gesetzt.

Den würdigen Mitarbeitern an diesem unserm vaterländischen Werke muß es eine ehrenvolle Genugthuung seyn, daß es auch im fernen Auslande nicht unbeachtet geblieben, ihm vielmehr eine Stelle unter den ausgezeichnet nützlichen Werken, die Deutschland in diesen letzten Jahren geliefert hat, nicht versagt worden. Es sey mir erlaubt, hierüber eine Bescheinigung darzulegen.

In den berühmten: Annales générales des Sciences physiques — zu Brüssel von drey niederländischen Gelehrten, van der Mons, Drapiez, Bory de St. Vincent redigirt, — woran die ersten Physiker Frankreichs, Italiens und Deutschlands arbeiten, (z. B. auch der Prof. Döbereiner zu Jena ꝛc.) findet sich folgende Stelle, die beweist: daß man im großen Europäischen Publikum sehr gut unsere Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschaft kennt. Es verdient daher nachstehende Stelle aus der Préface S. XVI u. f. mitgetheilt zu werden:

„L'Allemagne surtout presente d'immenses „ressources pour l'analyse raisonnée, à l'aide de

„la quelle nous tâcherons de réduire à la plus „simple expression tout ce qui nous paraitra „digne d'être traduit et répandu: en aucun „pays les sciences physiques ne sont cultivées „avec plus de zèle et de succès: il suffit, „pour s'en convaincre, de jeter un coup d'oeil „sur le nombre d'ouvrages qui, traitant de „l'histoire naturelle générale ou particulière, s'y „impriment et s'y vendent annuellement. Parmi „les recueils periodiques qui l'illustrent, nous „citerons les Annales de Physique par Gilbert &c. (nun folgen unſere bekannteſten andern phyſikaliſchen, chemiſchen ꝛc. Journäle. — Sodann die Schriften über den Ackerbau, wo es ferner heißt: Nous ne dedaignerons point d'autres ouvrages non moins riches en faits utiles à propager tels que les Annales d'Agriculture de Mecklenbourg, les Archives de Chymie agricole de Hermstaedt &c.—

Möge dies unſern beobachtenden Landwirthen eine Ermunterung ſeyn, Ihre geſammelten Erfahrungen immer reichlicher zu ſpenden; möge der rege Eifer unſrer Vereins-Diſtrikte immer mehr darauf hin arbeiten, ſich

um das Vaterland, auf dem Wege, den sie sich selbst in dieser engen, harmonischen Verbindung vorgezeichnet haben, verdient zu machen, so wird, — nicht blos eitle, glänzende Celebrität, die hier nie der Hauptzweck seyn kann, sondern — Segen der Nachwelt diesem, aus reiner Vaterlandsliebe gestifteten Werke, der schönste und edelste Lohn seyn!

Rostock, im Junius 1820.

F. C. L. Karsten.

Inhalt.

1. Einige Bemerkungen über die Rindviehzucht in Mecklenburg. S. 1.
2. Ueber den jetzigen Zustand der Pferdezucht in Mecklenburg. S. 34.
3. Ueber das Interesse der Productibilität an der Dauer des Besitzes eines fruchtbringenden Grundstücks. S. 50.
4. Ueber den Rappsaatbau und dessen Folgen, nebst einigen sonstigen landwirthschaftlichen Bemerkungen. S. 55.
5. Anderweitige Erfahrungen beym Mergeln des Ackerlandes. S. 66.
6. Reise-Notizen; vom Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark. S. 72.
7. Wie sind die Unglücksfälle in den Mergelgruben zu verhüten? (Vom Herrn von der Lühe auf Schabow und von dem Herrn Dabel zu Camin.) S. 97.
8. Ueber das Entstehen und vermuthliche Ausarten der Pflanzen. S. 103.

9. Ueber die sogenannte zufällige, oder noch jetzt statt findende Ur-Entstehung vieler Thiere und Pflanzen. (Vom Herrn Professor Flörke; veranlaßt durch den vorstehenden Aufsatz.) S. 106.

10. Beschreibung und Abbildung der, von den Herren Hill und Bundy erfundenen Maschine, Flachs und Hanf ohne Wasser-Rötung zu bereiten. S. 125.

11. Die Obst-Baumzucht. Ein Anstoß zur Thätigkeit. (Vom Herrn Pastor Piper zu Dahlen.) S. 135.

12. Ist nur die Todesstrafe das einzige wirksame Mittel, die Pferde-Diebstähle zu verhüten? S. 169.

13. Landwirthschaftliche Erfahrungen und Ansichten; (vom Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark.) S. 181.

14. Ansichten bey Aufhebung der Gutshörigkeit in besonderer Beziehung auf die Bauern-Verhältnisse in den ritterschaftlichen Gütern.

15. Entwurf eines Heuer-Contracts mit den freyen Tagelöhnern auf dem Lande in Mecklenburg. (In Grundlage der Verhandlungen des Gadebuscher Districts des Mecklenburg. Patriotischen Vereins; eingereicht vom Herrn Uffhausen auf Gottmannsförde.)

16. Bemerkungen über den S. 430 des sechsten Jahrgangs dieser Annalen befindlichen Aufsatz, vom Herrn Hof- und Land-Gerichts-Assessor von Blücher: Ansichten über die künftigen Verhältnisse der Tagelöhner auf dem Lande zur Gutsherrschaft. (Vom Herrn Uffhausen auf Gottmannsförde.)
17. Vorschlag zu einem Versuch über den Unterschied der Wirksamkeit verschiedener Mergelarten.
18. Wie könnte eine bessere Bildung in der niedern Volksklasse gefördert werden?
19. Ueber den Einfluß des Berberitzenstrauchs auf den Rocken.
20. Ein Wort über Mr. Christian und seine Maschine.
21. Giebt es denn gar keine ausführbare Mittel, die Mecklenburgischen Dorfschulen ohne gar große Beschwerde zweckmäßig einzurichten? (Beantwortet in einem Schreiben an den Professor Karsten zu Rostock.)
22. Einiges über Verhältnisse Mecklenburgischer Tagelöhner. (In Grundlage der Verhandlungen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins, Röbelschen Districts.)
23. Vom Getraide.
24. Auszüge aus Briefen.

Einige Bemerkungen über die Rindviehzucht in Mecklenburg.

Weil in Mecklenburg die verpachteten Holländereyen meistens in den Pacht-Contracten und dem Kampfe darüber, wie bekannt ist, ihre reinen Erträge zum Theil einbüßen, gewinnt die Schaafzucht ihnen immer mehr Terrain ab, während sie in Holstein die Ueberhand behalten werden. Dies kömmt von der dortigen besseren Fütterung im Sommer und im Winter. Die mit Knicken umgebenen Koppeln verschaffen eine ruhige, stille Weide, welche in der Regel einen Monat länger dauert, als unsere kahle Dreeschweide. Unter dem Schutz der Knicke wächst mehr Gras, und zeitiger und später, als auf unsern freyen Dreeschschlägen, welche die Winde mehr ausdörren, wo das Vieh und Gras im Herbst und Frühjahr nicht den Schutz vor Nacht- und Streiffrösten findet. Unsere großen Holländereyen kommen, wo keine große Heuwerbung ist, bey der Fütterung mit schierem Braachstroh höchst kümmerlich durch den Winter; sie finden dann eine sehr reiche Weide auf den Dreeschschlägen, die aber

nur bis zum Ausgang Juny sich in ihrem Reichthum erhält, wenn nicht ein warmer feuchter Sommer folgt. Die Stoppel ist auch nur in nassen Jahren eine bedeutende Aushülfe. Nicht 9, sondern nur 3 Monate geben unsere Kühe bey der jetzigen Einrichtung beträchtlichen Abnutz, und wird man daher es so einzurichten suchen, daß man den Winter über die Kühe auftrocknen und sie kurz vor der Frühjahrs-Weide kalben läßt.

Es ist nicht abzusehen, daß eine verhältnißmäßige Erhöhung des reinen Ertrags von den Holländereyen dadurch werde erreicht werden, daß man die Stückzahl der Kühe vermindert, um sie besser ernähren zu können, indem unsere Kleeweiden in der Regel im May und Juny überreichliche Nahrung geben, die bey Verminderung der Stückzahl nicht benutzt würde, auch bey Minderung der Stückzahl, besonders in trocknen Jahren, späterhin nicht zu Nutzen kommen würde, indem der weiße Klee nach Johannis bey dem Abblühen und Reifwerden allmählig seine Kraft verliert und die Weide kahl wird, fast gleichgültig, ob sie mit vielem oder wenigem Vieh betrieben worden, es also darauf ankommt, mit einem größern Viehstande die reichliche Frühjahrs-Weide zu benutzen. Anders verhält sich dies bey der Stallfütterung und auf den reichen ausdauernden Niederungs-Weiden und selbst den

solchen näher gebrachten befriedigten und grasreichen, mehrjährigen Dreeschweiden des Holsteiners. Wenn wir die Holländereyen vermindern wollen, um das Vieh besser zu nähren; so kann die Verbesserung des Viehstapels hauptsächlich doch nur darin bestehen, daß das Vieh durch stärkere Heufutterung besser durch den Winter gebracht wird. Die Heufutterung zahlt sich nicht aus durch die Milch, sondern fast nur durch den bessern Zustand, wodurch sich das Vieh vor der Weide befinden mag. Wohlfeiler wird das Vieh durch eine kleine Beyhülfe mit Kartoffelfutterung verbessert werden, und diese Beyhülfe wird man auch dem größeren Viehstapel leisten können, etwa 6 Wochen vor der Frühjahrsweide. Die Stallfutterung erfordert eine Vorbereitung, eine Umsicht, Einübung, Benutzung der Localität, die unmittelbare eigene Aufsicht des Directors der Wirthschaft, welche, da die Kunst der Stallfutterung bey uns noch nicht zur Praxis gediehen, vorerst noch nicht von unsern Landwirthen, zumal nicht von den durch ihre Contracte gebundenen Pächtern in kürzerer Zeit zu erwarten ist. Sie setzt voraus eine übersehbare, concentrirte, sehr bereicherte Wirthschaft mit vielen Hülfsquellen, und wird in unserm Klima bey unsern ländlichen Einrichtungen vors erste noch ein Problem bleiben, welches in Jahren wie 1811 und 1819 schwerlich dürfte so ge-

löset werden, daß eine Lobrede darauf zu halten. Uebrigens wird die Stallfutterung nie anders als bey unmittelbarem eigenem Abnutz des Milchviehes in Ausführung kommen können.

Ohne Zweifel ist unser Milchvieh in Mecklenburg besonders dadurch so herunter gekommen, daß wir so wenig selbst aufziehen, daß wir unsere Holländereyen ergänzen durch Zukauf aus den Bauer-Dörfern, in denen bey der Zuzucht das Hauptaugenmerk gerichtet ist auf Zugochsen; indem wir aus der Mark, dem Holsteinschen und Jütland unsere Starken aufkaufen und ein buntes Gemisch von Viehrace haben müssen, oder eigentlich gar keine constante Race. Man kann wahrlich nicht behaupten, daß in Mecklenburg, wo die Viehseuche so häufig grassirt hat, ein eigenthümlicher constanter Schlag von Vieh sich finde. Unser Rindvieh hat jede Gestalt und jede Farbe, ist wohl nichts als Blendling von Geest und Marsch-Vieh. Wir dürfen uns auch nicht die Hoffnung machen, aus diesen Blendlingen so bald eine constante Race zu erzeugen. Wie schwer fällt es nicht den Liebhabern von schwarzschäckigtem Rindvieh, solche Thiere, welche sie Race-Vieh zu nennen für gut finden, sicher zu erzeugen. Es gehören mehrere Generationen dazu, ehe die Kälber die Race-Eigenschaft, schwarzschäckig zu seyn, gewinnen wollen. Spaß-

haft ist es, von Erzeugung einer einheimischen Race sprechen zu wollen, welche die ausgezeichnete Eigenschaft hat, daß sie schwarzschäckig aussieht, weil ganz gewiß das ursprüngliche Vieh des Landes nicht schwarzschäckig gewesen, sondern dieselbe Farbe gehabt hat, welche alles Landvieh dieser Gegend bis an die Oder hinauf hat, nemlich eine blindgelbe und rothe Farbe, etwa mit weißen Rücken und kleinen Flecken. Die eigentliche Landvieh-Race finden wir am häufigsten in der Mark und Pommern, wo weniger Vermischung mit Jütschem und Holsteinschem Vieh statt gefunden hat; am häufigsten noch in Bauerdörfern und Sandgegenden. Es ist feinknöchig, hochbeinig, spitz, gewinnt bey reichlicher Nahrung feine lange Hörner. Das schwarz- und blauschäckigte Vieh ist nicht Mecklenburgischen, sondern Jütschen Bluts und wird das Jütsche Blut in dem Maaße hergestellt, wie die beliebte Farbe constanter wird. Am leichtesten und sichersten wird man wohl zu der herrlichen constanten Farbe der Schwarzschäcken gelangen, wenn man aus Jütland sich Schwarzschäcken kommen läßt, welche gar keine Anlage haben, gelbliche Abkömmlinge Mecklenburgischen Bluts zu produciren. Dadurch wird noch keine constante ausgezeichnete Race erzeugt, daß ein Viehstamm nach dem Princip der Lieblingsfarbe mehrere Generationen ausgewählt und durch bessere

Fütterung zu einem größern körperlichen Umfang emporgehoben worden. Seitdem man über Viehzucht nachgedacht hat, ist man gewiß über den Satz einig geworden, daß es gelte, einen Viehstamm zweckmäßiger Form zu erzeugen, der die Eigenschaft hat, aus der geringeren Masse von Nahrung die größere Masse nutzbaren thierischen Products zu erzeugen, nicht aber, daß die Liebhaberey für die schwarz- oder blauschäckige Farbe das Princip für die Auswahl seyn dürfe, und kann eine Viehzüchterey noch nicht auf Stamm-Race aus dem Grunde Anspruch machen, weil die Farbe-Liebhaberey genügt und durch reichliche Nahrung der Habitus vergrößert worden. Der durch reichliche Nahrung vergrößerte Habitus hat gar keinen Werth, ist etwas Zufälliges, weil er sich nicht erhält und bey schwächerer Ernährung sofort wieder sich verliert. Das durch seine Größe für uns unbrauchbare Holländische Vieh setzt sich in wenig Generationen mit seiner Größe im Verhältniß zu seiner hiesigen Nahrung und macht seine guten Eigenschaften erst geltend, wenn es sich mit seinem Habitus zur Nahrungsmasse in Verhältniß gesetzt. Die Größe bildet nicht die Race, nur die Form und Eigenschaft, welche bleibt, wenn die Größe abgenommen, weshalb auch allenthalben, wo Schweizer und Friesen eingeführt sind, die Nutzbarkeit der Race sich erst

in der dritten Generation erwiesen hat. Nach unseren Verhältnissen verdient in der Regel der Viehschlag für unsere Weide-Wirthschaft den Vorzug, welcher keine Anlage zum Ausdehnen und zum Großwerden hat; unter gleichen Umständen ist zum Milchabnutz das Vieh von kleinem Habitus vorzuziehen dem größeren. Ganz gewiß giebt es keinen andern Weg, zu einem Viehstamm zu gelangen, der auf den Namen Stamm-Race Anspruch machen darf, als die Auswahl zweckmäßig gebildeter Individuen von guten Eigenschaften zur Zuzucht und treue Erhaltung der Abkunft zur Fortpflanzung, dann darf aber keine Liebhaberey für Farbe vorherrschend seyn und dürfen wir in Mecklenburg, wo es nur eine vermischte Vieh-Race giebt, nicht aus Nationalstolz uns einbilden, aus einheimischem Blute einen Stamm gebildet zu haben, wenn wir einheimische Thiere zur Zuzucht genommen, die auf Mecklenburgisches Blut nur in soweit Anspruch machen können, als sie Abkommen sind von Fremdlingen oder Blendlingen, die in Mecklenburg gefallen.

Da gewiß mit der Zeit auch für uns die Frage: ob Pferde oder Ochsen das vortheilhaftere Arbeitsvieh sind, sich zu Gunsten der Pferde entscheiden wird, die Ochsen daher insbesondere, wenn die Pflüge mehr in Gebrauch kommen, vom Joch wer-

den dispensirt seyn: so wird das Augenmerk bey der Zuzucht gerichtet seyn auf die wohlfeilste Milch- und Butter-Erzeugung, darnach also die Auswahl der Zuzucht getroffen werden; und dann frägt es sich, ob wir die blindgelben und blindrothen Landkühe oder das Jütsche oder das Holsteinsche Vieh zur Stamm-Race machen wollen, oder, wie das südliche Deutschland, durch Schweizer- oder Tyroler-Vieh eine Race erzeugen; ob wir unser Auge entwöhnen wollen von der blinden Farbe des Norden und von den brennenden Farben des Süden unsere Weiden wollen verschönern lassen. Von Mecklenburgischem Race-Vieh wollen wir nicht reden, wenn wir es so weit gebracht haben, die lieben Schwarzschecken zu erzeugen, welche schöne große Hörner haben, weil sie in der Jugend reichlich mit Milch getränkt sind, aber im Hintertheil sehr spitz zulaufen und keinen geraden Gang haben. Wenn die Form auch keine Milch giebt, so wird eine regelmäßige Form, die einen starken Fleischansatz zuläßt, der Milchergiebigkeit nicht hinderlich seyn und werden wir uns übrigens bey der Zuzucht die zweckmäßige Form mehr als die Farbe zur Grundregel dienen lassen können, da das Milchvieh am Ende doch auch mit seinem Fleisch nützen soll. Es ist kein Zweig der Landwirthschaft weniger und schlechter gepflegt, als die Rindviehzucht, und ist doch kein

Zweig mit weniger Aufwand zu vervollkommnen, als eben die Rindviehzucht, wenn man sich nur über den Grundsatz verständigte: nur von der in jeder Hinsicht besten Milchkuh den Stamm zu wählen; bey der Auswahl nicht durch zufällige Eigenschaften, nur durch die Tugenden der Mutter sich leiten zu lassen. Man findet aber durchaus, daß bey der Auswahl der Bollen zufällige Eigenschaften und nicht der Werth der Abstammung berücksichtigt wird. In 20 Jahren wird man bey sorgfältiger Auswahl des Bollen bis zur 7ten Generation vorschreiten, also schon darauf Anspruch machen können, gewünschte Eigenschaften durch siebenfache Generationen näher gebracht zu sehen. Ob das Friesische, das Jütsche, das Holsteinsche, das Tyroler- oder das Schweizer-Blut das beste sey, kann man inzwischen unentschieden lassen, wenn man vorerst das Blut der besten Kuh vervielfältigt. Absurd erscheint aber das Vorurtheil des Mecklenburgischen Landwirths gegen das fremde Blut, da er kein ächtes Mecklenburgisches Blut aufzuweisen hat, und die Jacke für Blut geben will.

Man kann im allgemeinen annehmen, daß die Viehzucht sich in dem Grade vervollkommt, als sie nicht blos Mittel, sondern Zweck ist. Vollkommner ist sie daher auf den Alpen, auf den niedrigen Weiden in Holland, auf den der See abgewonnenen

Marschen, in dem verkoppelten Holstein, in Jütland, wo die Viehzucht zu einem Activ-Handel die Waare aufbringt, als in Mecklenburg, wo die Viehzucht, nur als Nebenzweck, allmählig sich geltend gemacht hat. Weil seit langer Zeit die Mecklenburgischen Pferde in Ruf gestanden und ausgeführt worden, sind die trocknen Weiden zum Aufzug gedrungener kernigter Pferde benutzt worden, und hat sich der Ruhm des Mecklenburgischen Pferdes einigermaaßen erhalten, wenn ihm gleich schadete die Liebhaberey zu den Farben und der Größe des Holsteinischen Pferdes, so wie zu der Schnellkraft des Englischen. Die Rindviehzucht aber diente vor Einführung der Koppelwirthschaft, welche zur Einziehung und Niederlegung der Bauerdörfer, wo das meiste Vieh gezogen wird, reizte und solche möglich machte, nur zur Abhülfe des Bedarfs an Arbeitsvieh, und sollte das Stroh zu Dung machen; sie diente fast nur dem Ackerbau, wie die Schaafzucht, welche fast nur für den Hürdenschlag betrieben ward; sie konnte eigentlich nicht als Zweck, nur als Mittel betrachtet werden. Man gebrauchte für den allein üblichen Haken Ochsen; der Bauer diente mit Ochsen zu Hofe, fuhr auch wohl mit Ochsen; mit Kornbau abwechselnde Dreeschweiden hatte man nicht; das Rindvieh war erhalten und erzogen in ewigen Neben-Koppeln, die zum Theil

mit Busch bewachsen waren. Es war die Viehzucht, die wir noch hin und wieder finden in den Marken; die in Polen zu Hause ist. Hier muß man kein Race-Vieh suchen, denn man hat kein höheres Interesse von den Eigenschaften der Milchergiebigkeit und der Anlage zum Fleischansatz. Wenn noch eine Auswahl statt finden konnte, so mußte sie geleitet werden von der Rücksicht auf Härte und Stämmigkeit. Man wollte Vieh haben zum Zuge und zur Dungbereitung; der Pächter sollte Vieh halten, um das Stroh zu Mist zu machen. Die Ochsen wurden groß, weil sie besser gefuttert wurden, um sie zum Zuge zu bereiten, desto kleiner blieben die Kühe, die nur Milch gaben; von denen der Holländer kaum so viel Pacht entrichtete, als bey richtiger Rechnung seine und der Holländerey Erhaltung Kosten machte. Unter diesen Umständen konnte der Zufall keine vorzügliche Race von Vieh im Lande erzeugen, wenn wir zugeben, daß solche nur hervorgehen kann aus vieljähriger Auswahl der Zuzucht. Diese Auswahl wird scharfsichtiger ausfallen bey dem Sennen auf den Alpen, der einsam bey seinem Vieh lebt; der keine andere Gedanken hat, als sein Vieh, und keinen andern Zweck, als dessen Producte sich zu Nutze zu machen. Der Holländische Bauer, der sein Land nur durch die Producte seiner Kühe genießt, wird eine Race

in der Reihe der Jahre erzeugt haben, die seinem Zwecke entspricht, während vormals in dem menschenarmen Mecklenburg, jetzt noch in Polen, das Vieh nur im Dienst des Ackerbaues als Mittel betrachtet ward, es also nur galt, auf bequeme Weise den nothwendigen Bestand zu erhalten. Seitdem die Einführung der Koppelwirthschaft dem Rindvieh in der Landwirthschaft einen Platz unter den Nebenzwecken angewiesen, ist man freylich wählerischer geworden, die Verpachtung der Holländereyen hat aber das Interesse an der Güte des Viehstapels nicht vorherrschend werden lassen, und hat die eigene Aufzucht zur Erhaltung und Vervollkommnung des Viehstapels nur an wenig Orten Platz gefunden. Man hat die Holländereyen, bey denen es auf Stückzahl ankam, auf den Gütern seltener durch eigene Zuzucht, mehrentheils durch wohlfeilen Aufkauf in und außerhalb Landes vollzählig gemacht. Es hat die Zuzucht mit der Koppelwirthschaft nicht zu-, sondern sehr abgenommen. Wenn wir in Mecklenburg einen eigenthümlichen Stamm von Landvieh hatten, so ist solcher insbesondere auch noch aus Veranlassung häufiger Viehseuchen und durch den Aufkauf des Ersatz-Viehes in Holstein und in Jütland, auch den Marken, vermischt und vermengt worden; unser alter nationaler Stamm hat eine reh- und hirschartige Gestalt;

er hat sich conformirt seiner Busch- und Holzweide. Er ist rank geworden, weil sehr häufig ihm beym Mangel der Fütterung, die Holzreiser, die Baumknospen zur Nahrung angewiesen waren. Unter den Blendlingen, woraus der größte Theil unsers Viehstammes besteht, werden wir die ausgezeichneten einzelnen Stücke von einer Farbe und Zeichnung finden, welche der Niederländischen Race eigenthümlich ist. Die Gestalt solcher bessern Blendlinge oder Abkömmlinge von dem Niederländischen Vieh fällt ins breite; die Thiere haben einen kurzen breiten Kopf, breite Stirn, hervorstehende Augenknochen und eine eigenthümliche Form von Flecken. Während nemlich das Jütsche Vieh runde Flecken hat, so werden die Abzeichen dieser Art länglich, das Maul und die Nase sind schwarz, um die Augen sind Brillen, man kann gewissermaaßen schon Vorurtheil haben für die Güte einer Kuh, wenn man den Ausdruck am Kopf sieht. Das kleingebogene Horn, das geflammte Gesicht, das mit einer Brille umgebene Auge, das platte breite Kreuz, die größere Stärke im Hintertheil und die kurzen Beine und derben Pfoten. Diese Abkömmlinge von Holsteinschem und Niederländischem Vieh darf man nicht für Mecklenburgisches Race-Vieh halten. Gewiß sind solche Stücke sehr tauglich, sie zu einem Stamm für die Aufzucht zu wählen, nur muß man

Mecklenburg nicht die Ehre erweisen, die Ahnen solcher Thiere unter den alten Buschkleppern unserer Nebenkoppeln aufsuchen zu wollen. Sie haben weit edlere Ahnen, und man darf es sie nicht entgelten lassen, daß sie ihren Stammbaum nicht aufweisen können, immer aber haben sie dadurch gelitten, daß sie mit dem Mecklenburgischen Buschkoppelvieh vermischt worden, und wird es rathsamer seyn, zum Stammvieh eine Race zu wählen, welche unter den Augen von Menschen fortgepflanzt worden, die kein anderes Interesse hatten, als abträgliches Vieh sich zu erhalten und nicht blos wohlfeiles Vieh zu haben, wie es die Wald- und die Buschweide gab.

Es ist der Umstand, daß Mecklenburg im Verhältniß seiner Bevölkerung und seines Bedarfs an Fleisch eine Ueberzahl von Rindvieh ernährt, als Hinderniß der verbesserten Rindviehzucht nicht aus den Augen zu verlieren. In einem Lande, wo wegen seiner Bevölkerung die Consumtion des Fleisches so groß ist, daß alles abgängige Vieh gemästet consumirt werden kann, hat das Rindvieh in seinem Fleische einen Werth, den wir unserm Vieh nicht beymessen können. Kaum werden die im Zuge abgenutzten Ochsen zur Mast verkäuflich seyn. Ein großer Theil wird mager in den Wirthschaften, weil der Absatz fehlt, müssen verconsumirt werden.

Der größte Theil der abgängigen Kühe von den Holländereyen wird mager, etwa für den doppelten Werth oder auch nur etwas über den Werth der Haut verkauft, insoweit solche abgelebte Thiere noch anzubringen sind und nicht in der Wirthschaft verbraucht werden müssen. Die Kühe haben daher fast nur den Gebrauchswerth und am innern nur etwas mehr Werth, als was die Haut gilt; wohingegen da, wo mehr Gelegenheit und Bedürfniß der Mastung ist, das im Zuge und in der Milch abgenutzte Vieh für solche einen bleibenden Werth erhält.

Natürlich muß da, wo ein größerer bleibender Werth im Nutzvieh steckt, auf die Cultur desselben eine größere Aufmerksamkeit gerichtet und ein größerer Aufwand gemacht werden; man wird also eine Vieh-Race erzeugen, welche nicht nur durch Arbeit und Milch, sondern auch durch Fleisch Ansatz Werth erzeugt. So hat sich in Jütland durch das in dem Handel gegebene Interesse ein Viehstamm erzeugt, welcher besonders zum Fettwerden und zum Milchabnutz geeignet ist, während der ursprüngliche Viehstamm in Mecklenburg hauptsächlich nur für das Joch geeignet seyn mochte.

Sollte durch Vergrößerung der Schäfereyen und durch Verminderung der Zugochsen unser Rindviehstamm mehr in Verhältniß gesetzt werden

zu dem Bedarf an Fettvieh, so wird der innere bleibende Werth steigen und ein größeres Interesse an Erhaltung und Ernährung gegeben werden, damit aber auch zu gleicher Zeit ein Reiz entstehen zur sorgfältigen Auswahl der Aufzucht. So lange aber wir von unserm Rindvieh hauptsächlich nur Arbeit und Milch fordern, die Holländereyen aber nur Kopfzahl, wird das Interesse an der Veredelung der Race nicht entstehen können. Als unsere Schäfereyen für den Hürdenschlag gehalten wurden, die Schaafe 16 bis 20 Schillinge pr. Stück Pacht jährlich lieferten, hatten wir hundhaarige Schaafe. Da wir jetzt für feine Wolle hohe Preise machen können, haben wir das Mecklenburgische Schaafblut mit Spanischem versetzt, oder rühmen uns reinen Spanischen Bluts, weil wir uns nicht die Hoffnung machen können, in 20 bis 30 Jahren durch Auswahl der Zuzucht das hundartige Schaaf in ein Schaaf verwandelt zu sehen, das feine krimpende Wolle trägt. Ueberhaupt ist es gewiß ökonomische Charlatanerie, wenn Viehzüchter, gleichviel, ob in England oder Mecklenburg, ohne Kreuzen oder reine Abart, vorbilden wollen, durch Auswahl der Zuzucht, in ihrem kurzen Leben eine constante Vieh-Race eigner Form und bestimmter Bildung hervorbringen zu wollen. Die feste bestimmte Race wird gewiß nur in einer Reihefolge

von vielen Generationen, in Jahrhunderten, nach Vorurtheil oder allgemein angenommenen Grundsätzen, bey steter Aufmerksamkeit in der Auswahl erzeugt, und ist die schnellere Veredelung nur durch Kreuzen zu erreichen. Wir werden daher, wenn wir unsern Viehstamm verändern und verbessern wollen, dies nur bewirken können durch Einführung reiner, uns zusagender, Racen und durch zweckmäßiges Kreuzen.

Ueber das Tyroler und Schweizer Vieh, welches uns vor 4 Jahren zugeführt ward, ist hin und wieder das Verdammungs-Urtheil laut ausgesprochen, nachdem das äußere Ansehen bey der ersten Einführung so eingenommen hatte, daß man nicht anstand, den theuren Preis dafür zu bezahlen, welcher dafür genommen werden mußte, weil es, nach allen Nachrichten, durch Ankauf und Transport so hoch zu stehen kam. Die Gestalt, die Farbe, das ganze äußere Ansehen hat nicht allein uns eingenommen, sondern hat allenthalben, wo man Liebhaberey für hübsches Vieh hegt, ihm Eingang verschafft. Es wird als Race-Vieh, zur Veredelung des Landviehes, in Oesterreich, Mähren, Böhmen und Sachsen angekauft. Unserm Kayser, diesem großen Hausvater, der auf seinen Stammherrschaften in landwirthschaftlichen Anlagen Vergnügen findet, wußten die Landstände Tyrols nichts ange-

nehmeres anzubieten, als eine Auswahl von ihren Kühen. Diese sind nach dem Zeugniß von Reisenden, die sie gesehen, von keinem andern Schlage, als die, welche Sebastian Riedel uns zugeführt hat. Wirklich muß die Form dieser Thiere den, der Sinn hat für die Schönheiten des Rindviehes, in Vergleichung unsers Landviehes, des Jütschen, des Marschviehes und der Friesen, auffallend erscheinen. Wir finden die Form dieser Thiere in den Werken alterthümlicher Sculptur auf den alten Basreliefs. Es ist das Vieh, wie es die Griechen und Römer kannten, das Vieh tausendjähriger, inländischer Cultur, constanter Art und bestimmter Form. Man sieht ihm die eigenthümliche Race an. Es ist keine Bastard-Art gemischten Ursprungs, wie unser Landvieh, welches so unendlich viele Vermischungen erlitten hat, daß ihm kein constanter Character mehr abzumerken ist. Während unser durch Viehseuche und durch Kriegs-Verheerungen geschwächter Viehstapel wieder rekrutirt ward durch Holsteinsches, Friesisches, Dänisches Vieh, sogar durch Polnisches, und in allen möglichen Farben und Gestalten herumspielt, hat das Tyroler und Schweizer Vieh sich in seinen Thälern und auf seinen Alpen rein erhalten und gleichförmige Gestalt gewonnen. Während unser Vieh bald für Milch, bald für den Zug aufgezogen ist, und auf Fleisch-

Ansatz wenigere Rücksicht genommen wird, hat der Tyroler für Milch und Mastung aufgezogen. Bey der Milch haben wir die Menge und insbesondere die Ergiebigkeit an Butter berücksichtigt, während der Tyroler die substantiöse Milch für Käsebereitung sich bey Auswahl und Aufzucht hat leiten lassen.

So wie Tyroler und Schweizer als Bergvölker die Heimath leidenschaftlich liebend, sich und ihren Sitten getreu geblieben, so haben sie auch ihre Vieh-Racen beybehalten, und ist dadurch der eigenthümliche constante Schlag entstanden oder erhalten. Vermuthlich war auch fremdes Vieh nicht an die Bergweide zu gewöhnen, und gehörte dieser kurzbeinigte Schlag mit kraftvollem Hintertheil und regelmäßiger Stellung der Füße dazu, um auf den Gebirgen geweidet werden zu können. In unsern Gegenden ist die Rindviehzucht nicht einmal vorspringender Zweck in der Wirthschaft. Sie theilt überdem das Interesse mit Pferde- und Schaafzucht und muß sogar der einen oder andern weichen. Auf den Matten der Alpen kennt man nur die Cultur der Rindviehzucht, die alle Gedanken und Kunst auf sich gezogen hat. Die größere Sorgfalt erwiedert das Alpenvieh durch die Zutraulichkeit und Dreistigkeit, die es, als dem Menschen befreundeter, zeigt. Sollte die Viehzucht da nicht vollkommneres Vieh liefern, wo sie das ausschließliche Augen-

merk des Landmanns ist? Wo auf Auswahl der Zuzucht seit Jahrhunderten ungestört gearbeitet ist? Die Tyroler- und Schweizer-Alpen sind die Markscheide der hohen Cultur des Alterthums. Bey den Stürmen, die Rom fallen ließen und Europa in Bewegung hielten, mußten die Thäler der Grenzgebirge Zufluchtsorte bleiben, in denen die alte Welt fortlebte, sich auch das am längsten cultivirte Vieh erhielt. Sollte nicht, was Arabien für Pferdezucht ist, die tausendjährige Alpen-Wirthschaft für Rindvieh seyn, das offenbar dem wärmern Klima angehört, auch im Winter muß Weide finden können. (Eine feste Abart von Thieren bildet sich nur durch langwährende Fortpflanzung unter sich; dann aber muß sich die Eigenthümlichkeit der Art um so fester erhalten, und werden die Bastarde aus der Vermischung mit einer fremden, besonders unächten Abart um so sicherer der constant gewordenen Race nachschlachten. Auffallend werden daher die Bastarde von Tyroler und einheimischem Vieh ähnlicher dem Tyroler-Stamm. Unser Landvieh, welches aus den buntesten Bastard-Erzeugungen hervorgegangen, wird seiner nächsten Abstammung nur selten sehr ähnlich werden. Nicht einmal die Farbe artet nach, von rothem Vieh fällt schwarzes, von einfarbigem buntes. Eben so variirt auch die Gestalt. Man sieht, daß man Blendlinge fortpflanzt.

Das Tyroler Vieh hat auffallende Aehnlichkeit mit der Race, die Blakewell in England zugezogen hat, im Bau des Körpers; nur ist der Kopf und der Brustlappen nach den Abbildungen verschieden. Dies kann vielleicht daher rühren, daß Blakewell seine Race durch Verbindung mit dem Vieh hervorgebracht hat, welches von den Schottischen Hochgebirgen stammt, also ähnlichen Ursprung hat. Von allem fremdem Vieh, welches bey uns eingeführt worden, hat sich für die Milchnutzung und den Fleischansatz auf unseren Höheweiden am nutzbarsten bewiesen das Jütsche Vieh. Alle Versuche mit dem Friesischen und dem Marschvieh haben nicht zusagen wollen. Das auf den Marschweiden groß gezogene Vieh verkümmert auf der trocknen Weide, die Abart setzt sich in Verhältniß zum Futter, zeichnet sich aber im Abnutz nicht aus. Das Jütsche Vieh scheint ziemlich rein erhalten zu seyn von der Vermischung des Friesischen und Marsch-Viehes; es hat daher auch seine eigenthümliche Farbe behalten. Was das Tyroler Vieh wie gewöhnlich vorläufig in Mißcredit gesetzt hat, ist wohl hauptsächlich, daß man meistens völlig ausgewachsene 5- und 6jährige Kühe gekauft hat, deren Naturell sich der veränderten Nahrung und Lebensweise nicht mehr hat anfügen wollen, die daher verkommen sind und schlechten Abnutz geben. Solche unangemessene Art der

Einführung aus einer wärmeren, wenigstens sonnigteren Gegend, wo der Winter zwey Monate kürzer ist, hat die Bergrace verwerflich müssen erscheinen lassen, und will man es daher nicht der Mühe werth finden, eine Fortpflanzung zu befördern, welche doch empfehlungswerthe Eigenschaften entwickeln könnte. Es hat 30 Jahre gedauret, bis in Mecklenburg das Interesse an der Verfeinerung des Schaafviehes, welche vor 50 Jahren schon in Sachsen rege geworden, allgemeiner aufgegriffen ward, schier, als sey was neues entdeckt.

Referent hat ein- und zweyjähriges kleines Tyroler Vieh ausgewählt, von der Nationalfarbe, hochroth, um sicher zu seyn, keine Blendlinge zu erhalten. Diese Thiere haben auf der Trift und auf dem Stall, nachdem sie das erste Jahr überstanden, sich sehr gut gehalten. Von vieren krepirten aber im ersten Winter eine zweyjährige schon trächtige Starke an der Diarröhe, die sie vermuthlich von nicht gehörig getrockneter Nachmath bekommen. Nachdem das Vieh das erste Jahr, indem es hin und wieder krank ward, eingewöhnt war, hat es sich ausgezeichnet durch Festigkeit der Constitution, Neigung zum Fettwerden, glänzendes Haar, dreistes, ruhiges Temperament. Man hört so wenig von dem Bollen als von den Kühen einen Laut. Die Thiere sind ausgezeichnet wenig wähle-

risch beym Futter, sie fressen, was ihnen vorgeworfen wird und sind gegen hiesiges und Jütländisches Vieh dabey kräftiger und wohlgemästeter. Sollte die Alpenweide nicht vielleicht ihnen ein stärkeres Naturell gegeben haben. Der Alpenweide ist wohl die Niederungsweide entgegengesetzt, die das große schwammige Marschvieh, welches den Gegensatz bildet, hat entstehen lassen. Das Tyrolervieh hat gerade den entgegengesetzten Character; es ist kurzbeinig, klein, nervigt. Das Niederungs-Vieh bedarf vieles nahrhaftes Futter; das Bauer-Vieh hat auf der hohen Weide an nahrhaften kurzen Kräutern seine Organisation zur höhern Potenz bey der scharfen Luft und vielem Sonnenschein ausgebildet, es animalisirt daher die weichere Kost der Niederungen leichter. Der Bolle, den ich besitze, bildet eine cylinderförmige, auf kurzen Beinen sich ruhig fortbewegende Fleischmasse, die sich still um nichts weiter bekümmert, als um ihre Nahrung. Eigenthümlich ist, daß dies Thier nicht auf den Knien, wie unser Vieh und auch meine Tyroler Kühe, sondern mit den Plattfüßen aufsteht. Daß die Kühe sich sollten durch Milchergiebigkeit auszeichnen, kann Referent eben nicht behaupten, daß sie aber eine sehr reiche, fast gelbe Milch geben, zeigt der Augenschein. Ich sollte meynen, daß man über die Milchergiebigkeit erst

Erfahrung machen kann, wenn man die hiesige Aufzucht im Gebrauch hat. Die Bastardkälber sind dem Vater auffallend ähnlich. Wie immer die Farbe der Mütter seyn mag, so sind die Kälber fast immer einfarbig, ohne Abzeichen, meistens roth oder pechschwarz. Doch ist die rothe Farbe der Bastarde nicht so brennend und blutroth, als die der ächten Kälber, auf welche die höhere Farbe des Südens noch übergeht. Alle Bastarde haben die größere Stärke im Hintertheile, den hohen Schwanzknochen, den graden Rücken, die kurzen Beine, das Stämmige und Regelmäßige, sie kommen fleischigter von der Mutter, und zeigen sich beym Aufzug wohlgenährter als andere Kälber, sie wachsen in die Länge, werden schon im ersten, noch mehr im zweyten Jahre mit glänzenden Haaren als ausgewachsenes Vieh aussehen; auch stellt sich der Trieb zur Begattung bey ihnen früher ein, als bey unserm jungen Vieh. Sie erreichen nicht die Höhe unsers Viehes; bey ihren kleineren Verhältnissen aber findet sich nicht so viel Abfall wie bey unserm Vieh. Der Vorzug regelmäßiger Gestalt zeigt sich just bey den Kälbern am meisten, weil sie zeitiger ausgebildet erscheinen, weil ihr Hintertheil stärker ist, wie bey unserm Vieh. Es scheint gewiß zu seyn, daß die Tyroler Berg-Race ein derberes Naturell hat, als unser Vieh, daß sie aus einer

gegebenen Quantität Futter mehr animalisches Product erzeugt, als unser Vieh, daß ihr Körper weniger Abfall enthält, und daß für Fleischansatz unser Vieh durch Vermischung mit dem Tyroler-Vieh bestimmt gewinnt. Referent meynt aber, daß auch über Milchergiebigkeit mit Bestimmtheit noch nicht kann abgeurtheit werden. Denn abgesehen davon, daß nicht alles Vieh derselben Race gleich abträglich in Milch ist, muß man bey den in Tyrol gebornen Kühen auf die Veränderung der Lebensweise abrechnen und muß sich erst ausweisen, was das hier gezogene Tyroler Vieh leistet. Allewege ist die starke Assimilationskraft ja eine der vorzüglichsten Eigenschaften, und es steht zu untersuchen, ob durch Generation solche zu verbinden ist mit andern Eigenschaften, die uns schätzenswerth sind; ob durch Verbindung des Tyroler Viehes mit dem Marschvieh oder den Friesen, welche bey einer entgegengesetzten Constitution einen Umfang haben, durch den sie uns anziehen; ob aus der Verbindung des Tyroler Viehes mit dem Jütschen nicht eine verschönerte, nutzbarere Art hervorgehe. Allewege würde sich das Tyrolervieh zur Veredelung des Viehes in unsern Bauerdörfern sehr empfehlen, da hier die Aufzucht in der Regel übertrieben wird, es also an hinreichender Nahrung gebricht und der Zweck der Aufzucht hier besonders ist, Vieh zum

Zuge und für die Fettweiden zu liefern. Wir werden freylich die Aufzucht von Vieh nicht leicht im allgemeinen zum Zweck unsers ökonomischen Betriebes machen, so lange wir uns durch wohlfeilere Ankäufe helfen können; die auf die Viehzucht angewiesenen Dörfer dürften aber durch eine allgemeine Verwerfung des Schweizer und Tyroler Viehes, welches sich doch im südlichen Deutschland als Veredelungs-Vieh mehr bewährt hat, als das Holländische und Friesische Niederungs-Vieh, also durch vorschnelles Verurtheilen abgehalten werden, ihren Zustand zu verbessern und dem Ganzen nützlich zu seyn.

Ganz verschieden von der Frage: welche Rindvieh-Race die bessere sey: ist die andere Frage: welches Rindvieh ist das nutzbarere für einen bestimmten Ort? Diese zweyte Frage wird in der Regel dahin beantwortet werden müssen, daß für einen gegebenen Ort und für eine gegebene Lage vorzuziehen das Vieh, welches einheimisch, oder unter den einheimischen ähnlichen Verhältnissen mehrere Generationen hindurch erzogen worden. Sind die Verhältnisse nur ähnlich, wenn auch schlechter; so wird dies der Nutzbarkeit nicht schaden. Immer wird aber das in der Niederung gezogene und für die Niederung angebildete Vieh auf der Höhe sich hier nicht so arten, als das auf der Höhe gezogene.

Umgekehrt aber wird das auf der Höhe gezogene Vieh sich leichter der Niederung anarten. Das Bergvieh wird auf der trocknen Ebene leichter, als in der Niederung heimisch zu machen seyn. Doch werden mehrere Generationen erforderlich seyn, um das fremdartige Vieh der Localität anzuarten, und wird es den entsprechenden Nutzen nicht eher geben, als bis es heimisch geworden ist. Je kleiner der Schlag ist, desto leichter und vielfacher wird die Anartung erfolgen. Das in üppigen Niederungen gezogene Vieh wird auf der Höhe erst nutzbar, wenn es in mehreren Generationen seine Größe verloren, und bis zu dem Umfang herabgesunken, der im Gleichgewicht steht mit den Subsistenzmitteln seiner neuen Heimath. So lange der körperliche Umfang eines Thiers noch nicht entspricht den Nahrungsmitteln, so lange muß auch der Abnutz verhältnißmäßig kleiner seyn, weil die Consumtion, die der Umfang erheischt, den Abnutz ausschließt. Gegen die Race läßt sich aber aus diesem Verhältniß nicht argumentiren. Die Race kann nicht entgelten den einstweiligen Abfall aus dem Mißverhältniß der Ernährung, und darf man die Niederungs-Race darum nicht verwerfen, weil auf der Höhe das Vieh von einer noch ärmeren Gegend sich so viel abträglicher zeigt. Bey anhaltender Fortpflanzung erst muß sich ergeben, ob an demselben Orte der

einen oder der andern Race der Vorzug gebührt. In den Märschen findet man hin und wieder neben dem Holländischen Vieh Land- und Höfe-Vieh, das durch Figur und Farbe seine Abkunft documentirt, nicht kleiner, wohl gar größer ist, als das Marsch-Vieh; aber nicht vorgezogen wird dem ursprünglichen Vieh Holländischer Abkunft.

So gewiß es also ist, daß das einheimische Vieh abträglicher ist als das fremde, so wenig ist dadurch die Behauptung begründet, daß das fremde Vieh, wenn es auch einheimisch geworden, nicht sollte abträglicher seyn als das einheimische. Die Race oder das Festhalten gewünschter Eigenschaften wird nutzbar durch einheimisch machen, und da Race nicht in wenigen Generationen, sondern in einer langen Reihefolge erzeugt wird, heimisch aber eine Viehart in einigen Generationen werden kann: so rechtfertigt sich das Beginnen, Race durch Verpflanzung zu erhalten, die in weit längerer Zeit erst durch Auswahl der Zuzucht heimisch zu erzeugen; wobey freylich zuzugeben ist, daß dieser zweyte Weg als der nähere und allgemein anwendliche nicht zurückgesetzt werden kann gegen den ersteren.

Nachträgliche Bemerkungen zu dem vorstehenden Aufsatz.

Von eben dem Verfasser.

Daß in Mecklenburg, dem fischreichsten Lande in ganz Deutschland, so viele Fische gegessen werden, vermindert die Fleisch-Consumtion, und hat daher Einfluß auf die Viehzucht. Nicht blos die Seeküste, das Fischland, liefert Fische, sondern auch die vielen zum Theil großen Landseen. Durch die Gewohnheit ist der Geschmack an Fischen national geworden. Fische sind in Mecklenburg nicht ein Leckerbissen für die Tafel der Wohlhabenden, sondern vertreten die Fleischspeisen beym gemeinen Mann in vielen Gegenden und Orten, z. B. zu Ribnitz, Wahren, Malchow, Röbel, Plau, Krakow, Malchin. Die Fischspeise ersetzt dem gemeinen Mann das Fleisch, und darf man behaupten, daß Ein Viertheil Fleisch mehr im Lande verconsumirt werden würde, wenn der Fischfang nicht die Fleisch-Consumtion verminderte. Hieraus ist dann wohl mit entstanden jener Miß-

preis des magern und abgängigen Rindviehes, welcher freylich zur Folge hat, daß für auswärtige Brennereyen ausgediente alte Ochsen aufgekauft werden können. Die abgenutzten alten Kühe aber finden, da sie die Trift und die Kosten des Transports nicht tragen können, auswärts nicht Absatz und müssen mager im Lande verbraucht werden.

Die große Sammlung alten abgemagerten Milchviehes, welche Niemand kaufen will, um durch Mastung sie für Fleisch-Consumtion nutzbar zu machen, ist auf den jährlichen Herbst-Märkten also eine Erscheinung, welche ihren Erklärungs Grund hauptsächlich, meyne ich, in der starken Consumtion der Fische, an welche wir in unserer Lage gewöhnt sind, findet. Man kann also behaupten, daß der Fischfang in Mecklenburg Schuld ist an dem veränderten Interesse bey der Viehzucht, in so weit sie für Fleisch-Consumtion betrieben wird. Es wird dabey nicht verkannt, daß die ganze Einrichtung getroffen ist für die Ernährung eines übergroßen Viehstapels, daß die Bevölkerung geringer, daß die Schaaf- und Schweinezucht bedeutend ist. Aber eben darum muß die starke Consumtion von Fischen auf das Interesse am Rindvieh, in so weit es durch sein Fleisch nützt, um so mehr einwirken, und so beym Milchvieh zur Folge haben, daß fast nur auf die Jugend oder guten Jahre gesehen wird

und weniger auf Größe und Gestalt, die für Mastung Hoffnung giebt.

Da in Mecklenburg die großen Holländereyen für Milch-Production gehalten werden; so würde das Interesse an der Milch-Ergiebigkeit der Kühe bey dem geringen Werth, den sie durch Fleisch-Production haben, ungetheilt nur um so größer seyn, wenn nicht die nach Kopfzahl eingerichteten Pacht-Contracte bekanntlich zum Schaden der Viehzucht jenes Interesse so sehr dem Augenmerk entzögen. Indem aber die Verpachtung der Holländereyen mehr und mehr abnimmt; so muß sich das Augenmerk auf ausgezeichnetes Milchvieh auch schärfen. Die Merkmahle einer guten Milchkuh sieht man in der Gestalt und im Ausdruck des Viehes, in der gestreckten Form des Rumpfes, in der Tiefe des Wanstes, in der Feinheit und Dünnheit der Haut, in der Lockerheit des Zellgewebes unter der Haut, in der Weite der Rippen, in der Zergliederung des Rückgrads, in der Länge und Feinheit des Schwanzes, in der Weichheit des Euters. Man darf aber nicht behaupten, daß man mit allen diesen Anzeigen zur Sicherheit der Bestimmung über den Werth der Milchkuh gelange. Es giebt eine Menge Rücksichten, welche durch Beobachtung und Erfahrung zur Entscheidung zu bringen. Es frägt sich: welche Kuh erzeugt in ihrem Leben aus

einer gegebenen Menge Futter den größten Werth am Milch-Product? Es kommt nicht darauf an, ob eine Kuh für eine gewisse Zeit eine größere Masse von Milch producirt, sondern ob sie auf die Länge den größeren Werth an Milch-Product giebt. Die Kennzeichen für einen temporairen großen Abtrag an dünner Milch sind daher nicht unbedingt als Kennzeichen der Güte einer Milchkuh anzunehmen. Es ist nicht blos wahrscheinlich, daß eine Kuh in dem Maaße, als sie milchergiebiger ist und sich mehr abmilchen läßt, auch eher abgenutzt wird und aufhört, milchergiebig zu seyn. Die Kuh, welche nach dem ersten Kalben schon im vollen Milch-Ertrage sich zeigt, ist nach dem siebenten Kalben vielleicht schon abgenutzt, während die andere, welche mit dem dritten und vierten Kalben erst zum vollen Milch-Ertrage kommt, beym eilften noch milchergiebig bleibt. Die Kuh von starkem Naturell giebt vielleicht wenigere aber reichhaltigere Milch, und dauert im Milch-Ertrage länger aus. Es mögen also die Kennzeichen für temporaire Ergiebigkeit nicht für absolute gelten, und kann, was für Menge von Milch anzeigend ist, noch nicht für den Werth entscheiden. Die eine Kuh kann länger trocken stehen und dadurch gegen die andere verlieren, die nicht so freygebig ist. Je laxer die Constitution, je weichlicher das Naturell, desto frey-

giebiger ist die Kuh vielleicht zu Zeiten, wird aber auch um so zeitiger erschöpft. Unsere Kennzeichen sind also wohl einer Prüfung zu unterwerfen. Der Holländer sieht auf temporairen Abnutz bey seiner Zeitpacht; der Eigenthümer auf Dauerhaftigkeit. Die Kennzeichen, die dem Holländer gelten, sind also nicht für absolute zu halten. Die Sache ist aber der treuen Beobachtung werth, und als Vorurtheil darf man wohl vorerst dabey annehmen: daß die Kuh absolut am einträglichsten sey, welche, wenn sie nicht gemolken wird, am schnellsten und stärksten zunimmt, und dagegen, wenn sie gemolken wird, am meisten verliert; daß aber trügerisch sind die Kennzeichen, welche von dem Knochenbau entlehnt sind und mehr die Kennzeichen der Frage sich nähern, welche die Constitution beurkunden; daß eine magere Kuh, die sich nie recht bessern will, immer weniger ausdauernd seyn wird, als die aufsetzt, wenn sie trocken steht. Manche Kühe halten sich besser beym Winterfutter, andere zeichnen sich bey der Gräsung aus, und muß man jene daher für härter und ausdauernder halten.

G.

C. S.

Ueber den jetzigen Zustand der Pferdezucht in Mecklenburg.

In frühern Zeiten war Mecklenburg im Besitz einer sehr vorzüglichen Race von Arbeits- oder Acker-Pferden, die nicht nur allgemein als solche bekannt und beliebt waren, sondern auch zum Theil als Militair-, Kutsch- und Reit-Pferde gesucht und theuer bezahlt wurden. Hier und da wurden einzelne Pferde aufgezogen, die den jetzt bekannten vorzüglichsten Pferde Racen an Schönheit, Gewandheit, Leichtigkeit und Ausdauer wenig nachstanden. Insonderheit übertrafen sie an Gewandheit und Ausdauer die berühmten Englischen Pferde sehr weit und sie konnten in vieler Rücksicht mit allem Recht den besten Arabischen Pferden zur Seite gesetzt werden.

Diese alte ursprünglich gute Mecklenburgische Race von Pferden ist jetzt aber durch vielartige unzweckmäßige Kreuzung und Vermischung mit fremdem Blute fast gänzlich entartet. Namentlich hat hierzu, neben andern Ursachen, die immer wechselnde Mode, die schon so manches Gute zerstörte,

vor einigen 10 bis 20 Jahren, von der damals herrschenden Unkenntniß begünstigt, sehr wesentlich beygetragen, indem wir die damalige Einführung, der zu jener Zeit so allgemein beliebten modernen Holsteiner Pferde, als ein unmittelbares Ereigniß zu betrachten berechtigt sind, wodurch hauptsächlich der alte Stamm jener vorzüglichen ächt Mecklenburgischen Pferde zu Grunde gerichtet ward. —

In der Periode, in welcher die Liebhaberey für Holsteinsche Pferde herrschend wurde, kam insonderheit nur die äußere Gestalt, Form nnd Farbe in Betrachtung. Dies waren die Haupteigenschaften, worauf man Rücksicht nahm; alles übrige hingegen, wodurch ein braves Pferd nur eigentlich nützlich wird, wurden als Nebensachen angesehen. Unter solchen Umständen konnte also in Mecklenburg nur an den wenigsten Orten etwas für die Erhaltung und Veredlung der ächten Mecklenburgischen Stamm-Race geschehen. Man begnügte sich, die Art in sich selbst fortzupflanzen, welches zwar in so fern nützlich war, daß man die Race rein erhielt, allein da man bey der Paarung nicht nach richtigen Grundsätzen verfuhr, die nach der zufälligen Wahl der besseren oder schlechteren Zuchtthiere stets verschieden blieb, so mußte dies natürlich auf den Werth der hieraus erzeugten Generation einen nachtheiligen Einfluß haben. Als aber die Holsteiner

Pferde immer mehr allgemein beliebt und die dortigen Pferdezüchter dadurch aufgemuntert wurden, ihren Racen die gewünschten Formen und Farben so viel wie möglich anzueignen, da erst ward die Veredlung der Pferdezucht auch in Mecklenburg ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Man glaubte, dies Geschäft am zweckmäßigsten betreiben zu können, wenn man die einheimische Race mit der Holsteinschen kreuzte, und hoffte um so gewisser einen günstigen Erfolg hiervon, da man bedacht war, mit Sorgfalt solche Beschäler und Mutter-Stuten zu wählen, die im höchstmöglichsten Grade die derzeit beliebten Eigenschaften besaßen. Da nun das Holsteiner Pferd in der Regel oft im dritten und vierten Jahre schon völlig ausgewachsen ist und weit früher zur Vollkommenheit gelangt, als das Mecklenburgische, das sich gewöhnlich erst später und mit den Jahren ganz ausbildet, so trug auch dies vielleicht sehr wesentlich dazu bey, den Mecklenburgischen Pferdezüchter in dem Wahn zu bestärken: daß die Holsteinische Pferde-Race der unsrigen an Güte vorzuziehen sey. Wenige nahmen zu der Zeit darauf Rücksicht, daß die frühere Vollkommenheit des Holsteinschen Pferdes von der niedrigen, grasreichen, üppigen Weide bewirkt ward. Eben so wenig bedachte man es, daß das Holsteinsche Pferd, das im dritten und vierten Jahr schon

ausgewachsen ist, oft im sechsten, siebenten und achten Jahre, da es eigentlich seine ganze Kraft erst entwickeln sollte, schon wieder abgenutzt und unbrauchbar wird. Man schien sich nicht davon überzeugen zu wollen, daß niedrige, nasse, grasreiche und sehr fette Weiden zwar die frühere Vollkommenheit und schnellere Ausbildung des Körpers bey den Pferden hervorbringe, dagegen aber schwammiges und vieles Fleisch und schlechte Hufe die Folgen davon wären, und überdem die auf solcher Weide erzogenen Pferde wenig Muskelkraft besitzen, und durchaus zu keiner Arbeit geschickt sind, die eine anhaltende Anstrengung und Ausdauer fordert. Auch ist es ja aus der Erfahrung bekannt genug, daß bey solchen Pferden, die in ihrer Jugend auf niedrigen Weiden, die einen zu üppigen Graswuchs hervorbrachten, genährt worden, das schnellere Austreten der Fehler an den Füßen begründet und der Grund zu manchen Krankheiten gelegt wird. —

Dies Alles ward aber zu der Zeit wenig oder gar nicht beachtet. Nur sehr wenige Pferdezüchter hatten Kenntniß und richtigen Begriff von dem Werth eines Pferdes. Der herrschende Geschmack wollte nur einen krummen Kopf (Rammskopf), am liebsten in der Form eines Wagenrades, buntgescheckte, getiegerte, gelbe Blessen, weiße und scheckige Füße u. s. w. Ein schöner und richtiger

Körperbau, reeller Gang, Leichtigkeit, Gewandheit, Ausdauer, worauf jetzt so viel gesehen wird, galt derzeit wenig. Nur ein schön gebogener sogenannter Schwanenhals, — der noch jetzt mit Recht beliebt ist, — ward auch damals schon geschätzt.

Eine solche durchaus falsche Ansicht, wornach man die Pferdezucht in Mecklenburg betrieb, konnte unmöglich lange dauern, daher ward man auch bald von der Unrichtigkeit derselben überzeugt. Da aber der Einfluß derselben schon zu bedeutend gewesen, und die alte Pferde-Race in ihrer Aechtheit fast schon gänzlich verschwunden war, so trachtete man nun fast allgemein darnach, den einmal begangenen Fehler wieder gut zu machen. Man bemühte sich daher, die derzeitige neue Pferde-Race durch vielartige andere fremde Vermischung wieder zu heben. Hieraus entstand endlich die jetzige, im Ganzen sehr gemischte und wenig zweckmäßige Race von Pferden, die wir zur Zeit bey uns finden, da Unkenntniß und Mangel an Geld und Gelegenheit die mehrsten Pferdezüchter hinderte, den rechten Weg zu wählen.

Der Landesherr und einige vermögendere Gutsbesitzer haben zwar schon vor längerer Zeit Pferdezucht und Gestüt-Anstalten errichtet und die Veredlung durch Englische und Arabische Pferde, nach anerkannt richtigen Grundsätzen und Regeln, zum

Theil mit Glück betrieben. Da aber der eigentlichen Land-Gestüte noch zu wenige sind und die Erhaltung der Privat-Gestüte für den Einzelnen immer kostbar ist, so ist der Einfluß dieser Anstalten auf die Verbesserung der jetzigen Mecklenburgischen Pferde-Race bisher im allgemeinen nur sehr geringe gewesen. Vielmehr besitzt der größte Theil unsrer Landwirthe noch immer sehr wenige und dabey höchst oberflächliche Kenntniß von der Güte und von dem Werth eines Pferdes. Dieser herrschenden Unkenntniß bey den Landwirthen, so wie auch der ihm fehlenden Gelegenheit, seine Race durch bessere Hengste zu veredeln, muß man es zuschreiben, daß die Pferdezucht in Mecklenburg sich gegenwärtig nicht in dem Zustande der Vollkommenheit befindet, worin sie unter andern günstigern Umständen seyn könnte.

Die kunstmäßige Kenntniß des Pferdes; die Kenntniß der verschiedenen Mängel und Fehler desselben; die richtige Beurtheilung, in wie fern ein Pferd zu den mannigfaltigen verschiedenartigen Zwecken, wozu es bestimmt werden soll, brauchbar ist; die Schönheit der Form, regelmäßiger Bau des Körpers und die Harmonie der einzelnen Theile, die, zusammengenommen, ein symmetrisches Ebenmaaß zu einem vollkommenen und zweckmäßig brauchbaren Ganzen bilden; das Temperament;

die Leichtigkeit, Gewandheit, regelmäßige Bewegung der Füße (Gang) u. s. w.; dies alles zusammen genommen ist gewiß eine der schwersten Aufgaben für den Landwirth, die nur allein durch Uebung und Erfahrung erlangt werden kann. Die Lösung dieser sehr verwickelten und schweren Aufgabe kann daher auch unter jetzigen Umständen von dem größten Theil unsrer Landwirthe, von welchen die Pferdezucht nicht plan- und gestütmäßig betrieben wird, nicht verlangt werden.

Ausgemacht aber bleibt es, daß es von sehr heilsamen Einfluß seyn würde, wenn der Landwirth im allgemeinen einen klarern und richtigern Begriff von der Güte und dem Werth des bessern Race-Pferdes hätte, damit die Zucht der Pferde in Mecklenburg mit mehr Uebereinstimmung nach allgemein richtigern Grundsätzen ausgeübt würde. Und gerade jetzt möchte es höchst nöthig seyn, daß etwas mehr, als es bisher der Fall gewesen, für die Pferdezucht in Mecklenburg gethan würde. Vorzüglich sucht man jetzt große und schöne Pferde, und der herrschende Geschmack will am liebsten die Stärke des Wagen-Pferdes mit der Leichtigkeit des Reit-Pferdes gepaart wissen. Sind dies nun gleich zwey Eigenschaften, die sich nur sehr schwer und vielleicht nie vollkommen vereinigen lassen, so ist doch die herrschende Neigung dafür dem Pferde aufziehenden

Landwirthe von großem Werthe. Er kann nun diejenigen Pferde von seiner Aufzucht, die fehlerhaft werden, oder die er aus andern Ursachen nicht gut verkaufen konnte, wenn sie nur die nöthige Körper-Kraft haben, zum eignen Gebrauch beym Ackerbau benutzen. Ein Umstand, der für das Ganze der Pferdezucht von sehr wesentlichem und heilsamem Einfluß ist.

Noch vor einigen Jahren war es anders. Da wurden vorzugsweise nur die kleinen leichten Reit-Pferde begehrt; zu Wagen-Pferden nahm man hingegen mehrentheils Holsteiner, mit welchen noch jetzt, ihrer Figur wegen und aus Mangel an passenden Mecklenburger Pferden, ein starker Handel getrieben wird. Die Befriedigung des Geschmacks in Hinsicht dieser kleinen leichten Reit-Pferde war aber für den Pferdezüchter sehr kostbar. Hatte er das Unglück, daß einige seiner Füllen fehlerhaft wurden, welches beym Aufzug von mehrern immer unvermeidlich ist, so saß er mit seiner Waare. Er mußte die Fehlerhaften, die er, wenn es gerade keine Stuten waren, fast gar nicht gebrauchen konnte, oft zu so geringen Preisen weggeben, daß der Ertrag einer ganzen Aufstallung dadurch fast gänzlich verloren ging. Zwar hatte er damals wieder den nicht unbedeutenden Vortheil, seine Pferde in der Regel schon mit dem vierten Jahre verkaufen

zu können, und der Handlungskniff des Aeltermachens der Pferde war weniger im Gebrauch wie jetzt. *)

---

*) Um ein dreyjähriges Pferd auf vier Jahre zu setzen und es dem Anscheine nach mit den Kennzeichen der Zähne um ein Jahr älter zu machen, werden die beyden Eckzähne, (sogenannte Fohlen-Zähne), unten und oben, vorn im Maule auf jeder Seite, folglich 8 Zähne, ausgebrochen. Die Natur bringt nach Verlauf einiger Wochen an deren Stelle neue hervor, wovon jetzt nur noch der äußere Eckzahn ein Fohlenzahn, und folglich das Pferd nach den Zähnen vierjährig ist.

Eben so verfährt man, um das Pferd von 4 auf 5 Jahr zu bringen, mit dem Unterschied, daß nur auf jeder Seite ein Zahn, zusammen also deren vier ausgebrochen werden. Sobald die Zähne einmal wieder gewachsen sind, ist es oft dem geübtesten Kenner nicht möglich, den Betrug zu entdecken.

Ein anderer und hiervon verschiedener Kunstgriff ist: das Jüngermachen der alten Pferde, oder das sogenannte Melochen. Dies geschieht dadurch, daß der Pferdehändler die kleine Grube, die sich in der Mitte der vordern, besonders der Eckzähne befindet, und das Alter des Pferdes, hauptsächlich vom 5ten, 8ten bis 9ten Jahre beurkundet, sich dann aber nach und nach ganz verliert, wieder aufzufrischen und durch Ausbohren zu erneuern sucht. Ist diese Grube, wie es einige Ausnahmen giebt, ganz auf der

Gegenwärtig ist dagegen fast kein Pferd unter fünf Jahren zu verkaufen. Dadurch wird der Pferdezüchter gezwungen, eine zweyjährige Aufzucht mehr, wie sonst, zu ernähren. Hierzu kommt noch der für den Pferdezüchter lästige Umstand, daß gerade diejenige Generation, die nun das Alter von 4 Jahren erreicht hat, folglich bis hierher aller Gefahr entronnen ist, nun noch ein Jahr länger mit größerm Risico umsonst gefuttert werden muß. Tritt nun der nicht seltene Fall ein, daß eins dieser vierjährigen Pferde fehlerhaft wird, so ist die ganze Zeit, die es bis dahin zu seiner Ausbildung bedurfte, fast wie verloren zu betrachten.

Hiezu kommt nun noch der Umstand, daß ein fünfjähriges Pferd weit schwerer zu bändigen, anzureiten und einzufahren ist, als das vierjährige, weil die Kräfte des Letztern noch nicht zu der Voll-

---

Seite des Eckzahns, so wird ein solcher Zahn Flintzahn genannt. Diese Art Zähne verstatten kein Melochen, und überhaupt kann dieser Betrug nur den Nichtkenner täuschen, da der unterrichtete und geübte Kenner das Alter des schon bejahrten Pferdes nach dem Zahnfleisch und andern weniger trügerischen Merkmalen schätzt, und überdem bey dem Geschäfte des Zahnausbohrens die Kunst nie die Natur zu erreichen vermögend ist.

P.

kommenheit gelangt sind, wie die des erstern. Oft wird ein fünfjähriges Pferd von lebhaftem Temperament beym Anbändigen ruinirt und fehlerhaft, das als vierjährig, bey geringern Kräften, gesund und fehlerfrey geblieben seyn würde. Zur Arbeit, oder überhaupt zum angestrengten Gebrauch ist aber das fünf Jahr alte, mehr ausgewachsene Pferd dem vierjährigen natürlich weit vorzuziehen. Auch mag wohl der gegenwärtig eingeführte Gebrauch, daß die jungen Pferde größtentheils erst im fünften Jahre angebändiget werden, die Haupt-Veranlassung seyn, daß man jetzt so viele stetische, caprice und bösartige Pferde findet, welche Untugenden vormals, da sie größtentheils schon ein Jahr jünger in Gebrauch genommen wurden, weit seltner vorkamen.

Bey alle dem aber glaube ich doch, daß die Pferdezucht bey jetzt mehr beliebten Pferden von stärkerm Knochenbau und Größe, einträglicher werden kann als zuvor, wenn wir nur erst dahin gelangt sind, daß jeder Pferde-Besitzer, der jetzt nur mäßig gute, mehr schlechte Pferde zieht, künftig bey gleichem Futter solche Thiere anzuziehen sich angelegen seyn läßt, die $\frac{1}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ mehr Werth haben.

Dahin werden wir kommen, wenn der Landwirth im allgemeinen erst einen klarern und deutlichern Begriff von den Eigenschaften des bessern

Pferdes haben wird. Zu diesen bessern Kenntnissen wird er aber nur dann gelangen können, wenn er erst selbst im Besitz einer bessern Race ist. Da nun nicht jeder Landwirth auch zugleich Pferdehändler seyn kann, so bleibt ihm nur der einzige Weg offen, sich durch Veredlung der eigenen Zucht in Besitz einer bessern Race zu setzen. Hier tritt dann der wichtige Umstand ein, wo der Staat die Hand bieten muß, nemlich auf die Art, daß durch die Einführung von Landgestüten, oder mittelst anderer zweckmäßiger Anstalten, bessere Beschäler als bisher angeschaft und zum allgemeinen Gebrauch bestimmt werden, um auf solche Art die Zucht und Veredlung der Pferde zu begünstigen.

In diesen letzten Jahren sind in den Gestüten der Privatleute manche, zum Theil vortreffliche Hengste gezogen und ins Ausland gegangen. Namentlich gingen viele davon ins Preußische, besonders auch ins Hannöversche, um die dortigen Landgestüte zu completiren. Mecklenburg hat dadurch einen nicht unbeträchtlichen Geldzufluß erhalten, der sich aber wahrscheinlich kaum wie 1 zu 100 verhalten wird gegen den Nutzen und Ertrag, der daraus hervorgeht, wenn künftig solche Hengste im Lande bleiben und zur Veredelung der eignen Zucht benutzt werden.

Neben der Begünstigung zur Anzucht von schönen Pferden und solchen, die vorzugsweise im Handel gesucht werden, möchte es doch nicht unzweckmäßig seyn, unsre alte Stamm-Race von Arbeits-Pferden, die sich hier und da, wenn auch nicht in ihrer vormaligen Schönheit, doch noch in ihrer ursprünglichen Dauerhaftigkeit einzeln erhalten hat, aufs neue mit Sorgfalt zu cultiviren. In Hinsicht der Dauerhaftigkeit behauptet diese unsre ächte Mecklenburgische Race den Vorzug vor vielen andern mir bekannten Pferde-Racen; sie ist uns daher zum Betrieb des Ackerbaues von unschätzbarem Werth.

Betrachten wir nun die Viehzucht im Ganzen als die Hauptstütze des Ackerbaues, so muß das Bestreben zur Veredlung und Vervollkommnung derselben eine vorzügliche Sorge seyn. Wird man diese allgemeine Wahrheit nicht abläugnen können, so bestätigt sie sich noch weit mehr in einem blos Ackerbau treibenden Staate, wie Mecklenburg. Hier ist sie ein unentbehrliches Bedürfniß. Der Landmann kann aus dem Verkauf des bessern Viehes, bey wohlfeilen Getraidepreisen, ansehnliche Revenüen ziehen, und wird von Conjuncturen weniger abhängig. Giebt sein Vieh ihm einen höhern Ertrag, so drängt ihn nicht, wie es bisher nur zu häufig der Fall ist, die bittre Noth, seinen ganzen Kornvorrath zu verfahren. Er kann einen Theil

desselben verfuttern, erhält dadurch einen kräftigern und bessern Dünger und vermehrt die Erzeugungskraft seines Ackers. Von dieser Seite betrachtet würde also auch das Emporkommen der Pferdezucht, als ein nicht unwichtiger Zweig der Viehzucht, sehr wünschenswerth bleiben. Zwar will ich nicht behaupten, daß es vortheilhaft seyn würde, diesen einzelnen Cultur Zweig mehr wie bisher auszudehnen und zu erweitern, aber die Veredlung desselben scheint mir doch höchst nothwendig.

Nach meiner Ansicht möchte sich nemlich gegen eine zu große Erweiterung der Pferdezucht Nachstehendes einwenden lassen:

1. „Daß wir unsre hohen Dreeschweiden, „wodurch besonders die Schönheit und Dauerhaf„tigkeit des Pferdes begründet wird, zuverlässig „einträglicher durch feine Schaafe benutzen können."

2. „Daß niedrige, feuchte, grasreiche Weiden, „— deren wir ohnehin so gar viele nicht haben, — „der Pferdezucht auf keine Weise zusagen, eben so „wenig wie der Schaafzucht; diese können wir also „nur durch die Rindviehzucht am vortheilhaftesten „benutzen."

3. „Weil die Pferdezucht im Großen, selbst „die der bessern veredelten Race-Pferde, — wie „ich aus eigener Erfahrung versichern kann, — des „großen Risico's wegen, unter allen Zweigen der

„ländlichen Viehzucht, gerade derjenige ist, der den „geringsten Rein-Ertrag abwirft."

Demungeachtet aber giebt es doch Güter, die sich ihres Heufutters wegen und aus manchen andern Gründen besonders für die Pferdezucht rentiren müssen. Auf keinen Fall aber darf der Landwirth die Pferdezucht ganz zurücksetzen, da er so manches Futter einwirbt, das er am besten nur für Pferde, ja! zum Theil auf gar keinem andern Wege nutzen kann; wie z. B. das Heu, das mit rauhem Duwick *) untermischt ist ꝛc. Ueberhaupt scheint es mir eine sehr unrichtige Maaßregel zu seyn, wenn der rationelle Landwirth neben dem Betrieb des Ackerbaues irgend einen Theil der Viehzucht ganz hintenansetzt. Insonderheit aber würde sich der heilsame Einfluß der veredelten Pferdezucht auf den Wohlstand des Bauern, imgleichen für solche Güter bewähren, die Mangel an Schaaf- und Rindvieh-Heu haben. Nicht weniger auch dort, wo die Wiesen vielen sogenannten rauhen Duwick liefern. Dies Gewächs wird nur allein von Pferden geliebt, dagegen vom Schaaf- und Hornvieh als ein Gift verschmäht **). Einige Landwirthe

---

A. d. R.

*) Equisetum.

**) Auch Herr Dr. Gerke irrt sich, wenn er im 5ten Jahrgange dieser Annalen, Seite 696 versichert,

lassen zwar ihr Heu, das mit rauhem Duwick vermischt ist, ehe sie es einbringen, zuvor in der Wiese einmal durchregnen, indem sie glauben, der Duwick verliere dadurch seine Kräfte und die dem Rindvieh so widrige Strenge; dadurch glauben sie es zu bewirken, daß nachmals solches Heu lieber vom Vieh gefressen wird. Diese bedenken aber nicht, daß mit den Kräften des Duwicks auch zugleich die Kräfte der übrigen Gräser verloren gehen, und daß so behandeltes Heu, wenn es auch aus Noth vom Vieh gefressen wird, doch nur sehr wenig Nahrungskraft enthalte. Zwar kann der Duwick aus solchen Wiesen, deren Lage ein zweckmäßiges Berieseln gestattet, nach und nach vertilgt werden, wenn sie zuvor gehörig abgegraben und trocken gelegt sind. Wo dies aber nicht möglich ist, da wird die veredelte Pferdezucht immer am höchsten rentiren. *)

D., den 18. December 1819.

F. P.

„daß die Schaafe den Duwick nicht verschmähen." Dies ist nur scheinbar. Das Schaaf läßt den rauhen Duwick unberührt; kann aber, seines spitzern Mauls wegen, die andern Gräser sich ziemlich dazwischen heraussuchen, welches der Kuh unmöglich ist.

P.

*) Daß unter gewissen Umständen selbst das mit Duwick durchwachsene Heu dem Rind- und Schaafvieh nicht

Ueber das Interesse der Productibilität an der Dauer des Besitzes eines fruchttragenden Grundstücks.

Der Producent berechnet natürlich den Aufwand, den er auf die Production wendet, gegen das Product. Der Aufwand bezahlt sich durch das Product

---

ganz zuwider ist, kömmt wohl daher: der Duwick ist ein Gewächs, das im trocknen Zustande sehr spröde ist und sich daher leicht zerreiben läßt. Wenn also bey einfallender regnigter Witterung das Heu viel bearbeitet werden muß, indem es bey abwechselndem warmen Sonnenschein oder bey anhaltendem ausdörrenden Winde zum Trocknen gebracht wird, so wird der Duwick zerrieben und er verliert sich unter dem Futter. Also nicht dadurch, daß der Duwick seine Strenge verlieren sollte, sondern weil er bey dem vielen Kehren und Wenden des Heues zerkrümelt und sich verliert, hat dies Verfahren auf die Verbesserung des Futters Einfluß. Daß aber eben dadurch das übermäßig ausgedörrte Heu ebenfalls nahrlos und schlecht wird, darin hat der Herr Verfasser ganz Recht.

Uebrigens wäre es zu wünschen, daß diese beyden wichtigen Zweige unsrer Landwirthschaft, nemlich: die

in längerer oder kürzerer Zeit. Meliorationen nennt man: Veränderungen, welche die Production auf längere Zeit vermehren und die reinen Erträge sichern, sey es, daß sie das Product vermehren, oder die Perception erleichtern. Wer auf ein Jahr die Production genießt, wird nur die Aufwände machen, welche die Production des Jahrs vergilt; er muß aber, weil die Perception so wie die Cultur auf bestimmte Zeiten eingeschränkt ist, eine Einrichtung haben, welche entspricht der Arbeit dieser bestimmten Zeiten. Da er nun aber mit dieser Einrichtung außer diesen Zeiten keine Arbeiten vornehmen kann, welche dauernd nützlich, aber für seine kurze Zeit des Genusses nicht abträglich sind; so geht der Werth verloren, welcher mit diesen Einrichtungen könnte erzeugt werden, und wird die Production des Jahrs nicht so viel reinen Ertrag abwerfen, als sie abwerfen könnte, wenn erzeugte Melioration ihr zu gute gerechnet werden würde. Je länger aber der Abnutz des Grundstücks dauert, desto mehr Arbeiten

---

Pferde- und Rindviehzucht, die hier zum ersten Male ausführlich zur Sprache gebracht sind, die Aufmerksamkeit unsrer Landwirthe erregen möchten, um sie aus mehreren Gesichtspunkten darzustellen.

A. d. R.

werden sich darbieten, die mit einer gegebenen Einrichtung zur Erleichterung der Productionskosten des laufenden Jahrs verrichtet werden können, und es ist nicht gleichgültig, ob mehr oder weniger Meliorations-Arbeiten, kürzerer oder längerer Auszahlung vorliegen, indem die Jahrs-Witterung bald die Eine, bald die Andere mehr begünstigt; es also interessirt, die Arbeiten zur Auswahl vorliegen zu haben. Am empfindlichsten springt bey Jahrsläufen, die eine längere freye Zeit für Meliorations-Arbeiten anbieten, das Hinderniß beschränkter Dauer des Abnutzes entgegen. An sich drängen sich diejenigen Meliorations-Arbeiten vor, welche sich schneller auszahlen, und verdrängen andere, die, wenn auch von größerm Umfang, erst in längerer Zeit sich vergelten, welche daher nicht ausgeführt werden, ob sie gleich durch Witterung sehr begünstigt sind und weichen müssen andern, in kürzerer Zeit sich bezahlenden Arbeiten, welche die Witterung seltner stört, die an sich aber nicht so viel Capital geben. Noch mehr aber leuchtet das Interesse an Meliorations-Arbeiten, die nun einmal bedingt sind von der Dauer des Abnutzes, ein, wenn erwogen werden die eigentlichen Kosten solcher Arbeiten, die in der Regel zu hoch angeschlagen, so wie dagegen die Kosten der Production viel zu niedrig genommen werden. Die Production kostet

nicht nur die Zinsen des Grund-Capitals, sondern auch die Zinsen des Nutzungs-Capitals, neben der Consumtion bey der Production; wohingegen die Meliorations-Arbeit nicht kostet Zinsen des Grund-Capitals, die Zinsen des Nutzungs Capitals nur etwas erhöht und die Consumtion etwas vermehrt. Die Meliorations-Arbeiten werden berechnet nach den baaren Auslagen, nach der Consumtion des Betriebs-Capitals; wohingegen die Productions-Kosten zum großen Theil stille Ausgaben sind, welche nicht zur Rechnung kommen. Z. B. ein Pächter, der 3000 Thaler Pacht giebt, giebt durch seine Pacht und durch seine Wirthschaft, wozu sein Verbrauch und die Consumtion von Futter-, Brod- und Saatkorn zu rechnen ist, für die jährliche Production wirklich 7 bis 8000 Thaler aus, von denen er nicht spricht, während er sich sehr bedenkt, auf Meliorations-Arbeiten und Tagelohn, über den Bedarf für die Production, 500 Thaler auszugeben, welche in 7 Jahren leicht 7000 Thaler eintragen mögen. Es kann daher der wahre Aufwand der jährlichen Production gegen den Aufwand, den die Melioration macht, nicht einleuchtend genug gemacht werden, um die Ersparung des baaren Geldes bey stiller Verschwendung einer Zeit, die man nicht umsonst hat, recht widersinnig erscheinen zu lassen. Denn wer 7000 Thaler jährlich produciren

und verbrauchen muß, verbraucht an jedem Arbeitstage mehr als 20 Thaler in der Stille, und giebt diese 20 Thaler aus, ohne dafür etwas zu erhalten, wenn er nicht reproductive Arbeiten vornimmt. Er erspart an den 20 Thalern täglich aber so viel, als die reproductive Arbeit werth ist, mit der er den Tag ausfüllt. Wenn gleich bey richtiger Berechnung die meisten Meliorations-Arbeiten sich in so kurzer Zeit einzahlen, daß in sehr vielen Fällen der dagegen gemachte Einwand der Kürze des Abnutzes unanwendlich erscheint, so ist doch nun einmal ein Vorurtheil dagegen zu besiegen, welches nicht Platz finden kann bey Dauer des Genusses, und ergiebt sich das Interesse des Staats und der Productibilität davon, daß der Eigenthümer selbst sein Grundstück benutze. Wo eine höhere Industrie und Cultur herrscht, benutzt der Eigenthümer durch eigne Bewirthschaftung sein Grundstück. Aus diesem Grunde läßt sich daher mit der Zeit auch von Verkoppelung und Vererbpachtung der Bauerstellen die Sicherung der Verbindung des Privat-Interesse mit dem Interesse der Productibilität an der Benutzung der Zeit für die Cultur erwarten.

G., den 8. December 1819.

C. S.

Ueber den Rappsaatbau und dessen Folgen, nebst einigen sonstigen landwirthschaftlichen Bemerkungen.

Der Rappsaatbau ist bey übermäßig fettem Lande das einzige bey uns gebräuchliche Mittel, aus der ersten Saat nach bemergelter und bedüngter Braache bedeutenden Nutzen zu ziehen, da gewöhnlich in diesem Falle, bey irgend günstiger Witterung, das Winterkorn sich zu stark lagert und daher nur Kraulkörner giebt. In diesem Falle aber nur, und nur dann, wenn das Lagern des Korns zu befürchten ist, kann der Rapps mit Vortheil für den augenblicklichen Ertrag und ohne Nachtheil für die folgenden Saaten, gebaut werden. Da aber der dazu erforderliche Zustand des Landes, nemlich übermäßige Geilheit desselben, blos nach dem ersten Bemergeln, bey sonst gutem und in guter Dungkraft gewesenem Lande, eintritt: so ist, mit sehr seltenen Ausnahmen, der Rappsaatbau in der zweyten Roulance nach dem Mergel, gewöhnlich höchst schädlich, nicht allein für den Cultur-Zustand des Gutes, wegen des dadurch verlornen Düngers, sondern

auch selbst für den augenblicklichen Ertrag, wenn nicht die seit einigen Jahren ungewöhnlich hohen Preise desselben, zuweilen einen Unterschied machen. Grade diese sind es auch, und die Einnahme des dafür gelöseten Geldes, zu einer Zeit, wo die Ausgaben des Landmanns am höchsten sind, haben einen großen Reiz für den Anbau desselben. Berechnet man auch blos den Ertrag des Rappsaamens gegen den, statt dessen zu säenden Winterkorns, so gewinnt der Rappsaamen oft in Hinsicht der baaren Einnahme, besonders darin, wenn man das Stroh des Winterkorns für nichts rechnet. Wer aber so rechnet, täuscht sich selbst und rechnet sehr unrichtig. Die Rechnung muß nemlich so gemacht werden: Was mache ich aus dem Rappsaamen und den darauf folgenden Saaten, gegen eine andere Bewirthschaftung ohne Rappsaat? Dabey muß denn doch besonders bemerkt werden, daß die nach Rappsaat folgenden Sommersaaten einige Körner weniger Ertrag geben, als wenn keins vorhergegangen ist, dagegen das auf Rappsaat folgende Winterkorn gewöhnlich eben so lohnig als nach reiner Braache ist. Diese Berechnung wird, unpartheyisch gemacht, wohl mit wenigen Ausnahmen, als bey ungewöhnlich hohen Preisen desselben, zum Nachtheil des Rappsaats ausfallen. Rechnet man nun den Verlust an Dünger, und den dadurch mit

jedem Jahre vermehrten schlechtern Cultur-Zustand des Guts bey fortgesetztem Rappsaatbau, so wird die Rechnung zum Nachtheil des Rappsaats noch immer schlimmer ausfallen. Die durchaus nothwendige größere Anstrengung und daher nöthige stärkere Anspannung, muß doch auch beym Rappsaatbau mit in Anschlag gebracht werden, denn es ist doch ein wesentlicher Unterschied: ob die Braache zu Jacoby oder 14 Tage vor Michaelis, welches einen Unterschied von 7 oder 8 Wochen macht, fertig seyn soll. Auch leidet es wohl keinen Zweifel, daß eine öftere Bearbeitung der Braache als gewöhnlich, mit 4 Furchen, dem Lande von großem Nutzen seyn muß. Ich habe sie mehrere male 6 bis 7 mal im Sommer gepflügt und verhältnißmäßig geegt, und nur dadurch die gehörige Mürbe und Gaarheit derselben erlangen können. In den Marschen Holsteins ist dies ein gewöhnliches Verfahren, um die starke Gras-Narbe gehörig zu zerstören, und da auf vielen Höhe-Gütern Holsteins die Weide-Koppeln oft 5, gewöhnlich aber 4 Jahre in Weide liegen, so ist es, bey der starken Neigung zum Graswuchs auf Holsteinischem Lande, fast unmöglich, durch die gewöhnliche Bearbeitung der Braache mit 4 Furchen, eine solche gehörig durchzuarbeiten, wenn nicht eine ganz ungewöhnlich günstige Witterung, wie die der beyden letzten Jahre, zu Hülfe

kömmt. Diese mühsame Braache-Bearbeitung ist freylich in Mecklenburg nicht nöthig, da dort gewöhnlich die Weideschläge nur 3 Jahre liegen, und bey der wenigern Neigung zum Graswuchs des dortigen Bodens, oft nicht einmal ganz benarbt sind, welches wohl größtentheils der frühern oder noch fortdauernden Bearbeitung mit dem Haken und der wenigern Dungkraft des Mecklenburgischen Bodens im Allgemeinen gegen den Holsteinischen, zuzuschreiben ist. Es ist uns freylich auch möglich, bis zu Jacoby die Braache mehr als gewöhnlich zu bearbeiten, allein ein jeder Landmann weiß, daß es auch durchaus nothwendig ist, sie nach jedesmaligem Pflügen so lange liegen zu lassen, bis sie in Gährung kömmt, oder, wie man es nennt, gaar wird, daher die Zeit bis Jacoby zum mehrmaligen Pflügen, besonders bey ungünstiger Witterung, zu kurz ist. Wenn auch zuweilen das in der Mitte und Ende Augusts gesäete Rappsaat noch eben so gut werden kann, wie das Ende July oder Anfang Augusts gesäete, so ist das doch nur eine Ausnahme von der Regel. In diesem Jahre z. B. ist wieder alles frühe Rappsaat gut, und das spätere größtentheils wieder umgepflügt.

Rechnet man nun die durch den Rappsaatbau durchaus nothwendige größere Kraft-Anstrengung und die dadurch entstehenden Kosten, dazu die Ge-

fahren so mancherley Art, welchen das Rappsaat ungleich mehr als andre Korn-Arten unterworfen ist; die Unregelmäßigkeit der Wirthschaft, wenn durch das Mißrathen im Herbst, oder Erfrieren im Winter, statt des Rappsaats eine andre Kornart gesäet werden muß; dazu besonders den Verlust an Dünger, so bin ich überzeugt, daß der Vortheil des Rappsaatbaus in der zweyten Roulance blos in der Einbildung liegt, statt, daß man in der Wirklichkeit Schaden dabey hat. Man sieht hier in Holstein schon auf sehr vielen Stellen sehr deutlich den Nachtheil davon, da das durch den Rappsaatbau und dessen Folgen entkräftete Land die anhaltende Dürre des vorigen Jahres nicht ertragen konnte, und daher an manchen Stellen Futtermangel entstand, der in den jetzigen Zeiten, bey gehöriger Anwendung des Mergels, nie eintreten sollte, und ich behaupte, bey gehöriger Wirthschaft auf gutem Boden gar nicht eintreten kann. Nur solche Güter, die eine vorzüglich starke Heuwerbung haben, fühlen den Verlust des Strohes natürlich weniger; allein es ist doch immer ein Verlust. Der Grundsatz scheint mir daher sehr richtig zu seyn: Nur dann Rappsaat zu bauen, wenn man befürchten muß, daß das sonst zu säende Winterkorn, wegen übermäßiger Geilheit des Bodens sich zu stark lagern und daher keinen ordentlichen Ertrag geben würde. Da aber nur

sehr wenige Güter in diesem Cultur-Zustande sind, so ist auch für sehr wenige der Rappsaatbau anzurathen. Auch nur in so stark bedüngtem Lande kann man einen ordentlichen Ertrag von wenigstens 10 Tonnen auf 240 Quadrat-Ruthen rechnen, der zuweilen auf 16 Tonnen und noch höher kommen kann, statt, daß man bey nur mäßig bedüngtem Lande mit 7, 6 oder noch weniger Tonnen zufrieden seyn muß, wodurch man denn nicht allein den Schaden des wenigern Ertrags hat, sondern auch die Bearbeitungskosten verhältnißmäßig bey einem geringen Ertrage, ungleich größer sind. Aber nicht allein der eingebildete größere Ertrag des Rappsaamens ist die Ursache, warum er an manchen Stellen gebaut wird, wo er nicht gebaut werden sollte, sondern auch die Schlagordnung mancher Güter in 10, 11 und 12 Schlägen ist die Ursache, warum man ihn baut. Der Holsteiner ist im Allgemeinen ein Freund von vielen nach einander folgenden Saaten, besonders bey so vielen Schlägen, und rechnet gar zu viel auf die 4 bis 5jährigen Ruhe Jahre in der Weide, weil er glaubt, daß nur auf so lange geruhetem Lande lohniges Korn gebaut werden könne, worüber freylich die Meynungen andrer Landwirthe, und ich glaube mit Recht, sehr abweichen. Ohne 5 Saaten nach einander säen zu können, glaubt man hier, nicht den

höchsten Ertrag herauszubringen. Diese bestehen denn gewöhnlich in Rappsaat, Winterkorn, Gerste und zweymal Hafer. Wenn nun das Rappsaat wegfällt, wodurch soll nun die fünfte Saat gehörig ersetzt werden? Das ist die bisher noch nicht ordentlich gelösete Frage. Ehe der Rappsaatbau im Gange kam, säete man Winterkorn, Gerste, Rocken und zweymal Hafer. Man hat aber, besonders auf schwerem Boden, von dem Rocken oft wenig mehr als die Saat geerndtet. Auf leichterm Boden geht es besser. Das geht also nicht. Nun will man erst Rocken, dann Weizen, Gerste und zweymal Hafer säen. Ich bin aber der Meynung, daß diese Saatenfolge nicht die richtige ist, weil fünf nach einander folgende Saaten Halmfrucht zu sehr aussaugend für das Land sind, daher auch die darauf folgende Weide nicht so gut seyn kann, als bey einer andern Saatfolge; überdies die vier- und fünfjährige Weide auch zu alt wird, um den Nutzen daraus zu ziehen, den eine jüngere Weide giebt, die bekanntlich weit angenehmer, weit behülflicher für alles Vieh ist. Dagegen halte ich folgende Saatenfolge für zweckmäßiger. Hat man noch nicht so viel Dung, um zwey Schläge gehörig bedüngen zu können, so müßte man die Braache mit Modde befahren, in Ermangelung derselben bringt man die Hälfte des Mergels darauf, der bey der ersten

Bemergelung ganz darauf gehört. Ist es möglich, leichten Wiesenmergel zu bekommen, so paßt dieser am besten dazu, weil er nur wenig Lehmtheile enthält; wenigstens findet sich hier in den meisten Wiesen ein solcher, der trocken gleich zu Staub wird und fast lauter Kalk enthält, so daß man ihn zum Ausweißen der Wände gebrauchen kann. Ich rathe besonders zu dieser Art Mergel, weil der Lehm-Mergel doch immer rohe Lehmtheile zurückläßt; wenn der Kalk heraus ist, die den schweren Boden immer unbändiger machen. Könnte man auf solchen Boden Sand-Mergel bringen, so wäre es freylich wohl am allerbesten; allein dies wird selten möglich seyn. Auf die eine oder andre Art müßte die Braache, und zwar möglichst im Winter, befahren werden; nicht allein, weil dann die Modde oder der Mergel gehörig durchfrieren kann; sondern auch noch besonders deswegen, um im Sommer alle Kräfte aufbieten zu können, damit die Braache recht tüchtig damit durchgearbeitet werde, welches durch eine sechs bis siebenmalige gehörige Bearbeitung derselben gewiß geschehen wird. Dann säe man Weizen hinein. Auf die abgefalzte *) und etwas wieder geegte Weizenstoppel, um auf der

*) Der Mecklenburger würde sagen: gesträhkte. A. d. R.

rauhen gefrornen Falze (Furche) Pferde und Wagen nicht so sehr anzugreifen, fahre man den darauf folgenden Winter den frischen Dünger, wenn er kurz ist, sogleich frisch darauf. Ist der Dünger mit Stroh stark vermischt, so muß er etwa vier Wochen, oder so lange liegen bleiben, um etwas in Gährung zu kommen. Dieser in kleine Haufen von einander gefahrene Dünger bleibt bis Anfang oder Mitte März liegen, und wird dann erst aus einander geworfen. Darnach säe man Wicken, Erbsen oder Mengfutter darin, nach einmaligem Pflügen. Nachdem dieses, und besonders Mengfutter, grün, zur Heu- oder zur Stallfütterung abgeerndtet worden, säe man wiederum Winterkorn hinein, nach einem ein-, oder wenn die Jahreszeit es erlaubt, zweymaligen Pflügen. Unter dieses Winterkorn wird im Frühjahr Klee zu Heu oder zur Weide gesäet. Darauf folgt Gerste und einmal Hafer mit Klee zur drey- oder vierjährigen Weide. Auf diese Art verliert man einen Schlag mit Hafer, der aber durch die Wicken, Erbsen oder das Mengfutter reichlich ersetzt wird; auch wird der Klee nach dem auf bedüngte Wicken folgenden Weizen fast den doppelten Ertrag geben, als der, der in der fünften Saat bey der sonstigen Saatenfolge gesäet war. Durch die obige Behandlung des Düngers wird man sogleich schon den dritten Theil

Dünger gewinnen, welcher z. B. zu Gerste, gleichfalls im Winter, nachdem der Wickenschlag schon bedüngt worden, gebraucht wird, und der dann noch übrige Winter- so wie der Sommer-Dünger kann auf die Braache gebracht werden. Dadurch, daß nach Weizen Klee und auf diesen noch 2 Sommer-Saaten folgen, vermeidet man, wenn fünf Schläge zur Weide bleiben sollen, das fünfte Weidejahr in einer Folge, welches unstreitig das schlechteste ist. Als Muster zu einer Wirthschaft will ich diese Saatenfolge gar nicht aufstellen, da ich nur eine solche für die beste halte, die zur Stallfütterung alles Viehes so eingerichtet ist, daß alle drey Jahre gewiß jeder Schlag gehörig gedüngt werden kann, wozu sich indessen vorstehende leicht einrichten ließe, die doch vor der gewöhnlichen, nach welcher fünf Saaten Halmfrüchte nach einmaligem Dung gesäet werden, schon manche Vorzüge hat.

Zur Stallfütterung für alles Vieh würde ich, wenn auch behackte Früchte bey einer gehörigen Behandlung der Braache weit vorzuziehen sind, doch lieber größtentheils reine Braache wählen, und nur einen kleinen Theil damit zum Versuch benutzen, um nicht durch ein verquecktes Land auch für die Folge zu viel zu verlieren, weil wir noch zu wenig mit der Behandlungs-Art derselben beym Anbau im Großen bekannt sind. Fast bezweifle ich, daß

es überhaupt möglich seyn wird, unsre großen Braachen von 3, 4 Last und darüber damit zu benutzen, wenn nicht die Kosten den Ertrag übersteigen sollen. Also 1. reine Braache; 2. Weizen; 3. Wicken und Mengfutter; 4. Weizen; 5. Klee; 6. Gerste; 7. Erbsen; 8. Hafer; 9. Klee; wovon No. 1, 3 und 6 gedüngt werden müssen. Für 10 Schläge kämen No. 8 zu Winterkorn, 9 zu Klee, 10 zu Hafer; für 11 Schläge No. 8 Winterkorn, 9 Klee, 10 Klee, 11 Hafer. Bey einer fortgesetzten Stallfütterung wäre sehr zweckmäßig, in der Braache Rappsaat zu säen, weil man dann Dung in Ueberfluß erhält. So lange dieser aber noch nicht reichlich da ist, könnte man sehr füglich an dessen Stelle Wintergerste nehmen, die besonders recht fettes Land liebt, und je stärker sie sich lagert, desto besser lohnt, auch ihre Stelle eben so gut und oft besser als Rappsaat bezahlt. In reiner, gut gedüngter Braache thut sie auf gutem Lande gewöhnlich das zwanzigste Korn und ich habe selbst vor mehreren Jahren noch 5 Tonnen Aussaat, jede Tonne auf 240 Quadrat-Ruthen gesäet, 131 Tonnen gedroschen. Wer aber einen Versuch damit machen wollte, säe sie ja nicht in frisch bemergeltem oder mit Modde frisch befahrnem Lande, weil sie das durchaus nicht vertragen kann, und entweder ganz vergeht, oder doch gewiß nur sehr schlechten

Ertrag geben würde. In der zweyten Roulance, nach dem Mergel, ist ihre rechte Stelle auf recht stark gedüngter Braache, auf nicht zu kaltem Lande, das sie, eben so wie der Rappsaat, nicht vertragen kann, mit welchem sie auch dieselbe Eigenschaft hat, daß sie, ungeachtet sie erst Anfang September gesäet wird, beständig doch zugleich mit dem Rapps reif wird. Ich säe sie schon seit 10 Jahren, und da ich Mangel an Scheunraum habe, dresche ich sie sogleich noch vor der Rocken-Erndte ab, und setze das Stroh in Diemen. Sollte ein Mecklenburger Landmann Lust haben, den Versuch damit machen zu wollen, so könnte ich gerne die Saat dazu liefern, da ich in diesem Jahre beynahe 2 Last davon ausgesäet habe.

Ein Holsteinscher Landwirth.

Anderweitige Erfahrungen beym Mergeln des Ackerlandes.

Der Aufsatz S. 438 im VI. Jahrgange der Neuen Annalen veranlaßte mich, auch einige Worte über den Mergel zu sagen. Sie sind aber nur blos für Landwirthe bestimmt, die, so wie ich, nicht zu den

Gelehrten gehören, also auch keine chemische Untersuchung der Bestandtheile des Mergels zu lesen verlangen, sondern nur Ueberzeugung wünschen, daß der nicht ohne bedeutende Kosten auf den Acker gebrachte Mergel von Nutzen sey. Nach meinem Bedünken kann es uns gleichgültig seyn, ob der Mergel als Düngungs- oder als Reiz-Mittel anzunehmen ist, wenn er nur den besseren Ertrag unsrer Erndten bewirkt und unsere Weide verbessert. Es würde also, wie es mir scheint, wohl am nützlichsten seyn, wenn mehrere den Erfolg des auf ihren Aeckern angewandten Mergels mittheilten, weil die Erfahrung doch immer die beste Lehrmeisterin ist. Aus diesem Grunde werden es hoffentlich meine Herren Kollegen nicht übel deuten, wenn ich mit meinen, mit dem Mergel angestellten Versuchen hervortrete und meine Erfahrungen nur in der Kürze mittheile.

Ich fuhr den ersten Mergel im Winter 1806 auf ungehakter Rockenstoppel, die zuvor mit der Egge geebnet war; theils mit einspännigen Karren, auf die Quadrat-Ruthe eine Karre, theils auch mit Wagen, nach eben diesem Verhältniß. Nur mit etwa einem Scheffel Aussaat machte ich eine Ausnahme, und ließ dieses Stück Land, des Versuches wegen, sehr dick befahren. Mehrere meiner Herren Nachbaren, denen die Wirkung des Mergels da-

mals, eben so wie mir, aus eigener Erfahrung noch unbekannt war, lächelten über meine angefangene Arbeit und glaubten, es könne dies Verfahren durchaus keinen großen Vortheil hervorbringen; eben dieser Meynung waren auch meine Leute, unter welchen sich einer, der für den Klügsten galt, so äußerte: wäre ich in Ihrer Stelle, ich würde an diesem Acker nicht so viele Kosten wenden, da er doch immer nur schlechtes Korn trägt, denn so lange ich denken kann, hat auch der rauheste Hafer keine Art gehabt, und wenn auch wirklich, wie ich kaum glaube, nun der Hafer etwas besser gerathen möchte, so erhalten Sie doch Ihre Kosten nicht wieder. Ich erwiederte: daß der Acker nun Gerste und Erbsen tragen müßte, daher ich ihn auch im nächsten Frühling mit Gerste besäen würde. Daß dieser gerathen könne, ward von allen bezweifelt. Der Mergel ward nun bey trockner Witterung untergehakt, und nachhin alles auf diese Art dick bemergelte Land, etwa 4 Drömbt Aussaat, mit Gerste besäet. Zu meiner größten Freude gerieth diese Gerste vorzüglich gut; noch besser als die, welche auf den besten Gerst-Acker gesäet war. Ihre Ergiebigkeit war beym Dröschen so auffallend groß, daß der vorhin beym Mergelfahren so ungläubige

Tagelöhner, der mit dröschte, unaufgefordert sagte: das hätte ich nie geglaubt, daß nach dem wenigen Lehm auf so schlechtem Acker solche Gerste wachsen könnte; fügte auch noch hinzu: lassen Sie diesen Winter nicht wieder etwas Land befahren? — Auf der Gerstistoppel säete ich nun im nächsten Frühling Erbsen, welche ebenfalls vorzüglich gut geriethen und reichlich Korn und Stroh lieferten. Den Erbsen ließ ich nun Stoppelrocken folgen; auch säete ich zur Probe 7 Scheffel Weizen. Der Rocken gerieth ebenfalls vortrefflich, und stand dem besten Braachrocken nichts nach; der Weizen blieb zwar im Stroh nur klein, war aber reichhaltig im Korn.

In diesen drey nach einander folgenden Erndten zeichnete sich der dick befahrene Acker im geringsten nicht aus, so wie es auch bey nachherigen Erndten der Fall war. Dadurch ist mir die Ueberzeugung geworden, daß das dicke Auffahren des Mergels keinesweges zweckmäßig seyn kann, weil es kostspieliger ist und dennoch keinen größeren Ertrag hervorbringt. Der Herr Verfasser des angeführten Aufsatzes sagt zwar S. 472, daß seine Wicken, welche er auf Mergel, 4 Karren pr. Quadrat-Ruthe, gesäet, sich vorzüglich ausgezeichnet hätten, da die auf einer Karre pr. Quadrat-Ruthe gesäeten, nicht mähbar gewesen wären. Dies scheint freylich

meiner Behauptung zu widersprechen; dem ohngeachtet bleibe ich aber meiner Ueberzeugung getreu, da nach meiner Meynung hier nicht übersehen werden muß, daß von ganz schlechtem Sande die Rede ist.

Was Herr F. P. S. 463 von Bemergelung der Wiesen sagt, trift ganz mit meinen hierüber gemachten Versuchen überein. Ich ließ nemlich ebenfalls im Winter 1806 einen Wiesenfleck, theils Brink, theils tief und mit Moos bewachsen, übermergeln, habe aber auf beyden Stellen keine Besserung im Graswuchs spüren können. Ich werde mich nun bemühen, den von Herr F. P. in Vorschlag gebrachten Wiesenmergel aufzufinden, um mit diesem ebenfalls einen Versuch anzustellen; gelingt dieser nach Wunsch, so werde ich den gegebenen Wink mit Dank erkennen.

Mit dem Sandmergel habe ich nur erst seit zwey Jahren Versuche gemacht, und finde ich ebenfalls, wie Herr F. P. S. 467 sagt, von diesem eben die Wirkung, wie vom Lehmmergel, und da die Bearbeitung desselben ungleich leichter ist, so ziehe ich ihn dem Lehmmergel noch vor. Erbsen, welche ich in diesem Sommer auf Sandmergel gebauet habe, waren besser als die nebenstehenden auf Lehmmergel und auf vorzüglich schöner Mödde, die schon im Herbst nicht dünne aufgefahren war und den ganzen

Winter hindurch in Haufen gelegen hatte. Daß nicht der Aufguß des Scheidewassers als richtige Probe des Sandmergels anzunehmen und nur das Aufstreuen des Sandes eine bestimmte Entscheidung giebt, hat auch mir die Erfahrung gelehrt.

Schließlich nur noch ein paar Worte über die Behandlung des Mergels, die vielleicht Manchem, der bey der Handhabung des Mergels zu ängstlich ist, einige Beruhigung geben möchten. Der Mergel soll nemlich nach der allgemeinen Regel nicht naß und frisch untergebracht werden. Dies ist wirklich zuweilen, besonders bey anhaltendem Regenwetter, schwer zu beobachten. Dies bewog mich, auch hierüber einen Versuch anzustellen. Ich ließ nemlich seit einigen Jahren immer einen kleinen Ort absichtlich im Regen unterhaken; auch eben so auf einer andern Stelle den frisch aus der Grube gebrachten Mergel sofort streuen und unterbringen. Immer habe ich gefunden, daß dieser naß und frisch untergehakte Mergel keine veränderte oder nachtheilige Wirkung hervorgebracht hat. Aus diesen Erscheinungen glaube ich mit Recht schließen zu dürfen: daß eine so ängstliche Bestellung unnöthig ist. Indessen gebe ich der trocknen Bestellung immer den Vorzug, und zwar aus dem in die Augen fallenden Grunde: weil sich dann der Mergel mit der Ackerkrume besser vermischen kann.

Gr. R., im Decbr. 1819. E.

Reise-Notizen

vom

Herrn Doctor H. Chr. Gerke auf Frauenmark.

Geschrieben im Januar 1820. *)

Reisen sind für den practischen Landwirth, der seine Wirthschaft im Zuge hat, von unendlichem Werthe. Das Lesen landwirthschaftlicher Bücher

*) Diese Bemerkungen sind für unser landwirthschaftliches Publicum ein angenehmes und sehr interessantes Geschenk. Wie nützlich würde es seyn, wenn auch andre unter unsern Landwirthen, denen ebenfalls die treffliche Gabe der Beobachtung und Darstellung nicht fremd ist, sich das Verdienst erwerben wollten, nach ihren individuellen Ansichten, Ortsbeschreibungen dieser Art mitzutheilen. Wir würden auf diesem Wege allmählig zu einer ökonomischen Topographie Mecklenburgs gelangen, die schon so lange, besonders im Auslande, gewünscht ist, und wie lehrreich würde es seyn, die mannigfaltigen, selbst in Mecklenburg abweichenden Wirthschafts-Methoden gegen einander stellen zu können.

A. d. R.

ist zwar allerdings auch von Nutzen, aber ganze Frachtkarren voll Bücher kommen doch nicht einer einzigen Anschauung gleich. Der Buchstabe giebt in Erfahrungs-Wissenschaften nur ein Bild, das todt ist, wie er selbst, und es gehört schon eine starke Entschließung dazu, nach einem todten Bilde seine Wirthschaft umzuformen. Diese Bilder verfliegen daher meistens, sobald wir das Buch aus der Hand gelegt haben. Ganz anders ist die Anschauung. Ihre Wirkung ist lebendig und bleibend. Warum sollte ich nicht andern folgen, die etwas Besseres haben als ich? Fruchttragende Proceduren, Nutzenbringende Einrichtungen, deren Räderwerk ich sehe, werden unter gleichen Umständen auch mir dienen.

Dieses als Apologie meiner geringen Reise-Notizen, die ich auf einer Winter-Reise machte, wo man ohnehin wenig beobachten kann. Sie mögen aber so unbedeutend seyn, als sie wollen, so dienen sie doch zum Fingerzeige, wo diese oder jene Einrichtung zu finden sey.

Zuerst von meinem Freunde, dem Domainen-Rath Pogge zu Roggow. Hier findet man die Wiesen-Rieselung der Lüneburger vervollkommnet und vereinfacht. Der Haupt-Abzugs-Graben geht im niedrigsten Niveau durch die Wiesen, und die Zuführungs-Gräben, 3 Fuß breit und eben so tief,

sind auf der Erhöhung am Rande der Wiesen hingeführt, und haben ein zwey Fuß dickes Ufer an der Wiesen Seite. Sobald diese Gräben voll Wasser sind, wird das Ufer bey ihrer ersten Anlegung von 15 zu 15 Fuß (etwa) durchgestochen, und zwar nur 6 Zoll breit, und von gleicher Tiefe der Ausstiche. Das Wasser dient hierbey selbst zum Niveau. Von dieser Operation hängt die gleichmäßige Verbreitung des Wassers über die Wiese ab und mithin das völlige Gelingen der Procedur. Wo die Wiese sehr breit ist, wird das Wasser erst wieder in einem ähnlichen queer vorliegenden Graben aufgefangen, und von hier ergießt es sich dann aus seinen kleinen Oeffnungen über den zweyten Theil der Wiese bis in den Abführungs-Graben. Aus der Grasnarbe konnte man noch sehen, daß das Gras wegen seiner Dichtigkeit und Länge fast überall gelegen hatte. Merkwürdig war hierbey ein Abwässerungs-Graben, der das angrenzende tief liegende Ackerland trocken legt, und daher, unter dem Zuleitungs-Graben der Wiese durch, in den Haupt-Abzugsgraben fiel. Wer diese Einrichtung mit dem vergleichen will, was wir über die Rieselung besitzen, wird finden, daß sie im hohen Grade vereinfacht ist, ohne minder wirksam zu seyn. Herr Pogge hat ehedem selbst zu seiner Belehrung in dieser Hinsicht eine Reise ins Lüneburgsche gemacht.

Was ehedem über die reine Merino-Heerde zu Roggow und Striesenow — welches letztere Gut der jüngere Sohn des Herrn Pogge bewohnt — gesagt ist, bestätigt sich. Die Heerden — aus den vorzüglichsten Stamm-Heerden des Fürsten Lychnowsky bezogen — werden in ihrer ganzen Reinheit der Race erhalten, und wachsen nun bey der sorgsamsten Pflege in beträchtlicher Zahl heran. Im Jahr 1818 waren unter Direction des Inspectors Michels — der nun seine hier gesammelten Ideen und Erfahrungen auf einem eigenen Gute in Ausführung bringen wird, — 120 Böcke, a Stück 10 Friedrichsd'or, für 6000 Rthlr. im Golde abgesetzt, worüber ich das Register gesehen habe. Es waren Böcke darunter, die gemeine Hirten gekauft hatten, die dreist auf die Stör-Schau zu Brünn hätten gebracht werden dürfen. Bey den Böcken findet kein Handel und keine Auswahl statt, sondern das Begehr — die Anmeldung — und die sofortige Eintragung ins Register, und die Geburt der Stücke gehen chronologisch neben einander fort, und die Register-Nummer wird dem Bock auf einem Brettchen angehangen. Im Jahre 1820 ist nun der Preis auf sechs Friedrichsd'or gesetzt. Bekömmt ein Bock die Drehkrankheit, so giebt Herr Pogge die Hälfte des Kaufgeldes zurück. Die aus einer berühmten Preußischen Privat-

Schäferey im Jahr 1819 nach Mecklenburg bezogenen Stöhre werden dieser Stammheerde keinen Abbruch thun. Sie waren unter der Kritik. —

Der Englische Hengst in Roggow wird von allen vorzüglichern Pferde-Kennern sehr hoch geschätzt. Ich halte ihn für Yorkshire Race. Das Suffolk Punch-Horse ist breiter und gedrungener. Ich habe nicht bemerkt, daß in Roggow die Stuterey im Großen betrieben wird. Sie scheint vielmehr auf den eigenen Bedarf, der nicht gering ist, und auf einzelnen Absatz berechnet zu seyn.

Merkwürdig ist der hiesige, aus Mecklenburgischer Race hervorgebrachte Stamm von Milch-Kühen. Sie sind eine lange Reihe von Jahren hindurch durch Paarung der milchergiebigsten Stücke mit Bollen von den besten Melk-Kühen entsprossen, zu dieser Vollkommenheit gebracht. Sie haben eine weite Tonne, dicke Milchader, ungeheure Eutern, struffes Haar und spitze Hörner, haben also grade die entgegengesetzten Eigenschaften der Bakewell-Race in England, von der ich einst den Lesern unsrer Annalen die mündliche Aeußerung des verehrlichen Arthur Young auf Bradfield-Hall mitgetheilt habe. Es ist Schade, daß vors erste keine Aussicht ist, daß das Land für seine beträchtlichen Holländereyen — die wahre Zierde Mecklenburgs — von dieser trefflichen Race Nutzen ziehen

könnte. Allein die jährlichen Einschüsse von Starken in die Mecklenburgischen Holländereyen ist zu beträchtlich — geht in viele Tausende! — und die Transporte Jütländischer Starken bey 3 bis 400 Stück befriedigen oft kaum den Bedarf der Güter eines einzigen Districts. Andererseits hat Herr Pogge selbst zwey Söhne, die als Landwirthe etablirt sind, welche in Roggow recrutiren.

Schöneren Rapps als hier, habe ich nirgends, selbst in Holstein nicht, gesehen. Ein Fuß hoch, nicht zu dicht gesäet und ohne Fehlstelle. Er war nach Mergel, der in Roggow sehr ungünstig liegt, und weit gefahren werden muß, gesäet. Ich habe diesem Rapps das zweyhundertste Korn prophezeyhet. In einem so excessiv trockenen Jahre, wie das 1819te war, wo man keinen Haken in die Erde kriegen und wo man fast keine Frucht, die im August gesäet war, zum Keimen bringen konnte, ist diese Erscheinung etwas Unerhörtes. Allein alles Heil liegt in solchen Jahren darin, wenn man früh seinem Acker die nöthigen Furchen giebt, daß er gehörig gaar wird. Dann dient ihm auch ein geringer Regen, dann wirkt Thau und Nebel auf ihn und auf die Keimkraft und Vegetation des ihm anvertrauten Saamens. — Mir selbst kann ich ein so glückliches Verfahren in diesem eigensinnigen Jahre zum Ruhme nicht nachsagen. Weder in Frauenmark

und Schönberg, wo ich Alles vom Mergel haben muß, noch in Lanken, welches mir die hohe Großherzogl. Justiz-Kanzley in Schwerin aus hocheigenem Antriebe in Administration gegeben hat, habe ich aus der angegebenen Ursache keinen Rapps, der das Herz erfreuet.

Gern hätte ich auf diesem letztern Gute, — welches wegen seines milden Lehmbodens, der überall Mergel hat, wegen seiner trefflichen Wiesen, die ohne große Kosten auf das Dreyfache gebracht werden können, und wegen seines Holzes zu den besten Gütern gleicher Größe in Mecklenburg gehört — so einige tausend Thaler außer dem Gewöhnlichen vorweg eingenommen; bin auch bis zu 3 Scheffel Rapps-Aussaat wirklich gelangt, allein der angeführte Grund hat einen großen Theil meiner Hoffnungen vernichtet. Das frühe Fertigseyn mit Bearkerung ist also — darum schreibe ich dieses — ein Haupt-Gegenstand, worauf der junge Landwirth (der alte Practikus weiß das von selbst) nicht genug sein Augenmerk richten kann. Deshalb ist es auch so gut, wenn man, wie Herr Pogge, außer seinen Haken noch die nöthige Anzahl guter Pflüge hat, damit nach Bestellung der Wintersaat alle Pferde zum Umbrechen des Dreesches gebraucht werden können. So lange dieser nicht sammt der Strähk (Umbruch des Sommerfeldes) vor Win-

ter herumkommt, können wir uns nicht rühmen, daß wir unsere Wirthschaft in der Reihe haben.

Was mir in Roggow noch sehr gefallen hat, war der Poggesche Saatwasserfurchen-Pflug mit beweglichen Streichbrettern, an denen die beyden Harken, oder eigentlich Erdschieber, die das Abharken unnöthig machen, unbeweglich festsitzen, und ihre Stellung von den Streichbrettern erhalten. Er ist mit einem Stellbügel, wie die Englischen Pflüge ohne Räder, läßt sich aber ohne Zeichnung nicht deutlich machen.

Ich gehe zu Kreien im Amte Lübz über, welches eine Großherzogl. Domaine ist, die der Rittmeister von Plato in Pacht hat. Alle, die einen schwachen Mergelglauben haben, müssen ihren Wanderstab hierhersetzen, und Alle, die unter einer schwierigen und umständlichen Mergeley (das heißt bey weitem Fahren und hohen Abraum) den Muth zu verlieren Gefahr laufen, können hier Stärkung finden. Was den Mergelglauben betrifft, so ist es doch wol genug, wenn ein Sandfeld wie dieses, das vor dem Mergeln mit 300 Fudern aller Fruchtarten sehr zufrieden war, jetzt in einem Sommer, wo alles rein verdurstet und vor Hitze umkommen zu wollen schien, über 1200 Fuder eingefahren oder in Miethen gelegt hat. Was aber die Stärkung des Muths betrifft, so muß man hier sehen,

wie an einigen Stellen der Mergel mit 7 und 8 Fuß Abraum belastet ist, und er selbst dann doch nur, und zwar mit vielen Steinen vermischt, in Flötzen von 6 bis 7 Fuß daliegt und wie gewöhnlich auf Seegründen endet. Solch eine Mergelgrube gleicht denn am Ende einem kleinen Dorfe, worin überall Straßen sind, in denen man sich am Ende begegnet. Um aber das Uebel noch größer zu machen, so ist nun an einigen Stellen so weit zu fahren, daß die Mergelkarre eine volle Stunde bedarf, ehe sie wieder an die Bank kömmt. Und das Alles ist überwunden. Wegen dieses enormen, langjährigen Kraft-Aufwandes sagte mir die Frau von Platow in einem recht herzlichen Tone: „sollten wir denn wohl wirklich das Alles wieder kriegen, was wir darauf verwandt haben?" — Mit wahrer Ueberzeugung antwortete ich ihr, daß sie nicht blos das, was sie auf dem Altare der Indüstrie niedergelegt hätten, wieder bekommen, sondern so viel dazu erwerben würden, daß sie ein Mecklenburgisches Landgut von 3 Hufen bezahlen könnten. Ich dachte nemlich mit einem großen Vertrauen an das Glück eines langen Friedens, den uns die Vorsehung schenken wird; — denn Krieg ist nur gut für Lieferanten, Marketenter und Gauner! — Auch wußte ich, daß die hohe Kammer den Pacht Contract — welches sie nur in sehr einzelnen, wirklich sich

dazu qualificirenden Fällen thut, — prolongirt hatte. Man mag nun über Kammer-Wiederwillen gegen solche Pacht-Verlängerungen sagen, was man will, so bleibt es doch ewig wahr, daß eine Kammer, als Mandatar des Fürsten, dessen Interesse nicht besser besorgen kann, als durch öffentliche Versteigerung der Pachten. Gegen die Unbekanntschaft mit der Person des Pächters sichert der Contract und die Liquidität des Locarii, und bey dem schwankenden aller Pacht-Anschläge zeigt sich der wahre, aus den politischen und Handlungs-Conjuncturen hervorgehende Pachtpreis nicht besser, als bey der Licitation. Oft geht es auch noch über diesen hinaus, wenn es viel Heyrathslustige im Lande giebt, denn da geben die nahe Ehe, die dos et illata, in Verbindung mit den eigenen sauer erübrigten Thalern, eine ganz eigene Kraft-Erhöhung, einige hundert Thaler höher zu gehen, als man gehen sollte. Wenn ich Pedell wäre, so wollte ich dem Protocoll dictirenden Rathe allein schon aus diesem psychologischen Grunde immer vorhersagen, wie der Termin ausfallen werde. Allein auch dieses schadet der Indüstrie nicht, denn: hat ein junger Mann Ehrgefühl, so macht ihn gleich das erste Jahr klug, und lehret ihn, daß er um so indüstriöser seyn müsse, wenn er als ehrlicher Mann bestehen will.

Soviel von Kreien. Wer Muthes zu den lästigen Stein-Arbeiten bedarf, den führe ich zu dem Hof- und Canzley-Rath von Wedemeyer auf Langhagen und zu den geheimen Domainen-Rath Frisch auf Gloksin. Wirklich kann man unter der Last dieser Arbeit, selbst wenn man mit Maschinen operirt, erliegen, und dann ist der Zeitpunct da, wo man zu solchen Männern reisen muß, die uns im Fleiße noch übertreffen. Da hat Herr von Wedemeyer am Wege von Krakow ein Thal, das eigentlich nur schlechter Sandboden und dabey ganz mit Kieseln durchmischt ist. Nachdem die großen Centner-Massen an den Wegen in eine Mauer gebildet sind, läßt er nun diese Steine in Haufen lesen und abbringen und wiederholt dies Geschäft bestimmt mehreremale, denn ich sehe da immer Steinhaufen, die nie an demselben Orte zu liegen scheinen. Er fragt also nicht, ist das auch ökonomisch richtig? sondern er weiß, daß ein Gut so lange gehandhabt werden muß, bis es seinen Zweck erfüllt. Er kömmt dann mit Mergel und Modde nach, und das ist freylich besser, als wenn dieses vor dem Abbringen der großen Steine geschehen wäre, weil der Mergel zu sehr in die Lagerplätze der Steine vergraben wird.

Herr Frisch, der an der West-Seite der Mecklenburgischen Schweiz wohnt, und der aus

Glokfin eine kleine Stadt bildet, hat vielleicht die meisten Steine in Mecklenburg. Er umzieht daher ganze Ackerschläge, von fast einer halben Meile lang, mit regelmäßigen, vier Fuß hohen Mauern. Diese Mauern sind richtiger gesetzt, wie sie ehedem in Mecklenburg — mit Sand und Erde angefüllt — gesetzt wurden. Der Boden soll hier sehr gut seyn, deshalb wird diese Stein-Arbeit um so mehr rentiren. Wenn ich ein Gut sehe, so sehe ich zuerst nach den Kathen; sind die gut, so hält der Herr auf seine Leute; sind sie schlecht, so ist er ein Tyrann. Dann sehe ich nach den Viehställen. Sind die gut, so ist er ein Wirth.

Die Kathen in Glokfin sind sämmtlich zweyhischig, von gebrannten Steinen, mit Schornsteinen und platten Ziegeln. Wegen der Feuers-Gefahr sollte man nie anders als zweyhischig bauen. Die innere Einrichtung ist auch sehr gut. Beym Eintreten in den Kathen komme ich auf die Diele, die hoch genug ist, um darauf zu dreschen. Gleich daran ist die Wohnstube und eine Kammer, straßenwärts. Gegen der Diele über ist gartenwärts eine Speisekammer, darneben die Küche, und neben der Küche sind Kuh- und Schweineställe. Die Häuser haben auch ein nettes Ansehn, und erinnerten mich beständig an die kleinen Landhäuser in England, die ebenfalls von dieser Art Menschen bewohnt

werden, wo dann aber freylich die Tochter des Hauses eben so gekleidet ist, wie bey uns die Kammerjungfern und alle Weiblichkeit, die mit diesen rangirt. —

Ich hole noch ein Gut nach, das ich in seinen Einrichtungen genauer kennen-gelernt habe, und auch hier nicht entfernt liegt. Es ist Linstow c. p., dem Herrn Vogel gehörend. Es ist fast nicht möglich, ärmere Güter in Mecklenburg aufzufinden als diese. Wenn man erst allen Arten des Vieh's bey sechs Hufen 38 Scheffel oder 1,052793 Quadrat-Ruthen, sage eine Million zwey und funfzig tausend sieben hundert neunzig und drey Quadrat-Ruthen Fläche mit Moos und Nadeln streuen muß, so muß man doch einräumen, daß die Entnervung des Ackers den höchsten Grad erreicht hat. Aber trefflicher und consequenter hat keiner der Armuth des Bodens abgeholfen, als dieser junge Wirth. Er mußte viel Vieh reichlich ernähren können, um viel Dünger zu gewinnen, und läßt daher alles Stroh durch die Mägen passiren. Um es nahrhaft zu machen, bauet er eine unendliche Menge Futtergewächse und besonders Kartoffeln, die man in Bergen, wie der Hof lang, in Miethen findet. Aus den Kartoffeln brennt er nach Dornscher — ich möchte behaupten unübertrefflicher — Art, einen durchaus reinen

Branntewein, und mit dem Spülicht brühet er das Häcksel ein für Ochsen, Kühe und für seine ächte Merino-Heerde, die aus 1250 Stück besteht, und nach dem Mergeln auf 2000 gebracht werden soll. So wie eine Blase abgetrieben ist, läuft das Spülicht — noch in Kochhitze — ein ums andere in ausgemauerte, mit Häcksel gefüllte Behältnisse, aus denen es, nachdem die Nahrungstheile des Strohes gelöset und gleichsam schon in halben Nahrungsbrey verwandelt sind, das Rindvieh bekömmt. Es ist dabey im besten Gedeihen; blank, fett und munter. Den Schaafen, — in Linsow selbst sind 1000, — werden täglich zwey Oxthoft hingefahren, welches durch viermaliges Umherarbeiten in einer langen Kiste, mit den aufgekrämpten Armen verrichtet, gemengt und dann in die Krippen-Raufen, etwa 3 Zoll hoch, den Schaafen eingefüttert wird. Welche Lust, welche Gewandheit ist in diesen Lausitzischen Schäfern? — Da bleibt nie die Spur des Häckfels zurück, und die Schaafe sind schlachtbar bey Fleische. Hier müßte Mecklenburg eine Erziehungs- und Bildungs-Anstalt für Schäfer haben, daß doch aus dieser ungelenkigen eine neue Race hervortreten möge. Junge Bursche, die Munterkeit und guten Willen haben, müßten wir da in die Kost und Lehre geben, sie dann ein Jahr in Sachsen reisen lassen und so zu unsern Heerden nehmen.

Die Schaafe stammen von denen ab, die der König von Spanien nach dem siebenjährigen Kriege an den Churfürsten von Sachsen nach Pillnitz und Stolpen schenkte, und directe aus Bellmannsdorf in der Oberlausitz vom Herrn Stifts-Verweser von Fehrentheil, und aus Tauchericz, die bis an die Nase bewachsen sind, ohne die schädlichen Halskragen zu haben; endlich aus Klipphausen zwischen Meissen und Dresden, welches man über Roxburg hält. Die Mütter möchten in Stapel und Feinheit der Wolle wohl nicht übertroffen werden können, aber die Stöhre lassen noch Einiges zu wünschen über. Bey diesen scheint man zu sehr auf Quantität der Wolle zu sehen. Daher kömmt es auch, daß man, ohngeachtet jener seidenartigen Feinheit der Mütter im Durchschnitt über drey Pfund geschoren hat. Auch ist in diesem Prüfungsjahre der Schaafhalter doch noch 22 Thaler N$\frac{2}{3}$tel in Teterow für diese Wolle bezahlt. Wer von hier Aulämmer bezieht — sie müssen aber ein Jahr vorher bestellet werden, — dem wird es nie gereuen. Ich meyne verstanden zu haben, daß der Preis eines Jährlings, wie er aus den Hürden springt, 12 Rthlr. N$\frac{2}{3}$tel ist. Dafür kann man nirgends reine Merino-Race von dieser Güte haben.

Ich dachte die Vogelsche, nach Dornscher Methode eingerichtete Brennerey, mit einem Risse begleitet, dem Publico zu übergeben. Aber Herr Vogel scheint zu nachsichtig mit seinen Eleven zu seyn, von denen mir die schon halb fertige Zeichnung nachgeschickt werden sollte. Nun muß ich sehen, was Worte vermögen, da ich selbst lange Brenner gewesen bin.

Die Blase hält im Durchmesser 71 Rheinl. Zoll = $6\frac{1}{2}\frac{2}{5}\frac{1}{2}$ Fuß Hamb. Maaß. (21 Rheinl. Fuß = 23 Hamb.) Die Höhe am Blasen-Rande, 6 Zoll Rheinl. = $6\frac{4}{7}$ Hamb. — Die Mitte von der Oeffnung bis auf den Boden 14 Zoll Rheinl. oder $15\frac{1}{3}$ Hamb. Sie hält 705 Quart. (Das Quart = $\frac{5}{4}$ Pott.) Ich bemerke hier diese Weite und äußerst geringe Höhe lediglich deshalb, um den jetzigen Stand der Distillirkunst gegen den ehemaligen augenfällig zu machen, denn vordem mußte eine Blase von 705 Quart, die jetzt 6 Zoll hoch ist, wenigstens so hoch seyn, daß der Brenner darin zur Noth hätte aufrecht stehen können. Sehr merkwürdig und nützlich ist die Einrichtung des Schwedischen Helms für die Gewinnung des Alkohols. Seine Höhe ist 4 Fuß 7 Zoll Hamburgisch. Er hat 3 Etagen, deren jede mit 2 Zoll hohem, beständig abfließendem Kühlwasrr in zwischengeschobenen Behältern versehen ist. Die Mechanik ist äußerst

künstlich und erfordert geschickte Handwerker, denn in jenen Etagen tritt das Kühlwasser zwischen zwey Bleche, so groß der Helm ist, und der Alkohol muß sich das durch jede Etage führende Loch suchen, bis er den Blasenhals findet. Von hier kömmt er in die Maische-Blase oder den Vorwärmer, welchen er in vierfach gewundener Schlange durchläuft und so die darin befindliche Maische bis zur Kochhitze erwärmt, so daß sich schon hier von der Maische einiger Alkohol entwickelt, der in einem kleinen Neben-Apparat aufgefangen wird. Von da geht er in sechs Windungen durch das Kühlfaß, so daß die sämmtlichen Schlangen eine Länge von 95 Fuß und darüber haben.

So wie das Spülicht abgelassen ist, wird ein zwischen Blase und Vorwärmer befindlicher Hahn geöffnet; nun fließt die kochende Maische in die Blase, und in einigen Minuten ist der Distillations-Proceß wieder im Gange, der sonst Zwischenräume von einer halben Stunde hat. Die Blase kann auch mittelst einer eigenen Vorrichtung ausgespült werden. Es geschiehet alle Abend einmal, ohne daß der Helm abgenommen wird. Der Helm kann auch nie, wie sonst oft geschieht, durch das Aufsteigen der Maische — das sogenannte Stürzen — abgestoßen werden. Es wird dieses durch eine von oben nach unten führende Röhre bewirkt, die die Maische oben auffängt und zurückführt.

Der Apparat zur Kochung der Kartoffeln in Dampf und die Quetschmühle sind genugsam bekannt.

Ein Scheffel Kartoffeln giebt $6\frac{1}{2}$ bis 7 Pott Spiritt zu 80 Grad, dem man so viel kaltes Wasser zusetzt, daß er 45 Grad behält. Da in diesem Jahre nur 7000 Scheffel Kartoffeln geerndtet sind, deren man doppelt so viel erwartet hatte, so werden täglich nur 11 Scheffel Kartoffeln, ein Scheffel Rocken und ein Scheffel Malz großer Maaße eingemaischet und übergetrieben. Die Kartoffeln werden bepferdehakt und nachmals mit dem gewöhnlichen Haken herausgehakt — eine Furche um die andere, — so daß erst das ganze Feld zur Hälfte umgehakt und abgelesen wird, ehe man zur andern Hälfte schreitet. Das Einfahren geschieht in großen Bretter-Kasten, an denen ein Schieber an der Seite ist. Hiermit wird an die Miethen hingefahren, wo man sich dann der Kartoffeln mittelst Oeffnung des Schiebers auf eine leichte Art entledigt. Da man den Gehalt des Kastens weiß, so ist die Rechnung leicht. und der Ueberschlag, den man sich zu machen hat, nie irreleitend.

Man findet hier auch den Bailay'schen Pflug eingeführt.

Da dieser geistreiche Wirth nun auch Mergel in ungeheurer Menge hat — gerade das wirksamste Zeug von allem, welchem man im ersten Jahre gar

nicht mit Mist zu Hülfe kommen darf (vor December 1819 war in Linstow kein Mergel) — so kann aus diesem Gute einmal recht Viel werden. Aber mit Mist allein bleibt es ewig arm, fällt immer und ewig, sobald es in der siebenschlägigen Rotation seine drey Saaten abgetragen hat, in sein altes Nichts zurück, denn: die Pflanze bestehet fast ganz aus Kali, welches man so gut durch Einäscherung als durch Auslaugen und Abdampfen aus ihr erhält, mithin in ihr präexistent ist, wie Herr Professor John deutlich genug erwiesen hat. Nun aber ist Mergel ja eigentlich, wie ich beweisen werde, nichts als ein Gebilde der organischen Kraft, ein thierisches Kali mit irgend einer Erde flutend gemengt. Bedarf es noch einer weitern physiologisch chemischen Erklärung, um die üppige Lebenskraft der Pflanzen im Mergel zu deuten? Die Pflanze athmet, (man lese Grischow's treffliche Abhandlung: über das Athmen der Pflanzen); sie verlangt materiell Nahrung wie das Thier, nur daß das Thier alles, was organischer Abkunft ist, frisch, oder in substanzieller Erhaltung, die Pflanze aber in völliger Verwesung verlangt.

Linstow hat einen großen Ueberfluß an Holz, und dieses verdankt es einer Curatel des Herrn Hofrath Krüger in Güstrow, der — ich meyne — neunzig tausend Quadrat-Ruthen mit Tannen

besaamet hat. Eine solche Handlung von einem Curator muß ausgesprochen werden, und darf nicht auf den kleinen Bezirk von Linstow, wo man ihr eine dankbare Rückerinnerung zollt, beschränkt bleiben.

Bey Linstow liegt Karow — 10½ Hufen — 1,484,129 Quadrat-Ruthen incl. der Pfarre — den Erben des weil. Oberamtmann Cleve zugehörend, unter Vormundschaft des Herrn Canzley-Raths von Wedemeyer auf Langhagen. Das Gut wird einst unter die vorzüglichern Mecklenburgs gerechnet werden, denn man mergelt stark, und dies ist gerade der Boden, dem Mergel vorzugsweise dient. Es ist sandiger Lehm, oft nur lehmiger Sand. Es ist derjenige Boden, wovon der kraftvollste Schriftsteller seiner Zeit, der Pfarrer Mayer in Kupferzell sich so ausdrückt:

„Aber endlich die Felder und Aecker anzuzei-
„gen, wo der Mergel zu ganz ungemeinen Nutzen
„gereichet, — diese sind alle leichte und sogenannte
„weiße Aecker und Felder.

Der selige Oberamtmann Cleve, — als Hannöverscher Beamter an große Thätigkeit und Energie gewöhnt, und nicht weniger an Braunschweigschen und Grubenhagenschen Boden, — führte vor 8 Jahren den Kleebau (behuf des Mähens) und Stallfütterung des Rindvieh's in Karow ein. Er ahn-

dete aber nicht, daß er mindestens erst so viele Karren Mergel fahren müsse, als er an Quadrat-Ruthen Zahl unter Pflug und Haken hatte, ehe er Mähe-Klee bauen könne. Sein Grundsatz war richtig, aber die Prämissen waren es nicht. Er verdient deshalb nicht minder unser Andenken! Hätte er das Glück, was er in Mecklenburg durch Karow gemacht hatte, noch lange genießen mögen! Ruhe und Frieden seiner Seele.

Zwischen Linstow und Malchin liegt noch das unendlich romantische, durch Baukunst und Garten-Anlagen sehr berühmte Burgschlitz mit seinen vielen, reichen Neben-Gütern, — in Hinsicht seiner malerischen Lage, auf dem höchsten Berge der Mecklenburgischen Schweiz, von keinem Gute Mecklenburgs übertroffen. Es gehört dem Herrn Dom-Dechant und Geheimen Legations-Rathe, Grafen von Schlitz, dem ersten Begründer unserer Gesellschaft, der das Schiff in der langen Zeit der Stürme glücklich über Wasser hielt, und in einen sichern Hafen führte, wo es mit unbedeutenden Abänderungen am Steuer und Segel-Mechanism hergestellt wird. Sollte sich kein Roland finden, der diesem Söder seine Feder verliehe?

Auf meiner Reise nach Stavenhagen traf ich noch auf ein Gut, das auch viel Merkwürdiges und Abweichendes hat, und wo man auch stark

mergelt. Es ist Scharpzow, welches Herr Müller gepachtet hat. Er hat 14,000 Scheffel Kartoffeln gebauet und macht 72 Ochsen damit fett, und zwar ohne Brennerey, blos mit der Maschine in Würfeln und Scheiben geschnitten und mit Klee-Häcksel verfüttert. Er kauft zu 6 bis 7 Louisd'or und verkauft zu 14 nach Berlin. Er beobachtet das Striegeln und Reinigen der Ochsen als ein Haupt-Requisit einer guten und schnellen Mastung. Er gehört mit zu den starken Mergelern, denn er hat beständig 20 Karren im Gange, und giebt der Quadrat-Ruthe eine große Karre. So hat er in 3 Jahren 41 Last zugemergelt. Ich habe diese Scharpzower Nachrichten aus zwey sichern Quellen, ohne sie jedoch ganz verbürgen zu wollen. Ich bemerke dieses nicht, als wenn ich zweifelte, sondern weil ich selbst mich bey Herrn Müller zu belehren, nicht Zeit hatte.

Stavenhagen ist ein kleines munteres Städtchen, welches gerade auf so reichem Boden stehet, wie London. Ist der Boden hier reich an sich, so ist er es noch mehr durch seinen vielen Mergel. Es ist hier ein sehr reicher Mineral-Brunnen, wovon Herr Grischow die Analyse in der Vandalia vorgelegt hat. Der dasige Bürgermeister, Herr Reuter, der selbst ein rüstiger, raffinirender Landwirth ist, wird sich gewiß alle Mühe geben, die

agrarische und technische Industrie dieser Stadt zu heben. Ihm entgeht so leicht nichts in dieser Hinsicht, und wie ich vor vier Jahren aus England zurückkam, war er der erste, der sich nach Allem erkundigte, was auf die technische Industrie und insbesondere auf Flachsbereitung und Weberey Bezug hatte.

Ich bin hier nahe bey Ivenak und den dazu gehörenden Gütern, den Allodien, Majorat oder Fideicommiß des Herrn Grafen von Plessen. Seine Mecklenburgischen Güter bestehen aus 47 3/4 Hufen 67 Scheffel — die Preußischen, die sich an diese anschließen, kenne ich nicht. — Die Mecklenburgischen halten 3,214015 Quadrat-Ruthen. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Güter und ihre Bewirthschaftung etwas näher kennen zu lernen. Ich habe aber die Ehre, den Herrn Grafen selbst zu kennen, und weiß, wie er über die Publicität seines landwirthschaftlichen Kunstbetriebes denkt, so sehr er ungescheut alle seine Einrichtungen der reinsten und strengsten Critik unterwerfen könnte. Es würde dieses auch ohnehin bestimmt einen großen Octavband füllen. Aus dieser Ursache also nur ein Paar Worte, die ich der Wissenschaft schuldig bin. Der Herr Graf hat seine an sich schönen Schäfereyen (für deren einjährigen Wollertrag im Jahre 1818 ein Rostocker Kaufmann 22400 Rthlr. bot.

Es waren nemlich 700 Stein, den Stein zu 32 Rthl.) durch einen Ankauf von einigen hundert Merino's, die ein Schweizer hierher brachte, sehr gehoben. Sie bestehen aus Leoni-, Peraldi- und Infantado-Race. Die berühmte Pferdezucht des Herrn Grafen erweitert sich von Jahr zu Jahr. Die ein- und zweyjährigen Fohlen sind auf den Gütern vertheilt, und bekommen gleich von Anfang an Hafer; die Woche hindurch einen kleinen Scheffel. Sobald man glaubt, auf die Erziehung des jungen Thiers wirken zu können, wird es nach Ivenak in die Schule genommen, und hier kennt man Alles was dazu gehört, ein an sich schönes Thier durch die Erziehung noch schöner zu machen. Die Stallknechte haben ohne Unterschied das Ansehn und die Gelenkigkeit von Kunstberentern.

Ivenak ist ein so schönes Thal-Gut mit Holz, See, überaus schönen Gebäuden, mit Kirche, Gärten u. s. w. ausgestattet, daß es schwer fallen dürfte, ein Gegenstück dazu zu finden, man möchte denn das ehemalige Gräflich Hahnsche, jetzt dem regierenden Fürsten von Schaumburg-Lippe-Bückeburg gehörende Gut Remplin hierher rechnen wollen. Ivenak hat einen beträchtlichen Thiergarten. Ich weiß aber nicht, ob er an das herrschaftliche Wohnhaus unmittelbar hinangehet. Sollte das nicht seyn, so geht dem Besitzer manches

Vergnügen ab, denn: des Mittags muß sich das Wild vor den Fenstern des Eßzimmers einfinden und Brod fordern. Dies erhöhet das Vergnügen und ist besser, als alle Jagd zu Fuß und zu Pferde! — Bey einer Parforce-Jagd, wo man gehangen und gerädert werden kann, weiß ich vollends gar nicht, wo der eigentliche Angel ist, um den sich die Lust drehet.

Stavenhagen eignet sich in ganz Mecklenburg zum besten Districts-Orte für den patriotischen Verein, für Ackerbau und Indüstrie. Es sind da sehr viele Männer, die der Wissenschaft leben, jeder auf seine Art. Doctor Sparrmann, Grischow als Chemiker, Reuter und der gräfliche Stallmeister Helm als Pferdekenner und Veterinarius. Sodann wohnet dort in der Nähe der Herr Hauptmann von Ferber auf kleinen Helle, Herr Flügge auf großen Helle und Mehrere. So verschiedenartige Ausbildung, hingewandt auf agrarische und technische Indüstrie, was gehen da für Resultate hervor?

Wie sind die Unglücksfälle in den Mergelgruben zu verhüten?

(In Grundlage der Verhandlungen des Tessinschen Districts des Meckl. Patriot. Vereins eingereicht vom Herrn von der Lühe auf Schabow und von dem Herrn Dabel zu Camin.)

I.

Sind gleich in diesen Jahren mehrere Unglücksfälle durch Einstürzen der Mergelgruben entstanden, so werden sie doch wahrscheinlich in der Folge schon seltener werden, da wohl vorzüglich nur die Neuheit der Arbeit und Unkunde der dabey nöthigen Handgriffe zu Fehlgriffen verleitete. Ausgemacht bleibt es indessen wohl, daß hier so wenig, wie bey so vielen andern landwirthschaftlichen Arbeiten, ein einzelner Unglücksfall vermieden werden kann. So sind z. B. unsre gewöhnlichen Erndte-Geschäfte nie ganz ohne Gefahr. Das Laden und Abfahren unsers Getraides vom bergigten Feldern, ist gewiß nicht gefahrlos; eben so ist auch das Hinaufstaken der Garben in hohe Fächer nie ganz ohne Gefahr,

indem ein einziger Fehlgriff mit der Forke, um die Garbe aufzufangen, dem Staker so leicht das Gleichgewicht raubt, wenn eine herunter stürzende schwere Garbe den niedriger stehenden Staker mit sich fortreißt. Wie gefahrvoll ist nicht das Richten unserer Gebäude, das manchem Arbeiter Leben oder Gesundheit kostet? Wie wäre es möglich, in solchen nnd so vielen andern Fällen zweckmäßige und ausreichende Polizey-Maaßregeln vorschreiben zu wollen? — Eben so verhält es sich auch mit den Arbeiten in den Mergelgruben. Es kann daher nur die Vorkehrung genügen, daß jeder, der eine Mergelgrube anlegt, so wie auch der bey der Arbeit angestellte Aufseher, nicht weniger auch der Arbeiter, der gegen Befehl und Auftrag handelt, für jede fehlerhaft eingeleitete Arbeit verantwortlich gemacht wird. Dies wird, dies muß genügen, indem die unendlich verschiedenen örtlichen Umstände durchaus keine allgemeine Vorschriften zulassen, die für alle Gegenden und für alle einzelne Fälle anwendbar seyn könnten.

Tiefe Mergelgruben, deren Seitenwände sich der senkrechten Lage zu sehr annähern oder gar vollkommen senkrecht fortgeführt werden, sind und bleiben gefährlich; sie werden es theilweise auch immer bleiben, man ordne an was man wolle. Selbst die anderweitig empfohlenen Befriedigungen werden

nicht ausreichen, indem diese, wenn sie aus Ricken oder Zäunen bestehen, nur die Raubsucht der Diebe mehr oder weniger reizen. — Doch wird in der Nähe öffentlicher Wege eine Anlage und sorgfältige Unterhaltung derselben wohl nothwendig seyn. — Eine zweckmäßige allgemeine und besondere Aufsicht und Einwirkung der Polizey auf alle tausende der Mergelgruben, die jetzt schon da sind und wahrscheinlich in immer noch wachsender Anzahl entstehen werden, kann ich mir nicht denken; auch möchte eine zu große polizeyliche Strenge in der Ausführung nicht blos namhafte Kosten, sondern auch Mißmuth und Unlust erzeugen, wodurch ein so nützliches, so viele Menschen nährendes Geschäft, das jetzt in Mecklenburg so allgemein Nahrung und Wohlstand verbreitet, gelähmt, vielleicht gänzlich gestört werden könnte.

Schabow.

v. d. Lühe.

II.

Da ich bisher bey der Anlage meiner Mergelgruben noch Gottlob! kein Unglück erlebt habe, indem ich die getroffenen Vorsichtsmaaßregeln völlig ausreichend gefunden, so scheint es mir genügend zu seyn, die Verfahrungsart darzulegen, die ich bisher be-

obachtet habe, und wünsche, daß sie auch für andre von praktischem Nutzen seyn möge.

Bey der Wahl einer Stelle zur Grube habe ich gesucht, — wenn es nur irgend möglich war, — dieselbe auf der Kuppe eines Berges oder Hügels anzulegen. Man läuft durchaus keine Gefahr, wenn man dies erreichen kann. Leider ist aber fast gewöhnlich das Terrain von solcher Beschaffenheit, daß eine solche Anlage unausführbar ist. Muß man also die Grube an den Seiten eines Berges oder eines Hügels anlegen, so gehört eine große Vorsicht dazu, um sicher zu seyn. Es ist diese Anlage bey weitem gefährlicher, als wenn die Grube auf einer ebenen Fläche angelegt wird. Die ganze Last der Erdmasse, die über der Grube befindliche Erhabenheit, drückt auf die Wand der Grube. — Je höher diese Masse aufgehäuft ist, desto stärker ist auch natürlich der Druck. Wird in diesem Fall die Wand nicht sehr schräge heruntergeführt, so ist der Einsturz fast unvermeidlich. Ein vor mehreren Jahren in meiner Gegend eingetretenes Unglück machte mich auf diesen Umstand aufmerksam; er bestätigt aber auch die Wahrheit des Gesagten.

Ich lasse also immer den Abraum — so viel oder so wenig vorhanden seyn mag — sogleich abfahren. Dies geschieht fortwährend bey heraufgearbeiteten Steinen, wird auch, wenn von neuen

etwas abzuräumen ist, beständig fortgesetzt, damit nichts den Rand der Grube beschweren kann. Es ist in die Augen fallend — vorzüglich wenn der Mergel etwas tief steht und daher der Abraum bedeutend ist — wie höchst nothwendig diese Maaßregel wird, denn die beträchtliche Last dieser Masse ist schon für sich allein im Stande, den Einsturz der Grube zu veranlassen.

Bin ich genöthigt, meine Grube in einer Ebene oder auf einer kleinen Erhöhung anzulegen, so theile ich allemal die Wände so in Bänke ab, daß diese Bänke treppen- oder terrassenförmig heruntergeführt werden. Macht man die Bänke nicht höher als 8 bis 10 Fuß und mindestens 2 bis 3 Fuß breit, so glaube ich, daß der Einsturz fast unmöglich ist. Besonders nothwendig ist dies bey den Gruben, die Thon oder Lehm-Mergel mit Sand- oder Kies-Mergel vermischt enthalten, denn gewöhnlich — ich kann aber nicht sagen, ob dies immer der Fall ist, — steht der Sand- oder Kies-Mergel unten, und der Thon- oder Lehm-Mergel oben.

Es ist sehr verführerisch, wenn man die untere Lage wegräumt, — wozu man um so leichter veranlaßt werden kann, weil dies Aushöhlen die Arbeit bedeutend erleichtert, — und alsdann die obere Erde abkeilt. Aber nichts ist auch gefährlicher; denn in den mehrsten Fällen erwartet die obere

Erdlage das Abkeilen nicht; sie stürzt von selbst herab. Der selige Diedrichs zu kleinen Ridsenow verlor auf diese Art sein Leben.

Gern will ich es zugeben, daß es noch viele andre Vorsichtsmaaßregeln giebt, ich habe aber nie andere angewandt und bin überzeugt, daß sie in jedem Falle ausreichen. Modificationen können immer statt finden, aber dies muß man Jedem selbst überlassen, denn es läßt sich kein allgemein geltendes Reglement entwerfen, das für jede einzelne Grube in Anwendung gebracht werden könnte. Wird jeder Gutsherr, Pächter und Inspector — überhaupt Alle, die mergeln lassen, oder die Aufsicht dabey führen, — für jeden Unglücksfall verantwortlich gemacht, so werden diese gewiß entweder ganz aufhören, oder doch wenigstens viel seltner werden, als es bisher der Fall gewesen. Jetzt läßt sich so mancher durch eine große Ersparung der Kosten verleiten, solche Vorsichtsmaaßregeln zu vernachlässigen, die allgemein bekannt und von anerkanntem Nutzen sind; folgt aber dieser unverantwortlichen Sorglosigkeit nur die gewisse unabbittliche Strafe, so wird man schon vorsichtiger werden.

Camin.

J. Dabel.

Ueber das Entstehen und vermuthliche Ausarten der Pflanzen.

Der praktische Landmann sieht, eben so wie der Gärtner, bey dieser Erscheinung so manches Auffallende, neben dem, was er darüber hört, daß es sich schon der Mühe verlohnte, vergleichende Versuche deshalb anzustellen. Ist es nicht auffallend, daß auf Stellen, die seit 20 und 30 Jahren Holz trugen, bey dessen Abräumung sofort Hederich ꝛc. entsteht? In einem 22 Jahre alten Tannen-Camp habe ich selbst diese Bemerkung gemacht. In Mergelgruben, die auf einem Berge angelegt werden und zufällig auf eine Quelle treffen, entstehen Wasserpflanzen mancherley Art. Wie kommen die dahin? Der Hederichsaame konnte 20 und mehrere Jahre in der Erde gelegen haben, da das Land vordem Ackerland war; die Mergelgrube war früher aber nicht da, und ist es also höchst unwahrscheinlich, daß auch dort schon Saame von Wasserpflanzen im Schooße der Erde gelegen haben sollten. Wodurch entsteht der sogenannte Schimmel im Brode? im gebackenen Brode? Die Anfertigungs-

Methode des Brodes sollte doch wohl jeder Pflanze die Keimkraft genommen haben? Alte Oekonomen reden vom Ausarten des Korns, von einer Verwandlung des Rockens in Trespe, von Erbsen in Wicken, ja von Gerste in Rocken; man lacht zu solchen Behauptungen und kümmert sich nicht weiter darum, und dennoch stößt einem so manches auf, das auffallend genug ist. Im Herbst 1817 ließ ich einen Küchengarten am Hofe aufbrechen, der seit Jahren nur Kartoffeln, Wurzeln ꝛc. getragen hatte, nie aber Korn. Das Land war gemergelt, im Winter gedüngt und darauf mit Gerste und rothen Mähklee abgesäet. Da ich die Behauptung gehört hatte, daß im Mähklee nach abgetragener Gerste, niemals Gerste, wohl aber Rocken in Menge aufschlüge, so war ich auf dies Land besonders aufmerksam, besonders da es nie Rocken getragen hatte. — Ich erndtete im Jahre 1818 treffliche Gerste und in diesem Jahre mittelmäßigen Klee. Unter der Gerste im vorigen Jahre habe ich durchaus keinen Rocken bemerkt, wohl aber dies Jahr durch den ganzen Garten einzelne Rocken-Pflanzen, die sehr üppig aufgeschossen waren, und — keine einzige Gerstenpflanze! Der Klee war im abgewichenen Winter nicht etwa mit langen Pferdemist bedeckt worden, wodurch hätten Rockenkörner ausgesäet werden können; durch den Garten

ist kein Stroh getragen, auch liegt derselbe nicht so, daß der Wind etwa Rockenstroh hineinführen könnte. Gerste war vielleicht deshalb nicht im Klee zu finden, weil sie ausgewintert war; wie kommt aber Rocken auf das Land? Sehr bedaure ich es, daß der Garten nicht mit Schaafhürden abgelegt ist, anstatt des Mistes vom Hofe. Der Dung war zwar gut verfault, und bestand größtentheils aus Weizen- und andern Stroh; der Hürdenstall hätte sich aber zu diesem Versuch besser geeignet, wenn ich es anfangs nur gleich auf einen Versuch angelegt hätte.

Sollte Gerste nun wirklich in Rocken ausarten können? wenn das der Fall wäre, so könnte man auf den Einfall kommen, daß Rocken vielleicht das Urkorn wäre, das durch Menschenfleiß und durch ein Zusammentreffen von Umständen ꝛc. in Gerste sich verändert hätte. Bekanntlich gehört die Gerste mit dem Rocken (nach Willdenow's engster Bestimmung) in dieselbe Classe und Ordnung, III 2, und ist dadurch eine Ausartung eher möglich, als wenn beyde Pflanzen weniger nahe verwandt wären. Eine solche vermuthliche Ausartung der Pflanzen verdiente wohl näher geprüft zu werden, und eignete sich zu vergleichenden Versuchen unter der Leitung eines tüchtigen Botanikers. *)

*) Diese Bemerkungen gaben die Veranlassung zu dem nachstehenden Aufsatz, von unserm Herrn Professor Flörke, den gewiß auch viele unsrer praktischen Landwirthe mit Interesse lesen werden. A. d. R.

Ueber die sogenannte zufällige, oder noch jetzt statt findende Ur-Entstehung vieler Thiere und Pflanzen.

(Veranlaßt durch den vorstehenden Aufsatz.)

Die Natur hat nicht nur alle organische Wesen, sowohl Pflanzen als Thiere, mit der Fähigkeit versehen, ihres gleichen zu erzeugen, sondern dieser Fähigkeit auch eine solche Ausdehnung gegeben, daß jede Art, wenn sie sich ungehindert vermehren könnte, bald den ganzen Erdboden bedecken würde. Noch dazu schränkt sich das Vermehrungsgeschäft, wenigstens bey vielen Pflanzen und den unvollkommneren Thieren, nicht auf die eigentliche Zeugung ein, sondern geht auch durch Auswüchse oder Verlängerungen, die sich endlich trennen und selbstständig werden, durch Zertheilung, und, was vorzüglich von den Pflanzen gilt, durch sich absondernde kleine Knollen und staubförmige Theile von statten.

Je mehr man der Natur nachspürte und die Wunder in Vermehrung der organischen Wesen entdeckte, desto mehr glaubte man annehmen zu müssen, daß alles Belebte, was jetzt da ist, Thier

oder Pflanze, von Wesen seiner Art entstanden sey; und dies bestimmte auch den großen Harvey, die Worte: omne vivum ex ovo, auszusprechen, die so lange als allgemeines Gesetz gegolten haben, daß man es für überflussig hielt, die Sache einer neuen Prüfung zu nnterwerfen; wobey man die vorhin angeführten besondern Arten der Vermehrung stillschweigend mit zu der Zeugung rechnete, da sie doch immer Stammältern voraussetzen, von denen das junge Wesen sein Daseyn empfängt.

Seit Erfindung der zusammengesetzten Vergrößerungsgläser machte man indeß so manche Erfahrung, die zu dem Glauben, daß alles in der jetzigen Welt durch Abstammung von ähnlichen Wesen entstehe, nicht recht passen wollten. Um sie zu reimen, war man genöthigt, gezwungene Hypotheſen aufzustellen, z. B. daß die Luft zu allen Zeiten mit einer Menge Eyer und Saamen von den kleinsten Thieren und Pflanzen erfüllt sey, die sich hie und da, sobald ein schicklicher Raum dazu sich zeigte, ansetzten und durch Ausbrüten oder Keimen das Daseyn eines neuen Individuums begründeten. Auf Harvey's Ausspruch sich stützend, und weil sie die ganze Schöpfung mit dem sechsten Tage für geschlossen hielten, wollten und konnten die Naturforscher einer gewissen Parthey sich nicht überwinden, eine noch jetzt statt findende, sogenannte zu-

fällige, oder besser, eine Urentstehung, (generatio originaria, nach Voigt, sonst aequivoca,) einzuräumen. Und doch scheint es, daß man, sowohl bey Pflanzen als Thieren, eine solche in vielen Fällen ganz unbedingt zugeben müsse.

Bringt man z. B. eine milde, organisch gewesene Materie in reines Wasser, erregt darin durch sie eine Art Fäulniß, Gährung oder Zersetzung, und überläßt ein solches Wasser während dieser Zeit dem Einflusse des Sonnenlichtes: so beobachtet man, daß nach einiger Zeit eine zahllose Menge kleiner Thierchen darin zum Vorschein kommt, von denen vorher keine Spur vorhanden war. Richtet man den Apparat recht geschickt ein, so kann man sogar unter dem Mikroscope mit eigenen Augen gewahr werden, wie eine solche Substanz sich allmählig in eine Art Schleim oder Gallert verwandelt, einzelne Puncte am Rande sich losreißen, willkührliche Bewegung, erst langsam, dann schneller, annehmen, und endlich als vollkommene Thiere frey und lebhaft umherschwimmen.

Diese Erzeugung von Thieren ist, seit der Erfindung des zusammengesetzten Mikroscopes, beynahe von jedem Naturforscher beobachtet, und von vielen mit ihren besonderen Umständen und Abweichungen beschrieben worden. Man hat jetzt schon

an 400 verschiedene Thierarten, die durch Aufgüsse sowohl aus dem Thier- als Pflanzenreiche, erzeugt wurden, aufgezählt. Dieselbe Masse bringt unter denselben Umständen immer gleiche Wesen hervor. So wie die Beschaffenheit des Aufgusses nach und nach sich ändert, sterben die bis dahin erzeugten Infusorien aus und es entstehen andere: eben so, wie wir auf dem Erdboden im Großen Ueberreste von ganz verschiedenen Schöpfungen finden, die in den verschiedenen Epochen unsers Planeten auf einander folgten.

Die Bedingungen, unter welchen solche Mikroscop-Thierchen erscheinen, sind sehr einfach. Das Gefäß, worin die Mischung sich befindet, muß, wenn es fest verschlossen ist, einen angemessenen, mit athmosphärischer Luft erfüllten Raum haben, oder noch besser, dem Zugange derselben offen seyn. Ist es mit Glas vermacht, so reicht eine feine Ritze in demselben schon hin, thierisches Leben zu erwecken. Ohne einen Luftvorrath oder Zugang derselben bleibt alles todt. Ob die Masse vorher gekocht und das Wasser destillirt worden, ist gleichgültig. Im Frühlinge zeigen sich übrigens seltener Infusorien; vom Julius an bis zum Herbst und einen Theil des Winters hindurch aber in Menge.

Zur Erklärung dieser Erscheinung hat man nun die vorhin erwähnte Hopothese von den herum-

fliegenden Eyern ersonnen. Dagegen läßt sich indeß anführen, 1. daß die Eyer im Wasser lebender Thierchen sich schwerlich je in die Luft zu erheben vermögen; und 2. bleibt es unbegreiflich, woher denn, selbst bey Gefäßen, die nur durch eine Ritze im Glase mit der äußern Luft in Verbindung stehen, nach und nach ganz verschiedene Bildungen von Infusorien zum Leben kommen, so wie die Masse sich durch weitere Gährung und Zersetzung ändert? Man mag sich wenden, wie man will, es bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß diese kleinen Thierchen sich durch den Einfluß des Lichtes und des Sauerstoffes von der organisch gewesenen Masse loswickeln und belebt werden, eben so, wie vordem einst alle auf dem Erdboden befindlichen organischen Wesen ihr Daseyn empfingen.

Auf eine ähnliche Weise scheinen nun auch die unvollkommneren Pflanzen, Schimmel, Pilze, Conferven, Flechten ꝛc. in großer Menge von selbst zu entstehen, nur weniger in die Augen fallend. Stellet man ein Glas mit Brunnenwasser gefüllt, ruhig hin, und läßt besonders die Sonne darauf wirken: so findet man nach einigen Tagen nicht nur die Wände dieses Gefäßes mit einem grünen, zaserigen Gewebe beschlagen, sondern es bilden sich auch wohl regelmäßige Fäden selbst, von grüner Farbe, die mit Luftblasen untermischt, in die Höhe steigen, im

Wasser schweben und den Conferven ähnlich sind. Man hat diese Substanzen mit dem allgemeinen Namen der Priestleyschen grünen Materie bezeichnet, nur in der Folge nicht immer das darunter begriffen, was Priestley, der sie zuerst beschrieb, verstand. Aus solchen Fäden wird im Verfolge der Entwickelung die Conferva bullosa *), und man hat keinen Grund, anzunehmen, daß der Saame dazu schon im Brunnenwasser gewesen, oder durch die Luft in das Glas geführt worden; denn, bey weiteren Versuchen findet man, daß auch das destillirte Wasser, dem Sonnenlichte ausgesetzt, eine ähnliche grüne Materie erzeugt, die bey der chemischen Zerlegung sich wie Pflanzensubstanz verhält, obgleich bey länger fortgesetzten Versuchen die grüne Materie sich öfters wieder in Mikroscop-Thierchen verwandelt, die davon schwimmen, sich im Schatten fest setzen und wieder die Anfangspuncte von Conferven werden!

Der Schimmel bietet eine andere Erscheinung dar, aber nicht im Wasser, sondern in der Luft.

---

*) Ein mit vielen Luftblasen untermischter grüner Schlamm, der die Wassergräben und Teiche zum Theil in großer Menge bedeckt. Sehr häufig finden sich in diesem Schlamme aber noch mehrere andere Conferven und ähnliche kleine Gewächse.

F.

Er entsteht auf allen thierischen oder vegetabilischen Stoffen, die der Wein- und Essiggährung fähig sind. Diese verlieren dabey Kohlensäure und nehmen an Wasserstoff zu. Man kann seine Bildung beschleunigen, wenn man der Masse Wasserstoff zusetzt. Eine Erzeugung durch Saamen läßt sich schwerlich denken. Der Schimmel entsteht jedesmal, wenn die Masse und der Ort seinem Daseyn günstig sind, und das selbst in der Mitte der Früchte und anderer eng verschlossener Räume; ja, nach den Versuchen unsers Herrn Syndicus, Dr. Ditmar, auch, wenn die Masse in verschlossenen Gefäßen gekocht wurde, und dann vor jedem neuen Luftzutritte verwahrt blieb. Hier war natürlich jeder organische Keim zerstört. Wie soll dann der Saame dahin kommen? —

Was nun vom Schimmel gilt, dürfte in unzähligen Fällen auch von den übrigen Pilzen anzunehmen seyn. Wie viele von ihnen entstehen nicht mitten im Holze und zerstören es von innen her, so z. B. der Eichenverwüster, Xylostroma giganteum Tode, oder Racodium Xylostroma Pers., ein gelblich-weißer filzartiger Schwamm, der zuerst das Mark der Eichenstämme angreift und nach und nach den ganzen Baum in zunderigen Olm verwandelt. Das auffallendste Beyspiel dieser Art liefert indeß der gemeine eßbare Blätterschwamm, Agaricus

campestris L., den man jedesmal auf Beeten, die von Pferdemist bereitet werden, entstehen sieht, ohne daß ein Schwamm der Art zur Saat dahin gebracht wäre. Wenn man das Beet im December zurichtet, kann man im May ꝛc. erndten. Nur muß das Pferd, von dem der Mist genommen wird, keine Kleye gefressen haben.

Bey den Flechten oder Lichenen ist es mir schon lange aufgefallen, sie immer gleichsam Familienweise beysammen zu finden, so daß, wenn man die eine Art antrifft, man die zweyte, dritte, vierte ꝛc. Art sicher in der Nähe auch erwarten kann. Besäet man z. B. eine Sandscholle, die seit undenklichen Zeiten nichts als Bocksbart und ähnliche Gräser trug, mit Tannen: so stellen sich, mit den aufwachsenden Bäumen, besonders auf Stellen wo diese verkümmern, sogleich Cenomyce rangiferina, sylvatica, rangiformis, Cornicularia aculeata, Stereocaulon paschale, pileatum, auch incrustatum Flörk., ferner Cenomyce cariosa, extensa, pleurota, macilenta, verticillata, pyxidata, fimbriata, mit vielen Varietäten ein. Auf dichteren Stellen, die nicht so dürre sind, erscheinen gleichzeitig: Parmelia physodes, Cenomyce pityrea Fl., coniocraea Fl., degenerans Fl., Cetraria fallax etc. Wie ist es denkbar, daß die Saamen von allen diesen Sachen, die man immer gesellig antrifft, von einem Orte

in Gesellschaft nach einem andern entfernten Flecke, wo der Boden zu ihrer Aufnahme geschickt gemacht wurde, wandern sollten?! Nach meiner innigen Ueberzeugung entstehen alle diese Sachen auf solchen Stellen von selbst, wenn sie hernach, als fertige Gebilde, auch fähig seyn mögen, sich weiter fortzupflanzen. Doch bringen manche von ihnen auf großen Landstrichen nie eine Spur von Frucht. Daß unter neuen Umständen also auch eben so leicht neue Arten sich erzeugen können, liegt in der Natur der Sache, und man darf die Flora einer Gegend deshalb nie für abgeschlossen halten. Auch gebe ich gerne zu, daß das ganze systematische Studium der Arten durch diese Annahme sehr gefährdet werde, weil ein ursprünglich neu entstandenes Wesen im strengsten Sinne immer eine andere Species ist, als ein anderes, von einem schon bestehenden Stamme entsprossenes. Doch, was hat die Natur mit dem Systeme der Botaniker zu thun! —

Ob auch höhere Thier- und Pflanzenarten, Gewürme, Insecten, ja sogar Fische, und andrerseits Moose, Farrenkräuter und vollkommene Pflanzen, die mit deutlichen Geschlechtstheilen versehen sind, noch jetzt hie und da zufällig hervorkommen, ohne aus Saamen, oder doch von Stammältern auf andere Art hervorgebracht zu seyn, ist eine andere Frage, worüber die Meynungen zur Zeit

noch sehr getheilt sind. An Erfahrungen, werth der größten Aufmerksamkeit, fehlt es nicht, und manche sind gewiß keine Täuschung; nur ist die Sache zu wichtig, und greift auch auf mehreren Seiten in das Getriebe des gemeinen Lebens, als daß man sie nicht mit Vorsicht und Genauigkeit wiederholen sollte, welches allen, die dazu Gelegenheit haben, zu empfehlen ist.

Unter die wahrscheinlichsten Naturfälle dieser Art gehören vorerst die Eingeweidwürmer. Die Sache liegt zu klar vor Augen. Man muß bey ihnen eine Urentstehung ohne Abstammung von Wesen ihrer Art annehmen, wenn die mehrsten, oder vielleicht alle, auch im Stande sind, ihr Geschlecht fortzupflanzen. Wie sollten z. B. die Würmer in den Eingeweiden noch ungeborner Menschen und Thiere, so wie in Eyern entstehen können, wenn ihr Daseyn von einem dahin gebrachten Eye abhängig wäre. Man sagt, die Eyer würden von den im Darmkanal der Mutter befindlichen Einsaugungsgefäßen aufgenommen, dem Blute zugeführt, und gingen mit demselben in die Frucht über. Ich frage: hat man von so etwas irgend einen Beweis, ja läßt sich nur die Möglichkeit einer solchen Wanderung darthun? Man weiß ja, daß nicht einmal das Blut, als solches, in die Frucht übergeht, sondern nur die feinsten Säfte

desselben. Und damit sollte etwas heterogenes, ein Wurmey, das denn doch so unsichtbar klein nicht ist, mit eingeschwärzt werden? — Im 3ten Stücke des 2ten Bandes der medicinischen Jahrbücher des Oesterreichischen Kaiserstaats findet man die Geschichte eines lebendigen Wurms, welcher im Auge eines lebendigen Pferdes vorhanden war, und den man in der getrübten Flüssigkeit, welche beyde Augenkammern ausfüllte, von weißlicher Farbe und von der Dicke eines Zwirnfadens erblickte, und der, so viel man bey seinen steten Bewegungen schätzen konnte, etwa anderthalb Zoll lang war. Man erkannte ihn für die Filaria papillosa. Ob zu dessen Entstehung auch ein Ey erforderlich gewesen seyn mag?

Von Insecten werden die Fälle schon schwieriger, weil diese parasitisch auf andern Thieren äußerlich angetroffen werden, und daher ihre Selbst-Entstehung Zweifeln unterworfen bleibt. Bey den Blattläusen, Schildläusen und Käsemilben ist die Vermuthung für ihre öftere Urentstehung indeß sehr stark begründrt. Man hat es bey ihnen in seiner Gewalt, sie hervorzurufen, so oft man das Gewächs oder die Substanz, worauf sie sich gern aufhalten, zum Stocken oder Faulen bringt. Schneidet man z. B. aus der Mitte eines ganz frischen Käses, worauf sich keine Spur einer Milbe befindet, ein

Stück und setzt es in einen Schrank, der nie Eßwaaren beherbergte, so wird man das Stück nach einiger Zeit krümelig werden und endlich mit Milben bedeckt sehen. Denselben Erfolg hat unser Herr Professor Masius sogar in fest verschlossenen Gläsern wahrgenommen. Hört man auf, ein Gewächs, das Schildläusen zum Aufenthalte zu dienen fähig ist, und das bis dahin ganz gesund war, zu begießen, entzieht man ihm frische Luft und Sonne, so daß die Säfte stocken, gleich stellet sich das Ungeziefer ein, eben so, wie bey unreinlich und schlecht gehaltenem Viehe die Läuse.

Die Erzeugung der Flöhe durch Urin und Sägespäne ist oft behauptet, aber nicht erwiesen worden. Auffallend bleibt es, daß man auf manchen Böden bisweilen eine ungeheure Menge dieses Ungeziefers findet, das beym Betreten des Bodens den ganzen Fuß bedeckt, um Nahrung zu suchen.

Auch von dem plötzlichen Hervorkommen mancher höheren, oder vollkommener gebildeten Pflanzen hat man merkwürdige Beyspiele aufgezeichnet. Viborg sahe in einem abgelassenen Teiche bey Copenhagen unter andern plötzlich Carex cyperoides, eine Pflanze, die bis dahin in Dännemark nie gefunden worden, hervortreten. Bey der Ablassung des Teiches hier bey Neuen-Werder sahe unser Herr Professor Karsten, unter vielen andern Ge-

wächsen, gleich im ersten Jahre, den rothen Klee (Trifol. pratense L.) in solcher Menge entstehen, als wenn er gesäet worden wäre. Treviranus führt in der Biologie (II. S. 19) aus Morison an, daß man 8 Monate nach dem großen Brande von London, 1666, die Brandstelle auf einer Weite von 200 Engl. Morgen mit dem Sisymbrium latifolium majus glabrum (Sisymbr. Irio L.) so bedeckt gefunden habe, daß halb Europa schwerlich eine gleiche Menge hätte aufbringen können. Uebrigens ist die vom Herrn Verfasser des vorstehenden Aufsatzes angeführte Erfahrung sehr bekannt: daß aufgeräumte Waldstellen Hederich in Menge erzeugen, so wie Schutt von alten Gebäuden Nessel und Gänsefuß. Auch hier bey Rostock zeigte sich dieses letztere. Als im Jahr 1817 der Schutt von der eingefallenen heil. Geist-Kirche bey dem Kirchhofe vor dem Cröpeliner-Thor abgelagert w 1, zeigte sich der Haufen einige Monathe hernach mit Chenopadium glaucum, urbicum, Urtica urens etc. bedeckt, und das in solches Menge, daß an ein zufälliges Hinstreuen des Saamens dieser Pflanzen, wovon die erste ohnehin in der Nähe gar nicht wächst, nicht zu denken war. Gerade jetzt kann man ein anderes Stück Land, und zwar bey dem weißen Kreuze vor dem Mühlenthor, das mit Schutt allerley Art er-

höhet und zum Acker eingerichtet wurde, ganz dicht mit Nessel bewachsen finden. Ja diese Pflanzen kommen auf Schutt in Menge zum Vorschein, wenn derselbe auch mitten in eine Wiese gebracht wird, wo weit und breit keine Spur von ihnen anzutreffen ist.

Hieher gehört nun auch die oft unter den Landleuten zur Sprache gebrachte und mit Ja sowohl als Nein beantwortete Frage: ob der Rocken sich in Trespe, die Gerste in Rocken, die Erbsen in Wicken, der Reis in Italien in das Fennichgras verwandeln können? Man führt eine Menge Erfahrungen an, wo nach der reinsten Rocken-Aussaat nur Trespe ꝛc. zum Vorschein kam, und glaubt dem zu Folge, der Rocken hätte sich in Trespe verwandelt; wogegen andere behaupten, die Trespe hätte bisher nur unentwickelt im Boden gelegen und sey unter ihr günstigen Umständen, nämlich bey nassem Wetter, das den Rocken tödtete, zum Keimen aufgereizt worden. Letzteres hat allerdings vieles für sich; aber wie, wenn ein solches Feld seit undenklichen Jahren nicht cultivirt wurde, wie ein aufgeräumter Waldboden? Sollte man in solchen Fällen nicht wirklich an die obige Erzeugung von Kräutern, zu denen kein Saame im Boden lag, denken dürfen? — Verwandeln wird sich die Saat freylich nie,

und daß Gerste in Rocken, *) Rocken in Trespe übergehen könnte, immer eine Irrung bleiben; allein die eine Art kann zu Grunde gehen und eine andere von selbst zum Vorschein kommen. Das möchte nach den jetzigen Erfahrungen wirklich angenommen werden müssen. Wie will man sich die angeführten Beyspiele sonst erklären? Daß die Saamen von manchen Gewächsen allerdings sehr lange in der Erde liegen können, ohne zu keimen, und dann nur unter ihnen günstigen Umständen hervortreten, leidet keinen Zweifel, und eine von den Pflanzen, die im gemeinen Leben mit unter den Namen Hederich begriffen wird, ich meyne den Raphanus Raphanistrum L., hat so harte und dicke Schoten, daß er lange liegen zu können scheint, ohne aufzugehen; aber was soll man glauben, wenn das Land gar keinen Saamen der Art enthält und doch Pflanzen in Menge bringt?

---

*) Wenn man nach Gerste Mähklee bauet, so soll jedesmal Rocken im Klee aufschießen, wie dies viele unsrer Landwirthe und auch der Herr Verfasser des vorstehenden Aufsatzes, behaupten. Da der Rocken unserem Klima nicht angehört, so läßt sich eine Urentstehung desselben bey uns wohl nicht denken. Er mag mit dem Dung ins Land gekommen, die Gerste aber ausgewintert seyn. F.

Ich weiß nicht, warum man solche Abneigung hat, sich für die Urentstehung der Pflanzen und Thiere zu erklären. Liegt dabey der Glaube zum Grunde, daß Gott nach dem sechsten mosaischen Schöpfungstage nichts mehr hervorbrachte, so frage ich: wann sind denn die Wesen entstanden, die notorisch nur bey krankhaftem schwachem Zustande anderer erscheinen und bestehen können, wie eine Menge Ungeziefer? Oder hat der Schöpfer alle diese Schmarotzerthierchen auch gleich mit entstehen lassen, nur so lange zum Grasfressen auf die Weide getrieben, bis Menschen und Thiere durch den Sündenfall sich verschlechterten, um dann auf ihnen eine Wohnung zu finden? Ein Fall der Nacherschaffung ließe sich wenigstens mit Bestimmtheit geltend machen, die Erzeugung der Finnen bey den Schweinen, die nur bey zahmen, nie bey wilden Thieren dieser Art gefunden werden, und deren Daseyn also erst von dem Zeitpuncte der Unterjochung des Schweins zum Hausthiere angenommen werden kann. —

Nimmt man ein Nacherschaffen noch heut zu Tage an, so gestattet man übrigens nichts mehr, als was ohnehin so oft geschah. Auf welchem anderen Wege, als durch Zusammenwirken der, von dem Schöpfer in die Natur gelegten Kräfte sollten denn überhaupt wohl Organismen auf unserer

Erde, selbst die größten und edelsten und den Menschen nicht ausgenommen, gebildet worden seyn? — Hat dies nun ehedem geschehen können, warum wollten wir jetzt daran zweifeln? Es ist wahr, wir kennen keine einzige Thatsache, daß ein vollkommneres Thier von selbst entstanden sey, da selbst die von Adanson erwähnte Erzeugung von Fischen wenigstens nicht ganz erwiesen ist. Für den gewöhnlichen Lauf der Natur scheint die Hervorbringung derselben nicht zu gehören; nur nach großen Erdrevolutionen, unter dem Zusammentreffen besonderer Umstände, hat die Erde sich, nach dem Untergange der älteren Wesen, mit neuen Formen geschmückt. Ist aber der Schluß von dem vollkommneren auf das minder vollkommene und umgekehrt richtig? Wer wird das behaupten! Wenn wir jetzt also auch keine Menschen aus dem Schlamme hervorkriechen sehen, sollte dies denn bey unvollkommneren organischen Wesen, deren Bau viel einfacher ist, unmöglich seyn?

Erheben wir uns zu der freyeren Ansicht von der noch jetzt fortdauernden schaffenden Kraft der Natur: dann verschwindet das Räthsel, wie die aus dem Meere steigenden Inseln mit Gewächsen ꝛc. versehen worden. Sobald sie Vegetabilien nähren konnten, erhoben diese sich aus ihrem Schooße, und das um so abweichender von den Bildungen

der benachbarten Länder, um so verschiedener ihr Klima und die übrigen Umstände von denen der letzteren war. Der Felsen St. Helena kann uns zum Beyspiel dienen. Durch vulkanische Wirkungen trat er nackt aus den Wellen hervor. — Erst wird er Flechten und moosartige Gewächse erzeugt haben, die allenthalben die ersten Ansiedler der Felsen sind; als durch das Vermodern derselben sich Dammerde gebildet hatte, werden größere Organismen gefolgt seyn. Bey Entdeckung der Insel fand man sie schon mit mehreren ihr ganz eigenthümlichen Bäumen und Kräutern bewachsen, die man an der Küste von Afrika wie Amerika vergebens sucht; noch dazu bekleideten diese Vegetabilien nicht das steile nackte Felsen-Ufer, wo ihre Saamen vielleicht hingeschwemmt seyn konnten; sondern die Kuppen der Berge und höher gelegene, durch das Herabschwemmen des Felsenstaubes fruchtbar gewordene Thäler. Woher sollten diese Gewächse wohl gekommen seyn? Ich sage, aus dem Schooße der dortigen Erde selbst!

Ueber das Wie sich den Kopf zu zerbrechen, ist eine ganz vergebliche Sache. Können wir denn die gewöhnliche Art der Entstehung durch Zeugung im geringsten erklären? Wir kennen blos die äußern Bedingungen, unter welchen sie geschieht; die Art und Weise wird dem menschlichen Geiste wohl

stets verhüllt bleiben. Bey den Infusorien sieht man die schleimige Masse des Aufgusses sich am Rande nach und nach in Kügelchen absondern, diese belebt werden und fortschwimmen. Das ist alles! Wie nun in solchen Kügelchen sich Sinne, Verdauungsgefäße, der Blutumlauf, die Zeugungs-Organe entwickeln, das ist das unergründliche Geheimniß! Selbst beym Küchlein im Eye sieht man immer nur das von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde Gebildete, nie wie die Bildung geschieht! Begnügen wir uns demnach damit, nur die äußeren Verhältnisse und Formen der Dinge kennen zu lernen. „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist!" —

H. G. Flörke.

Beschreibung und Abbildung der von den Herren Hill und Bundy erfundenen Maschinen, Flachs und Hanf ohne Wasserrötung zu bereiten; von C. C. Linnet,

(übersetzt aus den Annalen der Königl. Schwed. Ackerbau-Gesellschaft, 1818, 6ter Jahrgang 1ste Hälfte Pag. 220 u. s. w.) *)

(Hieneben eine Kupfertafel.)

Die Zubereitung des Flachses und Hanfes durch Wasserrötung ward bekanntlich in den ältesten Zeiten angewandt, und schon in der Bibel angeführt. Sie war bisher als das beste, richtigste und einzig mögliche Mittel betrachtet, um das Holzartige von den Fasern zu trennen, die das den Menschen so unentbehrliche Garn und Leinwand liefern.

Doch hat man auch die mannigfaltigen übeln Folgen, die mit der Wasserrötung verbunden sind,

*) Diese, gerade für diesen Zeitpunct so interessante Mittheilung verdanken unsre Annalen der Güte des Herrn Dr. Webber-Schuldt auf Goldensee.

A. d. R.

nicht übersehen, denn sie entwickelt eine Menge pestartiger Dünste, die Menschen und Thieren gleich schädlich sind; das Wasser, worin die Rötung geschieht, wird so verdorben, daß kein Fisch darin leben kann; gefährliche Krankheiten entstehen davon, unter denen die, in der Nähe von Rom und Neapel, wo viel Flachs gerötet wird, sogenannte Malaria, viele Verwüstung anrichtet. —

Obgleich die Wasserrötung sehr einfach und das Verfahren dabey von dem Einfältigsten leicht zu lernen ist, so erfordert sie doch einen gewissen Grad von Aufmerksamkeit, damit der Flachs durch Nachlässigkeit nicht verdorben, oder bedeutend verschlimmert werde. Dazu kommt noch, daß die Rötung in eine Jahrzeit fällt, wo die Zeit des Landmanns, besonders in dem nördlichen Klima, mit so vielen andern wichtigen Haushalts-Beschäftigungen erfüllt ist.

Der Gedanke also, den trocknen Flachs und Hanf mit weniger Mühe und nach einer sichern und kürzern Methode als die Wasserrötung, zu bearbeiten, ist von so großer Wichtigkeit, daß man sich nicht wundern muß, wenn geschickte Mechaniker ihre Gedanken darauf richteten. Außer Herrn Lee, der durch Erfolge auf dazu eingerichteten Maschinen, zuerst die Veranlassung zu mehreren Versuchen gab, mögen die Herren Bond und

Durand genannt werden, deren Maschinen im 25sten und 31sten Bande der Transactions for the encouragement of arts and manufactures beschrieben sind. Doch scheinen die von den Herren Hill und Bundy zuletzt erfundenen Maschinen den Vorzug zu haben, worauf Herr Bundy neulich ein Patent in England und Frankreich erhalten hat. Wegen der Neuheit ihrer Zusammensetzung und Bewegung, und wegen der schnellern und vollkommenern Bereitung, verdienen sie allgemein bekannt zu werden.

Diese Maschinen bestehen aus einer Brechmaschine (Breaking-machine,) Schwedisch (Brackmachine) und eine Schwingmaschine (Rubbingmachine,) Schwedisch (Gnugg-machine): die erste, um den holzigen Theil zu zerbrechen, oder die Schäben von den Fasern zu lösen; die letztere, um die Fasern zu zertheilen, und die Schäben ganz und gar abzusondern.

Zuerst die Brechmaschine. Obgleich sie auch aus geriefelten oder gezahnten Walzen besteht, so unterscheidet sie sich doch von allen älteren zu diesem Zwecke erfundenen dadurch, daß die Riefeln oder Zähne nicht gleich hoch sind, zwischen denselben ein Spielraum gelassen ist, und die Walzen bey einer langsam fortschreitenden Bewegung zugleich eine schnelle abwechselnde oder Vor- und Rückbewegung haben.

Die einfache Art, wodurch diese zusammengesetzte Bewegung verursacht wird, ehrt die Erfindungsgabe des Herrn Bundy.

Fig. 1 der anliegenden Zeichnung stellt die Brechmaschine von der Seite gesehen, vor, und zwar nach einem verjüngten Maaßstabe, in dem Verhältniß von $\frac{3}{4}$ Zoll zu einem Fuß oder $\frac{1}{16}$ der natürlichen Größe. Das Gestell ist von vierkantigem Holze. Von den fünf Walzen, C. c. D. E. E., die sich durch eiserne Achsen in Metall-Büchsen bewegen, ruhen C, D. und c. auf zwey Klotzen, B., die auf jeder Seite der Maschine befestigt sind. Die Walzen E, E. liegen oben auf, zwischen den vorigen, und bewegen sich in Büchsen, welche an den Enden zweyer an jeder Seite der Maschine aufstehenden Eisenstangen, F, F., befestigt sind, wodurch sie auf die untern Walzen gedrückt werden können. — Die untern Enden der genannten Stangen sind durch eine horizontale eiserne Stange vereinigt, welche bey F, F. sichtbar ist. Aus ihrer Mitte ist eine andere lothrecht befestiget, deren unteres Ende durch zwey Stellschrauben, mit dem um den Bolzen H. beweglichen horizontalen Arm, H G., vereinigt ist. Dieser Arm wird durch eine, unter der Maschine von I. aus queer laufende eiserne Stange mit dem correspondirenden Arm auf der anderen Seite verbunden, wodurch die Bewegung beyder Arme und

folglich auch beyder Walzen auf einmal geschieht, und sie können mit einem und demselben Gewichte, F., das auf der Mitte der quer gehenden Stange gehängt wird, belastet werden. K L ist ein Hebel, unter der Maschine befestigt und in Verbindung mit dem Gewicht F., welches durch Niederdrückung des Hebels bey L gehoben werden kann, wodurch G, F und I in die Höhe gehen und also der Druck auf die Walzen vermindert oder aufgehoben werden kann.

Die Walzen sind alle 18 bis 20 Zoll lang, von buchen oder anderem harten Holze. Die Zähne sind so lang als die Walzen, von Bandeisen, zur halben Breite in die Walzen eingesägt und an den Kanten wohl abgerundet und sind durch einen eisernen Ring auf jeder Seite der Walzen befestigt; der Raum zwischen den Einsägungen ist ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll und jeder zweyte Zahn steht höher als der folgende, so daß die eine Halbzahl der Zähne $\frac{3}{4}$ Zoll, die andere nur $\frac{3}{8}$ Zoll Höhe hat. Die untern Walzen dürfen einander nicht berühren. Die Walze D hat eine längere Achse als die andere, und an ihren beyden Enden sind Gußeisen-Räder befestigt, welche gleiche Durchmesser haben, aber wovon das eine ein Sperrhacken-Rad und das andere, Fig, 2, ein gewöhnliches Kamm-Rad ist. Die erste Bewegung wird der Maschine von dem Rade O mitgetheilt,

das durch eine Kurbel oder Riemenrolle gedreht werden kann. Das Rad O kann auch mit einem andern ähnlichen und einem Schwungrade vereiniget werden, wie Fig. 1 zeigt. — Auf jedem Ende der Achse des unterm Rades, wenn zwey gebraucht werden, ist eine Kurbel wie bey Q Fig. 1, die die eiserne Stange V führt, die mit dem andern Ende bey dem Haken S befestiget und beweglich um dem Punkt S in dem Kreise T A dem Rade M die Bewegung mittheilt, während die eiserne Stange V Fig. 2 auf der andern Seite der Maschine, an dem gezähnten Segment U befestigt, dem Kammrade N die Bewegung giebt. Die beyden Stangen sind in ihrer Länge so abgemessen, daß die eine bey der Bewegung des Segments von A nach T Fig. 2 den Endzahn bey A außer der Peripherie am Rade N zieht, worauf das andere noch auf das Sperrhaken-Rad M zu wirken fortfährt, welches unterdeß die Walze D einen Zahn vorwärts treibt, so, daß das Segment U Fig. 2 bey der Bewegung von T nach A wieder in den Zahn des Rades N einpaßt. Hieraus ist klar, daß, obgleich das Segment U eine rückgängige Bewegung in dem Rade N und allen Walzen verursacht, so rücken diese doch immer durch das Sperr-Rad M bey jedem Umschwunge des Rades O Fig. 1 einen Zahn weiter. Der rohe getrocknete Flachs wird auf den Tisch Z Fig. 1 aus-

gebreitet, worauf es zwischen den Walzen e und E fertig herauskömmt. Ein einmaliger Durchgang ist gewöhnlich hinreichend, wenn es recht trocken ist; aber man kann es zweymal ohne Schaden durchgehen lassen.

Die Schwing-Maschine.

Der Erfinder kam auf die Idee der Schwing-Maschine (Rubbing-machin) durch die Bemerkung der guten Wirkung des Reibens des gebrochenen Flachses, wie gewöhnlich bey der Wäsche der Leinwand geschieht. Durch diese Behandlung würden nicht nur die noch zurückgebliebenen Schäben abgetrennt, sondern auch die Fasern zertheilt. Fig. 3 stellt den Durchschnitt dieser Maschine nach dem verjüngten Maaßstabe im Verhältniß von 1 Zoll zu 1 Fuß oder von $\frac{1}{12}$ der natürlichen Größe vor.

a ist ein Gestell von Holz; c, d und e drey Walzen, um den Flachs durch die Maschine zu führen. Sie sind entweder geriefelt oder mit Zähnen oder Leisten versehen, so wie die Walzen der Brechmaschine, nur sind die Leisten hier gleicher Höhe, dichter zusammen und von geringerer Höhe. *) f ist

*) Die in Stockholm gesehenen Walzen an dieser Maschine, die man zu construiren anfing, waren von Guß-Eisen und geriefelt, wie die Walzen an der Christianschen Brechmaschine. A. d. Ueb.

eine Riemen-Rolle, die mit großer Schnelligkeit bewegt werden muß, und auf deren Achsen-Ende eine Schraube ohne Ende bey h befestigt ist, die in das Getriebe i greift, das sich an der aufstehenden Achse k befindet, und die durch ein anderes Getriebe am obern Ende die Bewegung dem Rade t n b mittheilt, welches auf der Achse der Walze e sitzt. — Die Walze d wird auf die unterliegende, durch das Gewicht w gedrückt und die Wirkung der Walzen kann in dieser, wie in der vorigen Maschine, durch Treten auf das Brett v vermindert werden. Der vornehmste Theil dieser Maschine besteht in der Schwing-Einrichtung o p q r, welche aus sieben oder mehreren büchenen, eichenen oder anderen harten Brettern, von ungefähr 1 Zoll dick, besteht. Fig. 3 zeigt nur ihren Durchschnitt; ihre Länge ist 8 — 12 Zoll oder darüber. Das Brett o ist an dem oberen Theile des Gestelles festgemacht und zwey starke, runde, eiserne Bolzen, s, die in das Gestell wohl eingeschraubt sind, tragen die anderen Bretter, p p p, durch welche Löcher für die Bolzen sind, so daß jene in größerem oder geringerem Abstande von einander geschoben werden können, ohne sich auf und nieder zu bewegen. Die zwischen liegenden Bretter, q q q, sind so schmal, daß sie zwischen den Bolzen s Platz haben und auf und nieder zwischen p p p bewegt werden können. In dieser Ab-

ficht sind sie alle durch einen Bolzen bey r mit der Fassung x noch unten zusammengefügt, die durch die Stange u, welche an dem Arm befestigt ist, ihre Bewegung von der Rolle erhält, wodurch bey ihrem jedesmaligen Umschwunge die Bretter q q q zwischen den ersten p p p und o auf und nieder bewegt werden können. Die Zugbretter (Dragbräderne) werden durch zwey eiserne Stangen, die durch o und p p p gebohrt sind, zusammengehalten, und sie wirken durch aufgehangene Gewichte oder Spiralfedern bey t. Alle Bretter sind außerdem der Länge nach mit einer Oeffnung von 4 bis 6 Zoll lang, nach der Breite der Stücke durchgehauen, und zwar ¼ Zoll hoch von der oberen Kante, und die Löcher sind an den Kanten wohl abgerundet. Hieraus folgt, daß, wenn der Kurbelarm in horizontaler Richtung steht, alle Oeffnungen sich einander gleich sind, daß aber, wenn er in der niedrigsten Stellung ist, die Oeffnungen in q q q unter die in p p p und so umgekehrt zu stehen kommen, wenn die Kurbel in ihrer höchsten Lage ist. Die Wirkung hievon ist, daß, wenn der Flachs oder der Hanf von der geriefelten Walze durch die gegen einander überstehenden Oeffnungen geführt und die Maschine in Bewegung gesetzt wird, es nach und nach durch die langsame Bewegung der Walzen und die schnellere der Bretter unter einer beständigen Reibung fort-

schreitet. Uebrigens kann durch das Brett v die Wirkung der Walzen regulirt und ganz aufgehoben werden, ohne daß die Bretter deswegen in ihrem Gange stillstehen.

Wenn die Maschine zum erstenmale in Bewegung gesetzt wird, werden vor Einlegung des Flachses oder Hanfes alle übrigen Stücke der Schwingbretter, welche mit den andern durch starke Hängeisen (gängjern) an dem einen und Schrauben an dem andern Ende zusammensitzen, weggenommen. Diese Operation ist nur einmal im Anfange nöthig, weil aller folgende Flachs mit dem vorhergehenden zusammengefügt wird, indem es aus den Walzen als ein zusammenhängendes Band herauskommt. Man unterhält die Maschine leicht mit Flachs oder Hanf, wenn man vor die Schwingbretter entweder ein Tuch, welches sich um 2 Rollen bewegt, oder ein gewöhnliches Futter-Tuch (matarebord) macht.

Der Mittel-Ertrag eines acres = ¾ Schwedische Tonnen-Land mit 3 Buschel = 20 Schwed. Faß Leinsaamen besäet, giebt 300 Schwed. LPf. rohen getrockneten Flachs. Durch die Maschine bereitet, wird davon ungefähr 70 LPf. Flachs, der zum Hecheln fertig ist, ferner 2 bis 3 Tonnen Leinsaamen, und von dem übrigen Viehfutter und Dungmittel gewonnen. Nach dem Hecheln giebt dieselbe

Quantität 25 bis 30 LPf. gute feine Flachsristen, die zum besten Garn verarbeitet werden können, überdem noch Heede zu 5 bis 6 Procent im Abfall gerechnet.

Die Obst-Baumzucht.

Ein Anstoß zur Thätigkeit.

Meinen Landsleuten zur Frühlings-Gabe. *)

Im Garten der ärmsten Pfarrey Vorpommerns stand ein wilder Apfelbaum. — Der arme Vater

---

*) Wenn dieser, mit so origineller Herzlichkeit ausgesprochene Vortrag des ehrwürdigen Verfassers auch nur als bloße Unterhaltung für den Leser dienen könnte, so verdiente er schon, als eine nützliche Unterhaltung hier seine Stelle. Aber er verdient sie schon ganz vorzüglich aus der Ursache, weil er die Aufmerksamkeit auf den bessern Betrieb eines gewiß nicht unbedeutenden Zweiges unsrer häuslichen Oekonomie leitet, der noch immer bey uns nicht so geachtet wird, als er es verdient. Der theilnehmende Leser wird gezwungen, den Mann zu lieben und zu ehren, der sich mit dem kleinsten und unbedeutenden Anfang mit uner-

hatte sich mit Mütterchen geschnurrt, und so wars ihm im engen Stübchen nicht recht gemüthlich: kommt, sprach er zu uns Kindern, will den wilden Baum reisen. Säge, Messer ꝛc. wurden herbeygebracht, ein Reiß geschnitten, und nun gings zum Wilden. Man lagerte sich um den Impfling und mit einiger Schwerfälligkeit wurde das Werk vollbracht. Die Veredlung von einem Viertelhundert raubt mir jetzt so viele Zeit nicht, kostet mir auch bey weitem die Mühe nicht; aber die Geschichte erregte doch meine kindliche Aufmerksamkeit, ich war damalen kaum 7 Jahre alt. Ich simulirte viel darüber in meinem kindischen Sinne. Dachte: es müsse doch artig seyn, wenn man so aus ein und

---

schütterlicher Beharrlichkeit durch alle Hindernisse hindurch arbeiten konnte; durch seinen Fleiß, in der unschuldigsten und wohlthätigsten Beschäftigung sich Lebenserleichterung und Lebensfreuden erkämpfte und dadurch abermal die so oft und so laut gepredigte Wahrheit bestätigte: „wie viel Gutes ein Landpredi„ger auch in der Kultur so mancher Zweige der Land„wirthschaft stiften kann, und welchen gesegneten „Einfluß dies auf seinen höhern Beruf hat.“ Möchten ihm doch hierin viele seiner Amtsbrüder folgen! — Möchten ihnen doch die Mittel dazu nicht so gefliſſentlich entrissen werden!

A. d. R.

demselben Stamm allerley Frucht hervorlocken könne. Es schwebte mir vor, als ließe sich hier wohl ein nettes Spiel treiben. Gefiele diese Frucht nicht länger, könne man ja wohl abschneiden und eine beliebigere darauf setzen, ja wolle man wieder zur alten Natur zurück, so könne man auch wohl wieder einen Holz-Apfel einpfropfen. Dies Spiel schien mir ein herrlich Spectakel, ja es mußte mir schon so etwas vom Herrn der Natur daraus hervorglimmen, ob's mir gleich nicht so ganz klar wurde, es fand sich aber doch eine Art von Getümmel heraus, wie mit den bleyernen Husaren. Die Lust begann zu keimen, nemlich wohl einmal Feldherr von einer ganzen Baum-Armee werden zu mögen. So wie den gewöhnlichen Knaben der Stolz zum reiten treibt, nemlich ein Pferd, ein so mächtiges Thier nach Willen beherrschen zu können, so stichelte es mich damalen schon, es lüsterte mich ganz dunkel darnach, auf der Baum-Natur zu reiten.

Das war aber auch nur der einzige Baum, den ich in meiner Kindheit, zwar schwerfällig, aber doch behandeln sah, denn Armuth und Alter lähmten der Thätigkeit meines Vaters die Flügel. Ich wuchs mittlerweile heran, das Schicksal führte mich zur Schule gen Stettin. Von da aus trieb mich besonders ein hungriger Magen, öfters zum Vetter

gen Linde im Markgrafthum Schwedt. Die Wasserfahrt bis Greifenhagen war thunlich, kostete nur 10 Schillinge, und diese ließen sich nothdürftig herbeybringen. Die andern Meilen wurden mehr geflogen wie gegangen, besonders da Vetter Ewalds Fritzchen so freundlich drein sah, wenn ich kam.

Vetter Ewald, Ehren-Pfarrer des Orts, ließ, nach damaliger Sitte, die Feldwirthschaft sich selber regieren, denn nur das Amt entband ihn aus Schlafmütze und Pantoffeln, desto gemüthlicher aber schlenderte er im Garten umher; und wann er mir die lieblichen Bäume zeigte, die er sich selber erzogen und gepflanzt, dann blitzten seine Augen und Freundlichkeit sprach aus seinem ganzen Wesen: dann führte er mich auch zuweilen zu einer entfernten Ecke des Gartens, wo er seine sogenannte Baum-Schule hatte. Dort standen nemlich etliche Dutzend Aepfel- und Birnbäumchen, die so eben mit den Spitzen aus dem Unkraut und Grase hervorblickten. Wir schritten bisweilen tapfer dazwischen, traten Gras und Kraut um die Stämme etwas nieder und da sah es denn, meinem Bedünken nach, recht nobel aus, wenn man die Bäume auch mit den Stämmen schauen konnte. Bey solchen Gelegenheiten versicherte mich der Vetter, daß er schon Jahre gehabt, wo er wohl für 10 Thaler junge Obstbäume verkauft hätte, welches mir sehr

bedeutend erschien; denn was 10 Thaler sind, weiß nur der zu würdigen, der nie mit hunderten spielte.

Mit diesem pomologischen Anreiz hatte es nun aber auch wieder auf viele Jahre sein Bewenden. Die Schulzeit verstrich, die akademische in Halle und Greifswalde folgte; auf Bäume wurde nicht mehr geachtet: noch weniger während der vier Conditions-Jahre in Rußland und Dännemark. Jedoch kam ich einmal auf Seeland, zum Gute eines Herrn Etatsraths; wenn ich nicht irre, so hieß er Reiers. Dieser hatte dort einen Teutschen Gärtner, der daselbst eine Baum-Schule von 8000 Stämmen angelegt, um besonders damit die Gärten seiner Bauern bepflanzen zu lassen. (Ehre und Gottes Lohn dem Manne!) Das Werk gefiel mich berauschend; konnte es aber leider nur etliche Stunden flüchtig anblicken und mußte dann förder. Aber meines Vaters wilder Apfelbaum trat bey dieser Gelegenheit sehr lebhaft in meine Erinnerung zurück, und mit ihm das Sehnen nach Gelegenheit, wo ich auch einmal recht tüchtig an Bäumen schneiden könnte.

Bey meiner Heimkehr aus jenen Landen trat ich zu Anclam in Condition. Mein Patron hielt einen Gärtner, der freylich das gebrannte Wasser mehr liebte, wie das Wasser, so er zu Blumen und Bäumen goß; ja schier mehr wie Bäume und

Blumen selber. Eggert aber hatte in Sans-Souci ausgelernt und besaß in der Gartenkunst mehr wie gemeine Kenntnisse. Bald ward ich sein Gevatter. Ich hatte damalen schon der Kleider manche übrig; seine vielen Kinder waren sie desto bedürftiger. Er erhielt für jeden veredelten Stamm drey Pfennige. Ich hatte viel Lust zur Kunst, die mir aus seinen Händen bey weitem nicht so gefährlich und umständlich hervorging, wie sie mir bey meines Vaters Manipulation erschienen, und wurde beym Espalier-Schneiden, Veredeln ꝛc., in einigen Wochen aus einem Lehrling sein Gehülfe; verdiente ihm manchen artigen Dreyer; erwarb mir selber dabey einige Fertigkeit.

Aber auch diese Herrlichkeit ging bald zu Ende. das Geschick, welches nun einmal in einer Reihe von 12 Jahren mit mir Ball spielen wollte, trieb mich von hinnen. Ich mußte Führer werden, und zog gen Leipzig, — Göttingen und dann wieder nach Neu-Pommern. In diesen Jahren schlief die liebe Baumliebhaberey recht sanft, ich besinne mich kaum, daß ich Bäume angefaßt hätte, jedoch gefielen mir die Zwerg-Obstbäume, welche bey Göttingen zwischen Wällen und Häusern an Lattwerk standen und herrliche Früchte trugen. Diese schaute ich oft stundenlang sehnsüchtiglich an. Meines Vaters wilder Apfelstamm drängte sich da-

zwischen; das waren sehr wehmüthige Augenblicke. Es fehlte mir an Gelegenheit; meine Finger wollten sich gerne rühren, aber ich fand nicht wo ich sie hätte anlegen sollen. In Neu-Pommern trat ich auf dem Lande in Condition. Sobald das Obst zu reifen begann, wurden Kerne und Steine gesammlet. Die mir sonst sehr gewogene Frau Patronin wollte aber doch kein urbar Land zu einer Baum-Schule hergeben, deshalb ging ich selber ans Werk, dreeschte in einer Ecke einen geräumigen Platz aus und säete fleißig Kerne und Steine hinein, denn es schien mir möglich, daß dies wohl gehen könnte. Ich erinnerte mich, daß meines Vaters wilder Apfel-Stamm auch nur, und zwar in einem recht verwilderten, Dreesch gestanden, und Gevatter Eggerten hatte man auch nur einen verschatteten Ort, hinter einer geschniegelt Holländischen Hainbuchhecke zugestanden, und es ging doch so, so! — Aber das Geschick wollte es, daß ich das Keimen meiner Saat nicht abwarten sollte. Es führte mich hieher nach Dahlen, und der wilde Apfel-Stamm wurde jetzt reger in meiner Erinnerung und lustiger wie je. Bevor ich hier einzog, lebte ich eine geraume Zeit bey meiner neuen edlen Frau Patronin, der sel. Frau Regierungs-Räthin Schlettwein auf Beseritz, die gleichfalls mit Leib und Seele am Landbau hing. Ich führte ihr

das Bild meines wilden Apfelbaumes vor, und sie, die eine geborne Rheinländerin war, freuete sich dessen und forderte mich auf, fleißig Bäume zu erziehen, führte an: ich bekäme ja nun große Gärten, wo ich Bepflanzungen genug machen könnte. Erzählte mir vieles vom Rhein, von Wein- und Baumzucht und welchen angenehmen Gewinn er den Fleißigen bringe. Dieser gute Saame fiel bey mir auf keinen Fels, sondern gewann guten Boden und hat wahrlich tausendfältige Früchte getragen. Ich machte auch sofort Excursionen nach meiner neuen Pfarrey; beschnitt den Wein, band an, und ordnete noch Mehreres. Aber der heftige Spätfrost im April 1799 richtete alle meine Arbeiten zu Grunde. Der Wein erfror bis auf die Wurzel; eben so fast alles Liebliche, was meine redlichen Vorgänger mit Fleiß und Mühe erzogen. Hier mußte ich es gleich zu Anfang erfahren, daß das Beginnen und die Ausführung des Guten und Nützlichen nur unter Beschwerniß, Kampf, Verlust und mit Beharrlichkeit gemacht werden könne.

Bey meinem Anzuge in hiesige Pfarre legte ich sofort eine Baum-Schule an; wählte aber ein Plätzchen hart am Wege, wo fast alles im Entstehen zertreten wurde und in den ersten Jahren wurde aus allen nichts Rechtes, denn ich war selber zu gar keiner regelmäßigen Idee gekommen. —

Eine Baum-Schule anzulegen, um regelmäßig mit Bäumen zu handeln, kam mir lange noch nicht im Sinn. Ich hätte es für tolle Verschwendung und Unsinn gehalten, und jeder aus meiner Umgebung würde ein gleiches von mir geurtheilt haben, wenn ich die besten Stücke aus dem Garten, wie jetzt, hätte zur Saamen- und Baum-Schule nehmen wollen; Kraut, Bohnen, Erbsen, Rüben ꝛc. schieuen mir immer noch weit wichtiger. Ich wählte also, bald hie, bald dort ein Eckchen, woraus wenig werden konnte, aber der Himmel ermunterte mich ganz besonders dabey. Was ich veredelte, ging sehr gut fort. So brachte ich im zweyten Sommer meines Hierseyns edle Kirsch-Reiser aus Anclam mit, ich oculirte 16 kostbare saure Kirsch-Stämme damit, welche ich hier vorfand und alle bekamen, wuchsen herrlich. Das ist mir nun, wo ich tausende ächt mache, mit der Veredelungs-Methode fast nie wieder so gelungen. Das gab mir aber Anreiz und Liebe zur Sache, ich setzte mehr Kraft und Mühe daran; steckte mir aber nur ein kurzes Ziel, dachte blos daran, meinen Garten und eigene Umgebung mit Bäumen zu bevölkern.

Da ward aber in unsern Annalen der Meckl. Landwirthschafts-Gesellschaft ein Preis ausgeboten und zwar für den, der aus

Kerne die mehrsten Wildlinge erzielen würde — ich beschloß sofort mit zu concurriren, säete an, und producirte, weiß nicht mehr genau, 15 oder 1700 Stämmchen, und erhielt dafür den ersten Preis. Dies war mir ein sehr erfreuliches Ereigniß. Aber ich hatte schon früher so viele Bäume erzogen, die, zu meiner mir möglichen Anpflanzung, hinreichten; was sollte ich nun mit diesen Stämmen beginnen? Da fiel mir Vetter Ewald bey! mir ging ein Licht auf! 1500 Stämme schienen mir ein Großes, ein ganz Gewaltiges, und es schwebte mir so vor, daß ich durch die Baumzucht künftig wohl eine jährliche Einnahme von 20 bis 30 Thalern gewinnen könne; und mit dieser Idee verlor sich von nun an der wilde Apfelstamm meines Vaters unter der sich stets mehrenden Menge. — Ich hatte einen großen wüsten Hof, wovon ich schon einen Theil etliche Jahre hindurch mit Kartoffeln gequält hatte. Da diese aber nicht mehr so recht darauf fort wollten, so vermeynte ich: er möge nun noch wohl eine schickliche Baum-Schule abgeben und so pflanzte ich in Gottes Namen drauf los. Das gelang! und obgleich die Stelle mager war, so hatte sie doch nie Bäume getragen. Die Witterung fügte sich und es wuchs lustig heran. Der Hof hatte noch viel Raum, ich machte mich deshalb über ihn her und beschnitt ihn nach Möglichkeit, denn ich rechnete

auf die Discretion der Kutscher meiner mich besuchenden Freunde, und ich betrog mich nicht, denn wenn sie jetzt die Wagen beschwerlicherweise umsetzen müssen, so fluchen sie wohl bisweilen sachtgen, aber doch nicht laut, sie haben für einen Pfarrhof immer noch etwas Respect.

Wie meine Bäume wuchsen und sich mehrten, so mehrte sich auch die Zahl meiner Knaben: ich kündigte endlich den Verkauf von Bäumen an und lösete im ersten Jahre sogleich 50 Thaler. Das war mir eine sehr willkommne Einnahme und wurde ein Anstoß zur angestrengteren Thätigkeit. Ich säete mehr, bepflanzte größere Flächen.

Höheren Orts schien man mein Beginnen auch nicht mit Verachtung zu betrachten: der selige Herr Hof-Marschall von Hobe kaufte von mir Bäume und beschenkte mich mit Reisern der edelsten Sorten, die er unmittelbar vom Pfarrer Sickler aus Klein-Fahnern verschrieben hatte. Das war mir ein großer Schatz, und ich gedenke des trefflichen Gebers noch fortwährend mit der rührendsten Lebhaftigkeit. Auch kaufte gleich zu Anfang der Herr Geheime-Rath von Kamptz von mir, schrieb mir sehr freundlich aufmunternd, sandte mir Steine und Reiser von der Ostheimer Weichsel ꝛc., die von Ihm selbst auf einer Reise am Rhein und in Franken gesammlet waren, und blieb mir hold, bis zu

seinem Ende. So kauften von mir viele von unserm achtungswerthen Adel und andere treffliche Männer und bezeugten mir alle ihr Gefallen an meinem harmlosen Treiben und dies war sehr belohnend für mich! —

In dieser Zeit bekam ich auch Christs, Siklers, Diels Schriften zu Händen und nun wurde es mir ganz klar, was ich eigentlich sollte. Ich regelte von nun an alles möglichst nach dem System. Die Zahl meiner Knaben mehrte sich fort und so wie das Bedürfniß stieg, ließ ich auch die Zahl meiner Bäume wachsen. Die Einnahme vermehrte sich von Jahr zu Jahren um 50 Rthlr.

Aber der Teufel wird leicht neidisch über das Gelingen unserer Werke, wie Luther sagt, und das erfuhr ich auch! Denn da die Zahl meiner Anpflanzung schon bis zu 10,000 herangewachsen war, so fiel in einem Winter ein so gewaltiger Schnee, daß er auch die höchsten Hakel-Zäune bedeckte, und da fraß mir der Satan durch den Hasen 3000 Stämme ab, und gedachte mich hiedurch vom Werk zu schrecken, und ich muß gestehen, es war dies ein ganz gewaltig niederschlagendes Pulver für meinen Enthusiasmus. Aber ich spielte dem alten Erbfeind doch wieder einen Streich und machte sein Thun zu Dreck. Denn noch lag der Schnee kniehoch, ich watete hinein, schnitt, freylich mit Jam-

mer im Herzen, die 6 Fuß hohen, schieren, aber gänzlich abgeschälten Stämme, etliche Zoll unter dem Zernagten ab, alles sah nun wie ein Stoppel-Feld aus, etliche Paare mußten darüber von ihrem Grunde lassen, aber der Frühling kam, das mehrste schlug im Veredelten aus und wuchs nun desto üppiger heran, das übrige kostete den Schweiß etlicher Wochen und der Schade war nicht nur ausgeheilt, (ob sich gleich mein Einkommen um etliche Jahre ein bedeutendes deshalb zurückzog,) sondern ich pflanzte mit gedoppelter Mühe, dem alten Schalk zum Trotz, desto mehr an und fuhr fort. Das verdroß aber Sr. Satanischen Herrlichkeit dermaßen, daß sie auf neue Tücke gegen mein armes Treiben sannen: denn in einem der folgenden Winter fiel wieder viel Schnee, da trat ein frühes Thauwetter ein, und nun kam er mit Wasser-Strömen, überschwemmte bey viertausend Stämme und da gefror es wieder heftig. Wie es wieder aufthaute, so legte ich zwar gleich eine Schnecke an, ließ das Wasser wegziehen, aber so weit wie das Eis die Stämme umschlossen hatte, ward alles roth; war todt gefroren. Ich mußte abermal alles abmähen und hatte wieder den trüben Ueberblick einer Stoppel-Flur über meine Baum-Schule. Da ließ ich denn aus der Niedrigung alles ausgraben und pflanzte meine Stumpfen auf der Höhe

an, ja ich verließ die Stelle gänzlich mit meiner Baum-Schule. Nun ging es einige Jahre hindurch ganz ruhig und glücklich und ich glaubte, der alte Drache hätte mein und meiner Zucht schon gänzlich vergessen. Bis zu dreyßig tausend Stämmen war meine Anpflanzung jetzt bereits herangewachsen und meine Einnahme daraus betrug jetzt jährlich etwa 400 Rthlr. Ich dachte nun an keine Hindernisse mehr und hoffte, das Werk ungestört im Frieden und in aller Gemüthlichkeit bis zu meinem seligen Ende forttreiben zu können: aber der Teufel wollte es anders, denn da er mein Ziehen und Zuchten durch ein ihm entgegenstehendes Element nicht hatte bezwingen können, so kam er in seinem eigenen, — er kam im Feuer! brannte mein Haus, wie eine Bratgans, aber doch ganz glimpflich und sauber, so daß ich schiers unter dem Feuer, wie unter einem Rost hätte verbleiben können, denn statt man sonst das Feuer unterbötet, *) so belustigte er sich damit, über mir, wie über einer Pastete zu feuern. Sein Ziel aber war eigentlich, nicht mein Haus und Haabe, denn damit verfuhr er, gegen seine gewöhnliche Manier, mit ziemlicher Delicatesse, es war blos auf die Kinder meines Herzens, auf meine Bäume abgezielt.

*) Provinzial-Ausdruck statt: unterheißt.

A. d. R.

Dergleichen ist nun schon so! Der liebe Gott läßt unterweilen dem Satan solch Spiel zu, aber zu seinem eigenen Schabernack, denn mit des Menschen Kraft gehts, wie mit dem Ball des Knaben, je kräftiger er ihn zur Mauer schleudert, je kräftiger prallt er ab, oder wie mit der Luft der Windbüchse, je mehr hineingestampft wird, je dichter man sie zusammenstößt, desto stärker stößt sie die Kugel von sich, weßhalb die ersten Schüsse auch die sichersten sind. Luther hat ganz recht, wenn er spricht, in der Jenaer Ausgabe, Folio-Band, Cap. XIX Pag. 227:

„Unser Herr Gott macht seinen Willen gegen „den tüchtigen Menschen sehr bunt und kraus, „daß sich schier niemand darin schicken kann. „Der Teufel hat Lust daran, und ist sein Werk „und größte Freud, desgleichen Gottes-Werk „auch zu verdrücken. Zu martern und zu plagen „die, so Gottes Willen lieb haben und fest darüber halten, die andern lässet er wohl zufrieden. „Dieweil nu die Tüchtigen Gottes Reich sind, „so müssen sie auch geplaget, zumartert und verdruckt werden." Und so ists, so erfuhr ichs auch.

Der Satan ließ während dem Feuer ganze Frachten von Balken, Sparren ꝛc. über eine meiner Baum-Schulen herwerfen, so wie er eine andere durch viele hundert Wasserträger niedertrap-

pelte. Meine großen Pfirsich, Aprikosen-Bäume, Weingeländer, meine Stamm-Bäume, etliche hundert hochstämmige Rosen, ließ er theils abhauen, theils niederbrennen. Dies betrübte mich bis in den Tod, endlich aber so erbitterte es mich und ich beschloß, seiner Arglist vollends das Genick umzudrehen. Scharrte und barg aus der Zerstörung, was irgend zu bergen war, das andere schnitt ich über den Boden ab und ließ es aus der Wurzel wieder auftreiben, und so war der Verlust zu bestehen; mußte bestanden werden. Was ihm aber nun den rechten Dampf gab, war: ich pflanzte ihm zum Trotz, gleich im nächsten Frühling, 8000 Stück neue Wildlinge an. Jetzt will ich wohl eine neue Tücke bestehen, denn von seiner Satanerie wird er auch ferner nicht lassen.

Dies waren die Reizmittel, die mich mit meiner Baumzucht dahin führten, wo ich jetzt stehe; aber noch manches war Antrieb zur Ermunterung in meinem Werk, zum Theil sich bewußt, zum Theil unbewußt.

So theilte ich, da mir der Gedanke klarer wurde, daß ich das Werk weiter zum Handlungs-Institut ausbilden könnte, dem seligen so ehrwürdigen Herrn Superintendenten Masch meine Gedanken hierüber mit. Der alte Herr war mein Vor-Vorgänger in hiesiger Pfarre gewesen und

selbst darin geboren, und war jetzt beynahe 80 Jahre alt. Er versicherte mich, daß es ihm Freude mache, daß er in seiner so lieben Dahlenschen Pfarre einen Freund der Natur situirt wisse. Die einzigen Freuden und die vorzüglichsten fände er noch in seinem Garten, unter den Bäumen, die er selbst gepflanzt und erzogen. Der freundliche Greis hatte mir mit eigner Hand Vorzeichnungen von den neuern Veredlungs-Methoden gemacht, die er mir mitschickte und die ich noch zur Hand habe — ich schaue sie oft mit inniger Liebe an, wie Werke, die mir von einer freundlichen Seele aus der Ewigkeit geschenkt sind. Sein würdiger Herr Sohn, Herr Pastor Masch zu Schlagsdorf im Ratzeburgischen, sandte mir zwey Jahre hinter einander einen großen Transport Reiser, die er mittelbar von Diel und Sickler erhalten, wodurch ich mit den Grund zu einer vernünftigen Baumzucht legen konnte; mein Herz wird nie aufhören, solches mit Dankbarkeit zu empfinden.

Auch meine jetzige, so herrliche Frau Kirchen-Patronin, Frau Justiz-Räthin Rodbertus auf Beseritz, würkte mit ihren Enthusiasmus für Natur, kräftig auf mich ein. Sie ist eine eifrige Garten-Freundin. Seit 8 Jahren hat sie sich eine ganz neue Umgebung geschaffen. Wie durch einen

Zauberschlag stehen oft mitten im Sommer ganz neue Partien in ihren Garten da. Wo vor etlichen Tagen grüner Rasen war, blühen dann in weiten Umkreisen hunderte der köstlichsten Blumen in der vollesten Fülle, als hätte sie eine Fee herbeygezaubert. Selbst im Winter, wo man nirgend mehr eine Blume ahndet, schmücken kostbare Blumen-Gruppen in lieblichster Schattirung ihre hellen Zimmer. Unwiderstehlich wirkte dieses oft auf mich, wie ein electrischer Schlag und bestärkte mich im Glauben, daß wenn man wolle, man Berge versetzen könne. Dies erzeugte bey mir vielfach ein erhöhteres Streben nach dem Vollkommeneren; ob sie selber dies wohl nie geahndet haben mag.

Auch eines trefflich lieben Vetters von Gustow auf Rügen darf ich nicht vergessen; ich verdanke ihm sehr viel. Er hatte sich große Vorräthe von Reisern, vom Herrn Hofrath Diel zu Dietz verschrieben, und schickte mir zur Kompletirung, damit meine Schule noch mehr Vollkommenheit erlange, das mir noch Fehlende.

In den letzten Zeiten habe ich noch viele neue Sorten aus Schlesien, Berlin, der Neu-Mark, selbst Persische Apfel-Sorten bekommen, die, so wie noch außerdem gar vieles, in meinen jüngsten Katalog nicht aufgeführt sind.

Wie ich denn vom ersten Ursprung an erziehe? —

Ich säe wie Kraut und Rüben. Einige wollen, man soll blos Kerne vom Gold Pippin ꝛc. nehmen, aber wie läßt sich das im Großen so machen; ich gebrauche in der Noth alles was ich habhaft werden kann, selbst Holz-Aepfel-Kerne, wenns nichts anderes giebt, denn eine ganze jährliche Aussaat darf nicht fehlen. Es ist auch ein alter Firlefanz, wenn man meynt, daß so vieles auf den Namen ankomm. Das Reiß ist das Saamen-Korn, und es bringt seine Art auf jeden Boden, der es annimmt. Der Stamm ist der Boden, das Land, worin man das Edel-Reiß säet. Man säe Weizen auf Lehm, Kley, schwarzen Sand und Grand, wo das Korn angenommen wird, da wächst immer wieder Weizen, kein Kohl und Rüben. Auf Stoppel wächst gewöhnlich Weizen von der schönsten Farbe und feinsten Hülse, den der Becker am liebsten mag. Dagegen wächst auf zu fetten Boden Schmacht-Korn von schlechten Ansehn; so mit Pflanze, Baum, Mensch. Man kehre sich an Narrheit nicht — gebt beym Anpflanzen dem Baum gesunden, nicht überdüngten, aber kräftigen Boden, sonnig beschützten Stand, so wird er schon gute Früchte tragen, er mag gepfropft seyn auf welchen Stamm es sey. Ein Kern-Wildling sollte bessere Früchte bringen

und ausdaurender seyn wie der derbe, feste Birn- und Apfel- wilde Holz-Stamm? ich glaube nicht, wenigstens nicht für unser hartes Klima. Sind denn aufgepappte Muttersöhnchen ausdaurend kräftiger, wie die, die sich durch die Armuth heraufwanden? Bepfropft beyde mit gleicher Sorgfalt und schauet! Unsere Väter haben wohl selten auf Kernwildlinge geimpft und hatten wohl schon mehr und besser Obst wie wir; wie ich noch ganz gut aus meiner Kindheit her weiß.

Woher denn alle Stämme?

Größtentheils erziehe ich sie, wie eben gesagt, aus Saamen; ich lasse die Kerne und Steinr im Herbst ausschneiden und frisch säen, lustig fort, wie Wurzelwerk, und einharken. Viele Stämme aber bringen mir auch meine Roder, deren ich immer einige an der Hand habe. Diese bekommen für 100 Aepfel- und Zwetschen-Stämme 32 ßl., für 100 Birn- und Kirsch-Stämme 1 Rthlr. Woher sie solche erhalten? gilt mir gleich viel! zum Theil sollen sie solche, ihrer Angabe nach, um Branntewein erhandeln, zum Theil sich erschnurren, zum Theil aber auch aus den benachbarten Wäldern stehlen. Ich gebe ihnen vielfach die Weisung, mir keine Verantwortlichkeit und Rechtshändel dadurch zuzuziehen, sondern im Betretungsfalle die Sache a la Sanchow, zur Erlösung der Prinzessin, brevi

mann, sofort an sich selber abzumachen, oder abmachen zu lassen.

Wann die Zeit zur Anpflanzung der Wildlinge da ist, so muß alles pflanzen, selbst Mädchen und Jungen. Manche haben in ihrem Leben keinen Baum pflanzen gesehen, noch weniger selber gepflanzt und nun müssen sie sogleich hunderte pflanzen; sie wundern sich selber über ein solches Talent, welches bis dahin, ganz ungeahndet, in ihnen geschlummert. Ganz genau gehts freylich dabey nicht her; an Begießen kann vollends nicht gedacht werden, bey mir heißt es: „Was fällt, das fällt!" — der größte Theil der Menschen veredelt deshalb keinen Baum, weil er sich die Sache zu umständlich vorstellt; sie ist es aber nicht. Einen Baum zu reisen, kostet mir durchaus nicht mehr Zeit und Umstände, als wenn sich jemand eine Pfeife Taback anmacht, oder eine halbe Semmel ißt. Ich wollte immer eine Wette eingehen, daß wenn sich jemand zu mir in die Baum-Schule hinstellt, stopft, schlägt Feuer, bringt's gehörig in Brand, daß ich in der Zeit zwey Bäume reise. Aber Bauer, Bürger und selbst Pfarrer, mögen selten dazu thun, weil man sich die Sache zu umständlich, beschwerlich vorstellt — der Berg des Anstoßes in Campes Manier. — Warum solltet ihr denn nicht 10, mindestens 6 Bäume jährlich machen können, da ich doch mit

meinen Händen allein über viertausend verfertige? Wann jeder Hausvater nur die elende Zahl von 6 Obstbäumen veredelte, dies würde den Obstbau unbeschreiblich fördern. Fast jeder mag gerne viel Obst haben, Raum zum Anpflanzen fehlt niemand, jeder nimmt auch gerne Bäume, noch nie wurde ich zurückgewiesen, wenn ich jemanden Bäume köstlicher Sorten schenkte, alle nahmen sie sehr freundlich hin; könnten sich diese Freundlichkeit gar leichtlich selber verdienen. — Hans Hagel steigt auch zu den Aepfeln im Garten, als ungebetener Gast; hätte es nicht nöthig, wenn er hiebey wie seine Väter, die Finger rühren mögte. In meiner Kindheit reisete sich jeder gemeine Mann seine Bäume, jetzt frißt alles in Faulheit Kartoffeln, wie sein Bruder, das Schwein. Es ist zum Erbarmen, wie dieser Zweig der Kultur versank, seit Kartoffeln empor kamen, und doch ist nichts erquicklicher, wie grünes Obst, und zur Erquickung ordnete der liebende Vater dies Gewächs in so unendlich großer Mannigfaltigkeit doch an; empfindet doch einen Augenblick seine alles umfassende Vatergüte hiebey! — Daß diese Gnadenquelle so sehr für die Menschheit versiegte und jetzt so kümmerlich quillt, diese Sünde tragen besonders Männer der reichen und wohlhabenden Klasse; ihr Gaumen ist durch Wein und Branntewein stumpf und geschmacklos worden,

daher verachten sie alle Früchte — werden es sich aber nie bewußt, daß sie hiemit eine große Ungerechtigkeit gegen ihre Frauen, Jungfrauen, Jünglinge, Kinder und gegen die ganze geringere Volks-Klasse begehen. Sie vermeynen, daß dieser Lebens-Genuß entbehrlich sey, weil er ihnen entbehrlich ist, oder meynen auch, daß es schon genug sey, wenn jene nur Aepfel ꝛc. hätten. Mögten sie sich doch besinnen, wie genau sie zu unterscheiden wissen, was unter einem kurzen oder langen Stöpsel, in einer sorgfältig versiegelten oder unversiegelten, in einer mit kostbarem Titel beklebten oder kahlen Flasche verschlossen ist, dann würde ihnen die Ahndung beykommen, daß unter Aepfel und Aepfel ꝛc. auch wohl ein Unterschied seyn könne — würden finden, daß ihren durch Wein ꝛc. erstorbenen Gaumen und Magen, Borsdorfer, Gold-Reinette, alle Englischen Pippins und in Summa alle, Zucker-Stoffe enthaltende Früchte, recht wohl behage; sie würden dann mehr zur Aufhülfe eines Zweigs der Oekonomie thun, der zur Erhöhung unschuldiger Lebens-Freuden, des allergrößesten Theils der Menschheit, so stark einwirkt, ob er gleich nicht Säcke mit Friedrichsd'or zur Befriedigung der Weinlust und des Stolzes, abwirft. Aber solches Bewußtseyn wird den Trinkern nie klar und doch sind gerade nur sie es, die zur Aufhülfe dieses am

kräftigsten einwirken könnten und müßten. Nenne man dies gewogentlich eine Art Galgen-Predigt! immerhin! ist ja auch ein Theil meines Berufs; wirkte sie nur! —

Die Manier, mit der ich jetzt alles verfertige, lernte ich in 5 Minuten zu Greifswalde, vom Herrn Professor Quistorp; diese ist so leicht, daß sie jeder Knabe in eben so kurzer Zeit fassen und nachmachen kann und wird. Diese Methode heißt: anplakken oder anblatten; es ist dies eine Art des Copulirens, wo man nemlich ein gewöhnliches Reiß mit einem sthr starken Stamm copulirt. Es ist die leichteste, wodurch man schnell ganze Massen anfertigt; ja Kirschen und Pflaumen gerathen fast nur allein durch diese Veredlungs-Methode; mit jeder andern kann man sich die Bleichsucht am Halse quälen, wenn man das Ding im Großen treiben will, und es wird doch nichts Rechtes daraus. Ich veredle fast alles durch diese Veredlungs-Methode. Beyfolgende Zeichnung giebt die Darstellung davon: *)

Nr. 1 stellt ein zugeschnittenes keilförmiges Reiß dar mit einem Auge. Dies mache ich besonders, wenn ich schiere, grade Stämme

*) M. s. die Kupfertafel. A. d. R.

erziehen will, da aber ein Auge mehr Gefahren unterworfen ist wie drey, so bleiben viel mehrere Stämme hievon zurück, wie von denen, die mit Reisern von drey Augen bepfropft sind.

Nr. 2. Ein Reiß, keilförmig zugeschnitten, mit drey Augen, giebt nicht so grade, schiere Stämme, geht aber, der mehreren Augen halber, leichter fort.

Nr. 3. Ein Stamm, welcher anzeigt, wo das Reiß angesetzt werden muß.

Nr. 4. Ein geimpfter Stamm mit Reiß.

a zeigt die Stelle, wo der Band zuerst umgelegt werden muß.

b ist das Auge, welches man das Sattel-Auge nennt, dies wächst gewöhnlich an und hieraus treibt gemeinhin der schierste Stamm aus. Man setzt es zunächst und gerade auf den Stamm, der Einschnitt geschieht unter dem Auge, jedoch nicht zu tief, damit man das Leben nicht zu stark ledirt.

c der schräge Schnitt am Stamm, auf der entgegengesetzten Seite, von der, wo das Auge angesetzt wird. Diesen macht man deshalb, damit der Stamm desto schneller und leichter mit dem Reise verheilt.

Beim Anblatten ist der Stamm stets viel stärker wie das Reiß, hiebey ist blos dahin zu sehen, daß die eine Rinde des Reises genau auf eine Rinde der einen Seite des starken Stammes zu liegen kommt, so wächst es sicher an.

Zum Verband gebrauche ich schmalen leinen Band, ungefähr so breit wie eine Feder-Spule. Ich kaufe gewöhnlich Stücken Band, a Stück 10 ßl. Da dieser zu breit ist, so lasse ich ihn aufschneiden und erhalte sodann 64 Ellen. Der Band wird mit Baumwachs auf einen Arms langen Stock gehalten und so bestrichen oder gewichst. Dies geschieht, dumit er desto fester binde. Das Baumwachs koche ich gewöhnlich nach Christ's Vorschrift, es besteht in 1 Pfund Wachs, ½ Pfund dicken Terpentin, ½ Pfund weißen Harz. — Durch eigene Beobachtung habe ich für mich noch folgende Mischung besonders nutzbar und zweckdienlich befunden.

Ich gebrauche für den Winter auf folgende Weise gemischtes Baumwachs:

1 Pfund Wachs, ¾ Pfund dicken Terpentin, ¼ Pfund weißen Harz.

Für den Sommer: 1¼ Pfund Wachs, ¼ Pfund dicken Terpentin, ½ Pfund weißen Harz.

Dies wird zusammen, jedoch mit Vorsicht geschmolzen, weil sich sonst der Terpentin leicht entzündet. Harz wird zuvor kurz gestoßen und Wachs klein

geschnitten. Ich lasse, nachdem alles geschmolzen, die Masse ein wenig abkühlen. Vor dem Schmelzen aber rolle ich mir auf einen Stab, der die Dicke von Thalers-Tüten hat, so viel Tüten, wie ich zu gebrauchen vermeyne, beklebe sie unten und an der Seite mit etwas Siegellack und stelle sie im Sand; dann gieße ich den flüssigen Baumwachs hinein. Dieses in Papier gegossene Baumwachs läßt sich nun sehr bequem und reinlich angreifen, besonders auch, wenn man Band wächsen will. Baumwachs wird sehr viel gebraucht; der schräge Schnitt beym Anblatten wird auch damit bestrichen und so das Ende des Bandes zugleich dadurch mit befestiget; man leckt sich hiebey stets etwas an die Finger, weil sonst der Wachs nicht gerne loslassen will. Das Schneiden der Reiser ist kein ganz unbedeutendes Geschäft, besonders wenn man mit Sorgfalt verfahren will, ich bezeichne jede Sorte durch, mit Messingdrath an den Reisern gebundene Nummern. Ich gebrauche zu diesem Geschäft wohl zuweilen 14 Tage. Da ich als Prediger im Frühling mit den Fasten-Predigten, Unterricht und Einsegnung der Catechumenen, überreichlich beschäftigt bin, so sehe ich mich gezwungen, alle Reiser im November zu schneiden; — das Reiser-Brechen im März halte ich für viel sicherer; — ich lagere sie sodann den Winter über auf. Ich schlage sie so in

die Erde, daß die Hälfte davon heraus steht; sie müssen schräge eingelagert werden. Die Marken lasse ich aus weißen Blech beym Schlösser schlagen, gelben Drath kaufe ich vom Nadler, von der Stärke der dicksten Stecknadel und lasse ihn vor dem Gebrauch glühen. Wo in einer Reihe mehrere Sorten zu stehen kommen, muß durch Marken gezeichnet werden. Ich halte von jeder Baum-Schule zwey Bücher, in einem die Sorten, Beete, Reihen, Nr., in dem andern das Register, sonst kann man sich ganz unmöglich schnell und richtig finden. Ich arbeite von Ostern bis Pfingsten 7 Wochen beym Veredlen, so lange halten sich die Reiser vom Herbst her frisch in der Erde; veredle, wenn die Stämme auch schon viel Blätter und Schüsse gemacht haben. Ich mache gewöhnlich täglich 100 Stück, im Ganzen 4000. Anßer dem Anblatten copulire ich auch, wenn die Stämme schwach sind. Das Oculiren wende ich im Frühling auf hochstämmige Rosen an. Das Auge wird herausgeschnitten und am wilden Stamm schneidet man eben so viel aus, bindets dann mit etwas gewichstem Band fest an und bestreicht es mit Baumwachs, so daß weder Luft noch Feuchtigkeit zudringen können. Dies treiben besonders meine Söhne, welche die Hölzungen der benachbarten Gutsherren durchstreichen und dort die wilden Rosen-Stämme in den Wäldern ver-

edeln. Die benachbarten Herren sind sämmtlich so gütig, daß sie solches durch die Finger sehen. Meine Knaben haben dies Werk schon seit mehreren Jahren getrieben und nie wurde uns deshalb ein saurer Blick. Die Kinder verdienen sich damit etliche Schillinge Taschengeld und gewinnen dabey Liebe für das unschuldige Treiben, erlangen aber zugleich auch Fertigkeit. Ich oculire, wie jeder, im Julius und August: Rosen, Pfirsiche, Aprikosen, aber nichts weiter, denn mein Körper mag sich nicht gerne mit Hundstags-Hitze bemengen. Das Beschneiden ist gleichfalls mein eigen Werk, jeder erhält dabey seine Form und Bestimmung, das ist mir mitunter etwas lästig, denn 30 tausend Stämme durch die Finger laufen zu lassen, ist nicht was Geringes. Ich veredle Hochstämmer auf Kern-, Stein- und Holz-Wildlinge; Zwerg auf Johannis-Stamm und zum Theil auf Quitte; alle Französische Pflaumen auf gewöhnliche; Zwetschen, Süß-Kirschen auf Vogel- oder Zwißler-Kirsche; die ins säuerliche und bittere spielende auf unsere gemeine saure Kirsche. Pflanzen, Ausroden und das viermalige Behacken lasse ich durch Tagelöhner verrichten. Das Behacken, Reinigen, ist Haupt-Erforderniß, verursacht aber auch nicht unbedeutende Kosten. In den 7 Wochen zwischen Ostern und Pfingsten muß ich es mir zuweilen blutsauer werden lassen,

arbeite schwerer, wie irgend ein Tagelöhner, verdiene dann aber auch eigentlich die 400 Rthlr., denn die übrige Verrichtung ist keine Arbeit zu nennen, sondern mehr Erholung, Vergnügen und Zerstreuung. Das Erdreich in meinem Garten ist sehr arm, besteht in trocknen, mageren, sandigen Lehm. Die Bäume wachsen gewöhnlich in 10 Jahren nicht so stark, wie sie in Baum-Schulen von kräftigen Boden in 5 Jahren schießen. Da aber der Grund fast wie ein harter Damm ist, so sind deshalb die Bäume gezwungen, in der Oberfläche mit dem Wurzeln zu bleiben, können keinen Pfahl machen, haben daher gewöhnlich eine Fülle von Thau-Wurzeln, woher es kommt, daß sie allenthalben sicher und schnell anwachsen und bald Früchte bringen. Ich könnte über tausend Thaler jährlich verdienen, denn ich kann nie so viel abliefern, wie gefordert wird, jedoch vermehrt sich die Einnahme nach einigen Jahren noch wohl um etliche hundert Thaler. Die Ursache, daß ich meine Abnutzung nicht füglich höher treiben kann, liegt zum Theil, wie vorhin bemerkt, in meinen sterilen Boden, zum Theil in der Beschränktheit meines Terrains, zum Theil aber auch an der Schwächlichkeit meiner Frau, die es verhindert, meinen Hausstand um einen tüchtigen Gärtner zu vermehren, der mir sehr Noth thäte, denn einen solchen Mann habe ich bisher

noch immer entbehren müssen und ich entbehre ihn sehr fühlbar.

Mein Absatz erstreckt sich besonders auf das Ausland. Im letzten Jahre ist der dritte Theil meines Verkaufs auf Stettin gegangen.

Die Befriedigung um die Baum-Schulen zu halten, kostet oft eigene Umstände und Sorgen, da ich selbst nichts eigenes hiezu habe. Die Güte der benachbarten Güter-Besitzer hat mich bisher so ziemlich über diese Sorgen herüber geholfen. Verwahrt muß alles sorgsam werden, denn Haasen und Gänse sind die größesten Feinde der Baumzucht, zerschälen alles.

In den letzten zwey Jahren wuchs alles kümmerlich; diese haben mich wenigstens um ein Jahr zurückgesetzt. Mit den Birn-Bäumen bin ich hierdurch in die größeste Unordnung gerathen. Der fast gänzliche Mangel an Regen behinderte sie, mit ihren Pfahl-Wurzeln in die gänzlich verdorrte, steinharte Erde meines Gartens einzudringen; und sie blieben daher sämmtlich um etliche Jahre zurück.

Im nächsten Frühling werde ich, so Gott will, meine Baum-Schulen mergeln. Ueber den wohlthätigen Einfluß des Mergels auf Bäume habe ich schon früher gelesen und neuere Erfahrungen bestätigen ihn. Die Früchte der gemergelten Obst-Bäume sollen noch einmal so groß werden, wie sie

die nemlichen Bäume früher trugen. — Zu überhäufte Geschäfte haben mich bisher gehindert, dies selbst durch Versuche zu erproben.

Wann jemand zu mir in meine Baum-Schule kommt, so schaut er, wie Dilettanten, wenn sie in große Bibliotheken treten: Viele Bände, viele Bände! aber es ist nicht von Belang, sind nicht viele Folianten drunter, fast alles Octav-Bände, auch wohl Duodez, ja noch kleinere Kraak-Bändchen, giebt kein hübsches Spectakel! — Was drinne steckt, ahndet der Dilettant nicht, und wenn sie sich auch noch dazu die Mühe nehmen, den Titel zu belesen. Deshalb gefällt und kann auch nur wenigen das Dings gefallen; aber der Kenner schmeckt bey beyden, sobald er nur den Titel lieset. —

Meine gütigen Herren Kirchen-Patronen haben gewogentlich consentirt und Sr. Königl. Hoheit, unser Allerdurchlauchtigster Großherzog Georg, haben es gnädigst durch eine Acte bestätiget, daß meine Erben die Baum-Schule, wenn ich sterbe, noch 3 Jahre nach Ablauf des Gnaden-Jahres, auf der Stelle lassen können, wo sie sich dann befinden wird. Meine Erben haben sich blos um die gewöhnliche Ertrags-Entschädigung auf die Zeit mit meinem Nachfolger zu vergleichen, und so weiß ich denn nun doch gewiß, daß meinen Nachkommen hiedurch ein Capital von mindestens 4000 Rthlr. gesichert ist.

Unter meinen Bäumen bin ich völlig freyer Herr!

Ich befehle meine Baum-Armee wie ein unbeschränkter Feldherr und noch freyer und gewaltiger. Ich lasse sie Stellungen einnehmen, in Gegenden eindringen, wie ich will, avancire, degradire, wie's mir beliebt, alles muß meinen Befehlen unweigerlich gehorchen: ich bekleide sie nach Belieben. Ein Regiment muß in rother, ein anderes in blauer, grüner, gelber, weißer, scheckigter Farbe erscheinen, wie's mir gerade die Laune eingiebt. Ein Theil muß große, andere kleine, wieder andere mittlere, eine Theil muß süße, andere saure, andere gemischte Thaten verrichten und es geschieht jedesmal mit der allergrößesten Präzision — nie wird ein Haar breit von meinem Willen abgewichen — das thue mir einmal ein Feldherr nach! — den einen lasse ich schier und gerade aufsteigen, ein anderer darf sich nur wenig erheben, ein dritter muß Zeitlebens zu meinen Füßen an der Erde kriechen. Es ist kein Regent auf Erden, der freyer und gerechter mit seinen Unterthanen schaltete und schalten könnte, wie ich mit den Meinen. Ich verfahre nach unumstoßbaren Gesetzen der Natur, kann nimmermehr hiebey irren; keines Unterthanen sind daher auch gehorsamer wie die meinen. Mein Messer ist mein Scepter und diesem gehorchen alle unweigerlich;

Sträuben und Störrigkeit wird nie bemerkbar; es sind stumme, liebe Kinder, die sich fort und fort mühen, mir nur Freude, nimmer Leid zuzubereiten. —

Ob ich bey meiner Baumzucht auch wohl mein Amt verabsäume? Diese Frage mag meine Gemeinde beantworten, ich schreibe dies ja nicht im Winkel! Gegen Gottes Rath ist dies Treiben gleichermaßen nicht; die Schrift rühmte vielmehr ja solches schon von Abraham, wann sie spricht: „Abraham „pflanzte Bäume zu Bersaba: und predigte daselbst „von dem Namen des Herrn, des ewigen Gottes. „1 Mos. 21, 33," und das thue ich in Gottes Gnaden hieselbst auch — ich thue beydes mit gleicher Lust und Kraft und diese möge mir Gott, mein Gott, bis zu meinem letzten Stündlein hienieden verleihen! —

Dahlen, im März 1820.

W. Piper, Pastor zu Dahlen
in Mecklenburg-Strelitz.

Ist nur die Todesstrafe das einzige wirksame Mittel, die Pferde-Diebstähle zu verhüten?

Die mannigfaltigen Vorschläge, die zur Verhütung, oder wenigstens zur möglichsten Erschwerung der Pferde-Diebereyen, diesen Annalen mitgetheilt sind, geben einen Beweis, daß bisher noch die Schlauigkeit und Dreistigkeit der Diebe größer ist, als die schützenden Vorkehrungen, die von unsrer Landes-Polizey dagegen ergriffen sind. Aber zugleich legen sie auch einen erfreulichen Beweis davon ab, daß in allen diesen Vorschlägen ein reines, menschliches Gefühl vorherrschend ist, denn in keinem der Aufsätze, die bisher unsern Annalen einverleibt sind, ist Lebensstrafe, — Ausstoßung eines menschlichen Wesens aus der menschlichen Gesellschaft! — als einziges Gegenmittel empfohlen. Die Tendenz aller, die ihre Stimme erheben, geht nur auf Verhütung, Erschwerung dieses Verbrechens.

Daß diese wahre Landplage ein schwerer Druck für die Einwohner unsers Vaterlandes, besonders

aber für den Landmann ist, das bestätigen die so laut erschallenden Klagen, die fast allgemein vernommen werden, hinreichend genug. Es ist daher sehr verzeihlich, wenn besonders diejenigen, die durch fühlbare Verluste dieser Art heimgesucht, oftmals einen beträchtlichen Theil ihres Eigenthums eingebüßt haben, in ihrer Erbitterung gegen diese Störer der öffentlichen Sicherheit keine Strafe anzugeben wissen, die hart und abschreckend genug für die Thäter seyn könnte. Daher ist Galgen und Strick noch das Glimpflichste, was nach ihrer Ueberzeugung Verbrechern dieser Art zuerkannt werden muß.

Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen anzustellen: ob überhaupt Todesstrafen zulässig sind? Was von Beccaria und dessen Nachfolgern gesagt, und von den Gegnern derselben dagegen eingewendet worden, zeugt allerdings von dem großen Scharfsinn beyder Partheyen. *) Vor der Hand

*) Noch ganz kürzlich ist in der kleinen Piece: Beantwortung der Frage: Gebietet das Christenthum Todesstrafen? — Ein Versuch von Johann Friedrich Weingart. Erfurt und Gotha, in der Henningschen Buchhandlung, 1813, dieser Gegenstand untersucht und die hier aufgeworfene Frage verneint worden.

A. d. R.

wird indessen, so lange das Menschengeschlecht nicht allgemein eine höhere Stufe moralischer Vollkommenheit erstiegen hat, die Todesstrafe nicht ganz abgeschaft werden können; es ist schon genug, daß man hierin in unserm Zeitalter behutsamer verfährt und Menschen-Leben mehr achtet, als es vormals der Fall war.

Der erste Bewegungsgrund, weswegen der Mensch im rohen Natur-Zustande diese seine natürliche Freyheit aufopferte und in der bürgerlichen Gesellschaft sich unter den Zwang der Gesetze schmiegte, war: Sicherheit; Sicherheit des Lebens, Sicherheit des Eigenthums. Jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft hat also ein Recht, solche Gesetze zu fordern, die ihm diese Sicherheit gründen, und auf die Erfüllung dieser Gesetze zu dringen. Nur ist es die Frage: ob der Staat schon seine ganze Pflicht erfüllt hat, wenn er nur die strengsten Mittel, nemlich Strafen, in Anwendung bringt, und ob ihm nicht andre Mittel zu Gebote stehen, wodurch die Strafe nur für den Nothfall und wenn anderweitige Vorkehrungen nicht mehr ausreichen, aufgespart werden kann?

Ich denke, dies ist eigentlich die große Wohlthat, die uns durch eine wohl eingerichtete Polizey zu Theil werden soll. Von dieser fordert der Staat die Anwendung der Mittel, wodurch Verbrechen,

wenn sie auch nicht ganz verhütet werden können, — welches freylich, bey der Schwäche und bey der Verdorbenheit des menschlichen Geschlechts, wohl so bald noch nicht zu hoffen ist, — doch wenigstens die Ausübung derselben möglichst erschwert werden möge. Dahin zwecken ja auch alle Sicherheits-Maaßregeln, die in wohl regierten Staaten von Polizey wegen getroffen werden, und wenn wir nicht undankbar gegen unser Vaterland seyn wollen, so werden wir das Wohlthätige vieler zu diesem Zweck getroffenen Anordnungen nicht verkennen. Bleibt freylich hie und da noch manches zu wünschen übrig, so ist unser gutes Vaterland gewiß nicht der einzige Staat in Deutschland, der an Gebrechen dieser Art krank liegt. Hierin sind wir also nicht die Einzigen, die zu tadeln wären. Aber wenn wir auf den Punct, auf welchen wir gelangt sind, ruhig stille stehen und nie suchen weiter vorwärts zu streben, so verdient dies Tadel; da muß es jedem Vaterlands-Freunde erlaubt seyn, seine Stimme zu erheben, und, wenn sie mit gebührender Bescheidenheit vorgetragen wird, auch Gehör zu fordern.

Ich wende daher das hier Gesagte auf den vorliegenden, besondern Fall an. Man sagt nemlich: alle die bisher gegebenen Vorschläge sind nicht ausreichend, zum Theil auch nicht ausführbar; sie erschweren den Handel und den freyen Verkehr;

denn sie legen diesem so unentbehrlichem Gewerbe höchst nachtheilige Fesseln an. Es bleibt also nichts übrig, als die Schrecken des Todes, der Galgen!

Ich fühle mich nicht unterrichtet genug, diese Einwürfe geradezu widerlegen zu können; ich will es daher bereitwillig zugeben, daß alle bisher laut gewordene Vorschläge noch mannigfaltigen Erweiterungen oder Beschränkungen unterworfen seyn mögen; aber so viel ist doch gewiß und von vielen sachkundigen Männern bereits zugestanden, daß sie sehr viel Gutes und Anwendbares enthalten. Liegt also nur Etwas darin, das brauchbar ist, so ist doch eine solche Angelegenheit, die nichts weniger als die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Schonung des Menschenlebens betrifft, wohl so viel werth, daß einsichtsvolle Männer dazu beauftragt werden, diese Vorschläge zu prüfen, das Brauchbare derselben weiter zu verarbeiten und nach ihren bessern Einsichten ein anwendbares Resultat zu fördern. Wollte ich auch den allerschlimmsten, kaum gedenkbaren Fall annehmen, daß kein völlig zusagendes Resultat zu Tage gefördert werden könnte, so wäre es doch menschlicher, ehe wir unsre Galgen wieder aufbauen und das Land mit Blutschulden beflecken, doch wenigstens in dieser großen Menschen-Angelegenheit einen Versuch zu machen, ob denn der so häufigen Ausübung dieses Verbrechens

gar keine wirksame Erschwerungen entgegengesetzt werden können. Strick und Galgen müßte doch immer nur das letzte Mittel zur Aushülfe seyn.

In wie fern dieser allerdings für unser Vaterland höchst wichtige Handelszweig, der Pferdehandel, durch die bereits mitgetheilten Vorschläge, besonders durch den S. 585 des sechsten Jahrganges dieser Annalen befindlichen Vorschlag, beschränkt, gelähmt, ja wohl gar, wie manche es fürchten, gänzlich ruinirt werden könne, das verstehe ich ebenfalls nicht zu beurtheilen. Aber es wäre Pflicht, heilige Menschenpflicht, daß die Männer, die von dem Nachtheil der dort empfohlnen Anordnungen überzeugt zu seyn glauben, ihre Ansichten mit triftigen und überzeugenden Gründen unterstützt, der gemeinschaftlichen Prüfung darlegten. Fänden sich dann bey diesen Vorschlägen solche Hindernisse, die den freyen Gang dieses für unser Land so nützlichen Verkehrs erschweren könnten, so würden sich vielleicht doch wohl solche Modificationen auffinden lassen, die der Hauptsache, — möglichste Erschwerung des Pferde-Diebstahls, — unbeschadet, auf wirksame und ausführbare Bestimmungen leiten könnten. Fast allgemein hört man die Klage: „alle „unsre bisher getroffenen Polizey-Anstalten helfen „uns gegen diese wahre Landplage nichts." Aber ist es denn dadurch schon bestätigt, daß nicht bes-

fere, zweckmäßigere Maaßregeln getroffen werden können? Ist denn Menschenleben von so wenigem Werthe, daß man, ohne auf anderweitige Sicherheits-Vorkehrungen zu achten, nur in der Wirksamkeit des Halbmeisters das einzige Gegenmittel finden will?

Es ist vielleicht möglich, daß dadurch, daß der rechtmäßige Besitzer eines Pferdes sich durch eine gerichtliche Bescheinigung rechtfertigen soll, kleine Unbequemlichkeiten nicht vermieden werden können, allein sollten denn diese durchaus eine Erschwerung des bisherigen freyen Verkehrs oder gar eine gänzliche Störung desselben zur Folge haben? Wir sind in unserm glücklichen kleinen Erdwinkel nur zu sehr an eine nur wenig beschränkte Freyheit im Handel und Verkehr gewöhnt, und vergessen es, unsre überwiegend glücklichere Lage mit der ungleich gedrücktern anderer Länder zu vergleichen. Wir sind zu bequem, gegen die, — im vorliegenden Fall doch wahrlich! wenig bedeutenden — Beschränkungen, um auf der andern Seite wieder das Gute in die Waagschale zu legen, das dadurch erreicht werden würde. Zuförderst nemlich: größere allgemeine Sicherheit. Man gesteht es ja, daß, so wie jetzt die getroffenen Maaßregeln sind, den Pferde-Dieben die Ausübung ihres schändlichen Betriebes zu wenig erschwert ist. Ist dies wahr, so

können wir uns nicht von aller Schuld freysprechen, daß, selbst in dieser Vernachlässigung wirksamerer Maaßregeln, für unmoralische Menschen ein Reiz liegt, ein Verbrechen zu begehen, woran sie sich nicht gewagt haben würden, wenn die Ausübung desselben mit größern Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre. Verlassen wir uns also ganz allein auf den Galgen, ohne zugleich bessere Vorkehrungen zur möglichsten Erschwerung dieser That getroffen zu haben, so bringt jede Todesstrafe Blutschuld über das Land!

Ich will den Vorwurf nicht fürchten, als ob ich den Pferde-Dieben das Wort reden, sie ganz von der Todesstrafe frey sprechen wollte. Keineswegs! Man stelle immerhin die Galgen wieder her, damit sie ein fürchtbares Schreckmittel für solche, so tief gesunkene Menschen bleiben, die nicht gebessert werden können; aber dies muß immer nur das letzte Zufluchtsmittel seyn, wenn bey einzelnen Individuen die Verdorbenheit einen so hohen Grad erreicht hat, daß sie alle von Seiten des Staats getroffenen Maaßregeln mit der abgefeimtesten Schlauheit zu bekämpfen wissen. — Wie mancher Unglückliche, der sein Leben auf dem Rabenstein verliert, könnte dadurch dem Staate erhalten, vielleicht als sehr nützlicher Bürger erhalten werden!

Es liegt in dieser, wahrlich! nicht genug zu beherzigenden Wahrheit zu viel, als daß ich es mir versagen könnte, noch einen andern Umstand zur Sprache zu bringen. Man hat vorgeschlagen, „eine „eigene Kasse zu errichten, aus welcher demjenigen, „der einen Pferdedieb so anzeigen würde, daß er „gefänglich eingezogen und der That überführt „werden könne, eine ansehnliche Prämie „abgereicht werden soll."

Ich wage es nicht, über diesen Vorschlag ein Urtheil zu fällen, nur das gestehe ich frey und offen: ich möchte eine solche Prämie nicht verdienen. Nach meiner Ueberzeugung liegt hierin etwas, wogegen sich das bessere Menschengefühl empören muß. Es sey ferne von mir, die Vorgesetzten der bürgerlichen Gesellschaft meistern zu wollen, wenn sie sich, um manche, an sich sehr wohlthätige Zwecke sicherer zu fördern, bezahlter Denuncianten bedienen. Allein mich dünkt, in allen solchen Aufforderungen: den Vergehungen und Verbrechen verdorbener Menschen, durch die Wachsamkeit andrer Menschen, deren Beruf dies nicht ist, auf die Spur zu kommen, liegt etwas, wodurch Sittlichkeit und Menschenwerth zu sehr compromittirt wird, und vielleicht machen wir durch alle solche Motive, die nicht auf richtiges Gefühl von Recht und Unrecht gegründet sind, sondern blos und

allein ein höchst schmutziges Interesse aufreizen, noch schlechtere Menschen, als der ist, dessen Vergehen entdeckt und bestraft werden soll. Wir dürfen nur in die Zeitperiode zurückgehen, die wir erst kürzlich durchlebt haben, in welcher eine gehaßte Nation unsre Schmach durch Kunstgriffe dieser Art noch mehr vergrößerte. Steht nun gar, wie hier, Menschenleben aufs Spiel, so müßte doch wahrlich! ein solcher Mensch schon in einem sehr hohen Grade verdorben seyn, der gefühllos, blos des schnöden Gewinnes wegen, eins seiner Mitgeschöpfe den gewissen Todesmartern Preis geben könnte. Allerdings kann es Verbrechen geben, bey welchen das theilnehmende Menschengefühl schweigen muß; wo die Verhehlung des Verbrechens ein noch strafwürdigeres Verbrechen werden kann, als das begangene oder noch zu begehende Verbrechen selbst war. Ob das aber in allen Fällen ohne Unterschied, mithin auch in diesem vorliegenden Fall sich so verhält, das möge den scharf distinguirenden Kasuisten zur Entscheidung überlassen bleiben. Aber diese Entscheidung möge nun fallen auf welcher Seite sie wolle, so sollte doch nimmer die, allemal zum moralischen Verderben der Menschen gereichende Geldgier in solchen Fällen, wo über Menschenleben gehandelt wird, aufgereizt werden.

Ich wiederhole es noch einmal: man stelle immerhin dem Verbrecher Strick und Galgen in der Perspective, aber diese grausende Ansicht bleibe so lange, als andre mit Umsicht berechnete Vorkehrungen noch ausreichen, blos Schreckmittel. Sind dann alle gedenkbare und zweckmäßig ausgeführte Erschwerungsmittel nicht hinreichend, so mag ein solcher, in der Gaunerkunst ausstudirter Bösewicht, wenn er ertappt und der That überführt wird, der rächenden Nemesis ein Opfer werden!

Unser Patriotischer Verein, der sich solche Gegenstände zur Bearbeitung gewählt hat, die zum Theil von sehr großen und bedeutenden Einfluß auf das Wohl des Vaterlandes werden können, hat auch diese Angelegenheit zur Berathung gezogen. Möge doch ein menschenfreundlicher Genius die Gesinnungen der ehrwürdigen Männer leiten, denen dies Geschäft besonders aufgetragen ist; mögen sie keine Mühe scheuen, alle solche Mittel aufzusuchen, wodurch Sicherheit des Eigenthums, ohne vorschnelles Hingeben von Menschenleben, erhalten werden kann. Mecklenburg hat sich ja von je her Regenten erfreut, die zu jedem Guten, selbst mit Aufopferungen, freudig die Hand bieten. Eben dies ist von beyden jetzt regierenden, allgemein so hoch verehrten und geliebten Landesherrschaften auch für diese Angelegenheit mit Zuversicht zu hof-

sen, wenn auch wirklich, um die Ausführung der bereits gemachten Vorschläge zu erleichtern, mit den zu treffenden Maaßregeln eine mäßige Einbuße an der Staats-Einnahme beym Pferdehandel nothwendig befunden würde.

Die für Denuncianten zu errichtende Kasse kann alsdann zur Belohnung treuer und redlicher Schullehrer genutzt werden, die zum größten Theil noch immer im Elende schmachten, damit sie uns bessere Menschen erziehen; dadurch werden von selbst Verbrechen aller Art seltener werden. *)

Ein Mitglied des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins.

---

*) Könnten nicht alle Verbrecher, die das Leben verwirkt haben, beym Straßenbau, imgleichen bey der Anlage und Aufräumung der Kanäle und Flüsse gebraucht werden? — Wie groß wäre dieser Gewinn für Mecklenburg! Und welch ein noch größerer moralischer Gewinn, verdorbene Menschen zum Wohl des Staats nützlich zu beschäftigen und vielleicht eben dadurch auf die Besserung manches Einzelnen dieser Unglücklichen einzuwirken!

A. d. R.

Landwirthschaftliche Erfahrungen und Ansichten vom Herrn Doctor H. Chr. Gerke auf Frauenmark.

(Geschrieben den 29. Januar 1820.)

Unter dieser Rubrik werde ich den geehrten Lesern der Annalen von Zeit zu Zeit Alles mittheilen, was mir in meiner Praxis vorkömmt, und sich nicht zu größeren Abhandlungen eignet. Also durchaus reine Empirie in einem aphoristischen Gewande — oft unvollständig, oft halb beendigt, aber dann jederzeit mit Vorbehalt der fortzusetzenden Beobachtungen und ihrer Mittheilung. Sollte Jemandem der Vortrag dunkel bleiben, so stehen ihm mein Haus, meine Ställe, meine Felder, meine Register zu näherer Erforschung offen. Nichts wird mir dagegen angenehmer seyn, als wenn jeder meiner Herren Kollegen der primitiven Kunst diese Ansichten und Erfahrungen mit dem Vorsatze lesen wollte, seinerseits nun auch eben so kurz dasjenige mitzutheilen, was er über diesen oder jenen Gegenstand erfahren hat, bejahend — verneinend — oder er-

weiternd — gleichviel! dadurch wird die eigentliche Absicht unserer Gesellschaft in vollem Maaße erfüllt.

Erste Lieferung.

Ueber feinwollige Schäferey.

Die höchst ungünstige Conjunctur im Wollhandel des vergangenen Jahres läßt befürchten, daß das Interesse für diesen höchst wichtigen Industrie-Zweig bey Manchem von uns in eine gewisse Lauheit übergehen möge. Allein, wäre das consequent? Man nenne mir irgend ein Product, — außer fettes Vieh und Butter, — das in diesem excessiv trockenen Jahre etwas gegolten hat; und diese beyden Producte galten nur deshalb etwas, weil die zu große Dürre weder viel Butter noch fettes Vieh zu produciren im Stande war. Der Wollhandel aber erlitt nun insbesondere noch höchst ungünstige Reactionen von mehreren Seiten. England glaubte mit einer neuen Auflage auf den Woll-Impost (bis jetzt gab das Pfund etwa einen Pence oder einen Mecklenb. Schilling; wie hoch sich gegenwärtig diese Abgabe beläuft, ist mir nicht bekannt:) *) einen

---

*) Nachstehendes ward mir hierüber von einem unsrer verehrlichen Mitglieder aus dem Handelsstande mitgetheilt:

Theil seiner Staatsbedürfnisse decken zu müssen. Spanien nahm funfzig Procent von der Woll-

---

Im Jahr 1814 wurden in London die Zölle auf Wolle folgendermaßen berechnet.

„Angabe und Zoll-Bedienten . LSterl. — 15 Sh.
„Zoll auf 50 Cent. à 5 Sh.
LSterl. 12 10
„Kriegszoll 33 1/4 pCt. = 4 3 6
„neuer Zoll 25 = = 3 2 6
„Fremden-Zoll . . . = — 17 —
20 13 =

LSterl. 21 8 Sh.

„Nach der neueren Impostirung werden 6 Pfennige „für jedes Pfund Wolle bezahlt, es mag die gröbste „oder feinste im Sortiment seyn. Der Kriegszoll und „der neue Zoll haben wahrscheinlich nicht aufgehört, „und darnach würde die Rechnung nunmehr so lauten:
„Angabe und Zoll-Bedienten . LSterl. — 15 Sh.
„Zoll auf 50 Cent. à 6 Pfennige
pr. Pfund . . . LSterl. 140
„Kriegszoll 33 1/4 pCt. = 46 11
„neuer Zoll 25 pCt. . = 35 —
„Fremden-Zoll . . . = — 17
222 8 =

LSterl. 223 3 Sh.

„Hiernach würden die Gesammt-Zölle ohngefähr „9 2/3 Schilling N2/3tel für jedes Pfund Wolle be-„tragen, wenn ich den Englischen Pfennig, welcher

Ausfuhr ab, mithin wurde sie dort um so viel wohlfeiler; endlich aber wollten die Englischen Fabrik-Arbeiter lieber unter den Titel „Radical-Reformers" selbst, wo möglich, am großen Steuer-Ruder der Staatswirthschaft, als auf ihren Weberstühlen arbeiten, und so mußte mithin ein ganz ungewöhnliches Mißverhältniß zwischen Woll-Bedarf und Woll-Production, zwischen Nachfrage und Anbieten entstehen, welches denn nothwendig die unerhörte Lauheit im Wollhandel hervorbringen mußte, die wir im Jahr 1819 erlebt haben, und die wir vielleicht noch ein Jahr erleben werden. Aber das Gleichgewicht wird sich auch hier wieder herstellen. Der Mittelpreis von 28 bis 30 Rthlr. (wie er im Jahr 1808 in ganz Sachsen für feine Wolle war) wird sich wieder einfinden und so dieser Erwerbzweig in Flor bleiben. Wir wollen also getrost diesen unsern Zweig des Haushalts ferner emsig kultiviren und uns freundlich die Hindernisse beseitigen helfen, die uns bey seiner Kultur begegnen. Zu diesen Hindernissen gehört denn insbesondere:

„wirklich höher stehet, auch nur zu 1 Schill. N2/3tel „annehme. Sollten bey Erhebung der 6 Pfennige „pr. Pfund die erhöheten Zölle wegfallen, so würden „doch über 6 Schill. hiesiges Geld für das Pfund am „Zoll zu erlegen seyn." A. d. R.

1. Die Lämmer-Lähme.

Diese Krankheit stellt sich meistens im März ein. Das Lamm bekömmt eine Steifheit in den Hinterbeinen, bisweilen auch in den Vorderbeinen. Es ziehet daher im Fortgehen gewöhnlich etwas Stroh mit sich fort, weil es die Beine nicht aufheben kann. Es läßt vom Saugen ab, und ist gewöhnlich am dritten Tage todt. Bey der Section findet man an den steifen Beinen, vorzüglich unter und über dem Knie-Gelenke, eine gelbe gallertartige Feuchtigkeit, und der Magen ist voll von harter geronnener Milch, unter welcher sich bisweilen einige Stücke Wolle befinden.

Kur.

So lange ich durch innern Gebrauch von Arzney bey der Mutter und dem Lamme, und durch reizende Bein-Umschläge bey letzterem hinzuwirken suchte, habe ich mir großen Schaden gethan, denn die Lämmer starben alle, meistens nach einigen Stunden. Man verdirbt mit der eigentlichen Arzney beym Lamme immer mehr, als man gut macht, weil seine Magen blos an die fette Muttermilch gewöhnt und damit angefüllt sind, auf welche die meisten Arzneymittel den Effect des Labs (presure) haben. Selbst die Magnesia leistete keine Hülfe. Aber nachfolgendes Verfahren ist mir jedesmal gelungen:

Ich nahm die lahmen Lämmer, sobald sich die Krankheit äußert, in ein warmes Zimmer, (ein geheiztes Zimmer muß der umsichtige Schaafwirth in der Winter-Lammzeit stets bereit haben, dadurch kann er, — selbst ohne diese Krankheit, — alle sonst schwachen Lämmer für seine Heerde retten) gab ihnen ein Klistir von Kamillen und Mohnöl, und badete sie im lauwarmen Wasser, worin eine Handvoll Küchensalz aufgelöset war. Nun wurden sie rein abgetrocknet, gerieben und in wollene Decken eingeschlagen, welche von Zeit zu Zeit erwärmt wurden, und jedes Stück erhielt ohngefähr eine Tasse grünen Thee, worin zwey Theelöffel voll Honig aufgelöset waren, nach und nach mit dem Theelöffel eingegossen. So wie sie sich etwas erholt hatten, etwa nach 5 bis 6 Stunden, bekamen sie sämmtlich frisch gemolkene Ziegenmilch, auf eben die Art eingegossen. Mit der Mutterheerde ward sofort eine, von der bisherigen ganz verschiedene Fütterung angefangen. Der Oelkuchentrank ward in klares Wasser verwandelt und statt Rocken- und Weizenloos — der eigentlichen Ursache der Krankheit — erhielten sie am ersten Tage blos Heu und Gerst-Stroh, den Tag darauf aber einen Scheffel Gerste pr. 100 Stück. Die Mütter der erkrankten Lämmer wurden einigemal rein ausgemolken. So wie ein Lamm sich durch diese Theekur, durch

Schlaf und Wärme etwas erholt hatte, kam es, gewöhnlich schon nach vier und zwanzig Stunden, wieder zu seiner Mutter in eine Stieze — ein durch Hürden abgesonderter Ort — und ward wieder zum Saugen gewöhnet. Auf die Art habe ich alle Furcht vor der Lämmer-Lähme verloren, denn ich getraue mir bey dieser Behandlung jedes Thier zu retten. Jedoch thut man wohl, sie lange in der Stieze zu lassen, denn: läßt man sie zu früh wieder unter die Heerde, so werden sie bey der ihnen noch anklebenden Mattigkeit beym Auslassen der Schaafe aus dem Stalle, welches wegen des Einfütterns geschiehet, leicht übergelaufen und gedrückt, und bekommen davon leicht einen unheilbaren Seiten-Bruch oder andern Schaden.

Ursache der Krankheit.

Ich halte mich durch mehrere angestellte comparative Versuche berechtigt, zu glauben, daß zu reicher Nahrungsstoff, mithin zu fette Milch, die Ursache der Lämmer-Lähme ist. Es sondert sich nemlich von zu reicher Fütterung ein zu fetter Chilus ab, der mithin in dem Magen des Lammes leicht gerinnet oder käset, folglich nicht in alle Theile des Körpers diejenigen Nahrungstheile absondern kann, die zu deren Erhaltung nothwendig sind. Bey Kälbern, die abgewöhnt sind, hat man häufig dieselbe Erscheinung, wenn man ihnen zu nahrhaf-

tes Futter giebt. Der Bauer sagt dann von einem solchen Stücke, es habe sich verfangen, gebraucht eine sogenannte Sympathie, die natürlicherweise nichts schadet, aber auch nichts hilft, und läßt das Thier gemeiniglich sterben.

---

2. Ansteckende bösartige Klauen-Seuche.

Beschreibung.

Die Krankheit fängt mit einer erhöheten Wärme der Klaue an. Zwischen beyden Klauen entsteht eine Röthe, und es dringet eine helle Materie an den innern Seitenwänden hervor, die einen unangenehmen Geruch hat. Das Thier hinkt stark oder schwach nach dem Grade des Uebels, und kann zuletzt das kranke Bein gar nicht ansetzen. Der Schuh — die Klaue — dorret an der innern Seite ein, und wird steinhart. Von unten öffnet sich der Schuh und es kömmt Eiter zum Vorschein. Oefters erfolgt auch die Oeffnung an der Seite, oder oben an der Krone. Die Sehnen und Gefäße, durch welche der Schuh mit dem kleinen darin befindlichen Knochen verbunden ist, faulen, und das Thier verliert den Schuh bisweilen sammt dem Knochen. Der Knochen wird nemlich, wenn keine Hülfe erfolgt, selbst angefressen. Das Thier kriechet, sobald die Krankheit einen höhern Grad er-

reicht hat, auf den Knieen, oder es liegt, und allein in diesem Falle kann die Krankheit tödtlich werden, weil ihm die Stelle, worauf es liegt, leicht brandig wird. Jedes gesunde Thier von Merino und selbst von veredelter Race — die rauhen Schaafe zeigen gar keine Empfänglichkeit für dies Miasma — wird vom ersten Augenblicke des Entstehens der Krankheit bis zu ihrem Ende augenblicklich angesteckt. Es bedarf nicht der Berührung der infiscirten Stelle des Stalls — selbst die Wege, auf welchen das kranke Schaaf getrieben wurde — gleichviel, naß oder trocken, sind Ursache der Ansteckung. Dagegen bleibt das rauhe Vieh unter allen diesen Umständen — selbst nur durch Hürden geschieden — völlig frey. Von Ochsen, Kühen und Schweinen will man aber Beyspiele einer fast incurablen Ansteckung auf den Triften haben. Allein ich habe davon keine Erfahrung, da ich lieber die Triften der kranken Schaafe vermeiden ließ.

Die Krankheit ist im hohen Grade schmerzhaft für das Vieh; im hohen Grade ansteckend; sie kostet dem Wirth unendliche Sorge, Arbeit und Geld, aber sie gehört durchaus nicht zu den schnell verlaufenden — mit baldiger Besserung oder mit dem Tode endigenden Krankheiten. Sie ist daher nicht gefährlich und bey einiger Behandlung durchaus nicht tödtlich. Wohl aber ist ihre Kur langwierig

und der Rückfall nicht ungewöhnlich, sobald man die Krankheit einmal hat allgemein werden lassen, oder eine minder peinliche Sorgfalt anwendet.

Krankheits-Ursache.

Man hat die eigentliche Krankheits-Ursache bisher mit Unrecht den heißen Klimaten beygemessen. Diese Vermuthung dienet aber zu nichts, und so viel ich mich erinnere, erzählt uns der treffliche Casteyrie in seinem Werke über die Spanische Schaafzucht, nichts von der Existenz dieses Uebels in Spanien.

Meine Erfahrungen über die Existentwerdung der bösartigen Klauenseuche stimmen mit jener Angabe durchaus nicht. Es ist vielmehr wohl gewiß, daß lange Reisen und der damit verbundene ungewohnte öftere Fußschlag, zu starke und zu lange Märsche, der eigentliche Entstehungs-Grund des Uebels ist. Es kann möglich seyn, daß bey sehr günstiger Witterung, kurzen Tagesmärschen und sorgsamer Führung, ein Transport ohne diese Seuche davon kömmt. Ist aber der Boden trocken, oder ist er gefroren, so darf die Heerde nur einmal den gewöhnlichen Marsch von vier Stunden des Tages verdoppeln, um den Grund zu dem Uebel zu legen.

Durch den ungewohnt vervielfachten Fußschlag geräth der zur Reproduction der hornartigen Theile im Fuße bestimmte thierische Schleim und selbst das

hier befindliche Blut in Stockung und Desorganisation; das Horn verengt sich durch die Hitze und so entsteht hier Gährung und Fäulniß. Es ist also ein durchaus örtliches Uebel, eine örtliche Desorganisation durch Störung, die in einem Theile der Maschine vorgeht. Daß der aus dieser Zerrüttung hervordringende Eiter ein im hohen Grade anstekkendes Miasma sey, bestätigt die Erfahrung.

Heil-Methode.

Hiermit stimmt die übliche Heilmethode überein. Nach Absonderung der gefährlichsten Patienten haben nemlich zwey meiner Freunde ihre beträchtlichen Heerden allein dadurch gerettet, daß sie sofort mehrere Tagelöhner und die sämmtlichen Hirten anstellten, welche den sämmtlichen Schaafen, den gesunden wie den hinkenden, die Klauen scharf beschneiden und vorn die Spitzen bis zum Bluten wegnehmen, nach dieser Operation aber in Theer eintunken mußten.

Die allervollkommenste sofort bewerkstelligte Separation des kranken Viehes von dem gesunden (zur Lammzeit die Mutter sammt ihren Lämmern) in einen besondern Stall, und während der Weidezeit in eine besondere Heerde, ist allemal die erste durchaus nothwendige Maaßregel, die man zu ergreifen hat. Mögen die Schwierigkeiten noch so groß seyn — es muß geschehen, wenn man in der

Folge mit der Krankenwartung fertig zu werden gedenkt. Da man die noch gesunden Heerden — wegen Mangel an Raum, falls die Sache sich im Winter ereignet — in dem Stalle lassen muß, den auch die kranken Thiere inne hatten, so ist es nöthig, den gesammten Mist herauszubringen, oder wenn das durchaus nicht thunlich ist, den Stall stark mit Stroh zu streuen und bey offenem Wetter ihn mit abgestochenen Rasen zu belegen. Letzteres finde ich als Kühlungs-Mittel — so mühsam es ist — sehr rathsam.

Den Kranken, in entfernte reinliche Ställe, oder wie es an der Jahrszeit ist, in entlegene, von der Hauptheerde entfernte Hürden gebracht, werden die Klauen scharf weggeschnitten — vorn gleichfalls bis zum Bluten. Die Eiter-Gänge werden sorgsam aufgesucht, das Horn rund umher weggeschnitten, wozu die krummen Baummesser sich am besten eignen, und nun in Seiflauge rein gewaschen. Zu diesem Behuf hat man ein kleines Gefäß, (eine Schaale) mit dem man aus dem größeren Gefäß stets so viel herausnimmt, als zu 1 bis 4 Füßen nöthig ist, damit nicht das gesammte Wasser mit Krankheitsstoff verunreinigt werde. Sobald die völlige Säuberung der Füße eines Patienten geschehen ist, streuet ein dritter Gehülfe, der mit einer Schachtel bestpulverisirten blauen Vitriol bereit

stehet, eine gute Prise dieses Mittels zwischen die Klauen, und indem der, der das Waschen vornahm, das sich lösende Horn von einander beugt, auch unter die Klauen und in die sämmtlichen Eitergänge derselben. Von 3 zu 3 Tagen wird dies wiederholt. Kann der Patient der kranken oder reconvalescenten Heerde wieder folgen, so geschiehet auch hier dieselbe Behandlung, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Auswaschens mit Seiflauge, blos eine starke Auflösung von Blaustein in Branntewein, welche der Schäfer stets bey sich führet, in die mit dem Messer gereinigte Wunde gegossen, und dann das trockene Blausteinpulver hineingedrückt wird, welches ohne diese Vorbereitung nicht haften würde. Ein Umwinden von Lappen ist unthunlich und unnöthig. Fallen Löcher in das Fleisch zwischen den Klauen, so wischt man hier Gänsefett ein, welches auch von Nutzen ist, den durch die große Hitze der Krankheit verunstalteten Schuh damit zu tränken. Bis jetzt ist keine bessere Heilart bekannt, und ich warne vor jedem andern Versuche, weil man die Sache dadurch nur verschlimmert oder die Heilung aufhält. Ich habe Terpentinöl, Blaustein-Auflösung allein, Bleyweis-Butter, Bleywasser, Theer mit Butter, Salzsäure, Scheidewasser und viele andere Dinge ohne allen Nutzen gebraucht. Am austrocknensten wirkte noch eine Salbe aus ge-

schmolzenem Wachs und Oel, in welches Gemisch pulverisirte Silberglätte bis zur gehörigen Consistenz eingeschüttet wird; — unguentum litargirii. — Allein sie verlangt einen Verband, und dieses ist zu weitläuftig, wenn die Krankheit um sich gegriffen hat.

Wenn man aufmerksam in Aufsuchung der Eitergänge ist, so kann man bey obiger Methode in 8 bis 12 Wochen die völlige Heilung bewirken. Dann muß aber doch das genesene Thier nicht gleich wieder unter die gesunde, sondern in die Reconvalescenten-Heerde gebracht werden, weil man oft einem Rückfall ausgesetzt ist, der von nicht völlig beendigter Kur zeugt. Ohne peinliche Sorgfalt, ohne einen hohen Grad von Aufmerksamkeit kann man sich ein ganzes Jahr und länger damit plagen.

Von den Böcken behauptet man, daß einmal inficirt gewesene Thiere nicht ferner zur Begattung tauglich seyn sollen, weil ihnen die Krankheit ins Blut übergegangen sey und auf das Erzeugte übergehe. Ich habe davon keine Erfahrung, weil ich frische Stöhre einschob; bemerke aber, daß, wenn eine solche Reception des Krankheitsstoffs in die Säfte des Thiers statt fände, welches nicht unmöglich ist, die Mütter gleichfalls zur Zucht untauglich werden müßten, und von diesen habe ich doch nach überstandener Krankheit schon zwey gesunde Würfe.

Mit der Klauen-Seuche scheint die Maul-Seuche verschwistert zu seyn, wenigstens bey den Lämmern. Die Thiere bekommen an den Lippen einen ausgebreiteten Schorf, an der Zunge und dem Gaumen kleine Pusteln, und am innern und äußern Zahnfleische einen schwammartigen Auswuchs, der über die Zähne herwächst, die Lämmer am Saugen hindert und ihnen, wenn keine Hülfe kömmt, den Tod zuziehet. Es ist dasselbe, was man bey Kindern das Fasch nennt.

Man schneidet den Schwamm-Auswuchs am Zahnfleische mit einem Messer rein weg und reibt ihnen Zunge, Gaumen und Zahnfleisch mit pulverisirtem Küchensalze ein, je anhaltender, desto besser. Die Roben an den Lippen pflückt man ab und reibt pulverisirten Blaustein ein. Quillt das schwammartige Fleisch an den Zähnen aufs neue hervor, so wiederholt man den Schnitt und kann dann auch hier, in ganz mäßiger Dosis, Blausteinpulver einreiben. Auf die Art ist die Heilung nicht fern.

---

3. Die Drehkrankheit.

Ein dritter Dämon — und unter den hier genannten bey weitem der ärgste, der den emsigen Schaafwirth plagt — ist die Drehkrankheit — das Närrisch-Werden des Schaafviehs.

Ursache.

Es ist ordentlich merkwürdig, die Ansichten der schreibfertigen Landwirthe über dieses Kopfübel, die Meynungen eines Huber, Angyalffi, Riem, Gericke und anderer zu lesen. Die eigentlichen Naturforscher sind der Sache nahe genug gekommen, aber es ist leider nur zu wahr, daß der Landwirth sich über sie erhaben dünkt. Am auffallendsten war mir doch das Urtheil des F. K. G. Gericke, der wie andere, es von dem Stoßen der Schaafe herleitet — nicht deshalb, weil er sagt, was so viele Andere sagen, sondern weil er seine Meynung, die falsch ist, mit einem wirklich gelehrtem, völlig beypflichtendem und durch ein Beyspiel aus der medicinischen Praxis erläutertem Gutachten des Hrn. Doctor Sergel in Hannover begleitet, welches eben so falsch ist. Bey mir wirkte diese sonderbare Verschiedenheit der Meynungen, daß ich in den letztverflossenen 8 Jahren jedes Dumm-Schaaf, was ich zum Verspeisen aufstallte — (denn: wenn man den Kopf wegwirft, kann man das Uebrige mit Appetit essen, da die Krankheit blos örtlich ist), oder was an der Operation starb, secirte, um zu sehen, ob es wohl möglich sey, daß eine doppelte Ursache der Krankheit statt finden könne. Aber jedesmal habe ich auf irgend einer Stelle des größern oder kleinern Gehirns eine oder

zwey Blasen gefunden, die mit 3, 4 bis 500 Eyerchen und mit gelblichem Wasser angefüllt waren. Die Eyerchen waren stets nierenförmig und mit einem thierischen Leim an der innern Seite der Blase festhängend. Ich habe sie nie lebend gefunden, und zweifle auch an ihrer Entwickelung zur Made. Wohl aber habe ich im December und Januar in einer der beyden Nasenhöhlen eine oder zwey kleine Maden von der Größe eines viertel Zolls gefunden, die ohne Beine sind und sich durch ihre Ringe fortbewegen. Am Hintertheile haben sie zwey schwarze Puncte, welches vielleicht Augen sind. Im April, May und Juny traf ich diese Made einen Zoll lang, völlig ausgewachsen und mit 10 Ringen versehen, in einer der Hirnhöhlen an. Herr Inspector Stövesandt in Herzberg behauptet, diese Made im Kopfe selbst gefunden zu haben, und unser fleißiger Pogge zu Roggow hat einmal eine im untern Ende des Horns eines Schaafbocks gefunden, dem er das Horn wegen der Operation nahe am Kopfe absägen ließ. Wenn auch der Stövesandtsche Vorfall noch nichts beweiset, da man die gerade zwischen den Augen liegenden Hirnhöhlen, die vom Gehirn selbst durch eine Wand geschieden sind, für einen Theil des Gehirns gehalten haben könnte, so ist doch der Vorfall beym Hrn. Pogge ganz dazu geeignet, die Entwickelung

des Eyes im Gehirn und seine Ausbildung zur Made für möglich annehmen zu müssen.

Ob aber diese Eyer und die Maden wirklich von dem oestrus ovis — Schaafbremse — herrührt, wie der verewigte Crome modificirt, Herr St. R. Thaer aber ganz bestimmt angiebt, wage ich nicht zu behaupten, da mir die Verwandlung der Made in eine Bremse bey meinem unvollständigen physicalischen Apparate weder in Erde noch im feuchten Fleische hat gelingen wollen. Ich lasse es daher völlig dahin gestellet seyn, ob diese Made, welche Crome (Naturgeschichte für Landwirthe, 3ter Theil 2ter Band Seite 385), Hydatis cerebralis — Hirnblasenwurm nennt, vom dem oestrus ovis oder einer andern Bremse abstammt. So viel scheint gewiß, daß irgend ein Weibchen eines muskulösen Insects aus der 6ten Ordnung (Diptera — Antliata. Fabr.) dem Schaafe in die Nasenlöcher, vielleicht auch in die Ohren, in der Nase und nachher in einer der Hirnhöhlen rechts oder links kriecht; wie sein Weg fällt, ein Ey absetzt, und von hier in das Gehirn selbst gelangt, wo es sich aller seiner Eyer entledigt, die die Natur mit einer Haut umgiebt.

Vorbeugungs-Mittel.

Es kömmt alles darauf an, eine öligte, schwer trocknende, den Insecten widrige Substanz, nach

Art des Ohrenschmalzes zu erfinden, womit wir von Zeit zu Zeit den Lämmern, Jährlingen und Zweyzähnern — denn bey ältern Schaafen scheint das Insect die erhärteten Gefäße der Hirnhöhle nicht durchbohren zu können — die Naselöcher tüchtig einreiben müßten. Die Natur zeigt uns im Ohrenschmalze den Weg, den sie befolgt haben will und den sie selbst befolgt. Bey einer Heerde von 150 Lämmern, wo ich auf diese Art das brenzlichte Hirschhorn-Oel (welches bey uns unter dem Namen „schwarzer Degen" auf den Apotheken käuflich ist) zweymal im Jahr angewandt, zeigt sich bis jetzt keine Spur der Drehkrankheit. Ein zweytes Mittel wäre dann auch die Verfolgung des Insects und seiner Brut. Ist es wirklich oestrus ovis — und davon müßte man zuvor ganz gewiß überzeugt seyn — so müßte man diesem nachsetzen, vorzüglich dann, wenn die Brachgräben im Sommer geöffnet werden. Ich habe es dann vielfach gefunden. Es hat ein braunes Brustschild mit weißen und schwarzen Puncten, einen fahlen Kopf, weißgrauen Hinterleib und zwey durchsichtige am Grunde punctirte Flügel. Es hat große, façettirte Augen und das Maul besteht aus einer einfachen Oeffnung ohne Saug-Rüssel. Die Fühlhörner sind kurz und haarähnlich.

Es ist denkbar, wie empfindlich das Daseyn eines Thiers im Gehirn, und demnächst das Fressen der Made, die ihre Nahrung sucht, dem Thiere seyn muß, und das Schwindel, Convulsionen und Raserey die Folge davon seyn müssen.

Aehnlichkeit dieses Uebels mit einem andern.

Es findet sich jedoch noch eine andere Art Drehkrankheit bey Schaafen, welche man aber allein bey Kulm-Böcken (wie die hörnerlosen Böcke im Dessauischen und in einem Theile von Sachsen — a culmine, Erhöhung — genannt werden) findet. Die Natur bildete nemlich diesen Thieren so gut, wie den Behörnten, den thierischen Schleim, der der zur Bildung des Horns bestimmt war. Das Horn kam aber nicht zum Durchbruch, und nun verwandelt sich dieser thierische Schleim, der die Gestalt des Horns im Kopfe annimmt, mit einer Haut umschlossen, zu einer grünen Materie. Der Kulmbock wird dadurch ein Dreher, jedoch ohne alle Convulsionen und mit völliger Schaaf-Vernunft. Will man einen solchen Kulm retten, so bohrt man ihm mit einem nicht zu kleinen Bohrer durch die Horn-Erhöhung in den Kopf, auf der Seite nach welcher er sich drehet, holet die Materie heraus und verschließt das Loch mit einem Pechpflaster ohne alle Gefahr.

Andere Kopfkrankheiten der Schaafe sind denkbar, ereignen sich aber in der Regel nicht und sind nicht die eigentliche Drehkrankheit, die jedesmal die Anwesenheit einer Larve voraussetzt.

Heilung der eigentlichen Drehkrankheit.

Das Riemisch-Reutersche und so auch das Gerickesche Verfahren mit dem Troikar und der Saugsprütze, womit die Blase herausgeholt wird, ingleichen das nachherige Eintröpfeln von Myrrhen-Essenz und das Verschließen mit Pechpflaster sind bekannt. Eben so die alte Methode der Schäfer, welche theils mit dem Frittbohrer, theils mit dem Taschenmesser operiren. In neuern Zeiten hat man angefangen, mittelst eines glühenden Eisens, die schadhafte Stelle des Kopfs zu brennen, und mithin eine Eiterung zu Wege zu bringen. Allein alle diese Methoden setzen voraus, daß die Hirnschale auf der Stelle, wo die Blase liegt, bereits anfangen muß weich zu werden, dann aber ist die Krankheit bereits so weit fortgerückt, daß fast schon dadurch, daß der dritte Theil des Gehirns verzehrt ist, die Heilung sehr schwer wird. Die Saugsprütze hat aber das Nachtheilige, daß man oft statt der Blase zugleich auch eine Stelle des Gehirns mit derselben faßt, und dann ist das Schaaf jedesmal verloren.

Statt dessen habe ich folgendes Verfahren.

1. Ist an dem Thiere nicht viel gelegen, ist es ein Hammel oder ein Mutterschaaf ohne vorzügliche Eigenschaften, oder ein gehörnter Bock — welchen ohnehin selten zu helfen ist, — so bringe ich das Thier sofort auf die Mast. Ich futtere dann 14 Tage bis 3 Wochen gut, und schlachte.

2. Ist es aber ein Thier für die Stammheerde, so separire ich es auch sofort wenn sich die Krankheit äußert, füttere es gleichfalls gut und gebe ihm Gesellschaft. Hat es bessere Kräfte erlangt, so wird ihm der Kopf geschoren und darauf ordentlich rasirt, wozu wegen der Weichheit der Wolle einige Uebung gehört. Dann nehme ich einen nicht zu kleinen Bohrer, und nachdem ich in die Haut einen Kreuzschnitt gemacht habe, bohre ich nach Maaßgabe der Bewegung, die das Thier bey Anfällen des Uebels machte, und wovon ich noch nachher etwas sagen werde. Ist der rechte Ort gefunden, so kömmt die Blase von selbst in die Höhe. Wenn nicht, so suche ich mit einem etwas gebogenen Nagel, der aber den Gegenstand, den er gefaßt hat, wenn man will, wieder fahren läßt, nach allen Seiten in der Größe eines Guldens. Zuletzt gehe ich einmal behutsam nach unten, also gerade durchs Gehirn. Oft findet man so die Blase, aber man finde sie oder man finde sie nicht, so werden einige Tropfen China-Decoct hineingethan und das Pechpflaster aufgelegt.

Nach 3 Tagen operire ich wieder eine andere Stelle, doch so, daß ich stets die Mitte über den Kopf von der Nase bis an den Rückgrad vermeide. Mit diesen Operationen fahre ich fort, und oft finde ich erst beym 8ten Loche, was ich suche, und die Sache reussirt sehr oft. Zuletzt durchbohre ich die Hirnhöhlen, gerade zwischen beyden Augen befindlich, und hole hier die Made. Die in den Nasen-Cavitäten befindliche Made tödte ich durch Oel, doch darf dieses ja kein Terpentin-Oel seyn, welches den Patienten tödtet.

Nachrichtlich bemerke ich noch, daß ich zur Instruction stets einen offenen Schedel von einem Schaafe zur Hand nehme, um darnach die dünnen Stellen zu beurtheilen. Sodann richte ich mich beym Operiren allemal nach den Bewegungen, die das Thier bey Anfällen des Uebels machte, bin aber selbst in diesem Augenblicke nicht im Stande, die Lage der Blase nach den Bewegungen des Thiers zu bestimmen, da ich die desfalsigen häufigen Sections-Notate nicht bey der Hand habe. Nur erinnere ich mich, daß das, was darüber bis jetzt gesagt ist, zum Theil unrichtig ist. Man thut also am besten, daß man anfangs darauf losschlachtet und sich diese Notaten selbst macht. Sollte ich sie wieder auffinden, so werde ich sie nachliefern, da ich für jeden Fall des Rechts- und Links Umdrehen,

für das Rückwärts- und Vorüberfallen jedesmal mehrere übereinstimmende Beyspiele habe.

---

4. Das Aufblähen; die Blähsucht.

Die gewöhnliche Ursache dieser Krankheit liegt in zu hastig, — in zu großem Maße, — naß, oder jung, oder welk genossenen, saftigen Futterkräutern und Futtergewächsen und in dem sich daraus in der Gährung entwickelnden Gase. Die Sache geht so zu. Das ruminirende Thier schluckt das Futter schnell und zum Theil unzermalmt in den ersten Magen (Panzen, rumen) nieder. Hier wird es erweicht und durchwärmt. Wärme und Nässe sind schon an sich die Bedingungen der Gährung. Ist nun aber hier eine zu große Masse des Fraßes angehäuft, so kann sich der Panzen nicht zusammenziehen, und das Futter wieder nach und nach in den zweyten Magen, die unter der Mündung des Schlundes befindliche sogenannte Haube (Mütze, reticulum, ollula) und von da ins Maul zurückbringen. In den Psalter oder die Löser, das Buch, (dritter Magen Echinus, centipellio,) kann es eben so wenig gelangen, weil die vordere Oeffnung desselben zu klein und nur für zermalmte Speisen zugänglich ist, mithin muß der Panzen sich immer mehr ausdehnen, je mehr Gas sich aus den

rohen Speisen entwickelt, oder je mehr die darin befindlichen Körner, Erbsen, Weizen ꝛc. — quillen. Es ist dieses ein völliger Stillstand der Verdauungs- und insbesondere der Ruminir-Organe, und die schnellste Hülfe ist nothwendig, wenn man nicht das Thier verlieren will. Das Reiben des Bauchs hilft wenig, eben so wenig erweichende Klistire, obgleich beydes eher nützt als schadet, insofern nicht die Haupt-Mittel verzögert werden. Nützlich ist die Oeffnung der Backen-Ader als Gegen-Reiz, und das Aufzäumen, weil es durch den Band, der dem Thiere nach Art eines Zaums durch das Maul und hinter die Ohren gebunden wird, gezwungen ist, zu kauen, und das sich entwickelnde Gas von sich zu geben.

Aber die Hauptsache bleibt immer, daß der Schäfer seine Buddel (Flasche) mit fein zermalmten, gelöschten, und schnell eingeschütteten Kalk (gut verkorkt) bey sich hat, und dem Patienten einen Theelöffel voll mit Wasser einschüttet. Der Kalk verschluckt schnell die große Menge des sich entwickelnden Gases, und in Verlauf einer Stunde fängt das Thier wieder an zu ruminiren.

Gewaltige Linkheit und Strumpfstrickerey (ein Merino-Schäfer muß hinter der Heerde so wenig Strümpfe stricken, als den Homer lesen) sind, wo nicht immer, doch in den meisten Fällen die erste

und eigentliche Ursache des Dickwerdens, denn bey dem Stricken wird der Schäfer unglaublich in sich gekehrt und von der Heerde abgezogen. Während sie 4 ßl. verdienen, vernachlässigen sie Hunderte von Thalern, und kommen dann gar mit der Sympathie, die zu nichts hilft.

Auf der frischen Stoppel von Weizen und Rocken entsteht die Blähsucht der Schaafe eben so leicht, als auf jungen Klee, Rüben und auf jungen Hederich und Knobbe. Doch ereignet sie sich nicht ganz so allgemein, zumal in trockenen Jahren, wo der weiße Klee wegen seiner kurzen Wurzeln sämmtlich zum Verdorren, der rothe Klee mithin allein dastehet.

Das habe ich bey meinen theuern Freunde, Hrn. S. zu M. erfahren. Der hatte noch im verwichenem Jahre das unangenehme Geschick, daß sein Schäfer wider Befehl mit der hochveredelten Heerde auf die Weizen-Stoppel getrieben war. Wie ihm der böse Zustand gemeldet wurde, ging er gleich selbst, um Hülfe zu leisten, fand aber bereits achtzig Stück todt. Auf der Gerststoppel kann man dasselbe Unglück erleben. Aber von der Haferstoppel habe ich nie etwas Böses gesehen. Oft habe ich auch die Blähsucht im Stall bey bloßem, völlig gesundem Erbsstroh erlebt. Gemeiniglich liegt dann die Ursache an einem Fehler im thierischen Orga-

nism. Man hat dann gewöhnlich auf eine bessere Verdauung, oft auch auf Ausscheidung der Excremente hinzuwirken. Oft thut die Leber in Absonderung der Galle aus dem Blute und in Verabreichung des nöthigen Theils an den Nahrungsbrey (Chylus) ihre Dienste nicht. Dann muß man mit Zwiebeln und Knoblauch dem Thiere zu Hülfe eilen, weil sich Egeln (fasciola hepatica) in der Leber befinden; oder die Milz ist durch eine Erhitzung zur schnellen Aufnahme der überflüssigen Magensäfte nicht im Stande; oder die Nieren sind in Absonderung des Harns nicht thätig genug ꝛc. Wer hier genau beobachtet und belehrt, der macht sich um den Schaafwirth im hohen Grade verdient, denn: das Schaaf liebt vielleicht unter allen Thieren die Receptir-Kunst am wenigsten, und wer daher aus der Empirie etwas weiß, womit man ihm beykommen kann, der erzeigt dem Merino-Schäfer einen großen Dienst. *)

---

*) Vielleicht erregt es die Aufmerksamkeit unsrer Landwirthe, wenn ich nachstehende, im November-Stück v. J. 1819 S. 520 des Archivs der Teutschen Landwirthschaft (das vom Herrn Professor Pohl in Leipzig herausgegeben wird) befindliche Ankündigung hier wörtlich mittheile:

A. d. R.

Zweyte Lieferung.

1. Obstbaumzucht, Baumpflege, Baumschulen.

Woher kömmt es, daß Mecklenburg in dieser Hinsicht andern Ländern nachstehet?

Anzeige eines berühmten Heilmittels der Thiere.

Mangelnde Hülfsmittel bey krankhaften Umständen der Thiere veranlaßten mich zu vielen eigenen Versuchen, unter den mir bekannten Heilmitteln eine Zusammensetzung zu entdecken, und so ein Medicament zu erhalten, was möglichst allgemein wirkte, Stockung des Geblüts und der Säfte, wovon wohl eigentlich nebst der Schwäche, das Krankheitsübel herrührt, hebt und die Thätigkeit des Körpers stärkt. Ich fand dasselbe fast wider Erwarten und habe es in einer langen Reihe von Jahren meiner landwirthschaftlichen Laufbahn mit Nutzen angewandt, dabey gefunden, daß es nicht allein gegen alle Verletzungen oder sogenannte Hautkrankheiten, sondern auch bey innern Krankheiten als Heilmittel von erprobten Nutzen ist. Es stellt die Freßlust des Rindviehes wieder her und kann bey milchenden und tragenden Kühen gebraucht werden. Wird es unsern jetzt so einträglichen Schaafen von Zeit zu Zeit in die Lecke gegeben, so würde ihnen weder Pocken, Klauenseuche, noch sonst ein Uebel, was von Ansteckung herrührt, nachtheilig werden, wie mich eigene lange Erfahrung gelehrt hat und manchen meiner Freunde,

Der Mecklenburger liebt Weizen, Rocken und Erbsen; bauet davon viel und nimmt dafür viel Geld ein. Was kümmert ihn jener kleine Betrieb, der ihn nur von der Frucht-Erndte abhält? — Der gemeine Mann zerreißt oder stiehlt ihm die Fruchtbäume an den Wegen. — Halb Mecklenburg besteht aus Sandboden, der an Humus ziemlich leer, und ohne Vorbereitung sich nicht zum Obstbau paßt — höchstens einen Birn- und Pflaumen-Baum aufkommen läßt; — Obst giebt's auch ohnehin nur alle sieben Jahr u. s. w. Aber ein schöner Obstgarten ist doch eine wahre Zierde eines Guts und ein treffliches Hülfsmittel für Küche und Tisch. Obstbäume an Wegen geben einem Lande, das sonst so glücklich ist, so etwas paradiesisches und menschenfreundliches. Das Land spricht sich dann laut aus, daß ihn die Erquickung des Wanderers interessirt. — Die Erledigung dieses Wunsches reducirt sich auf die Beantwortung der Fra-

---

den ich es mittheilte, gute Dienste leistete. Nur Liebe zur Gemeinnützigkeit bewegt mich, es zum allgemeinen Gebrauche bekannter zu machen. Man beliebe sich wegen dieses gar nicht kostspieligen Heilmittels sich postfrey an mich zu wenden, unter der Adresse: An Herrn Major von Steindel auf dem Trachenberge bey Dresden.

gen: Wie hintertreibt man die Obstbaum-Dieberey und den Baumfrevel? Wie erhält man gute Baumschulen? Wie bringt man die alten Obstbäume wieder in Gang? Wie wird ein Baum gepflanzt?

Die Baumdieberey giebt sich von selbst, wenn jeder so viel Bäume hat, als er bedarf, und diese hat er, wenn wir auf Dorfbaumschulen halten, aus denen auch die Büdner ihren Bedarf erhalten. Meine Ansicht ist die: Jeder Bauer liefert dem Schullehrer, dem ein Stück Land von hoher Kammer, — vom Gutsherrn, — eingeräumt ist, (— hierzu bedarf es 60 bis 80 Ruthen —) Obstkerne aller Art. Das Land wird von der Gemeinde nach der Reihe-Ordnung gemergelt, rajolt, wieder gemergelt und gegraben, und hat dann alles, was es zur Aufnahme der Kerne und der nachherigen Pflanzung bedarf. Das Reinigen der Bäume geschieht von den Schulkindern dreymal im Sommer, und diese bekommen dadurch den rechten Sinn für diese Indüstrie. Zum Aechtmachen der Wildlinge nimmt sich der Schullehrer den nächsten Guts-Gärtner zu Hülfe, und lernt dann noch, was ihm fehlt. Im zehenten Jahre nach der Anlegung kann schon die erste Austheilung der Bäume geschehen. Die Bäume werden unter Aufsicht des Schullehrers gepflanzt, und dieser bekömmt dann für das Stück 2 ßl. von dem Empfänger. Außerdem hat

er das Recht, jährlich 40 Bäume in seinen Nutzen zu verkaufen, und erhält überdem noch eine Kuh mehr auf die Weide. Diese Bewilligung ist von großem Belang für den Schullehrer, und für einen Ort, der mergelt, wo mithin Klee wächst, kömmt eine solche Weidekuh kaum in Betracht, da nach den Mergeln eine Weidekuh plus — minus — auf 250 Quadrat-Ruthen genug hat, die vor dem Mergeln auf 600 Quadrat-Ruthen verhungerte.

Auf die Art, wenn jeder dessen genug hat, was ihm Noth thut, — wozu ich hier einige Fingerzeige gegeben habe, — wozu sollte er stehlen? etwa eines schönen Stamms, einer neuen Art halber? Aber weit schwerer legt sich der Obstbaumfrevel. Dies ist eine teuflische Lust, den Fleiß anderer zu zerstören. Nur in Schulen von vernünftigen Lehrern, nur von der Kanzel kann hier gewirkt werden, wenn das Schändliche gezeigt wird, was in einer Handlnng liegt, wodurch des Nächsten Fleiß vernichtet wird. Christliche Moral, Bürger-Tugenden! ach wie veredeln sie den Menschen, auf dieser Stelle gesprochen; wie erweitern sie das rohe Herz! wie läutern sie den Verstand?

Alte Obstbäume (3te Frage) wieder aufzuhelfen, ihnen Gesundheit und Kraftfülle zu geben, ist kein souvereineres Mittel, als die obere gute Erde, Rasen u. s. w. abzugraben und allein zu legen, dann

aber auf 10 bis 12 Fuß rund umher die Erde 3 Fuß tief wegzunehmen und bey Seite zu bringen, auch — versteht sich — den ganzen Baum zu unterminiren. Sey der Boden Kies und Steine, oder sey er Thon oder gar milder Lehm. Genug! diese Erde ist vom homogenem Nahrungsstoffe entblößt und meistens zu eisenhaltig. Statt dessen bekömmt jeder Baum ein Fuder Mergel, vermischt mit der zuerst abgestochenen Garten-Erde oder Rasen, und wird nun, das hat mich die Erfahrung gelehrt, noch lange gesundes, sehr großes, schönes, von allen Flecken befreyetes Obst tragen. Was ich hier sage, ist reine Empirie, und zum Andenken lasse ich noch immer einen alten Baum in seiner Armuth neben andern, die nun erst im hohen Alter üppig vegetiren.

„Wie man Bäume pflanzt," (4te Frage) „damit sie gedeihen?" ist eine Frage, die keiner mit mehr Umständlichkeit erörtern kann, als die Gärtner, und keiner pflanzt denn doch zugleich schlechter, als gerade diese. — Verdiente Männer dieses Fachs, die auch wir genug haben und die z. B. selbst diese Annalen zieren, mögen diesen Auswuchs verzeihen, da sie mehr den Namen der Physiologen der Gartenkunst verdienen. —

Der Obstgarten sey völlig entwässert und, wenn er nicht durch Rojolen auf ein Menschen-Alter gutgemacht ist, so soll doch jeder Ort, wo ein

Baum hinkömmt, 3 Fuß tief und 5 bis 6 Fuß weit ausgegraben werden. Diese Erde, wenn es nicht bloße Kiesel-Erde ist, wird einen Winter über durch den Einfluß der Luft zur Vegetation aptirt, dann aber wird Mergel- und Hof-Erde herbeygefahren, und dieses alles beym Ausfüllen des Lochs wohl gemischt. Hierin gedeihet jeder Baum, denn nichts von allem düngt so anhaltend und so kräftig den Baum, als der Mergel. Nach 6 bis 8 Jahren muß dann doch dieser Baum weiter nachgeholfen werden. Dann braucht man aber nur einen Kreis im fünffüßigen Abstande vom Stamme zu graben und diesen mit Mergel und Holz- oder Rasen-Erde auszufüllen. Alles Abkratzen des Mooses, alles Betünchen mit Kalk und andern Kalien, alles Beschneiden, Begiessen mit Jauche u. s. w. sind Pfuschereyen gegen dieses simple Verfahren, wozu das Material über die ganze Erdkugel verbreitet ist, und was uns nichts kostet, als ein wenig Mühe und Arbeit. Die gütige Natur gab uns dies Kleinod in Millionen Nestern über den ganzen Erdkreis, damit wir es zu unserm Nutzen gebrauchen sollten. Wer diesen Schatz länger verkennet, der bereuet am Ende seinen Unglauben zu sehr, wenn er seine fleißigen Nachbarn über sich weg und bey sich vorbeyschreiten siehet. Weil ich nun aber einmal dieses trefflichen Mittels zur Schaffung einer neuen,

unerhörten Production erwähnt habe, so sey's mir erlaubt, nun noch

2. ein Wort über den Mergel selbst, ohne logische Ordnung im Allgemeinen zu sagen, was hier vielleicht auf einen guten Boden fällt.

Ich habe nemlich, seit ich mit Recht und mit Unrecht wegen meiner Ansichten über den Mergel angefochten wurde, nochmals allein und mit dem Herrn Apotheker Grischow in Stavenhagen diese Substanz von allen Seiten analysirt, um zu erforschen, was in ihm liegt. Namentlich habe ich die, sein eigentliches Wesen bildende Substanz auf zweyerley Art selbst componirt, ich habe seine wassereinsaugende, fassende, haltende und rückgebende Kraft, es sey in Körper- oder Luftgestalt, untersucht. Auch seine chemische Zerstörungskraft — seine Einwirkung auf die thierische und vegetabilische Faser, — und selbst auf große Granitblöcke (die ich in seinem milden, kohlensauren Zustande etwas dreist seine Aezkraft nannte, mehr, um die Herren Chemiker zu reizen, als daß ich es gleich damals hätte deduciren können) ist untersucht. Seine Erschöpfung und deren Gradation bey den verschiedenen Frucht-Arten, in trockenem und feuchtem Zustande des Bodens, ist seit 8 Jahren von mir ziemlich aufs Reine gebracht, wird aber jetzt chemisch von jenem trefflichen Chemiker, und zwar comparativ mit dem so-

genannten Humus in Porcellan-Töpfen aufs Neue wenigstens fünf Jahre hindurch fortgesetzt und nach Apotheker-Gewicht bestimmt. — Seine Temperatur wird erst im Frühjahre bestimmt ausgemittelt, da dieser Sommer mit Regulirung der Thermometer, und durch ein häusliches Mißgeschick, welches Herrn Grischow betraf, verstrich. Aber das Meiste ist in physischer und chemischer Hinsicht, nach meinen geringen Ansichten ins Reine, und ich habe selbst mit dem Herrn Grischow, der sein Laboratorium in Ordnung und die Reagentien in ihrer völligen Aechtheit bey der Hand hat, einem nicht geringen Theile der Untersuchungen mit beygewohnt. Die Resultate davon eignen sich aber zu einem eigenen Werke, aus dem ich — wenn's mir erlaubt seyn wird, *) — in diesen Annalen zu seiner Zeit einen Auszug mittheilen werde. Ich hoffe es nach meinen Beschreibungen des Mergels bey jedem Landwirth dahin zu bringen, daß er von jeder Art nach dem bloßen Ansehen und aus der Kraftäußerung des Aufbrausens ziemlich bestimmt die Procente des Kalkgehalts seines Mergels bestimmen

*) Sie werden gewiß dem ganzen agronomischen Publicum höchst willkommen seyn und im Namen desselben bitte ich darum angelegentlich.

A. d. R.

und wissen kann, ob er zwölfer, achtzehner, fünf und zwanziger, dreyßiger oder vierziger u. s. w. hat. Allein das Ganze eignet sich nicht für die Annalen. Diese sind ursprünglich der Aufbewahrungs-Ort der Erfahrungen des Patriotischen Vereins für Ackerbau und Indüstrie, und es kann nicht die leiseste Idee in mir entstehen, diesen herrlichen Zweck durch einen box match, zu dem fester Grund und gute Lunge (bottom and Wind) gehören, zu entweihen, denn: ich bin nicht blos vom Herrn Doctor Nolte, meinem geschätzten Freunde in Hannover (und seit gestern Ehren-Mitgliede unsers, der hohen Gnade serenissimi sich erfreuenden Vereins), mit Gründen angefaßt, sondern auch von jemand anders noch, der es auch war, und zwar ohne Gründe, wo ich mithin diese Gründe allererst aus einer unermeßlichen Wellenwiege von Ideen habe mühsam hervorsuchen müssen, wie der Taucher die Perlmuschel bey Ceylon und an den beyden Halb-Inseln. Die Sache gehört für das größere Publicum, für Physiker und Chemiker, Physiologen und Geologen. Dieses ist das privilegirte Forum für landwirthschaftliche Gegenstände und für Sachen aller Art, die man auf ihr Wesen und auf ihre Entstehungsart zurückführet. Habe ich den Genius der Deutschen Literatur richtig aufgefaßt, so verlangt er so gut und eben so streng, wie er dieses

in England thut, einen Beweis mit Gründen; in den Erfahrungs-Wissenschaften eine Vorlegung von Thatsachen oder factischen Ereignissen. Die Aufgreifung solcher That-Umstände erfordert Zeit, deshalb mag es geschienen haben, als sey ich verloren. Wie gesagt, ich werde einen Auszug aus jener physikalisch-chemischen Abhandlung hier gern vorlegen. Vor jetzt kann ich aber nur Folgendes vorläufig mittheilen: die unrichtige Definition vom Mergel, die man hat, war Ursache, daß die Mergelsucher, die Friederich der Große, gleich nach dem siebenjährigen Kriege, aus Schlesien kommen ließ, in den Marken keinen Mergel finden konnten, obwohl dort überall Mergel steht. Und noch jetzt verleitet diese Unrichtigkeit viele Gutsbesitzer — die sonst energisch wirthschaften, — daß sie nicht mergeln, mithin auch nichts bauen. So mein Freund, der exemplarisch thätige Vogel, Erbherr auf Linstow. Er hat überall Mergel, oft in Lager von 50 Fuß, er mergelte aber nicht, weil Mergel ja Thon mit kohlensaurem Kalk seyn müsse, sein Mergel aber aus Kalk mit Granitsteinen besteht, dann aus reinen Muscheln, dann aus reinem Sande mit Muscheln und endlich aus feinem Kalkpuder (ganz verweseten Schaalthieren) unten am See, mit denen die Kathenleute ihre Zimmer weißen.

Mergel ist jede durch Verwesung entstandene Vermischung von Schaalthieren mit irgend einer Erde vom Töpferthone bis zum Flugsande und bis zur reinsten Kiesel-Erde in unendlich mannigfachen Verhältnissen und Abstufungen. Bey sogenannter Mergel-Erde ist das Wasser blos gebunden, bey Steinmergel halb, bey Kalkstein ganz crystallisirt. Alles ist dieselbe Masse unter verschiedenen Formen.

Nicht allein, weil es in der Bibel stehet, sondern weil alle Naturforscher, La Peyrouse, von Humboldt u. s. w. es bestätigen, bleibt es ohne Widerspruch und ewig wahr, daß der ganze Erdglobus, so daß nirgends ein Berg hervorragte, mit Wasser umgeben war. Auf den höchsten Bergen der ganzen Erde findet man die öbersten Lagen aus einer zusammenhängenden Masse voll Schaalthieren und andern See-Geschöpfen bestehend. So der Chimborasso (nach von Humboldt 19602 Pariser Fuß Meereshöhe), der Corasson (nach Condamine 14820 Par. Fuß), der Pik von Teneriffa (nach de Verdün 11424 Par. Fuß), der Gotthard (nach Tralles 8587 Par. Fuß), bis zum Meißner (2000 Fuß Meereshöhe). Ueberall ist dieser Guß befindlich, und in die Gänge oder Spalten des Granits, Thonschiefers u. s. w. eingedrungen. Manche Berge bestehen auch ganz daraus, als der Terglu in Kärnthen an den

Quellen der Save — 9294 Par. Fuß hoch. In Thalgegenden, wie Mecklenburg, setzte sich diese Substanz überall in kleinen Hügeln ab. Vieles blieb auch in der Erdkrume selbst. Am reichsten ist der Absatz an Wiesen, an Flüssen, an Land-Seen, deren Grund, so wie der Wiesengrund, oft ganz daraus bestehet. Wo die Gegend zu sandig war, floß das Ganze oft mit weg oder hohe Sandhügel wurden nach der Abtrocknung darüber gewehet. — Wo Wasser ist, und über dem Wasser Wind, da giebt es Fluthungen, und wo Fluthungen sind, da entsteht aus dem, was das Wasser bey sich führt, — Conchilien mit der nächsten Erdart gemischt — hier ein Hügel, dort ein Thal.

Beträchtlich dick ist übrigens diese Schaalthier-Lage nirgends. Doch auf dem von Malzahnschen Gute Herzberg 60 Fuß tief, bey mir 40 Fuß, oft aber nur 4 Zoll dick, und so geht ein Strich in 4 Fuß Tiefe unter meinem ganzen Felde hin.

Oft bestehen ganze Landstriche fast ganz allein aus diesen Schaalthieren in einer mächtigen Schicht von 20 Fuß Dicke. In Touraine in Frankreich, 15 Meilen vom Meere entfernt, ist ein Strich von 9 Franz. Quadrat-Meilen, wo der ganze Boden ohne Zumischung von Stein und Erde, aus Schalthieren bestehet, die man noch fast alle

mit ihrem Namen nennen kann. Bey Rheims ist ein solches Schneckenbette mehrere Meilen lang ausgedehnt. Solche Schalthierfelder giebt es auch in Afrika von unendlicher Ausdehnung.

Wo sollten, — dies ist die Frage, die man mir beantworten muß, — wo sollten die Millionen Nachkommen von 36 Geschlechtern und 2432 Arten (die i. J. 1816 von dem Französischen Naturforscher Auguste de St. Hilaire in Brasilien noch mit 255 Arten vermehrt sind) von Schalthieren, von der Größe einer Pferdelast bis zu der Kleinheit von 60 Stück auf 1 Gran, hingekommen seyn, die sich als Hermaphroditen (Zwitter) ohne Unterbrechung im Wasser ins Unendliche, theils durch Eyer, theils durch lebendige Junge vermehren. Antwort: Jene ungeheuren Kalk-, jene 9294 Fuß hohe Mehl-Berge, jene Mecklenburgischen Mergelhügel, jene Flußufer, jene Wiesenthäler sind die Kirchhöfe dieser ungeheuren Wasser-Generation. Man kann sie noch nennen, und bey Güstrow — das Gut ist mir entfallen — kann man jemanden in der Mergelgrube sofort mit einem Gericht Austern aufwarten.

2. Ich habe mit Herrn Grischow den Mergel auf zweyerley Art nachgebildet, einmal aus pulverisirtem Kalkstein mit eisenhaltigen Lehm (den die Holsteiner faulen Lehm nennen, weil er auf die Vegetation nicht wirkt) der kein Atom Kalk hatte,

und einmal aus Schalthieren mit eben solchen Lehm; einmal auch aus Sande, der auch kalkleer war. Wir bewahren von jeder Art ein Exemplar in unsern Mineralien-Sammlungen, wo sie jeder sehen kann. Beyde Arten verhalten sich wie Mergel, aber die erste Art erhält nie die Adern des letztern und unsers Feldmergels; nie das weiche Mergelartige Sammet-Gefühl. Also ist die letztere Bildung die wahrscheinliche, und wenn man auch die Abspülung des Crystall-Kalks annehmen wollte, der doch nothwendig viele kleine Würfel zugleich mit dem Mehle hergegeben haben würde, ist man dann um ein Haar weiter?

Der Mergel ist so gut, wie der sogenannte Humus, wirklicher und wahrhafter Dünger. Er geht so gut, wie dieser in die Pflanzen über, und gewährt dem ganzen Pflanzenreiche eine Gesundheit und Lebenskraft, die der sogenannte Humus nicht in dem Maaße und in der Ausdauer zu gewähren vermag. Aber dieser animalische Rückstand, so lange er vorhält, wird doch am Ende konsumirt; er geht in die Pflanzen über. Reine ausgesiebte Kiesel-Erde mit Mergel, die seit 8 Jahren in Töpfen alljährlich Cerealien und Schotenfrüchte abwechselnd üppig getragen hat, ohne Dünger zu bekommen, und welche damals achtzehn Procent Kalk hatte, hat jetzt nur noch sechs. Nach dem trefflichen Pfarrer Mayer in Kupferzell, der eine siebenzigjährige Erfahrung um sich hatte, ist bey der dreyfelder Wirthschaft — wo man alle 3 Jahr düngt, wenn man 100 (mit 4 Ochsen bespannte) Fuder auf 256 Quadrat-Ruthen fährt, in 30 Jahren aller Effect weg, und man mergelt dann dort (im Hohenlohischen) von Neuem; thut dies aber meistens schon im zwanzigsten Jahre, und siehet dann neues Leben.

Nein! der eigentliche Knoten, der allen Wirrwarr in die Lehre von der Vegetation gebracht hat,

liegt tiefer. Nicht das so und so anzufühlende, so und so aussehende Pulver ist Pflanzen-Nahrung, — Gewächsspeise, Humus, — sondern jede aus der Verwesung organischer Körper entstehende pulverförmige Substanz, aller Rückstand der thierischen und vegetabilischen Fäulniß ist Pflanzen-Nahrung. Dies ist die ewige Wechsel-Wirkung des Organismus zwischen Erstehen, Blühen und Wirken und zwischen Sterben, Verwesen und Wiederbeleben. Hier, wo das Bild der Ewigkeit liegt, sind wohl Grade, aber nirgend ist ein eigentlicher Unterschied, und nirgends eine völlige Unterbrechung. Der Elsasser düngt mit Federn (Theil eines Thiers), in England düngt man mit Abfallstreifen von Leder (Theil eines Thiers). Ueberall mit Klauen und Horn-Abfall, mit Haaren. Sollte dieses aus dem Thierschleim gebildete, zellenartige Gewebe des Schalthiers, welche es schon aus dem Ey, aus dem Mutterleibe mitbringt, weniger Düngerstoff enthalten, als jene anderen Theile des Thiers?

Der Schalthier-Rückstand geht wie der sogenannte Humus, Verbindungen mit dem Thone, Granit und Sande ein, macht den Thon porös und wasserempfänglich, den Sand und Granit zusammenhängend, wasserhaltend und fest, und verändert die Farbe der Erden, womit er sich verbindet.

Doch ich greife mir vor, also nur noch dieses. Es hat sich aus unserer Untersuchung, die zum Theil tabellarisch verzeichnet ist, ergeben:

1. Daß die mit $\frac{1}{3}$ Mergel gemischte Erde mehr wasserfassend, wassereinsaugend war, als die mit $\frac{1}{4}$ componirte Erdart. Daß Thon und Lehm in dieser Fähigkeit — die das eigentliche Fundament der Vegetation ist — weit zurückstanden; daß Sand-Mergel in dieser Eigenschaft zwar nicht der reichen Garten-Erde, aber doch sehr dem Lehm-Mergel nachstand. Und eben so empfänglich, wie sich dies Alles gegen das eigentliche Wasser als Körper ver-

hielt, eben so empfindlich äußerte es sich gegen die geringste Feuchtigkeit in Luftgestalt. Der Mergel ist also ein wahrer Hygrometer, und das ist ein großer Theil seines Werths, und dieses trockene Jahr ist der beste Beweis für das, was das Publicum granweise zugewogen erhalten wird. Aber die Theorie des Dickmergelns wird hierdurch zugleich mathematisch. Die Sache war schon vorhin aufs Reine, aber man sagte uns den Grund nicht. Unter 54 Bodenarten, die Tillet in Hinsicht ihrer Vegetations-Vorzüge bey Getraide versuchte, war die üppigste auf dem Gemenge von $\frac{3}{8}$ Thon, $\frac{3}{8}$ Muschel-Kalk und $\frac{2}{8}$ Sand. — Die besten Chemiker der Engländer behaupten, nnd die dortigen Landwirthe beweisen es durch ihre Praxis, daß keine Art des Bodens je zu viel Kalk bekommen könne. Ein Kalkberg, den ich zu Laer bey Cassel hatte, trug da allererst, und soweit, als ich die vom Untergrunde abgerissenen Kalksteine zusammensetzen und anhaltend mehrere Tage hindurch brennen, dann aber vertheilen ließ. Wenn ich also 4 Karren pr. Quadrat-Ruthe, als die zweckmäßige Zahl selbst fahre und als nöthig empfahl, so sage ich damit nicht, daß dies schon das rechte Maaß sey, dazu habe ich zu viel versucht — sondern ich sage damit nur, daß dieses als minimum geleistet werden könne, welches ich bis jetzt practisch bewiesen habe.

2. Ueber die Uebergangs-Fähigkeit des Mergels, die verschieden und von der Näsſe und Trokkenheit, so wie von der Art der Früchte dependent ist, wird gleichfalls das Factische vorgelegt werden. Factisch erwiesen ist, daß der völlig verwesete Rückstand der Conchilien ein Kali, — thierisches Kali, — bildet. Dieses geht über und wir finden es als vegetabilisches Kali durch das Auslaugen wieder. Die Pflanze, die das findet, was ihr eigentliches Wesen ausmacht, wächst also darin so üppig, wie

in keiner andern Substanz. Auch in dieser Hinsicht kömmt also das Dick- und Dünn-Mergeln in Betracht. Und eben so ist es bey der Temperatnr des Mergels, dem leichtesten, aber nicht beendigten Theile dieser Untersuchung. Der Mergel, so viel kann ich jedoch schon jetzt

3. sagen, ist kein, die Temperatur erhöhendes, sondern ein dieselbe erniedrigendes Organ. Er brennet und senget seine Zöglinge nicht, sondern er kühlt sie gegen den zu großen Wärmegrad. Nur muß er einmal völlig gesättigt seyn. Trift man es so, daß er völlig ausgetrocknet unterkömmt, welches seyn muß, und er bekömmt dann weder von unten noch von oben, weder durch Regen noch durch kräftigen Thau Gelegenheit, seine sub 1 erläuterten Eigenschaften in Wirksamkeit zu bringen, so kann er sich dann freylich auch nur schwach äußern, aber dieser Fall begegnet selten.

Zum Schlusse werde ich, nicht nach einem einzigen Original, sondern, wenn ich die Sache, wie bey meinen Stein-Maschinen, selbst Jahre lang getrieben haben werde, den höhern Mergelbetrieb vorlegen. Die Sache ist wegen der gleichmäßigen Selbst-Streuung der Karren und wegen des Gewinnes an Zeit von Belang.

Ich schließe mit dem ewig wahren Urtheile: Der Mergel ist das am allgemeinsten gefundene, gratis zu habende, sicherste, lohnendste, nachhaltigste, allgemein anwendbare, und mithin das wesentlichste Düngungsmittel der Welt, und im alten Deutsch des trefflichen Mayer in Kupferzell „Es ist keine bessere Arbeit als das Erdenführen."

Früh auf und spät nieder,
Bringt's verlorne Güter wieder.

Ansichten bey Aufhebung der Gutshörigkeit in besonderer Beziehung auf die Bauern-Verhältnisse in den ritterschaftlichen Gütern.

(Vom Herrn Bock auf Dutzow.)

In den älteren Zeiten, als sich die Ritter nur mit Krieg und Jagd beschäftigten, überließen sie ihren Leuten das urbare Land, das sie zum eigenen Bedarf nicht gebrauchten, zur Niessnutzung; vielleicht auch als Belohnung geleisteter Dienste. Der Gutsherr bauete ihnen Häuser, gab ihnen Vieh und Hausgeräth (Inventarium), dafür mußten sie den Acker des Gutsherrn bestellen, auch anderweitige Arbeiten verrichten, (Hofdienste). Wirthschafteten sie schlecht oder thaten ihre Schuldigkeit nicht, so wurden sie gezüchtiget, oder von den Hufen entfernt und andere darauf eingesetzt. Wurden die Bauern alt, so mußte der Grundherr, weil sie seine Dienstmannen waren, für ihren Unterhalt sorgen. Um nun dieser Last enthoben zu seyn, ward die Stelle dem Sohne, dem Schwiegersohne oder auch einem

Fremden unter der Bedingung, daß er seinen Vorwirh ernähren müsse, übergeben; so entstand das Altentheil.

Als in neuern Zeiten die Landwirthschaft sich hob, der Grundherr den Werth des Ackers selbst mehr schätzen lernte, die Bauern durch die Länge der Zeit den Hofdienst nur noch als einen lästigen Zwang betrachteten, — so wie er dies in mancher Hinsicht auch wirklich war, weil der Gutsherr nach und nach immer etwas mehr aufbürdete, — die Bauern deshalb schlechter und immer schlechter arbeiteten, faulenzten, die Kräfte ihres Viehes und Ackergeräthes schonten, so überzeugte sich der Grundherr von den höhern Ertrag seines Feldes durch bessere Bearbeitung mit eigener Anspannung; setzte deshalb die Bauern auf Geld oder Naturalienpacht und überhob sie gänzlich des Hofdienstes bis auf gewisse bestimmte Fuhr- und Handdienste, welche wir unter den Namen Extradienste begreifen.

Je mehr nun der Grundherr den Werth des Grundes und Bodens kennen lernte, desto mehr suchte er die Bauern zu verkleinern oder ganz weg zu schaffen. Diese Finanz-Operation ist bey uns unter dem Kunst-Ausdruck: das Legen der Bauern, bekannt genug. Da dies zu häufig geschah und der Landesherr fürchten mußte, zu wenig Menschen im Lande zu behalten, so entstand der 336 § des Landesgrundgesetzlichen Erb-Vergleichs.

Fand dennoch fernerhin ein Gutsbesitzer die Niederlegung oder Verkleinerung der Bauern für sich vortheilhaft, so ward vom Landesherrn eine Commission niedergesetzt, welche dagegen wachen mußte, daß dem Bauer keine neue Reallast, oder eine zu übergroße Abgabe, wobey er nicht bestehen konnte, aufgebürdet wurde. Ohne landesherrliche Genehmigung konnte hierin nichts abgeändert werden; so entstanden die ritterschaftlich-regulirten Bauern.

Aus allen diesen erhellet, daß die Verhältnisse und Einrichtungen zwischen dem Gutsherrn und seinen Bauern sehr verschiedenartig sind, daß der Bauer hier noch Hofdienste, dort Naturallieferungen oder bloße Geldpacht, in manchen Fällen alle diese Leistungen gemischt an den Gutsherrn entrichten muß.

Soll, nach meiner Ansicht, etwas Gutes aus der Aufhebung der Gutshörigkeit entstehen, so müssen alle Bauern nach gleichmäßigen Grundsätzen regulirt werden. Daß manches Herkommen aufhören muß, daß von beyden Seiten Gerechtsame aufgeopfert werden müssen, ist begreiflich.

Mecklenburgs geringer Umfang und seine mäßige Bevölkerung, so wie die Lage dieses Landes,

bestimmen seinen Haupt-Betrieb zur Erzeugung roher Producte. Begünstigt durch seine glückliche Lage, kann Mecklenburg seine rohen Producte nicht nur auf der Elbe, sondern auch durch seine Ostsee-Häfen, ohne große Transport-Kosten nach dem Innern Deutschlands und durch die Nordsee fremden Ländern zusenden. Wir finden allenthalben Absatz für diese unsre Producte und ziehen dafür Geld vom Auslande. Zu Fabrikate verarbeitet, ist dagegen die Einfuhr allenthalben gehemmt; nirgends können wir unsre Fabrikwaaren anbringen.

Sind denn die Staaten, die dem Fabrik-System huldigen, glücklicher als wir?

Es gab eine Zeit, wo dies System und die, zur Gründung und Befestigung dieses Systems so angestrengte Sorge für die Vermehrung der Menschenmenge mehr oder weniger der Grundsatz fast aller Staaten war. Die größern Ackerflächen wurden verparcelirt, um mehreren Menschen Unterkommen zu geben; der Ackerbau ward als Nebensache betrieben; die ersten Lebensbedürfnisse wurden daher nicht mehr so überflüssig gebauet; sie stiegen im Preise; mit ihnen das Arbeitslohn der Fabrik-Arbeiter. Das Fabrikat ward entweder theurer oder schlechter; oft beydes zugleich; dadurch entstand Mangel an Absatz und zwey für die Fabrik-

System-Staaten schädliche Folgen. Das Land ward gegen jede Einfuhr fremder Fabrikate gesperrt; die Fabriken gingen ein. Bey dem Sperrungs-System, das sich mehr für große, geschlossene Staaten eignete, erhielten sich zwar die Fabriken noch eine Weile, doch der hieraus entstehende, die Staaten in ihren Grundfesten erschütternde Nachtheil: die Einschwärzungen und Schmuggeleyen wirkte dagegen desto verderblicher auf den Character des Volks. Es trennte sich die Idee der Staats-Wohlfahrt vom Interesse des Einzelnen, und dieser verruchte Egoismus, der sich schnell verbreitete, ist der Krebs, der mehr oder weniger an der Wurzel aller Staaten nagt und kein Aufblühen des Gemeinewohls aufkeimen läßt! Im zweyten Fall hingegen, der sich am mehrsten in kleinern Staaten ereignete, hatten die Fabrikarbeiter beym Hinsinken der Fabriken keinen Verdienst mehr; die Preise des Korns und aller Lebensbedürfnisse waren durch Krieg und durch einige Mißwachsjahre zu einer großen Höhe gestiegen. Die Familienväter hatten nun keinen Verdienst, sie konnten also die theuren Preise ihrer Lebensbedürfnisse nicht bezahlen; jammernd starben sie für Hunger oder wanderten bey Tausenden aus.

Mecklenburg hat in der neuesten Zeit eine zahlreiche Truppenmasse ernährt und doch hat kein

Mecklenburger nöthig gehabt, seiner Heimath den Rücken zuzuwenden; noch nie hat der Hungertod sein klägliches Ende gefördert.

Wenn nun Mecklenburg sich bey seiner bisherigen Verfassung und bey seinen Staats-Anordnungen glücklich gefühlt; wenn es für seine rohen Producte, als: Korn, Vieh und Wolle, allenthalben offnen Markt gefunden und dafür vom Auslande das Geld gezogen; wenn seine geringere Bevölkerung wohlhabend gewesen, so muß die Haupt-Tendenz (weil kein Staat jetzt ohne Geld bestehen kann) seiner ganzen Staats-Oekonomie immer nur diese seyn:

Die größtmöglichste Masse von rohen Producten zu den wohlfeilsten Preisen zu liefern, um dafür vom Auslande das Geld zu beziehen. Alles, was diesem entgegen wirkt, muß auch bey Regulirung der Bauer-Verhältnisse vermieden werden.

Nach unsern bisherigen Einrichtungen haben wir unstreitig nur den Höfen die größere Production der ersten Lebensbedürfnisse zu danken, weshalb dieselben eher vergrößert als verkleinert werden müssen.

Man nehme zwey gleiche Feldmarken, die eine sey ein einziges Hoffeld, die andere hingegen würde von Bauern bewohnt; wer bringt mehr Producte

zu Markt? Wenn für gleiche Arealfläche gleiche Pacht bezahlt würde, wer würde arm und wer reich seyn? Würde ein Gutsherr bey gleichem Pachtzins von dem Hoffelde nicht mehr reine Einnahme haben, als von einem Dorffelde, weil er bey jenem nicht so viele Gebäude zu erhalten und weniger Feuerungsmaterialien zu geben hat?

Zwar könnte man die Frage aufwerfen: ob es durchaus ausgemacht sey, daß sich dies so verhalte, oder ob dies vielleicht nur an einer fehlerhaften Einrichtung unserer Dörfer liege?

Ich mögte unter gewisse Bedingungen behaupten, daß letzteres hier der Fall sey, doch nicht ausschließlich und allein, denn auch die bisherige Gutshörigkeit trägt einen Theil der Schuld. Kein Gutsherr forderte so viel Pacht, daß der Bauer sie nicht ohne große Anstrengung hätte entrichten können; sein eigenes Interesse erforderte es, denn verarmte der Bauer, so mußte der Gutsherr ihn wieder aufhelfen. Dies wußte der Bauer; nicht weniger auch dies, daß ihm sein Altentheil nicht entgehen konnte. Dadurch ward in ihm eine Sorglosigkeit für die Zukunft vorherrschend, und diese glückliche oder unglückliche Bauerverfassung verführte viele zur Faulheit und zur Indolenz. Der Grundherr, dem sein Bauerfeld keinen so hohen Ertrag einbrachte, als es anderweitig einbringen konnte, suchte seinen

Schaden auf andere Art zu ersetzen. Er nahm das Bauerfeld zum Hofacker und gab dem Hufenpächter schlechteres Land wieder. Hatte nun dieser dies neue Land in Dungkraft gesetzt, vielleicht gar von Rusch und Busch und Rainen befreyt, so ward ihm dies Land abgenommen und er erhielt neues, um auch dies wieder artbar zu machen. Dies ist nach dem 334sten § des Landes-Erbvergleichs gesetzlich. Durch diese Versetzungen erschlaffte der Muth und der Verbesserungstrieb des Bauern; daher kann man einen großen Theil seiner Fahrlässigkeit und Trägheit aus dieser Verfassung herleiten.

Indessen trägt doch die Einrichtung unserer Dorffeldmarken die größere Schuld, weil der Bauer in der Benutzung seiner Arealfläche zu sehr beschränkt ist. Größtentheils liegt eine Bauerfeldmark in einzelne Ackerstücke vertheilt; der Bauer muß mähen, wenn sein Nachbar mähet, sein Getraide mag reif seyn oder nicht, weil, sobald die letzte Garbe des Nachbars vom Felde ist, auch hiemit sogleich die Hütungs-Gerechtigkeit aller andern Bauern eintritt, deren Ackerstücke abgeerndtet sind. Hat er wenig Winterfutter und will er, um sich Aushülfe zu verschaffen, seine Rockenstoppel mit Rüben besäen, so wird er an dieser so vernünftigen und lobenswürdigen Maaßregel durch eben dies verderbliche Hütungsrecht behindert. Die Felder

können nicht gehörig abgegraben werden, weil sein Nachbar den Graben nicht durch sein Ackerstück geführt haben will ꝛc. ꝛc. *) Ganz anders ist es mit einem Hoffelde beschaffen, wo keine Beschränkung statt findet; daher ist hier auch die Production ungleich größer. Hieraus geht also die überzeugende Wahrheit hervor: daß der Bauer sein Land für sich allein haben muß, um frey darauf schalten und walten zu können; nur auf die Art und anders nicht, kann es ihm möglich werden, sich auf eine höhere Stufe der Ackerkultur empor zu heben.

---

*) Wie sich doch die Zeiten und mit ihnen die Ueberzeugungen geändert haben! — Als ich schon vor 40 Jahren alle diese hier angeführten Nachtheile und die Elendigkeit unsrer damals bestehenden Bauerwirthschaften darlegte; (M. s. unter andern Nugents Reisen durch Mecklenburg), und die Separation der Bauerfelder empfahl, waren es praktische Landwirthe, die gegen mich auftraten und alle dafür angeführten Gründe als Stuben-Gelehrsamkeit verwarfen. Jetzt treten unsre einsichtsvollsten Landwirthe auf und vertheidigen dies System, und unsre Großherzogliche Kammer läßt dies Geschäft mit rühmlichem Ernst und nachdrucksvoll ins Werk setzen. So geht doch nie der Saame des Guten verlohren! — Nur freylich muß uns nie die so viel Gutes störende Entgegnung abschrecken: Wir werden es nicht erleben! — A. d. R.

Aber eben so unbeschränkt muß er auch über seine Zeit disponiren können, um die günstigsten Augenblicke in seiner Wirthschaft benutzen zu können. Aller Hofdienst muß aufhören. Wenn also nach unsern jetzigen Einrichtungen die Dörfer nicht so viel produciren als sie produciren könnten, und die Umstände es verbieten, daß die bessern Einrichtungen nicht sogleich in Ausführung gebracht werden können, so müßten einstweilen die Dörfer noch mehr beschränkt werden. Würde die Zukunft es lehren, daß mehrere kleine Wirthschaften größere Vortheile erwarten ließen, als eine einzelne große Wirthschaft abwerfen kann, so wird ein Gutsherr sich schon von selbst beeilen, solche kleinere Wirthschaften zu schaffen, denn der Eigennutz, der doch in der menschlichen Natur nun einmal vorherrschend ist, bleibt immer der sicherste Beförderer einer guten Sache, auch steht es nach dem 335sten § des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs in der freyen Willkühr eines jeden Gutsherrn, Dörfer aus immünen Grundstücken zu errichten.

Man lasse nur jedem die Freyheit, mit seinem Eigenthum nach seiner eigenen Ueberzeugung schalten und walten zu können, wie er will, so wird eignes Interesse schon von selbst die vortheilhaftesten Wege auffinden.

Eine zweyte zu beantwortende Frage wäre diese: was kann und was soll aus unsern jetzigen Hufen-Pächtern werden?

In den ritterschaftlichen Gütern giebt es, wie ich bereits bemerkt habe, diese zwey verschiedene Klassen der Hufen-Pächter: Zeitpächter und regulirte Bauern. Bey letztern ist eine Art von Erbpacht in Anwendung gebracht, denn wenn sie zwar kein Eigenthumsrecht an der Stelle haben, so ist ihren Kindern doch die Erbfolge verheißen.

Daß auf dem jetzt bestehendem Wege diese Zeitpächter fortdauern können, ergiebt sich schon daraus, daß sie freye unabhängige Menschen werden, daß sie also wegziehen, auch von der Gutsherrschaft gekündigt werden können. Sehen wir auf die Folgen, so wird

1. Die Ackerkultur durch eine solche Einrichtung beschränkt. Kein Verpächter kann sein Grundstück vom Pächter willkührlich bewirthschaften lassen, da dieser nur alles auf die Dauer seiner Pachtzeit berechnen muß, um für sich den größtmöglichsten Nutzen herauszuziehen. Ein kleines Wirthschaftswesen kann aber nur dann gleichen Schritt in der Production mit dem großen halten, wenn es eine freye Wirthschaft führt.

2. Die Hufenpächter müssen verarmen.

Es wird nicht unterbleiben, daß die Hofstellen mit der Zeit nicht sollten meistbietend verpachtet werden, und gerade hierin liegt der Grund zur Verarmung ihrer Bewohner. Zwar kann man dagegen einwenden: „daran ist jeder Pächter, dessen „Pachtjahre abgelaufen sind, selbst Schuld; wer „zwingt ihn, das Pachtstück zu behalten, wenn „ihm der Pachtpreis zu hoch hinaufgetrieben wird?" — aber würde nicht jeder sich von der Vorstellung bethören lassen: „das, was ein anderer zu geben „im Stande ist, das kann ich auch geben?" Gesetzt aber auch, er tritt zurück, wenn er sich überzeugt, daß der Pachtpreis über die Gebühr hinaufgetrieben wird, wo soll er nun hin? Andere Grundstücke sind eben so theuer; soll er also nun Tagelöhner werden? dies mag er eben so wenig, als ein Gutsherr Bauer werden mögte; er quält sich lieber so lange als möglich hin, bis ins Alter hinein. Nun ist er kaum mehr arbeitsfähig. Wer hat dann die Ernährung dieser Menschen? — Die Güter würden auf diese Art an alten Tagelöhnern und Hufenpächtern eine Masse von Armen haben, zu deren Unterkommen auf jedem Gute ein eigenes Armenhaus errichtet werden müßte. Der Gutsherr würde am Ende, — so wie in England, — unter der Last der Armentaxen erliegen.

Sollen dagegen die Bauern so regulirt werden, wie wir schon mehrere der Art im Lande haben, so wird den Gütern gleichfalls eine Last aufgebürdet, die mit der Zeit drückend wird, und jedes Gut, das mit solchen regulirten Bauern behaftet ist, wird in Zukunft bey Ertrags-Anschlägen bedeutende Abzüge leiden müssen. Ein Beyspiel mag dieses erläutern: Ein Bauer, der eine Last Acker hatte, zahlte 50 Rthlr. Pacht; der Gutsherr muß ihm aber Feuerung reichen und die Erhaltung der Gebäude übernehmen, zum wenigsten doch die rohen Materialien dazu abreichen. Wird das Haus so baufällig, daß es neu gebauet werden muß, so ist es des Grundherrn Pflicht, daß er die Kosten des Baues tragen muß. Ein solches Gebäude kann, nach jetzigen Holz- und Arbeits-Preisen, nicht unter Tausend Thaler aufgeführt werden. Das Brennmaterial, was der Bauer erhält, beträgt ungefähr Zehn Thaler an Werth.

Macht man nun nachstehende Berechnung:

Einnahme des Grundherrn an Pacht		50 Rthlr.
davon ab:		
für Feuerung	10 Rthlr.	
Materialien zur Unterhaltung, im Durchschnitt alljährlich	4	
		14 Rthlr.
so bleibt der reine Ertrag		36 Rthlr.

Nun soll der Grundherr bauen, dazu ist ein Capital von 1000 Rthlr. erforderlich, die Interessen davon zu 4 pCt. gerechnet, betragen . . . 40 Rthlr. so hat mithin der Grundherr . . . 4 ‹ reiner Einnahme. Wie aber würde das Verhältniß nach hundert Jahren seyn? Vielleicht kommt alsdann der Werth der zu verabreichenden Brenn-Materialien schon der ganzen Pachtsumme gleich.

Soll der freye Zustand der Bauern für das ganze Land wohlthätig seyn, so müssen sie unverändert freye Wirthschaft treiben können; sie müssen mit und in ihren Häusern Einrichtungen machen können, wie es ihnen am besten convenirt. Hieraus folgt: daß sie Erbpächter werden müssen, damit sie auf diese Art Eigenthümer ihrer Häuser sind. Damit auch für die Zukunft so wenig für den Grundherrn als für den Bauern, Nachtheil aus dem Grundzins entstehen könne, so muß derselbe in Naturalien entrichtet werden, oder auch in dem Werth derselben, der nach den Durchschnittspreisen eines gewissen festzusetzenden Zeitraums bestimmt werden muß.

Da die Bauerstellen auf diese Art ganz von der Arealfläche des Hauptguts getrennte, mithin ganz von demselben abgesonderte Theile werden,

also in Zukunft keiner Veränderung mehr unterworfen werden können, so müßte dem Grundherrn zum letztenmale eine Niederlegung, Verkleinerung oder Versetzung frey stehen, während eines zu bestimmenden Zeitraums.

Wie dies einzurichten sey, das müßte jedem Grundherrn überlassen bleiben, da das Locale oft zu sehr zu berücksichtigen ist, um allgemeine Regeln darüber festzusetzen. Nur wäre zu bestimmen:

1. „wie viel Bauern zum wenigsten bleiben „müssen?"
2. „wie viel Arealfläche ein jeder wenigstens „erhalten muß?"
3. „müßte das Land zusammenhängend, wenig„stens nur in mehrere große Stücke vertheilt „seyn."
4. „Muß keine Servitut irgend einer Weide„Gerechtigkeit darauf haften."

Bey solchen Bauern, die auf Zeitpacht wohnen, kommt wieder der Unterschied in Betrachtung: Entweder, sie können alle Jahre constitutionsmäßig gekündigt werden, oder: der Gutsherr hat mit ihnen ein Zeit-Pachtcontract auf bestimmte Jahre abgeschlossen. Ein Gutsbesitzer mag nun Bauern haben, welche einer dieser Klassen angehören, oder es mögen schon regulirte seyn, so werden sie, im Kündigungsfall, ein Jahr vorher gekündigt und die Kündigungszeit ist der Johannis-Termin.

Um nun diese Bauern-Angelegenheit mit möglichster Sorgfalt zu reguliren, muß eine Commission niedergesetzt werden, die folgende Puncte zu bestimmen hätte:

A. Den Ertrag des Grundstücks.
B. Den Werth der Gebäude.
C. Den Werth des Inventariums.

A. Ertrag des Grundstücks.

Der Ertrag der Aecker und Wiesen könnte nach eben den Principien, die beym Kredit-Verein angenommen sind, ausgemittelt werden; eben so verhält es sich auch mit der Weide; nur wenn sie Gemeinweide wäre, könnte nur die Hälfte des Werths in Rechnung kommen; bey Buschkoppeln oder Torfmöören hingegen käme gar nichts in Anschlag.

Wenn auf diese Art die rohe Ertragsumme ausgemittelt wäre, so käme davon zum Abzug:

a. für Unterhaltung des ganzen Inventariums, 5 pCt. der rohen Ertragssumme.
b. für den Bauern und seine Familie, das Deputat und Lohn, was ein Ackervogt erhält.
c. Für jeden Knecht und für jedes Mädchen, die auf der Stelle gehalten werden müssen, der Jahreslohn.

d. Die Kirchen-, Prediger- und Küster-Abgaben. Die Ausmittelung derselben wird immer mit Schwierigkeit verbunden seyn. Man kann die Kirchen-Abgaben und Leistungen unter diese zwey Rubriken bringen:

1. Abgaben, welche den Heerd treffen,
2. welche die Kirchenhufe treffen.

Diejenigen, welche den Heerd treffen, muß der Bauer leisten; bey den Abgaben hingegen, welche die Kirchenhufe treffen, müßte zuvor ausgemittelt werden, wie viel davon der Bauer leisten muß. Doch müßte der Bauer die Hand- und Spanndienste leisten, welche ihm von der ganzen Kirchenhufe vergütet würden.

e. Die von der Grundfläche zu erlegende Landes-Contribution.

Hierbey müßte das Land, was der Bauer erhält, nach denjenigen Principien, wonach der Hufenstand der Güter regulirt ist, bonitirt werden, und von dieser sich ergebenden Scheffelzahl müßte er allemal seine Quote dem Gutsherrn entrichten.

f. Die Feuerung, die er zu seinem Bedarf gebraucht.

Hat er eine Holzkoppel, Torfmoor, viele Knicke, woraus er seine Feuerung bestreiten kann, so wird für dies Bedürfniß nichts abgerechnet.

Würde nun nach Abzug aller dieser Gegenstände vom rohen Ertrage, der reine Ertrag ausgemittelt seyn, so würde die Hälfte desselben nach den letzten zehnjährigen Durchschnittspreisen in Naturalien gesetzt; diese müßte der Bauer entweder in Natura, oder den Werth derselben als unablöslichen Grundzins an den Gutsherrn entrichten. Die Preise dieser Naturalien müßten alle zehn Jahre auf dem Landtage gesetzlich bestimmt werden.

Es ist besser, wenn der Grundzins klein ist, weil jeder sich alsdann beeifern wird, mehr zur Verbesserung seines innehabenden Gehöftes zu schaffen, indem er alsdann die Aussicht hat, daß ihm beym dereinstigen Verkauf eine größere Geldsumme zu Theil wird. Auch muß der Grundherr sicher gestellt werden, daß er an seiner Einnahme nicht geschmälert werden kann. Es haben sich schon in andern Ländern die Fälle zugetragen, daß bey einem zu hoch gesetzten Grundzins der Erbpächter seine Holzkoppel niedergehauen, die Gebäude verfallen lassen und den Acker ausgesogen, wo es sich denn beym Konkurse und beym nachmaligen Verkauf ergab, daß sich Niemand fand, der die Stelle für den hohen Grundzins in Erbpacht nehmen wollte.

B. Werth der Gebäude.

Bliebe das Gebäude auf der Stelle stehen und

wäre noch nicht 25 Jahre alt, so würde es zu seinem vollen Werthe taxirt. Wäre das Gebäude bis 50 Jahr alt, zu $\frac{2}{3}$tel, über 50 Jahr, zu $\frac{1}{3}$tel seines Werths.

Sollte, wenn ein neues Gebäude vorhanden ist, der Bauer sich herausbauen müssen und der Grundherr wollte dies Gebäude nicht behalten, so würde es zum Abbruch taxirt und der Bauer müßte es für die Taxe annehmen.

Sollte indeß ein Gebäude zu groß seyn und nicht in seinem jetzigen Bestande zu der Stelle passen, so würde das Ueberflüssige nicht taxirt und dem Bauer so überlassen.

C. Werth des Inventariums.

Ist bey der Stelle ein Inventarium vorhanden, das schon zu Gelde gesetzt ist, so genügt diese Summe; ist es dagegen eisern, so wird es nach den jetzigen Preisen taxirt; jedoch wird dem Bauern nie Pflug- und Grabelohn vergütet.

Die aus der Hälfte des reinen Ertrags, dem Werthe des Gebäudes und Inventariums sich ergebende Summe wird dann mit 4 pCt. zu Kapital gerechnet und dies Kapital macht die Kaufsumme aus.

Da aber die jetzigen Hufenpächter nicht immer im Stande sind, dies Kapital gleich auszuzahlen, so müßte es von ihnen mit 4 pCt. verzinset werden;

jedoch müßte es innerhalb 25 Jahren vom Bauern gänzlich ausgezahlt seyn.

Nun hätte die Kommission bey den Bauern, die auf bestimmte Jahre gepachtet haben, nur noch auszumitteln: ob der Hufenpächter nach den bestimmten Tax-Principien bedeutenden Vortheil haben konnte, wenn er seine Pachtzeit ausgewohnt hätte.

Würde dieser Fall eintreten, so müßte dieser Vortheil von der Kaufsumme abgezogen werden; jedoch kann der Gutsherr niemals auf minus Pacht Vergütung verlangen.

Wäre dieses nun alles ins Reine gebracht, so würde dem jetzigen Hufenpächter die Frage vorgelegt: ob er unter den vorgelegten Bedingungen die Stelle annehmen wolle oder nicht?

Sollte derselbe sie nicht annehmen, so muß der jetzige Hufenpächter erklären, ob er im Gute wohnen bleiben will oder nicht?

Wenn er das erstere wünscht und hat er noch nicht das Alter von 50 Jahren erreicht, so muß ihm eine Tagelöhner-Wohnung eingeräumt werden; doch kann er in diesem Fall nie aufgesagt werden, obschon ihm dagegen das Kündigungsrecht frey bleibt. Ist er aber über 50 Jahr alt, so erhält er Altentheil, hat auch alsdann nicht nöthig, Tagelöhner-Arbeit zu verrichten.

Mit seinem Tode hören aber alle Ansprüche der Familie an den Grundherrn auf.

Da bisher so viele fiscalische Processe obgewaltet, welche durch den Mangel an bestimmten Gesetzen über die Gerechtsame des Grundherrn entstanden sind, so müßte diesem in Zukunft vorgebeugt werden. Es müssen deshalb die Rechte, die der Grundherr behält, so wie die Verpflichtungen der Bauern, genau bestimmt werden. Einige derselben, die leicht zu Streitigkeiten zwischen dem Grundherrn und Bauern führen können, erlaube man mir anzudeuten.

Rechte des Grundherrn.

Hieher rechne ich:

1. Die Jurisdiction und mit dieser das Recht, polizeyliche Einrichtungen zu treffen; Visitirung nach Vagabonden und nach gestohlnen Sachen.

2. Das Recht der Bequartirung in Kriegszeiten, so wie Aufforderungen zu Kriegesfuhren, Boten- und Wachenstellen. Jedoch alles nach bestimmten Quoten: wie viel den Bauer für sein innehabendes Ackerwerk als Parcele des Gutes trifft. Wenn aber mehrere Güter einen Herrn haben, so kann nur der Theil des Hauptguts, zu

welcher dem Bauer gehört, in Anschlag kommen; zu den übrigen Gütern braucht er nicht zu konkurriren.

3. Hand- und Spanndienste zur Wegebesserung vom Bauern zu fordern, aber gleichfalls nach Quote. Die Art und Weise hat der Gutsherr zu bestimmen.

4. Forderung von Hand- und Spanndiensten bey Feuerbrünsten, gleichfalls nach Quote; eben so auch die Bewahrung der Brandstätte und die Wegräumung des Schuttes.

5. Ueberhaupt: Aufforderung zu allen solchen Fällen, wo Gefahr beym Verzug vorhanden ist, mit sämmtlichen Spann- und Handdiensten.

6. Alle Regalia; wozu das Recht, Schulmeister einzusetzen, die Jagd auf der Hintersassen Felder, Mühlen-, Schmiede-, Brau- und Brennerey-Zwang gehört.

7. Das Vorkaufsrecht beym Verkauf der Stellen; jedoch muß der Grundherr innerhalb eines Jahres einen neuen Bauern darauf einsetzen. Niemals kann eine Stelle zum Gute gezogen, noch blos verpachtet, noch mit einer andern Stelle vereinigt werden. Der Eigner derselben muß jedesmal sein Domicilium auf derselben haben.

8. Das Recht, Handwerker im Gute anzusetzen, so lange wie der 259ste § des Landes-Vergleichs seine Kraft behält.

Verpflichtungen der Bauern.

1. Ernährung aller aus der Stelle dem Gute rechtlich zur Last fallenden Armen.

2. Ohne gutsherrliche Genehmigung keinen Einlieger einzunehmen.

3. Die Gebäude in die Brandkasse zu setzen, damit die Stelle bey Unglücksfällen nicht gänzlich verschulde; eben so auch die Gebäude immer im baulichen Stande zu erhalten.

4. Wo die Bauern Holzkoppeln haben, müssen sie diese nachpflanzen; haben sie ein Torfmoor, so dürfen sie nicht mehr als eine bestimmte Anzahl Feuerungs-Materialien jährlich daraus nehmen.

5. Hülfe beym Richten von Gebäuden und Mühlen im Gute zu leisten.

6. Treiber zu stellen zur Vertilgung schädlicher Thiere, (Fuchs-) Saujagden u. s. f.

7. Von allem, was der Bauer bemerkt oder hört, welches zum Nachtheil des Gutsherrn oder irgend eines andern seiner Mitbewohner gereichen kann, muß er sofortige Anzeige bey der Behörde *) machen.

Bock, auf Dutzow.

---

*) Von eben diesem einsichtsvollen Herrn Verfasser haben wir noch die Beantwortung der beyden, für die gegenwärtige Zeitperiode sehr wichtigen Fragen zu erwarten:

1. Wie viel Areal-Fläche muß ein Bauer haben?
2. Wie müssen unsre Bauern-Wirthschaften eingerichtet seyn?

A. d. R.

Entwurf eines Heuer-Contracts mit den freyen Tagelöhnern auf dem Lande in Mecklenburg. *)

(In Grundlage der Verhandlungen des Gadebuscher Districts des Mecklenb. Patriotischen Vereins eingereicht vom Herrn Uffhausen auf Gottmannsförde.)

Zwischen der Gutsherrschaft des ritterschaftlichen Guts N. N. an einem, und dem Tagelöhner N. N.

---

*) Dieser Entwurf ist zwar den Districten des Patriotischen Vereins bereits vorgelegt, in welchen gegenwärtig auch darüber verhandelt wird. Da indessen die Meynungen über diese sehr wichtige Landes-Angelegenheit bisher noch nicht vereinigt sind, so war es nöthig, um das, was in diesen Annalen bereits hierüber gesagt ist, auch mit dem vergleichen zu können, was Herr Uffhausen in dem hiernächst folgenden Aufsatze hierüber vorgetragen hat, auch diesen Contracts-Entwurf, — der übrigens mit den Gottmannsförder Einliegern schon mehrere Jahre zur Zufriedenheit beyder Theile bestanden, — dem Publikum vorzulegen, und es wäre sehr zu wünschen, daß mehrere unterrichtete und einsichtsvolle Männer ihre

am andern Theile, ist über die zum Gute N. N. gehörige Katenwohnung unter No. — mit dem dazu gelegten Gartenlande, der Weidegerechtigkeit und Winterfütterung für eine Kuh und sonstigen Emolumenten, nachstehender Heurer-Kontrakt geschlossen worden.

§. 1.

Der Tagelöhner N. N. erhält obige Katenwohnung mit dem dabey befindlichen Gartenlande von — Quadrat-Ruthen und die Weidegerechtigkeit sammt der Winterfütterung für eine Kuh, unter den N. N. (Holländerey-) Kühen, vom 24sten October d. J. heuerlich in Besitz und Benutzung und zwar auf unbestimmte Jahre.

So lange der Heurer in Erfüllung seiner nachstehenden Pflichten untadelhaft gefunden wird, bleibt gegenwärtiger Kontrakt von Jahr zu Jahr stillschweigend verlängert; im entgegengesetzten Falle aber bleibt der Gutsherrschaft vorbehalten, diesen Kontrakt auf Ostern jeden Jahres zu kündigen, und endigt selbiger sich nach geschehener Kündigung an dem darauf folgenden nächsten 24sten October, als der landüblichen Umzugszeit.

Stimmen darüber abgeben möchten, um dadurch die Annäherung gegenseitiger Meynungen zu fördern.

A. d. R.

Damit auch Heuerling nicht an diesem Kontract gebunden sey, so bleibt ihm unbenommen, solchen loszukündigen. Nur muß es ebenfalls auf Ostern geschehen, und der Kontrakt endigt sich alsdann auch an dem zunächst darauf folgenden 24sten October, an welchem Heurer aus dem Gute wegziehen muß.

Stirbt Heuerling, so bleibt dessen nachgelassene Wittwe im Besitz der Tagelöhner-Wohnung sammt ihrem Zubehör, bis das angetretene Heuerjahr zu Ende, woferne sie die darauf haftenden Verbindlichkeiten, welche unten bestimmt werden, jedoch mit Ausnahme der Tagelöhner-Dienste des Mannes, zu übernehmen und zu erfüllen sich im Stande fühlt.

§. 2.

Die Gutsherrschaft übernimmt sämmtliche Reparaturen der Wohnung, jedoch ist Heuerling schuldig, nach Anweisung der Gutsherrschaft, die Lehm-Wände, Dielen-Fußböden, Steinpflaster und das Strohdach, wenn ihm Lehm, Steine, Klehmstaken, Dachstroh, Deckschächte und Deckelweiden gereicht werden, in Stand zu setzen, auch muß er die Befriedigungen des Kohlgartens und der Hofstelle unterhalten, und überhaupt alles dasjenige verrichten, was keinen baaren Kostenaufwand verursacht. Nicht minder muß er die zerbrochenen Fensterschei-

ben auf seine Kosten einsetzen lassen, da er sie ganz überliefert erhält.

Auf eigen beliebige, von ihm selbst etwa unternommene Verbesserungen der Wohnung nebst Zubehör, wird nichts gut gethan. Dagegen ist er aber schuldig, was er oder die Seinen etwa daran ruinirt und durch seine Schuld niedergewohnt haben, unweigerlich zu ersetzen.

§. 3.

Dem Heurer ist es erlaubt, sich ein Fasel-Schwein und ein kleines Ferkel zu halten, welche von Ostern bis Gallen, wenn die Hofschweine zu Felde getrieben werden, mit dieser Hude gehen und an der Braach- und Stoppel-Weide Antheil nehmen, gegen Erlegung von — ßl. pr. Stück Hüterlohn. Er muß aber dafür außerdem sorgen, daß seine Schweine zum Schaden der Holländerweide nicht aus dem Stalle kommen, vielmehr, so bald der Hirte mit der Hude zu Hause kömmt, seine Schweine sofort einstallen und nicht eher wieder heraus lassen, bis der Hirte des Morgens wieder zu Felde treibt, und zwar bey willkührlicher Ahndung. Gänse darf Heurer nicht halten und seine Hüner dürfen nicht auf die Holländer-Weide oder in den Hofgarten kommen; widrigenfalls sie todtgeschossen werden.

§. 4.

Der Dung, welchen Heurer mit seinen Schweinen macht, verbleibt ihm zur Bedüngung seines Gartenlandes. Außerdem erhält Heurer zur Bepflanzung mit Kartoffeln — Quadrat-Ruthen auf dem Hof-Acker, welche vom Hofe bedüngt und umgeackert werden. Gleichfalls erhält er zu ein Faß Leinsaamen zu säen — Quadrat-Ruthen Land auf dem Hofacker, nach Bestimmung der Gutsherrschaft oder deren Stellvertreter ausgemessen.

§. 5.

Zur Feurung erhält Heurer jährlich — Fuder Abfallholz und — Soden Torf. Ersteres muß er erforderlichenfalls selbst hauen und aufladen, letzteren selbst stechen, ringen, und das Auf- und Abladen gemeinschaftlich mit den übrigen Dorfbewohnern verrichten. Außerdem soll es ihm erlaubt seyn, da, wo es ihm angewiesen wird, sich Stämme zu raden und trocknes Holz zu sammeln. Uebrigens wird es ihm und den Seinigen bey strengster Ahndung untersagt, sich mit keiner Axt, Säge oder Beil, welche er im Betretungsfall sogleich abgeben muß, in den hiesigen Gutshölzungen betreffen zu lassen.

§. 6.

Heurer bezahlt jährlich für seine Wohnung mit dem Gartenlande, der freyen Weide und Winter-

fütterung für eine Kuh, sammt den vorher bestimmten Emolumenten kein baares Geld, sondern statt dieser Miethe leistet seine Frau alljährlich dem Hofe N. N. (96) Frauentage außer der Korn-Erndte, und zwar vom 24sten October bis Ostern (30) Tage, und von Ostern bis zum 24sten October (66) Tage, so wie sie von der Gutsherrschaft oder Gutspächter verlangt werden, und in der Art, wie in dem § 9 bestimmt wird. Sollten Krankheiten oder körperliche Gebrechen sie an dieser Leistung hindern, so ist Heurer schuldig, eine andere tüchtige Person an dieser Stelle zu stellen, welche die Frauendienste untadelhaft zu leisten im Stande ist.

§. 7.

Heurer ist überdem schuldig, das ganze Jahr, so oft es die Gutsherrschaft, deren Stellvertreter oder Gutspächter von ihm fordert, für den Hof N. N. um den unten bestimmten Tagelohn zu arbeiten; es wäre denn, daß eine erweisliche Krankheit ihn daran hinderte.

Er muß jede in der Wirthschaft wie auch bey den Bauten vorkommende Arbeit, welche ihm angewiesen wird, ohne Widerrede, ordentlich, fleißig und zweckmäßig beschaffen, und darf sich nicht unterstehen, die angewiesene Arbeit zu verweigern oder Grobheiten auszustoßen, bey angemessener Ahndung.

Jedoch steht Heuerling frey, wenn auf dem Hofe ihm keine Arbeit gegeben werden kann, bey der Gutsherrschaft, deren Stellvertreter oder Gutspächter zur Uebernehmung fremder Arbeit, in- und außerhalb des Guts, auf bestimmte Zeit Urlaub zu suchen. Sollte er sich aber eigenmächtig oder auf andere ungebührliche Weise der Hofarbeit entziehen, oder ist er trotzig und widerspenstig gegen seine Vorgesetzten, so ist die Gutsherrschaft oder der Gutspächter berechtigt, sogleich den Kontrakt zu kündigen, oder ihn auch sonst mit einer angemessenen Strafe zu belegen.

§. 8.

Der, dem Heurer bestimmte Lohn für die zu beschaffenden Hofarbeiten ist folgender:

Beym Dreschen auf dem Hofe wird von jeder Art Korn, es sey Winter- oder Sommer-Korn, der —te Scheffel gegeben, und zwar in eben dem Maaße, als zu Boden gemessen wird. Für das Reinmachen, Um- und zu Boden tragen des Korns, wie auch für das Kafftragen, findet überall keine Vergütung statt, eben so wenig für das Ausnehmen des Schneidestrohes für die Pferde. Für jedes hundert Dachschoof hingegen, welches ausgenommen wird, werden — ßl. bezahlt; es muß aber jeder Schoof 10 Pfund schwer seyn. Fürs Kornmähen und alle sonstige Arbeiten in der Korn-

Erndte, erhält Heuerling beym Winterkorn à Tag — ßl., beym Sommerkorn à Tag — ßl., oder auch im Durchschnitt à Tag — ßl.; fürs Gras- und Kleemähen à Tag — ßl., außer wenn Nachmatt erst nach Michaelis gemähet werden sollte, dann à Tag — ßl. Bey jeder andern Arbeit erhält Heurer: von Michaelis bis Ostern à Tag — ßl., von Ostern bis Michaelis à Tag — ßl., entweder jede Woche, oder doch bestimmt alle 14 Tage baar bezahlt. Sollte Heuerling sich auf die ganze Erndtezeit vermiethen, oder wenn gegraben und geradet, oder Modde und Mergel ausgebracht und gefahren wird, wie gewöhnlich Ruthen-, Quadrat-Ruthen-, Pott-, Fuder- oder Karrenweise akkordiren wollen, so ist ihm freygestellt, sich darüber mit der Gutsherrschaft, dem Gutspächter oder Wirthschafter zu vereinbaren. Ohne eine solche auf beyderseitige freye Willkühr beruhende Vereinbarung erhält er den oben bestimmten Tagelohn, und ist schuldig, für denselben das ganze Jahr, von Morgens 6 Uhr bis zu Sonnen Untergang, und wenn die Sonne später aufgeht, von deren Aufgang bis zu deren Untergang zu arbeiten; aber in der Erndtezeit, beym Einfahren und Kornbinden, so lange es der Gutsherr, Pächter, Wirthschafter, Voigt, oder sonstige Aufseher gut findet.

Zum Essen am Mittage wird in der Regel, mit Ausnahme der hildesten Erndte-Arbeit, eine Stunde gegeben, und in der Heu- und Korn-Erndte zum Morgenbrod und Vesper, außer beym Einfahren, jedesmal Vormittags aufs Höchste eine halbe Stunde. Wenn beym Futter- oder Korn-Einfahren des Abends volle Wagen stehen bleiben, so muß Heurer den andern Morgen zur bestimmten Stunde, welche ihm des Abends vorher angezeigt wird, zum Abbringen des Futters oder Korns zu Hofe kommen.

Beym Zupflegen der Handwerker ist er schuldig, wenn solche Morgens früher zu arbeiten beginnen, mit selbigen anzufangen und den ganzen Tag, bis sie Feyerabend machen, durchzuarbeiten. Gleichfalls muß Heurer, wenn es von ihm verlangt werden sollte, in der Saatzeit schon mit Sonnen-Aufgang zum Haken kommen.

Sollte aber die Gutsherrschaft, deren Stellvertreter oder der Gutspächter es zweckmäßiger finden, den Heuerling als Deputat-Häker anzustellen, so ist er auch dazu bereitwillig, und erhält er alsdann statt des Tagelohns, vom 1sten April bis den 24sten October an baarem Gelde — Thaler und an Korn — Scheffel Rocken, — Scheffel Gerste, — Scheffel Hafer, — Scheffel Erbsen und — Scheffel Malz. Sollte es ferner von ihm verlangt werden, daß er eine Fußreise von mehreren

Meilen machen soll, so ist er schuldig, dazu sogleich bereit zu seyn, und erhält für jede Meile hin und zurück — ßl., darf aber übrigens wegen der Zehrung keine Vergütung erwarten.

§. 9.

Die Ehefrau des Heurers ist schuldig, dem Hofe N. N. entweder selbst, oder durch eine andere tüchtige Person zu jeder Zeit, so bald sie dazu angesagt wird, außer den im §6 bestimmten — Tagen, als jährliche Miethe, um den unten bestimmten Tagelohn zu arbeiten, und jede vorkommende Arbeit, welche von den Frauen geleistet werden kann, gehörig tüchtig und fleißig auszurichten. Sie erhält dafür an Tagelohn, außer der Korn-Erndte, à Tag — ßl. Dieser Tagelohn wird aber nicht wöchentlich bezahlt, sondern sie erhält jeden Abend ein Zeichen, für geleisteten halben oder ganzen Tag, welches Zeichen sie jeden Sonntag Morgen auf den Hof bringt, damit die in der Woche geleisteten Tage auf den gewöhnlichen Tagestock geschnitten werden. Ostern und am 24sten October werden die Tage auf dem Stock nachgezählt, die als Miethe zu leistenden unentgeldlichen Tage davon abgerechnet, und die dann mehr geleisteten Arbeitstage à Tag mit — ßl. baar bezahlt.

Die Tage aber, welche des Heuerlings Ehefrau in der Korn-Erndte gearbeitet hat, werden

wöchentlich mit dem Männer-Tagelohn baar bezahlt, und zwar à Tag mit — ßl. Und gilt in Hinsicht der Zeit, wann ihre Arbeit anfängt und endet, eben das nemliche, wie im vorigen § für den Heurer bestimmt worden. —

Noch bleibt des Heurers Ehefrau schuldig: für das erhaltene Fuder Holz dem Hofe N. N. entweder — Pfund Heede oder — Pfund Flachs unentgeldlich zu spinnen; das Garn muß spätestens zu Weihnachten abgeliefert werden. Mann und Frau müssen übrigens, wie sich schon von selbst versteht, jede ihnen anbefohlene Arbeit ohne alle Widerrede, Murren und Besserwissenwollen mit gehörigem Fleiße und untadelhaft verrichten. Ferner nicht ohne vorherige Erlaubniß des Gutsherrn, dessen Stellvertreters oder Gutspächters eigen beliebiger Weise zu Hause bleiben und sich der Arbeit entziehen, jedoch soll auf den nothwendigsten häuslichen Beschäftigungen der Frau billige Rücksicht genommen werden, und auch wie bisher, herkömmlich beyden jährlich ein Markttag, und zwar in dem zu — jährlich fallenden Jahrmarkte, zum Einkauf ihrer Bedürfnisse zugestanden seyn.

§. 10.

Die Kinder des Heurers müssen, so bald solche in Dienst gehen wollen, vorher bey der Gutsherrschaft sich melden und ihre Dienste derselben an-

bieten. Sie erhalten den in der Gegend üblichen Lohn, nach Verhältniß ihrer Dienstfähigkeit. Geschieht diese Anfrage nicht, so ist dieser Kontrakt als gekündigt anzusehen.

§. 11.

Dem Heurer und den Seinigen wird auch das sogenannte Krautpflücken und das Geradezugehen über die Hoffelder gänzlich verboten; vielmehr soll und muß jeder die einmal bestimmten Wege und Fußsteige gehen, im Uebertretungsfall wird er das erstemal mit einer Strafe von 8 ßl., das zweyte mal mit 16 ßl., das dritte mal mit Gefängniß, oder sonst dem Befinden nach bestraft. Bey gleicher Strafe wird ihm auch angedeutet, daß er und die Seinigen den an den Landstraßen und Wegen, oder sonst auf den zum Gute gehörigen Ländereyen befindlichen Hecken, Zäunen, Weiden und sonstigen Bäumen nicht zu nahe kommen und ruiniren, oder auch Zweige, Busch und Reiser davon abbrechen, abhauen oder abschneiden, wie nicht minder von den Zäunen zum Feurungsbedarf aufbrechen und entwenden dürfen. Heuerling bleibt schuldig, dafür zu haften, daß er, die Seinigen und seine Hausgenossen vorsichtig mit Feuer und Licht umgehen. Es muß Niemand mit Licht ohne Leuchte in den Stall noch zu Boden gehen, noch außer der Stube, Kammer und Diele, weder

in noch vor seiner Wohnung Taback rauchen, bey ein Rthlr. Strafe oder 3 Tage Gefängniß bey Wasser und Brod.

§. 12.

Heurer ist verpflichtet, auf der N. N. Mühle mahlen zu lassen, und ist in dieser Hinsicht Zwangsgast derselben. Indeß versteht es sich von selbst, daß es bey der bisherigen und landüblichen Matte sein Verbleiben behalte.

§. 13.

Ueberdies bleibt Heurer noch zu nachstehenden Abgaben, Diensten und Verbindlichkeiten verpflichtet; er muß:

1. Der Kirche und den Kirchenbedienten zu N. N. das bisher Gewöhnliche und das ihnen Gebührende ordnungsmäßig entrichten.
2. Da die bisherige Schulfreyheit aufhört, auf Ostern an den Dorfschulmeister in N. N. — ßl. bezahlen, und zwar in jedem Falle, er habe viele oder wenige, oder gar keine Kinder in der Schule; auf Michaelis entrichtet er an die Guts-Armkasse — ßl. Auch ist
3. Heurer verpflichtet, wenn im Gute oder in der Nachbarschaft Feuersbrünste entstehen, so bald es ihm angesagt wird, sich unverzüglich dahin einzufinden, wo er nach Anweisung seiner Vorgesetzten auf alle mögliche Weise

zum Löschen behülflich seyn muß, bey Vermeidung einer Strafe von — ßl.

4. Bey etwa nöthigem Gesindestreifen, wie auch bey Arretirungen etwaniger Deliquenten, wie auch Bewachung und Transportirung derselben, muß er, so wie in allen ähnlichen Fällen der Art, nach Erfordern zu Hülfe kommen.

§. 14.

Da es die langjährige Erfahrung hinreichend bestätiget hat, daß Heurer, so wie sein Verdienst nach diesem Kontrakte bestimmt worden, nicht allein dabey sein angemessenes hinreichendes Auskommen hat, sondern auch, wenn nicht besondere Unglücksfälle, als ihn und die Seinigen betreffende Krankheiten, Verlust durch Krieg und Feuersbrünste oder durch den Verlust seiner Kuh, großen Schaden erleidet, bey diesem Erwerb noch etwas erübrigen und für seine alten Tage zurücklegen kann, eine eigentliche Verarmung außerdem nicht füglich Statt hat: so verspricht die Gutsherrschaft, im Fall, daß Heurer, wenn er in Erfüllung dieses Kontrakts treu befunden worden, er und die Seinigen in Krankheitsfällen freye Arzney und der unentgeldlichen Hülfe des Arztes sich zu erfreuen haben soll. Nicht minder will die Gutsherrschaft ihm, bey dem etwanigen Verluste seiner Kuh, so lange durch eine Versicherungs-Anstalt in hiesigem Lande nicht an-

derweitig dafür gesorgt seyn sollte, einen Beytrag von — Rthlr. in solchen Unglücksfällen zugestehen, so wie auch bey andern bedeutenden Unglücksfällen ihn nach Billigkeit unterstützen.

Auch auf den Fall, daß Heurer durch Körperschwäche verhindert würde, diesen Kontrakt fortwährend in allen Punkten zu erfüllen, will die Gutsherrschaft ihn nicht verstoßen, sondern, nach Verhältniß seiner Kräfte, ihm ferner angemessene Verdienste geben, so wie er endlich, bey gänzlicher Versagung der Kräfte und wenn er in Armuth gerathen sollte, eine angemessene Unterstützung aus der Gutsarmenkasse erhalten soll, wozu die Gutsherrschaft noch einen freywilligen Beytrag hinzufügen wird. Indeß macht die Gutsherrschaft sich zu allem diesen nur anheischig, wenn Heurer mehrere, und wenigstens 10 Jahre in Erfüllung dieses Kontrakts treu befunden worden.

Da aber in dem Gute N. N. nur so viele Wohnungen vorhanden sind, als es die Zahl der nöthigen, tüchtigen und kraftvollen Arbeiter erfordert, so muß Heurer und dessen etwanige Wittwe auf ihren alten Tagen mit ihren verheyratheten Kindern oder sonstigen Heuers-Leuten zusammen wohnen; sollte aber die Wohnung dazu zu klein seyn, so will die Gutsherrschaft durch Anbau einer kleinen Stube ihnen mehrere Bequemlichkeit verschaffen.

§. 15.

Alle die in dem vorigen § erwähnten begünstigenden Verabredungen fallen aber für den Heurer weg, wenn er in Erfüllung der vorstehenden kontraktlichen Verpflichtungen nicht längere Jahre treu befunden worden, oder wenn er wol gar aus Neuerungssucht diesen Kontrakt in ein paar Jahren aufgekündiget, mehrere Jahre außer dem Gute gewohnt hat und mehrfach im Lande herumgezogen ist. Wenn dies der Fall seyn sollte und er nun in seinem Alter dem Gute als Verarmter, vermöge seines längsten Aufenthaltsortes, zurückgeschickt würde, so fallen alle eben erwähnte Begünstigungen weg, und die Gutsherrschaft sieht sich genöthiget, ihn oder seine Wittwe, in solchem, durch ihr eignes Verschulden unglücklichen Falle, an das noch zu errichtende Districts-Armenhaus in der Stadt N. N. zu verweisen, wo für ihre Aufnahme und für ihren nothdürftigsten Unterhalt gesorgt ist, indem sie nach Verhältniß ihrer Kräfte, mit Spinnen, Wolle kratzen u. s. f. nützlich beschäftigt werden.

§. 16.

Heuerling, die Seinigen und seine Hausgenossen, stehen in allen vorkommenden Fällen unter der N. N. Guts-Gerichtsbarkeit und deren alleiniger Entscheidung.

Uebrigens ist Heurer schuldig, als Landes-Unterthan und als Guts-Einwohner, alle von der allerhöchsten Landes-Regierung ergehende Verordnungen und Einrichtungen aufs Pünktlichste zu befolgen.

Damit obiger Kontrakt genau in Erfüllung gebracht werde, und Heurer ihn selbst lesen könne, so ist selbiger zum Druck befördert und in Duplo ausgefertigt, auch das eine Exemplar von der Gutsherrschaft eigenhändig unterschrieben und dem Heurer zugestellt; das andere aber von Heurer unterzeichnet und an die Gutsherrschaft ausgehändigt worden.

So geschehen zu N. N. den

Bemerkungen über den S. 430 des sechsten Jahrgangs dieser Annalen befindlichen Aufsatz, von Herrn Hof- und Land-Gerichts-Assessor von Blücher: Ansichten über die künftigen Verhältnisse der Tagelöhner auf dem Lande zur Gutsherrschaft.

(Vom Herrn Uffhausen auf Gottmannsförde.)

Es sey mir erlaubt, über diesen Aufsatz des Herrn von Blücher einige Bemerkungen zu machen; sollten sie auch nicht so ganz mit den Ansichten des allgemein verehrten Herrn Verfassers übereinstimmen, so ist doch der hier in Rede stehende Gegenstand für unsre ganze Verfassung und für Menschenwohl von einer solchen Wichtigkeit, daß er es wohl verdient, aus mehreren Gesichtspunkten dargestellt und mit großer Sorgfalt geprüft zu werden. Auch bürgt mir die anerkannte Wahrheitsliebe des biedern Herrn Verfassers dafür, daß er diese meine Entgegnungen so aufnehmen wird, wie ich es

wünsche, daß sie von jedem mögen aufgenommen werden, nemlich: als Materialien zur Prüfung, um durch Vergleichung widersprechender Ansichten das Beste und Anwendbarste heraus zu finden, welches einsichtsvollen Vaterlandsfreunden überlassen bleiben muß.

Was nun zuförderst die Bemerkung des Herrn Verfassers betrifft:

„Daß der, dem Gadebuscher District unsers Patriotischen Vereins von mir übergebene „Entwurf eines Heuer-Kontrakts mit den Tagelöhnern *) für minder ergiebige und fruchtbare „Gegenden nicht passe und die Kathenleute dabey „nicht bestehen können ꝛc.," so bin ich der entgegengesetzten Meynung und durch Erfahrung hinlänglich überzeugt worden, daß die Leute dabey nicht allein bestehen können, sondern auch ihren angemessenen Unterhalt dabey finden. Dies Heuer-Verhältniß mit den Tagelöhnern bestand im Wesentlichen schon zu der Zeit, als ich Gottmannsförde kaufte. Meine im ersten Jahrgange dieser Annalen, S. 193 u. f. befindliche Abhandlung legt es klar vor Augen, wie schlecht damals der Korn-Ertrag von diesem Gute und wie geringe, ja! ich

*) Man vergleiche hiemit den vorstehenden Entwurf ꝛc. A. d. R.

kann wol sagen: wie armselig daher der Verdienst der Lohndrescher war. Die Tagelöhner waren alle minder oder mehr arm und hülfsbedürftig. Diese ihre armselige Lage war aber eigentlich nicht die Folge eines zu geringen Lohns, sondern ihre gerechten Klagen entstanden aus dem Mangel an ununterbrochenem, täglich fortdauerndem Verdienst. Vormals hatten sie nemlich oft Tage und Wochen ohne Verdienst im Hause gelegen und doch auf bestimmte Zeit keine Erlaubniß erhalten können, sich außer dem Gute Arbeit und Verdienst zu suchen. Solche Arbeiten, die ihnen bey fleißiger Anstrengung einen größern Verdienst schaffen konnten, als bey den gewöhnlichen Geschäften, waren ihnen vormals nie, als etwa nur beym Dreschen zu Theil geworden. Da aber die damals sehr mäßigen Erndten nur einen geringen Korn-Ertrag gaben, so ward ihnen auch dieser Verdienst dadurch fühlbar beschränkt, daß sie auf halbe und viertel Tage aus den Scheuren gejagt wurden, um nicht zu viel abzudreschen. Ihre Frauen wurden so wenig mit Arbeiten beschäftigt, daß sie die schuldigen Hoftage nicht einmal abdienen konnten, vielmehr die schuldig gebliebenen mit baarem Gelde bezahlen mußten. Seitdem ich aber eine verbesserte Kultur mit den Guts-Ländereyen vorgenommen, welches jeder andere Besitzer auch hätte thun müssen,

wenn er von dem Ertrage dieses Gutes hätte leben und bestehen wollen, hat die Klage über Mangel an Arbeit nie wieder statt gefunden, und ich war genöthigt, nach einigen Jahren die Arbeiter um das doppelte zu vermehren. Dennoch haben alle ihr sehr reichliches Brod, und ich habe niemals nöthig gehabt, ihnen mehr zufließen zu lassen. Ja, ich habe sogar neue Tagelöhner ansiedeln und heranholen müssen, die oft 10 bis 12 Rthlr. Vorschuß von mir erhielten, die sie in glücklichen Jahren, oft schon in einem Jahre, in der Regel aber in zwey Jahren wieder abtragen konnten und wirklich abgetragen haben. Der sicherste Beweis, daß die Leute bey dem von mir empfohlnen Heuer-Kontrakt bestehen können, geht überdem schon daraus hervor, daß ich keine andre als freye Leute habe, auch früher niemals verlegen gewesen bin, meine Kathen-Wohnungen mit tüchtigen Arbeitern besetzt zu erhalten. Daher ist es meinen Leuten keine größere Strafe, als wenn ich ihnen Ostern mit dem Andeuten ihren Kündigungsschein gebe, daß sie am 24sten October weg ziehen sollen. Ich mögte auch um keinen Preis unterthänige Menschen haben, da es mir eine wahre Freude ist, mit lauter freyen Leuten zu wirthschaften, die freywillig Anhänglichkeit und Liebe zu mir haben. Ich bin ihr erster Freund und Rathgeber in allen ihren Verhältnissen: wer sich länger

Jahre gut und brav bey mir betragen hat und in seinem Dienst bey mir alt geworden ist, der weiß es, daß er nicht von mir verstoßen wird, sondern seinen fortdaurenden Unterhalt bis an sein Lebens-Ende bey mir hat. Denn ob ich gleich keinen unterthänigen Menschen habe, so ernähre ich an alten Invaliden doch gewiß eben so viele, vielleicht noch mehrere, als ein anderes Gut, das eben so viele Menschen hat, die alle dem Gute unterthänig sind.

Eben so wenig kann ich der Bemerkung des verehrlichen Herrn Verfassers: „daß man zuför-„derst die Verfügungen der Staatsgewalt in Be-„treff der Heuerleute auf dem platten Lande u. s. w. „erwarten solle, ehe man mit ihnen in singuläre „Privat-Kontrakte hineingehe," beypflichten, indem jeder Gutsbewohner im Stande seyn wird, in Grundlage des Heuer-Kontrakts, der sehr leicht einer jeden Localität angepaßt werden kann, sich recht gut mit seinen Leuten zu arrangiren, ohne erst die höhern Landesverfügungen abwarten zu dürfen. Denn die höchste Staatsbehörde möchte, meiner unmaaßgeblichen Meynung nach, schwerlich schon jetzt etwas für alle Localitäten anpassendes und genügendes anzuordnen und zu verfügen im Stande seyn. Um also in diesem Fall wenigstens mögliche Fehlgriffe zu vermeiden, scheint es mir gerathener zu seyn, diese Ausgleichung bey den jetzt schon be-

stehenden Rechten bewenden zu lassen, um so mehr, da hier im Lande das Verhältniß der freyen Tagelöhner zu dem Guts- und Brodherrn schon lange bey der Unterthänigkeit bestanden, und in vorkommenden Fällen beyde Theile bereits nach bestehenden Landesgesetzen gerichtet sind, also Niemand sich über Willkührlichkeiten zu beklagen hat. Ueberdies scheint es mir wenigstens so, daß unsere Landes-Gesetze mehr das Interesse der Leute, als das der Herren begünstigen, indem man häufiger findet, daß bey gerichtlichen Streitigkeiten zwischen Herren und Dienenden, die Sache gemeiniglich zu Gunsten der Leute ausfällt.

Nun hebt der Herr Verfasser die nachstehenden drey Punkte hervor, die für unsre Leute besonders drückend seyn sollen, nemlich:

1. Die zu große Abhängigkeit vom Grundherrn.

2. Der Mangel eines eigenen Grundbesitzes, und endlich

3. Die Verpflichtung, daß die Frau solche Arbeiten im Hofdienste verrichten muß, die für den Mann, aber nicht für das Weib anpassend sind.

Es frägt sich nun: sind diese Verhältnisse wirklich so lastend, als sie es nach der Darstellung des Herrn Verfassers zu seyn scheinen? Also zuförderst:

Ist denn wirklich das Verhältniß unserer Tagelöhner zur Grundherrschaft so ungerecht und unbillig, wie der verehrte Herr Verfasser es uns darstellt? Mir scheint dies nicht so. Indessen beschränke ich gern mein Urtheil auf meine Gegend und auf alle die Verhältnisse, die mir in dieser ganzen Umgegend bekannt sind, und da finde ich ziemlich allgemein, daß die Heuersleute und Tagelöhner sich in ihrer abhängigen Lage ganz glücklich fühlen. Sie haben auf dem Standpunkt, auf welchen die Vorsehung sie nun einmal gesetzt hat, ein völlig sorgenfreyes Auskommen; ihnen schmeckt Essen und Trinken; sorgenfrey strecken sie sich am Abend auf ihr gemeiniglich recht gutes Bette und schlafen ganz geruhig. Was fehlt ihnen also? Was könnte ihnen nach ihrer Individualität sonst noch abgehen? Sie verdienen sich ihr Brod, sie haben Gemüse, Milch, Butter, Flachs zur Bekleidung u. s. w. und den baaren Verdienst zur Befriedigung ihrer nöthigen Bedürfnisse. Auch bestätigt es die Erfahrung, daß man nicht leicht mehr Geneigtheit zum Frohsinn, mehr wahres häusliches Glück findet, als gerade bey diese Menschen. Wahrlich, der Mensch ist der glücklichste, dem in dem Verhältnisse, in welchem er in der bürgerlichen Gesellschaft steht, beschränkte Bedürfnisse genügen; die zehrenden Sorgen anderer Stände nicht kennt, in-

dem er sich das, was ihm Noth thut, bey fleißiger Arbeit und ohne zu lästige Anstrengung hinreichend verdienen kann. Die Verpflichtungen, die sein Heuer-Kontrakt ihm auflegt, können ihm gewiß nicht schwer fallen, denn er und seine Frau sind an Arbeit gewöhnt. Ist sein Brodherr unbillig in seinen Foderungen, nun, so kündigt er und zieht weiter. Um anderweitigen Unterhalt und um ein Obdach, das seinen Bedürfnissen zusagt, darf er gar nicht verlegen seyn. Ist er ein in seiner Art brauchbarer Mensch, so findet er allenthalben willige Aufnahme und Anstellung. Er müßte denn ein purer Taugenichts seyn; und Menschen solcher Art wird man doch unmöglich das Wort reden wollen!

Eben so gut wie man sagen kann: unsere Heuerleute drückt die zu große Abhängigkeit vom Grundherrn, eben so gut kann man, und vielleicht mit noch größerm Rechte sagen: unsere Pächter, besonders solche, die hoch gepachtet haben, fühlen den lastenden Druck ihres nachtheiligen Pacht-Kontrakts, den sie mit ihren Grundherren abgeschlossen haben, in unvergleichbar höherm Grade. Sie zerarbeiten sich den langen Tag hindurch und Kummer und Sorgen verscheuchen ihnen die nächtliche Ruhe. Ihre Frauen haben wahrlich! zum Theil unter harten Anstrengungen mit größern Lasten und Beschwerden zu kämpfen, als unsere Kathenfrauen.

Dennoch hilft alles nichts, sie gehen mit schweren Sorgen zu Bette und stehen oft nach schlaflosen, mit quälenden Sorgen durchwachten Nächten wieder auf, um neuen Anstrengungen und Sorgen entgegen zu kämpfen. Und wie ungewiß ist dennoch ihre ganze Existenz! In den kürzlich verlebten verhängnißvollen Jahren hörte ich manche Stoßseufzer von verschuldeten Gutsbesitzern und Pächtern; wie oft habe ich die Klage vernommen: „O wäre ich „doch so glücklich, wie meine Kathenleute; wäre „ich doch, wie sie, zu groben Arbeiten geboren und „von Kindes Beinen an, an Hacke und Spaden „gewöhnt, um so sorgenfrey mein Leben hinbringen „zu können, wie diese Menschen." *) Abhängig ist jeder Mensch in der Welt; der eine mehr der andere weniger. Daher glaube ich auch, daß unsere Kathenleute bey ihren Heuer-Kontrakten sehr wohl abhängig bleiben und dabey recht glücklich und zufrieden leben können.

Die Idee des Herrn von Blücher: daß unsere Heuersleute freye Eigenthümer werden sollen,

*) Sollte dies nicht bey manchem karg besoldeten Staatsdiener eben der Fall seyn? — Doch, wie oft ist diese Saite schon berührt; aber der Klang ist zu disharmonisch; man verstopft sich die Ohren, um einen solchen widrigen Ton auch nicht aus der Ferne zu vernehmen! — A. d. R.

ist mir eigentlich nicht ganz klar. Ich wenigstens sehe es nicht ein, wie dadurch ihre bisherige Lage verbessert werden soll. Auf welche Art sollen sie sich das eigenthümliche kleine Häuschen und ein mäßiges Gärtchen erwerben? Doch nicht unentgeldlich von ihre jetzigen Grundherren? dies kann doch unmöglich den Grundbesitzern zugemuthet werden! Sollten sie es bezahlen? dies können die Leute nicht, weil ihnen bisher das Uebersparen fremd war. Sie hatten freylich zum Theil wohl solche Jahre, in welchen sie ein Erhebliches erübrigen konnten, aber von jeher nur daran gewöhnt, daß sie das, was sie verdienten, auch sogleich wieder verzehrten, war der bessere Verdienst nur ein Reiz zum größern Luxus und zu größerer Verschwendung. Hierin wird mir jeder Recht geben, der diese Leute beobachtet und täglich mit ihnen umgeht. Gesetzt nun aber auch, diese Leute gelangten auf irgend eine Weise zum eigenthümlichen Besitz einer kleinen Wohnung und eines verhältnißmäßig kleinen Antheils an Gartenlande, wäre denn dadurch ihre Lage verbessert? Woher nehmen sie nun Futter und Weide für ihre Kuh? für ihre Schweine? u. s. w., woher Feurung, Kartoffel- und Flachsland und für alles das, was sie bisher sonst noch von ihren Verheurer erhielten? Sollen sie wegen aller dieser Lebensbedürfnisse, die ihnen zu ihrem

Unterhalt unentbehrlich sind, mit ihren Grundherren, bey welchen sie sich in Arbeit verdingen, neue Vereinbarungen treffen? Nun! dann tritt ja wieder eben dasselbe kontraktliche Verhältniß ein. Würden nun überdies von dem Heurer nicht so viele Arbeitstage gefordert, als nöthig sind, um den Werth alles dessen, was er vom Grundherrn erhält, damit auszugleichen, so müßte das nun Fehlende zu Gelde gerechnet und dem Grundherrn baar bezahlt werden. Es ist nicht abzusehen, daß die Leute im Stande seyn könnten, dies aufzubringen, denn wenn alles nach dem wahren Werth zu Gelde angeschlagen wird, was die Leute von ihrem Brodherrn jetzt erhalten, so möchte dies leicht über 40 Thaler betragen. Schwerlich würde daher künftig ihr Verdienst so hoch seyn, daß sie diese Summe aufzubringen und zu bezahlen im Stande wären. In den mehrsten Ländern, die der Herr Verfasser bey seinem Ideal vor Augen hat, sind diese eigenthumlichen Häusler weit trauriger daran, als unsere Tagelöhner. In der Regel haben sie gar keine eigene Kuh; um nun dieses große Entbehrniß einigermaßen durch Neben-Verdienst zu ersetzen, da sie Milch, Butter und Käse kaufen müssen, sind sie schon seit undenklichen Zeiten fleißige Flachs-Spinner gewesen. Sie erhalten nemlich von dem Herrn, bey dem sie arbeiten, gegen baare Bezah-

lung oder gegen zu leistende Arbeitstage, so viel bedüngtes Land in der Braache, daß sie sich einen oder ein paar Scheffel Leinsaamen säen können. Von dieser hier gewonnenen Flachs-Erndte hängt ihre ganze Existenz ab. Sie spinnen diesen Flachs nicht nur im Winter, sondern gemeiniglich weben sie auch die Leinewand selbst und verschaffen sich durch den Verkauf derselben eine bedeutende baare Einnahme. Wenn dieser große Indüstrie-Zweig nicht mit einen solchen Eifer von ihnen betrieben würde, daß sogar schon kleine Kinder in Gesellschaft ihrer Eltern alle die langen Winter-Abende hindurch am Spinnewocken mit der größten Anstrengung arbeiteten, wie wäre es denn wohl gedenkbar, daß diese Leute Jahr aus Jahr ein für 4 Groschen täglichen Lohnes arbeiten könnten und ihr Auskommen dabey hätten. Für unsern Gutsbesitzer und Pachter würde diese Einrichtung, wenn sie möglich wäre, von sehr großem Vortheil seyn, aber wahrlich nicht für unsere Tagelöhner, so wie sie jetzt noch sind; sie würden dabey zu verhungern glauben. Wollte man unserm Tagelöhner die Befugniß nehmen, sich eine Kuh halten zu dürfen, so würde er es unmöglich finden, sich und seine Familie ernähren zu können, selbst dann, wenn auch sein baarer Verdienst verhältnißmäßig höher wäre.

In den Hofedienſten unserer Kathen-Frauen

findet Herr von Blücher für diese Menschen eine drückende Beschwerde. So sehr dies seinem Herzen Ehre macht, wenn er gegen den Mißbrauch derselben ein wahres Wort redet, so sind doch diese weiblichen Arbeiten, wenn sie, wie sich von selbst versteht, in den gehörigen Schranken der Mäßigung bleiben, gar nicht so lästig, als es scheint. Wird den Leuten nur fortwährend das ganze Jahr hindurch Verdienst gegeben, so können sie in Ermanglung eigner erwachsener Kinder sich ein halb erwachsenes Dienstmädchen oder einen Jungen halten, diese werden die mehrsten Arbeiten im Hofdienst der Frauen verrichten können. Wollte man aber solche Arbeiten, die eigentlich nur für Männer-Kräfte gehören, oder sich sonst für weibliche Geschäfte nicht passen, von Weibern verrichten lassen, so würden alle dergleichen Verrichtungen schlecht gefördert werden und für dem Herrn sehr unvortheilhaft ausfallen. Dies wird, bey zunehmender Bevölkerung, als etwas für die Förderung solcher Arbeiten an sich schon Nachtheiliges, von selbst aufhören. Ich habe keinen Tagelöhner im Gute, der nicht solche Hülfe von erwachsenen Kindern oder Dienstmädchen im Hause hat. Und dies ist ja auch um deswillen nothwendig, damit die Jugend in den gewöhnlichen Handarbeiten, die bey den landwirthschaftlichen Geschäften vorfallen, bey

Zeiten geübt werde. Wo sollen sie sonst die nöthigen Handgriffe lernen, die sie bey Arbeiten dieser Art anwenden und zur Fertigkeit bringen müssen? Dies ist jetzt um so mehr nöthig, da unsre Menschenzahl sich vermehrt und der Bauern nicht so viele sind, daß diese alle die aufwachsenden jungen Menschen — wenn ich mich des Ausdrucks, der hier wol nicht unpaßlich ist, bedienen darf, — in Arbeit und in die Lehre nehmen können. So wie unsere Verhältnisse zur Zeit noch sind, so müssen die Frauen der Tagelöhner zu ihrem Gesammt-Unterhalt wesentlich beytragen; denn bleiben sie beständig im Hause, so werden sie Faulenzer und Tagediebe, denn die Geschäfte der Besorgung ihres Hausstandes sind nicht so groß, daß sie sich damit allein hinlänglich beschäftigen können und an Neben-Arbeiten sind sie zur Zeit noch nicht gewöhnt. Unser Ackerbau wirft schwerlich einen so großen Gewinn ab, daß wir mit Ausschluß aller Frauen-Arbeiten nur blos Männer bey unsern landwirthschaftlichen Geschäften anstellen könnten. Die Folge davon würde seyn, daß wir diese Männer-Arbeit mit einem so hohen Tagelohn bezahlen müßten, der diesen Menschen zur Versorgung ihrer Familien völlig genügend wäre. Haben wir wohl viele Güter im Lande, die so viel aufbringen könnten? So, wie die Verhältnisse unsrer Kathenleute jetzt sind,

verdient eigentlich die Kathenfrau dem Mann durch ihre Arbeitstage Wohnung, Feurung, Garten und Flachsland, Milch und Butter u. s. w. Wenn nun aber der Mann dies alles, oder doch zum größten Theil allein verdienen soll, nun so liegt es doch wohl klar genug vor Augen, daß er täglich wenigstens doppelt so viel als bisher verdienen muß, sey es nun in Naturalien oder in baarem Gelde. Wie würde es dann wohl um den Rein-Ertrag unserer Güter stehen? — Daß aber das Heuerverhältniß so empörend für den freyen Menschen seyn soll, als der verehrte Herr Verfasser es darstellt, davon kann, ich wenigstens, mich nicht überzeugen. Lebt denn im Grunde nicht jeder Mensch minder oder mehr in solchen abhängigen Verhältnissen? Sind nicht die mehrsten unserer Staatsdiener eben so gebunden an Zeit und Ort? Es läßt sich alles freylich mit grellen Farben malen, ich aber halte den freyen Tagelöhner, der nach freyer Willkühr ein Heuer-Verhältniß mit einen Grundherrn eingegangen, nach seiner Individualität eben so frey und glücklich, als manchen unserer gebildeten Staatsdiener. Daß der Tagelöhner wegen seiner Frau und Kinder zugleich mit kontrahirt, das liegt in seiner Individualität, so wie auch dies, daß er ohne die Dienste seiner Frau wenigstens nicht leben kann. Nicht weniger giebt es Veranlassungen, daß sein derzeiti-

ger Brodherr auch auf die Dienste seiner Kinder Anspruch machen kann, die alsdann ebenfalls ihre Bezahlung erhalten, so wie es der Gebrauch in der Gegend, wo er jetzt wohnt, mit sich bringt. Sollte in dieser Verpflichtung nicht wenigstens eben die Billigkeit liegen, die in der Verpflichtung zum Militairdienst liegt? die Arbeiten, welche im ersten Fall gefordert werden, sind zur Erhaltung des gesammten Staatswohls nothwendig; sie sind angeborner Beruf desjenigen, von dem sie gefordert werden und sie werden willig übernommen; im letzten Fall aber empört sich doch immer ein geheimer Widerwille dagegen.

Daß bey diesem gegenwärtig bestehendem Heuer-Verhältnisse auch Vaterlandsliebe gedeihet, davon haben die erst kürzlich erlebten verhängnißvollen Zeiten hinlängliche Beweise gegeben. Waren, selbst unter diesen Kathenleuten, nicht verhältnißmäßig eben so viele, welche die Großherzogliche Aufforderung zur Bekämpfung des Welt-Ungeheuers mit eben dem electrischen Feuer ergriffen und sich eben so freywillig unter die Fahnen stellten, als unter den übrigen Ständen? Trug nicht jeder von diesen Menschen nach seinen Kräften, wo die Ortsbehörde pflichtmäßig dazu aufforderte, sein Scherflein willig zu den freywilligen

Beyträgen der Zeit bey? — Wahrlich! ihre 4 Schillinge, welche sie freywillig der Noth des Vaterlandes zum Opfer brachten, waren mehr werth, als der Beytrag von Hunderten, der von manchem ohne fühlbare Entbehrung gegeben ward. Zu bedauern war es freylich, daß der Drang der damaligen Zeitumstände es nothwendig machte, daß dieser herrliche Beweis ächter Vaterlandsliebe nicht nach seinem wahrhaft hohem Werthe gewürdiget werden konnte, indem diese freywilligen Beyträge gleich Zwangs-Beyträgen, von solchen Leuten, die zwar ihre 4 Schillinge dargebracht hatten, von denen man aber glaubte voraussetzen zu dürfen, daß sie 8 Schillinge geben könnten, — mit Executivzwang — beygetrieben werden mußten. Das konnte freylich nur die damalige drückende Noth entschuldigen! — Es war gewiß dieser Beweis ächter Vaterlandsliebe, der damals aus dieser Menschenklasse so sichtlich hervorging, um so schätzenswerther, da diese Menschen eigentlich den großen Druck der Menschheit derzeit nicht fühlten; denn ihr Verdienst ging fort und sie hatten ein eben so sicheres Auskommen, wie vormals. Die mehrsten Herrschaften werden es indessen bey den damaligen executivischen Nachfoderungen der freywilligen Beyträge wohl eben so gemacht

haben, wie ich; die Beyträge wurden bezahlt, ohne daß die Leute etwas davon erfuhren. *)

Ich bin kein Freund von dem Sprichwort: ländlich, sittlich, aber auf das Heuer-Verhältniß unserer Tagelöhner mag es doch seine nützliche Anwendung finden. Die so sehr gepriesene Ansiedelung der Erbzinsbüdner in den Großherzogl. Domainen, hat außer manchen nicht zu verkennenden Nutzen, besonders für die Großherzogl. Kasse, doch auch sehr wesentliche Nachtheile. Die Leute sind verlegen um einen gewissen und sichern Unterhalt; sie laufen oft mehrere Tage, um Verdienst zu finden; haben sie nun Arbeit gefunden, so paßt ihnen diese noch nicht; sie gehen weiter, um bessere Arbeit zu finden, bey welcher sie mit weniger Mühe größeren Verdienst haben. Kaum sind sie eine Zeitlang bey dieser Arbeit angestellt, so laufen sie aus Veränderungssucht wieder davon und suchen, ob nicht noch etwas ihrer Meynung nach besseres zu finden ist. Nie ist mit Bestimmtheit auf diese Arbeiter beym Ackerbau zu rechnen. Ob ich gleich

---

*) War dies nicht bey allen Kontributionen der Fall? und ist es nicht noch in diesem Augenblick so, es sey auf dem Lande oder in den Städten, daß die Herrschaften für ihr Gesinde bezahlen müssen, wenn sie anders Gesinde haben wollen?

A. d. R.

mit diesen kleinen Erbzinsbündnern und freyen eigenthümlichen Häuslern und Tagelöhner sehr reichlich umgeben bin, so ist es doch schon lange mein Grundsatz gewesen, sie nur in dem allerhöchsten Nothfall in Arbeit zu nehmen, da man immer mit ihnen in unangenehme Erörterungen kömmt. Haben sie eine Zeitlang in Arbeit gestanden, so machen sie gewöhnlich am Ende die Arbeit schlecht und gegen die getroffene Verabredung, weil sie immer die Aussicht haben, an andern Orten wieder Arbeit zu finden. Nein! mit solchen Leuten ist gar kein Ackerbau zu treiben und ich würde gleich die ganze Wirthschaft aufgeben, wenn ich nur mit solchen Menschen wirthschaften sollte. Vielleicht können andere Gegenden hier im Lande in dieser Hinsicht glücklicher seyn, als die hiesige Gegend, denn hier kömmt noch der Umstand hinzu, daß die hiesigen freyen Tagelöhner bey dem Torfstich einer benachbarten Glasfabrik, so wie auch bey dem bedeutenden Torfstich für die Stadt Schwerin, den ganzen Sommer hindurch einen so reichlichen Verdienst finden, daß sie es nicht nöthig haben, das ganze Jahr in Arbeit zu stehen und doch rund kommen können. Ueberdem ist unter den Landwirthen der hiesigen Gegend das eifrige Streben: recht schnell mit der Erndte fertig zu werden, so herrschend geworden, daß gar kein Opfer gescheuet wird,

um sich fremde Arbeiter für jeden Preis zu verschaffen. Diese fremden Tagelöhner erhalten nemlich 8 bis 10 ßl. Tagelohn, freye Beköstigung und ein tüchtiges Fuder Heu, das sie sich zwar selbst werben müssen, ihnen aber unentgeldlich zu Hause gefahren wird. Vor zwey Jahren sah ich eine solche Heu-Karavane meinen Hof vorbey passiren; die Größe der Fuder und die Güte des Futters war für mich so einladend, daß ich jedem Tagelöhner funfzehn Thaler für sein Fuder Heu offerirte, welche ich mit Freuden gegeben haben würde, da es völlig so viel werth war. Für dies Heu hatten die Leute vielleicht 20 Arbeitstage gegen Bezahlung von 8 bis 10 ßl. Tagelohn und freyer Beköstigung geleistet, und der ganze Vortheil, den das Gut davon gehabt hatte, bestand darin: daß es einen Tag früher mit der Erndte fertig geworden war. Dieser Nutzen kann bey gutem Erndtewetter nicht erheblich seyn und bey mißlichem Erndtewetter helfen die mehreren Leute auch nichts. Würden solche Landwirthe, welche so wenig haushälterisch mit ihrem Futter umgehen, sich nur die Berechnung machen, wie viel sie in 10 Jahren am Dünger und Korn und Futter verloren und ihrem Acker entzogen hätten, wahrlich sie würden darüber erstaunen und künftig ihr Futter besser zusammen halten, da diese Gegend ohnehin eher Mangel als

Ueberfluß an Heu hat. Durch solchen überaus großen Verdienst, den sich diese Menschen in so wenigen Wochen schaffen, können sie es möglich machen, dem Landwirth, der sie zu anderen Zeiten in Arbeit gebrauchen will, den Preis unverhältnißmäßig hoch zu stellen. Sie gehen daher lieber gar nicht nach Arbeiten aus, wenn sie nicht schlechte Arbeit hoch bezahlt erhalten können. Aber die Betteley um Stroh dauert dagegen den ganzen Winter ununterbrochen fort; auch machen diese Menschen, wenn sie wirklich eine kleine Arbeit annehmen, es sogleich zur Bedingung, daß ihnen als Zugabe noch Stroh unentgeldlich abgereicht wird. Wenn sie nun so einige Wochen ohne Arbeit sind und dem Müssiggange fröhnen, so gehen sie auf Mausereyen und Diebstähle aus. Dies ist keine Uebertreibung, vielmehr geht die Wahrheit dieser Angabe schon daraus hervor, daß vormals, ehe die vielen Ansiedelungen solcher kleinen Leute in dieser Gegend statt fanden, die wenigsten Höfe Nachtwächter hielten, ihre Höfe nicht verschlossen und doch sicher seyn konnten, am folgenden Morgen alles wieder zu finden, was man am Abend vorher hatte liegen lassen. Jetzt aber hält sich fast jeder Hof einen Nachtwächter und böse Hunde, um sein Eigenthum zu schützen. Aber mit den benachbarten Hölzungen sieht es noch immer traurig aus;

der aufmerksamste Jäger und Holzwärter kann die Holz-Diebereyen nicht abwehren. Einige solche kleine Leute treiben jetzt einen vortheilhaften Handel mit Besemen. Keine Birke bleibt von ihnen verschont. Es ist ein wahrer Jammer, das anzusehen, wie so viele schöne Birken, nicht blos der Zweige, sondern sogar auch der Gipfel beraubt, geschändet in den Hölzungen und Brüchen stehen. Die besten Hakenkrümmel, Pflugsterzen, Felgen, Speichen, Eggezinken u. s. w. kauft man von solchen Leuten, die auf ihrem ganzen Erbenzins-Grundstücke kaum einen Strauch, geschweige denn einen einzigen Baum haben, wovon sie ein so reichliches Waarenlager an Nutzholz etabliren könnten. Ein benachbarter Gutsbesitzer ist daher schon in die Nothwendigkeit versetzt worden, für sich selbst ein solches Erbzinsgut zu adquiriren, das hart an seiner Hölzung stößt. Dies besetzt er mit einen tüchtigen Holzwärter, um sein Eigenthum doch wenigstens einigermaaßen zu schützen.

Nein! ich kann es zur Zeit wahrlich für Mecklenburg nicht anpassend und gerathen finden, solche kleine Erbzins-Leute und Tagelöhner anzusiedeln, wenn man ihnen nicht zugleich einen bestimmten ununterbrochenen Verdienst zusichern kann. Das Land, das man ihnen bisher zugetheilt hat, ist bey ihren jetzt bestehenden Verhältnissen zu klein, als

daß es ihnen hinreichenden Lebens-Unterhalt geben könnte, und ohne Nebenhülfe an Futter können sie nicht einmal ihre zwey Kühe und was sie sonst noch an Vieh haben müssen, durchwintern und ernähren. Ueber dies alles aber muß nun noch ein solcher Büdner, nach der bestehenden Einrichtung, auf die ihm zugetheilten Ländereyen für zwey Familien bauen. Der Büdner behält gemeiniglich alle Ländereyen für sich und hält dann 2 Kühe darauf, die er anfangs aber nicht darauf zu ernähren weiß, sondern anderweitige Hülfe suchen muß. Um die Kuh seines Einliegers bekümmert er sich ganz und gar nicht; dieser muß sehen, wo er Weide und Futter hernimmt; daher kömmt denn auch die unglaubliche Futter-Noth, die nie ganz abgemindert werden kann. Nur dann, wenn der Büdner auf Kosten der benachbarten Güter, seine Ländereyen unter kräftige Düngung gebracht haben möchte, wodurch vielleicht die Sommer-Stallfütterung mit seinen Kühen möglich, vielleicht auch mehr allgemeiner werden könnte, nur dann, und unter keinen andern Umständen, ist es möglich, daß er sich auf seinen eigenen Ländereyen seine Subsistenz sichern und seine zwey Kühe ohne erbettelte Beyhülfe ernähren kann. Dadurch ist aber für die Kuh seines Einliegers noch nicht gesorgt. Die Folge wird seyn, daß diese Einlieger-Wohnungen bey den Büdnern

künftig nicht mehr alle besetzt seyn werden. Dies ist zum Theil jetzt schon der Fall. Es haben in diesen letzten zwey Jahren schon manche dieser Tagelöhner diese Wohnungen wieder verlassen und sich dagegen Hoftags-Wohnungen aufgesucht, wo sie bey ihrem freywillig eingegangenen Heuer-Kontrakt sich weit besser befinden, als vormals in den Einlieger-Wohnungen. Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, um das Heuer-Verhältniß auch von einer anderen Seite darzustellen.

Dieser wichtige Gegenstand ist durch das hier Gesagte keinesweges erschöpft: ich habe nur bloße Andeutungen geben wollen und ich werde mich hinreichend belohnt fühlen, wenn es mir gelungen seyn sollte, die Aufmerksamkeit kundiger Vaterlandsfreunde auf eine Angelegenheit geleitet zu haben, die nicht blos für das Wohl einer einzelnen Menschenklasse, sondern für das Wohl des ganzen Staats von so großer Bedeutung ist. Sollte es mir gelungen seyn, diesen meinen Andeutungen ein solches Interesse gegeben zu haben, daß sie einer ernsten Prüfung werth befunden würden, so sey es mir erlaubt, schließlich noch nach meiner festen Ueberzeugung, die aus vieljähriger Erfahrung hervorgegangen ist, mein Glaubens-Bekenntniß mit diesen wenigen Worten darlegen zu dürfen:

Ich halte es nach unseren jetzigen Verhältnissen unumgänglich nothwendig, einen solchen Heuer-Kontrakt, wie er in unserem patriotischen Verein in Entwurf bereits circulirt hat, mit unsern Tagelöhnern bey ihrer Freylassung zu errichten, weil eine solche Vereinbarung für beyde Theile gewiß am zweckmäßigsten und auch am vortheilhaftesten ist. Es mag freylich diesem Entwurf noch manches an der Vollkommenheit, die er haben müßte, abgehen; allein die noch nöthigen Modificationen und Verbesserungen werden einsichtsvolle und erfahrne Männer leicht hinzuzufügen wissen. Wollen wir aber, — so wie dies für uns die heiligste Pflicht ist! — unsern Nachkommen etwas besseres und möglichst vollkommenes vorbereiten, so sey doch die Verbesserung der Schulen unsre erste und angelegentlichste Sorge. Der Nutzen dieser, für unser Landvolk so nöthigen Bildungsanstalten wird desto größer seyn, wenn mit dem sittlichen Unterricht auch körperliche Beschäftigungen, die auf den künftigen Beruf der Kinder abzwecken, verbunden werden. Eine Wohlthat für Tausende der Bewohner Mecklenburgs würde es seyn, wenn die jetzt zur Frage stehende Idee: die Anlegung von Sparkassen betreffend, wo Dienstboten alle aus der geringern Volksklasse kleine Ersparungen, selbst bis zur Geringfügigkeit von wenigen Thalern mit Sicherheit zinsbar belegen

könnten, realisirt würde. Vielleicht ließe ein solches Leih-Institut sich mit dem ritterschaftlichen Kredit-Verein dergestalt verbinden, daß die Belegung der Kapitalien aus der Spar- und Leih-Casse auf Pfand-Briefe geschehen könnte. Wenn dann unsre Leute erst nicht mehr so unwissend und roh sind und die Kunst zu sparen gelernt haben, so wird auch bey ihnen der Hang zum eigenthümlichen Grundbesitz mehr Reiz gewinnen und lebendiger werden; dann erst werden wir mit Sicherheit und nicht ohne Nutzen auf ihr Fortkommen und auf ihre bessere Lage wirken können. Dann möchte sich auch der Zeitpunkt nähern, wo es nützlich seyn würde, unsre größern Landgüter zu parceliren, doch so, daß nicht alle Parzelen von einer Größe zugeschnitten würden, sondern in möglichster Verschiedenheit, damit ein jeder nach seinem Vermögen ein angemessenes Grundstück zum Eigenthum erhalten kann. Für den gegenwärtigen Augenblick halte ich aber das Parzeliren der Güter in Mecklenburg, wenigstens im Großen, noch für viel zu frühe.

Gottmannsförde, im Januar 1820.

Uffhausen.

Vorschlag zu einem Versuch über den Unterschied der Wirksamkeit verschiedener Mergelarten.

Nach der Theorie über die Bildung der Erdfläche nimmt man an, daß das angeschlemmte Land, welches den Ur- und Flöz-Gebürgen nachfolgt, Meer-Sediment sey. Demnach ist auch der Mergel ein Niederschlag aus dem Meer, und sehr sinnreich die Erklärung der häufigen Lager von Mergel in Norddeutschland längs den Seeküsten aus den Kreide- und Kalkfelsen, von welchen die Inseln der Ostsee die Ueberbleibsel noch vorweisen. Man sagt, eine Revolution, deren die Erde ja so viele gehabt hat, zertrümmerte jene Kalkgebürge und mischte beym Toben der Elemente die aufgelösten Theile mit den erdigen Bestandtheilen des Weltmeers. Dieses große Menstruum der Erdmischung machte Niederschlag von dem, was darin gemischt war, und es entstanden daher Lager von Erden, die mehr und weniger mit Kalk und Kreide gemischt waren. *)

*) Ueberhaupt ist das Weltmeer als das große Menstruum anzusehen, in welchem die Erden gemischt, dann nie-

Im Innern von Deutschland scheinen die Mergel-Lager weniger häufig vorzukommen und insonderheit

---

dergeschlagen worden, und aus dem die Oberfläche dann hervorgetreten ist. Wenn man annehmen muß, daß die Erde, aus der das feste Land besteht, sich nach und nach in den großen Revolutionen, denen der Erdkörper ausgesetzt gewesen, gebildet hat; so kann die Vermischung der Erdarten und können die verschiedenen Schichten der gemischten Erdarten nur gedacht werden als Sediment aus einer Vermischung, die im Wasser vorgegangen. Ursprünglich kann der Thon nicht mit Kalk und Sand gemischt gewesen seyn, jede Erdart muß sich rein für sich krystallisirt haben, ist aber durch die Einwirkung der Naturkräfte in dem Lauf der Zeiten getrennt und bey den Revolutionen der Erde in dem großen Menstruum des Weltmeers gemischt worden. Die Niederschläge wurden das Resultat der Mischung, und die jetzt aus dem Meere hervorgehobene Erdfläche ist entstanden aus dem Niederschlag des Meers. Daher diese verschiedenen Erdlagen und verschiedenen Mischungen. Wenn auch ein Theil der Oberfläche, etwa die Umgegend der Gebürge, von den Resten der Verwitterung der Gebürge vom Abschlemmen gebildet worden: so ist dieser Beytrag, den Ströme und Flüsse vermehrt und verbreitet haben mögen, unbedeutend gegen das übrige flache Land, das aus dem Meer emporgehoben im Meere nur sich hat bilden können, welches daher ausgestattet ist mit alle dem, was das Meer hat abgeben können.

A. d. Verf.

sich zu verlieren in den höhern und den Berg-Regionen, was dafür spricht, daß sie ein Product spätern Sediments sind. Daß sich auch in den Mergel-Lagen sehr häufig erkennbare Reste von Schalthieren finden, stimmt sehr wohl damit überein, daß man annimmt: der Mergel sey ein Meersediment. Man geht aber zu weit, wenn man die Behauptung wagt, aller Mergel sey die Grabstätte der Schalthiere und in Ansehung seines kalkigen Gehalts von den Schalthieren dotirt worden. Vielleicht giebt es Mergel-Arten, welche ihren Kalk-Gehalt fast oder ganz dem Begräbniß der Schalthiere zu danken haben; vielleicht hat der mehrste Mergel als Meersediment Reste von Schalthieren in sich. Man darf aber diese darum noch nicht als alleinige Basis seines Kalkgehalts annehmen.

Da man die Fruchtbarkeit des Mergels hat herleiten wollen aus den thierischen Stoffen, welche die ihm einverleibten Schalthiere abgegeben, und im allgemeinen wohl anzunehmen, daß das so sehr bevölkerte Meer, das ja selbst auch eine Pflanzen-Welt enthält, in seinen Sedimenten viele animalische und vegetabilische Rückstände enthält: so darf man ja wohl die Meynung nicht ganz absurde finden, wenn man annimmt, der Mergel wirke nicht allein durch seinen Kalk-Gehalt, sondern auch durch die Rückstände animalischer und vegetabilischer

Verwesung, welche er in sich enthält, welche aufgeschlossen und entwickelt werden durch die Verwitterung an der Luft. Man darf nicht sagen, daß der feine Humus längst müsse vergangen seyn; insonderheit darf man nicht behaupten, daß sich solcher den gewöhnlicheu chemischen Anfragen, welche gelten für den Humus der Erd-Oberfläche, schon kund thun müsse. Er kann nach seiner Lage tief unter der Oberfläche bey der Entfernung von dem Einfluß der Luft in der Zeitfolge eine Gestalt angenommen haben, die ihn uns unkenntlich macht, so daß wir nur nach Genesis und Wirkung auf ihn schließen können.

Wenn die Fruchtbarkeit des Mergels rein abhängt von der Menge Kalk, die darin enthalten, so wird die Wirkung des Mergels sich verhalten, wie sein Kalkgehalt und dessen Auflösbarkeit. Wenn aber der Mergel nicht blos wirkt als eine Kalkmischung, sondern auch wegen des Gehalts an verweseten organischen Stoffen; so muß sich ein Unterschied finden in der Wirksamkeit verschiedener Mergel-Arten, gleichen Kalkgehalts und gleicher Auflösbarkeit. Es ist ausgemacht, daß die Mergelung nicht aller Orten gleich wirksam sich erweiset. Man mögte fast den Erfahrungssatz wagen, daß der Mergel, alles übrige gleich gesetzt, sich in dem Grade wirksamer zeige, wie er an einem Orte

seltener gefunden wird, was der Hypothese der Beymischung organischer Stoffe sehr wohl zusagt.

Die Mergel-Gebürge, welche die Gewalt der Natur im Meere zusammergeschoben, können nicht so viel organischen Niederschlag enthalten, als die feinen Lager, welche sich abgesetzt haben. An sich und zur Beruhigung für den Zweifler wäre es daher wohl nicht ungelegen, den Versuch zu machen über die Wirksamkeit verschiedener Mergel-Arten aus verschiedenen Gegenden, auf einer Fläche gleicher Lage, gleichen Bestandes und gleicher Dungkraft. Man müßte das Land nicht düngen, ausgesogenes Land und Mergel von gleichem Kalkgehalt und gleicher Auflösbarkeit nehmen, also nicht Sandmergel und Thonmergel vergleichen, aber Mergel aus verschiedenen Gegenden, welche sich verschieden wirksam gezeigt haben, und Mergel aus großen Schichten und schmalen Lagern.

Beyläufig darf man nicht außer Acht lassen, daß organische Rückstände in den nicht bindenden Erdarten im Sande nicht so erhalten werden als im Thon, und vielleicht auch in der Kreide und im Kalk, der, wie sehr er auch zersetzen mag, das Verfliegen des Zersetzten etwa bey tiefer Lage hindert. Wir finden große Wirkung von Mergel sehr schwachen Kalkgehalts, vielleicht als Folge des Beysatzes von organischen Theilen. Wer weiß, ob wir nicht

Erde finden, die ohne Kalkgehalt schon als Sediment von organischen Theilen düngt.

C. S.

Wie könnte eine bessere Bildung in der niedern Volksklasse gefördert werden?

Daß unsre Bauern in ihren landwirthschaftlichen Kenntnissen noch viele Fortschritte machen können, und daß dieses Fortschreiten für sie und für den Staat äußerst wohlthätig seyn würde, bedarf wohl keines Beweises. Die landwirthschaftliche Bildung der Bauern wird aber befördert durch wirkliche Belehrungen, noch mehr aber durch Wirthschaften in der Nähe, von deren zweckmäßiger und nützlicher Einrichtung sie sich zu überzeugen Gelegenheit haben. Aber außerdem dürfte auch die Lectüre ökonomischer Schriften kein unwirksames Mittel ihrer Bildung seyn. Zwar fehlt es nicht an landwirthschaftlichen Schriften, die belehrend für die Bauern sind; aber theils sind sie für ihn nicht verständlich genug, theils sind sie zu theuer. Soll der Bauer solche Schriften lesen: so müssen sie Interesse für ihn haben; dazu ist aber erforderlich, daß er sie

versteht. Es ist also zu wünschen, daß Oekonomen, die mit den Bedürfnissen und der Bildung unsrer Bauern bekannt sind, die Resultate der neuern landwirthschaftlichen Versuche und Erfahrungen, insoferne sie auf Bauernwirthschaften anwendbar sind, in populären Schriften zur Kenntniß der Bauern bringen mögten. Diese Schriften müßten aber, in Hinsicht auf Inhalt und Form anziehend seyn. Sie müßten vorzüglich Beschreibungen solcher Wirthschaften enthalten, die entweder schon Muster-Wirthschaften sind, oder sich doch denselben genähert haben. Thaer hat ganz Recht, wenn er behauptet, durch eine vollständige Kenntniß dessen, was bereits in gewissen Gegenden geschehen, beobachtet und bewährt gefunden ist, werde der Betrieb der Landwirthschaften vervollkommnet werden. Die Verfasser populärer ökonomischer Schriften müßten übrigens geschichtliche Darstellungen wählen. Sie sind es, die in dem Bauernstande den meisten Beyfall finden. Der Titel muß die Neugierde reizen, z. B. „Wie ward N. N. ein wohlhabender „Bauer?" — „Wie reinigt N. N. seinen „Acker von Unkraut?" — „Durch welche „Mittel verschafft sich N. N. vieles Vieh, „hinreichendes Futter für den Winter, „viele Milch und Butter u. s. f." Diese landwirthschaftlichen Schriften müßten sodann wie

fliegende Volksblätter in Umlauf gebracht und statt der zum Theil obscönen Volkslieder und schrecklichen Mordgeschichten, deren Verkauf die Polizey nicht gestatten sollte, in den Häusern und auf den Jahrmärkten feilgeboten werden. Die Regierungen und die landwirthschaftlichen Vereine müßten für wohlfeile Preise dieser Schriften, Beamten aber und Prediger für ihre Verbreitung sorgen. Sey es auch, daß nur einzelne wenige Hauswirthe eines Dorfes diese Schriften kaufen und lesen und das, was sie in denselben als anwendbar finden, wirklich mit Erfolg anwenden; so wird doch gewiß durch diese wenigen denkenden Wirthe die landwirthschaftliche Aufklärung in ihrem Wohnorte nicht wenig befördert werden.

Noch gemeinnützlicher aber dürfte es seyn, wenn man sich bey der Bildung des Landmanns durch Lectüre, nicht blos auf ökonomische Schriften beschränken, sondern auch durch andre angemessene Volksschriften auf denselben wirken wollte. Nur gebe man ihm keine Schriften, die eine mystische Tendenz haben, in die Hände; sondern Schriften, die den Verstand aufklären, die Moralität befördern und den religiösen Sinn beleben. Man glaube ja nicht: daß im Bauernstande keine Empfänglichkeit für Bildung durch Lectüre sich finde. Sind unsre Schulen und unsre Schullehrer nur das, was

sie seyn sollten und müßten, so werden gewiß die Bewohner der Dörfer, Heurer und Handwerker und selbst Tagelöhner und Dienstboten, die Schriften unsrer beliebtesten Volksschriftsteller gerne und mit Nutzen lesen. Hoobings Luther; Schlez Geschichte des Dörfleins Taubenheim; dessen fliegende Volksblätter; der Thüringer Bote, Bekkers Noth- und Hülfsbüchlein; Hempels Bauernfreund; das Goldmacherdorf u. a. m. werden ihnen die langen Winterabende verkürzen. Die geistlichen Behörden müßten nur genehmigen, daß jährlich einige Thaler aus dem Kirchen-Aerario zu diesem Behuf verwendet werden. Ich spreche übrigens in dieser Angelegenheit aus eigner Erfahrung. Schon seit einigen Jahren habe ich mir eine Sammlung der vorzüglichsten Volksschriften angeschafft. Diese theile ich, besonders im Winter, den Landleuten meiner Gemeinde mit. Die Zahl derer, die diese Schriften zu lesen wünschen, wird mit jedem Jahre größer. Fast wöchentlich erbittet sich einer das Goldmacherdorf, oder den Bauernfreund. Dabey bemerke ich zu meiner großen Freude: daß mancher Handwerker und Bauer mit einem Nachdenken lieset, das man oft bey den Vielllesern in den höhern Ständen vermißt.

Niemand glaube: daß eine solche Geistesbil-

dung sich nicht mit der Bestimmung der niedern Volksklassen vereinigen lasse. Daß Vernachlässigung der Berufsgeschäfte, Zerrüttung der Vermögens-Umstände, Unzufriedenheit mit seiner Lage und seinen Verhältnissen, und wohl gar Irreligiösität, die unausbleiblichen Folgen derselben seyn dürften. Wer von solchen Besorgnissen beunruhigt wird, der lese nur die Altenburgische Landwirthschaft von Schmalz, und er wird gewiß seine Bedenklichkeiten fahren lassen. „Der Altenburger wurde," sagt Schmalz, „durch eine höhere Ausbildung „des Geistes wohlhabend, religiös, brav, glücklich „und zufrieden." Mögte man dies mit Wahrheit von jedem Volke sagen können! *)

Lamprecht,
Prediger zu Neuhaus.

---

*) Dieser Vorschlag des würdigen Herrn Verfassers verdient alle Aufmerksamkeit. Schon der sel. Pastor Plitt zu Neuenkirchen, der ganz die Gabe besaß, dem geringern Mann ans Herz zu reden, und was er ihm sagte, seiner Fassungskraft so recht klar und verständlich zu machen, nutzte dazu den kleinen Volks-Kalender. Nach seinem Ableben habe ich die Bahn, die er zuerst betrat, weiter verfolgt und wahrgenommen, daß manches Gute dadurch verbreitet ist. Aber diese Lectüre, die auf sechs Duodez-Blätter beschränkt ist, reicht nicht hin für die Unterhaltung eines ganzen

Ueber den Einfluß des Berberitzenstrauchs auf den Rocken.

Auch ich habe einen Versuch gemacht, der ganz zum Nachtheil dieses sonst so schönen Strauches

Jahres, wenn auch nur die Sonntags-Abende dazu bestimmt werden. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß sich, besonders unter den Herren Landpredigern, mehrere finden möchten, die Aufsätze, so recht ad captum vulgi eingerichtet, in der Stärke von etwa 1 oder 2 Bogen, bearbeiten und dem Patriotischen Verein zur weitern Besorgung einreichen mögten. Es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß dieser nicht für die weitere Verbreitung, wenn der Inhalt zweckmäßig befunden würde, Sorge tragen sollte.

Noch gewisser würde aber der Nutzen seyn, der durch kleine Broschüren dieser Art gestiftet werden könnte, wenn wir Dorfschullehrer hätten, die im Stande wären, solche Versammlungen zu halten, als es das treffliche Muster des Mannes darlegt, der S. 797 des sechsten Jahrganges dieser Annalen, das Beyspiel aufstellt: wie ein solcher Lehrer nicht blos seinen Schulkindern, sondern auch den übrigen Mitgliedern seiner Dorfschaft und Gemeinde nützen kann. Ein Bewegungsgrund mehr, für tüchtige Landschullehrer zu sorgen! A. d. R.

ausgefallen ist und seine Vertilgung nothwendig gemacht hat. — Ich pflanzte auf gut bestelltes und gedüngtes Land in der Nähe eines Berberitzenstrauchs ein Paar Reihen eingekalkten und nicht eingekalkten Weizen, ferner auch ein Paar Reihen mit Rocken. Unter dem Weizen, den ich hievon erndtete, fanden sich einige befallene Aehren, sowohl von der eingekalkten als nicht eingekalkten Saat, aber keine Aehre war taub. Dagegen war unter etwa 200 Rockenähren keine einzige zu finden, die auch nur ein Korn enthalten hätten. Das Stroh war groß, die Aehren lang, aber durchaus taub. Ich zeigte sehr vielen praktischen Oekonomen diese sonderbare Erscheinung; alle sprachen das Verdammungs-Urtheil über den unglücklichen Berberitzenstrauch aus.

Ein Wort über Mr Christian und seine Maschine. *)

Vorwort des Redacteurs.

Die Christianſche Flachsmaſchine hat nicht blos in Frankreich, ſondern auch in vielen Gegenden von

*) Der Censeur Europeen iſt der erſte, der dieſe berüchtigte Maſchine dem Publico unter ihrem wahren Geſichtspunkt gezeiget hat, ein Betrug für die Regierenden und Regierten, (man ſehe den Censeur vom letzten Freytag No. 7.) Dies Journal hat geſagt, was viele Leute wußten, und was niemand geſtehen durfte oder wollte. In Gottes Namen! Aber Hr. Chriſtian nehme hieraus nicht den Vorwand, zu ſagen, daß man ihm einen Eſelsfußſchlag geben wolle, es iſt vielleicht nicht unnütz, es ihn wiſſen zu laſſen, daß dies Blatt, welches ich heute dem Druck übergebe, ſeit länger als einen Monat im Bureau des Censeur Europeen lag, und daß einer der Redacteure, indem er das wiederholte Verſprechen, einen Auszug davon in den erſten Nummern aufnehmen zu wollen, umging, mich am Ende glauben machen wollte, es ſey verloren gegangen. A. d. Verf.

Europa, ein Aufsehen gemacht und so große Erwartungen erregt, daß es auch für deutsche Leser nicht ohne Interesse seyn wird, die wahre Geschichte ihrer Erfindung näher zu kennen. Wenn also ein sehr gekränkter Mann offen und freymüthig mit seines Namens Unterschrift, auftritt, und dem großen Publikum den ganzen Zusammenhang darlegt, so verdient seine Darlegung in doppelter Hinsicht Aufmerksamkeit. Theils findet man hier eine neue Bestätigung der nicht gar tröstlichen, im gemeinen Leben aber gar nicht selten sich ereignenden Wahrheit: wie oft dem, dem eigentlich der Lohn der Verdienste gebührt, dieser Lohn entzogen und dem Verdienstlosen zu Theil wird. Dann aber, welches eigentlich der Zweck ist, weshalb ich diese Darstellung der Mittheilung werth finde, eröffnet sie uns doch noch immer die Hoffnung, daß durch fortgesetzte Verbesserungen dieser seyn sollenden Christianschen Erfindung ein sehr brauchbares Werkzeug zu Stande gebracht werden kann, das allen Erwartungen vollkommen genügt, mag dann ein Spanier, oder ein Deutscher, oder ein Franzose der Erfinder seyn.

Das Original dieses nachstehenden Aufsatzes erschien unter dem Titel: Encore un mot sur M. Christian, Directeur du Conservatoire des Arts et Métiers, et sa Machine, Paris, Imprimerie de Mig-

neret, rue du Dragon, N. 20, 1820, 1½ Bogen, 8, nachdem eine sehr beißende Kritik dieser Maschine in dem Censeur Européen vorher gegangen war.

Die Uebersetzung ist von einem Mitgliede unsers Vereins, welches der französischen Sprache vollkommen mächtig ist. Sie ist möglichst treu, daher einige Härten des Ausdrucks nicht vermieden werden konnten, weil es hier nicht auf die Geschmeidigkeit im Vortrage, sondern auf den Geist der Darstellung ankam.

In einem Augenblicke, wo Frankreich über sein größtes und liebstes Interesse beunruhiget, mit Angst fragt, ob es die Früchte dreyßigjährigen Ruhmes und Unglücks retten werde, oder nicht; wo einige Geyer sich vergeblich anstrengen, den Raub wieder zu ergreifen, der ihnen entgangen ist; wo niedrige Betrüger es versuchen, statt der Moral und des guten Vertrauens, Ränke, Lüge und die elendeste Schmeicheley einzuführen: wie könnte ich es da wagen, mir zu schmeicheln, daß das schmerzliche Schauspiel eines durch den Stolz und Ehrgeiz seines Vorgesetzten vernichteten Subalternen, die Blicke der Vorübergehenden nur fünf Minuten aufhalten möchte? Doch ergreife ich heute die

Feder in dieser Hoffnung sowohl, als auch in der Absicht, denen von meines gleichen eine Lehre zu geben, welche versucht seyn möchten, einige Wahrheit zu sagen, oder etwas Gutes zu thun, ohne vor allen Dingen die Erlaubniß dazu zu erbitten und allen Bezug zu prüfen, den dies mit den ehrgeizigen Aussichten, oder den finstern Entwürfen ihrer Vorgesetzten haben kann. Der Erfolg würde vielleicht sichrer seyn, wenn ich mich geradesweges über den Minister zu beklagen hätte, der mit seinem Namen die Ungerechtigkeit bedeckt, deren Schlachtopfer ich bin. Aber unglücklicherweise kann ich der Gierde der Leser diese Lockspeise nicht vorsetzen. Leider! ist das Stück, welches ich darbiete, nur ein bürgerliches Trauerspiel. Der Minister hat mir wehe gethan, ohne es zu wissen und ohne mich zu kennen; die Töne meines Schmerzes sind nie bis zu ihm durchgedrungen. Es ist Mr. Christian, welcher den Dolch geleitet, der mir den Todesstoß gebracht hat, er ist's, der meine Klagen unterdrückt; er hat mir alle Wege verschlossen; ich kann mich nur hörbar machen, indem ich mein Geschrey unter den Haufen werfe, indem ich seine treulosen Handgriffe dem Publiko entschleyere.

Die Publizisten mögen nach Gefallen untersuchen, ob die Theorie der Legitimität sich nicht über

die Stufen des Thrones hinaus erstrecke, und ob sie nicht vergewissern darf entweder die Erhaltung seiner Stelle, oder eine ehrenvolle Pension, demjenigen Angestellten, der der Regierung mit Eifer und Redlichkeit gedient hat, und dem man nur das Unglück vorwerfen kann zu mißfallen, oder die Freymüthigkeit, es sich haben merken zu lassen, daß er kein Mitschuldiger der thörichten Einbildung seines Vorgesetzten sey. Was mich betrifft, so habe ich nur zwey Worte meinen Zeitgenossen zur Nachricht zu sagen. Hier sind sie: Ohne das Interesse des Ehrgeizes des Mr. Christian zu berücksichtigen, und ohne zu erforschen, unter welchem Gesichtspunkt er, sich dem Publiko zeigen zu wollen, in seiner Weisheit sich berathen hatte, wünschte ich es zu versuchen, eine Thatsache bekannt zu machen, welche viele gegen Betrug verwahrt haben würde, und ich habe nicht blos einen Platz verloren, den ich mit einiger Auszeichnung im Conservatoire des arts et metiers, bekleidete, sondern ich bin auch der Einzige bey dieser Einrichtung Angestellte, der nach zwanzig Dienstjahren, wovon zwölf im Conservatoire hingebracht sind, ohne Abzugs-Pension, weggeschickt ist. Nach dem Abgange des Herrn Molard, dem das Conservatoire des arts et metiers

so große Verbindlichkeiten hat, ist Hr. Christian wie aus den Wolken dahineingefallen, ganz verwundert über sich selbst, sich, ohne es zu wissen warum, an der Spitze einer so schönen Anstalt zu finden.

Seine erste Sorge war, die Vermehrung des Budgets zu erflehen, und eine beträchtliche Summe zu vergeuden, um das bescheidene Zimmer, welches dem Herrn Molard genüget hatte, zu vergrößern und es zum Ebenmaaße mit seinen hohen Ideen zu erheben.

Er mußte in der Folge es versuchen, durch irgend eine, Aufsehen erregende Erfindung zu beweisen, daß alle Freunde der Künste Unrecht gehabt hätten, bey seiner Ernennung zu lachen. Er nöthigte mich, für ihn zu studiren, und zu sehen, ob man nicht irgend ein Mittel finden könne, den Hanf und Flachs zu brechen, ohne ihn zu röthen. Ich antwortete ihm, daß, da die Wirkung des Röthens darin bestehe, die harzigen Theile aufzulösen, welche die Fäden des Hanfes und Flachses in den holzigen Theilen festhielten, man, so lange diese Materie bestehe, ohne großen Abfall und Schwächung des Hanfes und Flachses, nicht brechen könne und daß dadurch nur kurze und harte Fäden geliefert werden dürften, die weit schlechter

seyn würden, als jene, auf welche die Behandlung des Röthens angewendet worden, und daß die Auflösung dieser Substanz ein Gegenstand der Chemie, nicht aber der Mechanik sey. Ich setzte hinzu, daß seit 34 Jahren (im Jahr 1784) zwey Spanische Aerzte, Namens Salva y Campillo und Sanspouts y Roca zu Barcellona eine Maschine erfunden und auch hätten verfertigen lassen, zusammengesetzt aus drey horizontalen Cylindern mit parallelen Achsen in einer vertikalen Ebene liegend, mit der Länge nach gereiften Oberflächen, bestimmt, den Hanf oder Flachs zu brechen; daß ferner diese Maschine, deren Beschreibung und Zeichnung man angekündigt findet in dem 13. Bande der opuscules de Milan, vom Jahr 1790, zu mehreren Malen in Spanien, Italien und in England versucht, aber wieder verworfen sey, noch ehe sie in Frankreich bekannt geworden. *) Alle diese Be-

---

*) Der angebliche Correspondent des Censeur giebt sich das Ansehen, wegen der Redlichkeit des Herrn Christian noch in Zweifel zu stehen, indem er vermeynet, er könne sich zuerst geirrt haben. Ueber diesen Gegenstand kann ich seine Zweifel zerstreuen. Ich habe nicht nur dem Herrn Christian von der ganzen kläglichen Geschichte der Maschine in Spanien unter-

merkungen konnten den Aufschwung des Herrn Christian nicht hemmen. Er befahl mir, diese Maschine zu fertigen, mit einer Verbesserung, welche sein Genie ihm einflößte, und welche ihm die Idee gab, sich für den Erfinder derselben zu erklären, nemlich dadurch, daß die Zahl der Räder vermehrt ward. Ich gehorchte mit Bedauren, daß ich zu der Ueberlistung der Betrogenen, welche diese angebliche Erfindung machen würde, mit beytragen sollte. Als die Maschine fertig war, hatte ich nicht die Zeit, dem Herrn Christian zu sagen: daß, wenn er diese Nachahmung der Spanischen Maschine dem Publikum als eine neue Erfindung geben wolle, man sie viel besser machen könne, als ich sie in Folge seiner Vorschriften gearbeitet hätte. Er hörte mich nicht; er lief zum Minister des Innern, dem Herrn Herzog de la Rochefoucauld ꝛc. ꝛc. und kramte seine Erfindung so

---

richtet, sondern ich kann auch versichern, daß er alle Zeichnungen davon, welche in den opuscules de Milan gestochen sind, in Händen gehabt habe, da ich ihm nachgewiesen, daß sie in der Bibliothek des Instituts vorhanden seyen, und da Herr Charles sie ihm verschaft hat. A. d. Verf.

schön aus, daß der Moniteur vom 22. Februar 1818 schon dem Publikum die Königliche Verordnung ankündigte, welche dem Herrn Christian den Schmuck der Ehren-Legion und Frankreich ein jährliches Benefiz von hundert Millionen auf Hanf und Flachs bewilligte. Risum teneatis amici! —

Ich habe gesagt, daß man sie besser machen könne, sowohl in Hinsicht der Wirkung der Maschine, als auch in Absicht der Kosten. Dies ist zu beweisen, und ich habe es gethan. Ich habe den folgenden 6. May, der Gesellschaft zur Ermunterung des National-Kunstfleißes, eine neue Maschine vorgestellt, die ganz von Metall und geschmiedetem Eisen, viel einfacher und viel dauerhafter ist, und die nur 300 Franken kostet, dahingegen die andre von 750 bis 1200 Franken galt. Dies wegen der Kosten. Was das Verdienst dieser beyden Maschinen anbetrifft, so bestelle ich mich keineswegs zum Richter in meiner eignen Sache. Ich berufe mich deshalb auf den Bericht, welcher in dem Protokolle der Sitzung der Societé d'encouragement am 24. Februar 1818 aufgenommen worden. Der Ausschuß hat erkannt: „Das System des Druckes „durch die Federn sey in meiner Maschine viel „besser gefunden, als in der Spanischen; in mei„ner Maschine sey viel weniger, was man verlo-

„rene Zeit für das Eingreifen nennt; und endlich „hat Herr Roggero den glücklichen Gedanken „gehabt, seine Canelirungen nicht mit der Achse „der Cylinder parallel zu führen, sondern ihnen „eine schneckenförmige sehr verlängerte Krümmung „zu geben, dadurch ist es offenbar unmöglich, daß, „indem die Hand voll Hanfes wieder kommt, sie „die nemlichen Vertiefungen berührt, weil die Ca„nelirungen nicht mehr auf den nämlichen Punkt „wieder treffen können. *)

Diesem allen ohngeachtet bin ich weit entfernt zu behaupten, daß diese Maschine, obgleich besser als die erste, welcher Herr Christian seinen Namen beyzulegen die Ehre erwiesen hat, daß Röthen unnöthig macht. **) Die Ehrfurcht gegen die Königliche Verordnung, die ihn mit dem Stern der Ehren-Legion beschenkt hat, blendet mich wahr-

---

*) Protokoll der Sitzungen de la Societé d'encouragement &c., vom 24. July 1818.

**) Gewiß, wenn man, ohne den Grad des Druckes, den jede Art Flachs oder Hanf ausstehen kann, zu berechnen, denselben der Walze unterwirft, so kann man die Fäden dem holzigen Theile entreißen, in der Folge

lich eben so wenig, als der neue Ordensschmuck, den Herr Christian so eben von Se. Majestät, dem Könige von Neapel erhalten hat; insonderheit aber werden dadurch die Landleute nicht entschädigt, welche mit seiner Maschine die traurigen Erfahrungen gemacht haben. Aber ich wußte es nicht, daß es einem Untergeordneten verboten sey, etwas besser zu machen, als sein Vorgesetzter; und wenn ich es gewußt hätte, so würde ich dies doch nicht geachtet haben, weil Herr Christian für die Erfindung und Verfertigung nichts gethan hat. Das thut hier nichts, — hat man mir gesagt, — mein Vorgesetzter hatte sich der Mühe unterzogen, eine alte

---

selbst mittelst einiger Lauge den harzigen Gummi auflösen, welcher sie daran festhielte; man hat nicht nöthig zu röthen. Aber man hechle nachher, und man wird sehen, worauf sich die 100 Millionen Vortheile in dem Producte reduciren. Herr Christian lehre uns, entweder vor dem Brechen und ohne Röthen das harzige Gummi aufzulösen, oder die Fäden loszumachen, indem man den Gummi am Stengel zurücklässt; dann wird es nicht schwer seyn, die Mängel seiner Brechmaschine zu verbessern, und er wird der Gesellschaft einen wahren Dienst geleistet haben.

A. d. Verf.

Maschine an Kindesstatt anzunehmen, gleich als ob er sie selbst erfunden, und gearbeitet hätte: in meinem Verhältnissen als Untergeordneter hätte ich hierin nichts zu thun noch zu sagen. Elender Schüler von Ramsden! der ich keine andren Empfehlungen, als meine schwachen Talente, meinen Eifer und meine Dienste besaß; ich sollte weggejagt werden! Dies wiederfuhr mir zu meinem großen Erstaunen, und was mich noch mehr wundert, ist das, daß viele Personen, welche wichtige Plätze bekleiden, alles dies ganz natürlich finden. An einem Vorwande zu meiner Absetzung fehlte es nicht; man wollte Ersparungen machen, und um desto sichrer dazu zu gelangen, hat man einen Stuben-Uhrmacher *) gesucht, welchen in mechanischen Künsten und Wissenschaften zu unterrichten und zu leiten ich mir die Mühe gegeben hatte, und hat ihn an meinen Platz gestellet. Ich habe ein für allemal und als einziges Hülfsmittel 1500 Franken erhalten. Ich habe um eine kleine Pension, welche man stets denen, die vom Conservatoire verabschiedet

---

*) Un horlager en chamber; ein solcher, der keinen offenen Laden hat; wenig besser als ein Böhnhase.
A. d. Ueb.

wurden, gewährte, angehalten. Ich habe die Herren Dromard und Tessier, welche zu eben der Zeit mit mir entfernt wurden, angeführt; diese behalten den Titel von Gehülfen und die Hälfte ihres Gehaltes. Ich habe sogar mir die Freyheit genommen, ein Mittel nachzuweisen, wie man sich gegen mich frey machen könne, ohne die Ausgabe im Budget des Conservatoire zu vermehren, mittelst einer jährlichen Pension von 900 Franken, welche durch den Tod des Herrn Frion bey dieser Anstalt erloschen war. Aber! wird man es wohl glauben? die Hand des Herrn Christian liegt unbeweglich schwer, wie eine Säule von Bley, auf das unglückliche Acten-Bund, welches außer meiner Bitte, auch noch die Darstellung der Dienste, welche ich dem Conservatoire geleistet, ein Verzeichniß meiner Entdeckungen und Vervollkommnungen, imgleichen der ehrenvolle Beyfall der Societé d'encouragement &c. &c. &c. enthält, dergestalt, daß niemals die leisesten Gewissensbisse, auch nur auf einen Augenblick, das Gewissen des Ministers, wegen der Ungerechtigkeit, die er gegen mich geübt, würde beunruhigen können; mich, den er nicht kannte und den er nie würde gekannt haben, wenn ich fortgefahren hätte, die gewöhnlichen Wege, bis zu ihm zu gelangen, zu verfolgen.

Eine andre Kunst, die noch nicht bekannt genug ist, es aber zu werden sehr verdient, zum respectiven Nutzen sowohl der Betrüger als auch der Betrogenen, ist die, daß Herr Christian, indem er mir den Schlag mit der Keule gab, sich die Rolle meines Beschützers vorbehielte. Nichts ist liebenswürdiger, nichts rührender als die Phrase, welche seinen Brief vom 12. July 1818 schließt, der mir mein Urtheil überbrachte: „Durch eine Gunst," — sagte er, — „welche ich für Sie erflehet „habe, ist Ihnen eine Schadloshaltung von „1500 Franken bewilliget." Strenge genommen könnte man etwas gegen die Bezeichnung von Gunst, welcher man einer so armseligen Schadloshaltung für 20 Dienstjahre beylegt, erwiedern. Was mich anlangt, so gestehe ich aufrichtig, ich habe sie von der guten Seite genommen. Warum sollte man es in der That sich nicht zu dem Herrn Christian versehen, daß er ein sehr gerechter Würdiger (Wardein) der Entschädigungen und Belohnungen seyn sollte, ihm, der nie etwas Gutes — — gethan hat, und es nicht verschmähete, auf allen gebahnten Straßen zu den angesehensten und einträglichsten Stellen im Sturmschritte zu gelangen?

Nichts, was im gesellschaftlichen Leben gewöhnlich und gebräuchlich ist, kann dem Geschmack des Herrn Christian schmeicheln. Man kommt überein, einem Bedienten, den man fortschicken will, acht Tage Zeit zu geben. Dies ist zu gebieterisch. Herr Christian kündigte mir durch seinen, den 12. July geschriebenen Brief an, daß vom 1sten eben dieses Monates an gerechnet, ich nicht mehr im Dienst des Conservatoire sey. Ist es nicht viel schöner und vor allen Dingen viel origineller, es mir amtlich bezeugt zu haben, ohne es zu wissen, daß ich zwölf Tage umsonst gearbeitet hätte? Man sage nun noch, daß er sich nicht auf Oekonomie verstehe! — — — — Wie mußte er, dieser hohe und mächtige Director, stolz seyn, mich bey der erstickenden Hitze des Monats Julius 1818 in den Werkstätten schwitzen zu sehen, und es dabey zu wissen, daß Niemand mir diese Arbeit bezahlen würde! So ergötzt in des Himmels Höhen, auf einem Throne von Eisen sitzend, das unerbittliche Schicksal sich an den thörichten Entwürfen der Menschen.

Wie hat aber dennoch Herr Christian es angefangen, aus dem Conservatoire einen Angestellten zu vertreiben, der, — weil es gesagt werden muß, — sich stets durch seine Einsicht, seinen Ei-

fer und seinen Fleiß ausgezeichnet hat? der dem Ministerio durch vortheilhafte Berichte bekannt war? der das Wohlwollen des gelehrten und eifrigen Stifters dieser Anstalt verdient hatte? der selbst mit einigem Glanze bey dieser lächerlichen Vergleichung erscheint, welche Herr Christian das Verzeichniß des Conservatoire nennt? *) Wie hat er's gemacht? Wie's der Starke stets thut, um den Schwachen zu vernichten. Wie er aber hier die Gutmüthigkeit des Herrn Herzogs de la Rochefoucauld, Inspecteur general du Conservatoire überrumpeln und sich eine Stütze, einen Mantel daraus machen konnte, was weiß ich es? Herr Christian hat sich hiebey mit einer Geschicklichkeit benommen, welche nicht verschwiegen zu bleiben verdient. Kaum hatte er mein Verderben beschlossen, so ließ er mir die Saalthüren schließen, und nur blos der Eingang zur Werkstätte blieb mir

*) Ich habe das seit langer Zeit gewünschte Inventarium über die verschiedenen Gegenstände, welche im Conservatoire aufbewahret werden, gefertiget. Herr Christian verwandelte es und übergab es dem Druck unter dem Titel eines Katalogs, welches nicht hätte seyn sollen, da es doch im Grunde einerley ist.
A. d. Verf.

offen. Dadurch ward es mir unmöglich, meinen Dienst des Innern zu verwalten und die Instrumente der Geodesie nebst andern, welche die größte Sorgfalt erfordern, zu beaufsichtigen. Er ließ sie durch die Leute, welche die Säale ausfegen, reinigen, und man bediente sich bey dieser Arbeit der Lauge. Bald wurden diese kostbaren Instrumente mit einem Grünspan und Roste bedeckt, und man rechnete mir den Fehler an. Herr Christian hütete sich gar sehr, mich deshalb zu rechtfertigen, der Herr Herzog wollte mich nicht hören, und so war ich nach allem Rechte verloren. Also hat der Herr Herzog, ohne einen andern Fehler zu begehen, als den, daß er mich nicht hören wollte, dem Hasse und bösen Ränken des Herrn Christian gedienet. So hat der Minister meinen Untergang herbeygeführt, ohne es zu wissen. Seitdem dies alles vorgegangen ist, sind nun schon achtzehn Monate verflossen. Man würde sich irren, wenn man glaubte, ich hätte um meine Zurückberufung nicht angehalten, und den Herren der Büreaux meine wöchentlichen Besuche nicht gemacht. Ich habe alles dieses mit der größesten Unterwürfigkeit gethan, ich habe noch mehr gethan, aber stets vergebens; mein armes Actenbund ist noch immer in eben dem Pappendeckel. Wenn die Blicke des Ministers es für

anständig genug halten, sich zu diesen Zeilen herabzulassen, die von einer Hand gezeichnet sind, welche das Reißbley und Werkzeug weit geschickter führt, so wird er eben so gut als ich die Person kennen, welcher ich wegen der Unbeweglichkeit meines Actenbundes verpflichtet bin. Möge sie ihm und seinem Gewissen nur das Uebermaaß des Vertrauens, abseiten des Herrn Herzogs von la Rochefoucauld vorzuwerfen haben!

Paris, den 13. Jan. 1820.

Roggero,
.... Mechanikus.

Giebt es denn gar keine ausführbare Mittel, die Mecklenburgischen Dorfschulen ohne gar große Beschwerde zweckmäßig einzurichten? *)

(Beantwortet in einem Schreiben an den Professor Karsten zu Rostock.)

Der Bericht über die Dutzower Schule, von Herrn Bock, so wie auch der Aufsatz des Herrn

*) So bald die Rede von der Verbesserung unsrer Dorfschulen ist, so bald hört man auch die Entgegnung von der Elendigkeit des größten Theils unsrer Dorfschullehrer. Ein Beweis, daß dieser Stein des Anstoßes zuerst aus dem Wege geräumt werden muß, ehe auch nur der entfernteste Gedanke an irgend eine Verbesserung gefaßt werden kann. Auf diesen Hauptpunkt konzentriren sich die hier mitgetheilten Vorschläge des würdigen Verfassers, die einer nähern Prüfung und aller Aufmerksamkeit wohl werth sind. Gesetzt aber auch, man fände sie, wenn auch vielleicht mit einigen Modificationen, anwendlich und ausführbar: wo sind die Männer, die mit Eifer Hand ans Werk legen und

Pastors Seger: „Unmaaßgebliche Vor-
„schläge zur Verbesseruug unserer Dorf-

---

die Schöpfung dieses großen Gegenstandes durch thätigen Betrieb fördern werden? — Doch! hieran zu zweifeln, wäre ein sträfliches Mißtrauen an dem Biedersinn des Mecklenburgischen National-Karakters! —

Sodann dringt sich freylich eine andre Aufgabe auf, deren Auflösung unbedingtes Erforderniß ist, wenn der Zweck erreicht werden soll, nemlich: haben wir bessere Schullehrer, die ohne störende Nebenbeschäftigung und durchaus ohne Nahrungssorgen sich diesem ehrenvollen Amte mit ungetheilten Kräften widmen sollen, so müssen sie auch besser belohnt werden; woher soll dieser Aufwand kommen? — Auch hierüber wären ausführbare Vorschläge willkommen.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß gerade in dieser, in der Weltgeschichte so merkwürdigen Epoche, die sittliche Bildung der geringen Volksklasse nothwendiger ist, als je, wenn man es anders als Grundsatz gelten lassen will, daß das Glück der Staaten, — die Sicherheit der Throne und Reiche, — auf die Treue der Einwohner gegründet seyn muß, die, durch Moralität gebildet, ihre Pflichten kennen. Ich kann es mir nicht versagen, einen der angesehensten unsrer Pädagogen bey dieser Gelegenheit redend einzuführen:

„Große der Erde! Hirten der Völker! so viele
„von Euch hat ein edler Geist ergriffen, zur Bil-
„dung Eures Volks kräftig zu wirken. Ermüdet
„nicht! noch viel Verdienst ist zu erwerben übrig!

„schulen," haben mir inniges Vergnügen gemacht. Wenn ich in beyden Aufsätzen, so wie in den Bemerkungen zu den letztern von dem Herrn von Wrisberg nicht immer die Ansichten der reinen Pädagogik finde, so benimmt dies ihnen keineswegs ihren Werth, denn jeder Mensch denkt und fühlt nach andern Gesetzen und jeder glaubt, seinen Zweck auf seine Art am besten zu erreichen. Allein wo diese Ansichten zur öffentlichen Konkurrenz und Nachahmung aufgestellt werden, da ist es Pflicht, daß jeder, der ein Interesse an den fragli-

---

„Noch seufzen unzählige Lehrer der untern Klasse „im Drucke der Armuth; noch gleichen unzählige „Lehrstuben dunkeln Gefängnissen; noch strecken un„zählige Kinder die Hände nach Euch aus, weil „ihnen aller Unterricht fehlt, oder die frühe Noth „ihren aufstrebenden Geist abstumpft. Es ist vor„trefflich, daß Ihr den höhern Wissenschaften und „Künsten Tempel baut und sie reichlich ausstattet. „Aber im Volke liegt des Staates Kraft; das „Volk hebt aus dem Drucke empor; erleichtert „seine Lasten und hilft ihm mit Weisheit und Güte „zu seinen angebornen Rechte. Nur ein er„leuchtetes, frommes und freyes Volk „ist ein zufriednes und bleibt des Thro„nes sicherste Stütze." — Niemeyer Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, 7te Auflage; Halle 1819. A. d. R.

chen Gegenstand nimmt, das, was er besser hält, zu sagen, damit aus der Vergleichung gegenseitiger Meynungen das Wahre hervorgehe, wie schon Xenophon Hier. IX, 10 „ὅταν γε πολλοῖς περὶ τῶν ὠφελίμων μέλῃ, ἀνάγκη εὐρίσκεσθαί τε μᾶλλον καὶ ἐπιτελεῖσθαι" sehr richtig bemerkt. *) Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erlaube ich es mir, meine bescheidenen Bemerkungen über jene Aufsätze mitzutheilen. — Zuerst also über den Umstand, den beyde, — obgleich verschieden modificirt, — gemeinschaftlich haben, nemlich über Strafen und Belohnungen, oder, — welches hier als die Prämissen zu betrachten sind, — über die Anregungsmittel zum Fleiße. Beyde, oder vielmehr alle drey Herren Verfasser nehmen dazu den Ehrtrieb.

Es hat bekanntlich unter den gültigsten Pädagogikern ein sehr reger Federkrieg über die Anwendung des Ehrtriebes bey der Erziehung statt gefunden; doch haben sie sich auch bekanntlich am Ende größtentheils dahin vereinigt: daß der natürliche

---

*) Deutsch möchte dies wohl so heißen: „Wenn Viele „über das Nützliche nachdenken, so fehlt es nicht, daß „es nicht ungleich schneller gefunden und zur Ausführung gebracht werden sollte. A. d. R.

Ehrtrieb zu erhalten, auszubilden, zu benutzen sey; daß er aber nie die einzige Triebfeder zum Fleiße und sittlichen Betragen ausmachen dürfe, weil es sich nachweisen läßt, daß durch überbildeten Ehrtrieb, — also durch Ehrgeiz, — wenigstens eben so viel Unheil der Welt erwachsen sey, als aus dem Mangel am Ehrtriebe. Bey manchem Kinde sey daher der Ehrtrieb zu mäßigen, weil es die Erfahrung lehrt, daß dem Ehrgeizigen am Ende kein Mittel zur Erreichung eines Zwecks unerlaubt scheine.

Eine ausführliche Entwickelung dieser Behauptung werden Sie hier nicht von mir erwarten, daher ich nur das, was die genannten, mir gewiß sehr ehrwürdigen Herren Verfasser, gegen diese Erziehungsregel empfehlen, kurz berühren will.

Herr Bock empfiehlt: blos ins Leben tretende Bestrafungen, keine solche Belohnungen; diese sind auch durch jene nicht bedingt, denn die schönste Belohnung nimmt allerdings das Kind aus dem belebenden Bewußtseyn: recht gehandelt zu haben und aus den Folgen des Rechthandelns fur sein ganzes zukünftiges Leben. — Die, §. 7 der Schulordnung festgesetzten Strafen sind aber, nach meiner Ueberzeugung nicht von der Art, daß dies bessere sittliche Gefühl dadurch erweckt werden kann. Schwerlich wird das unartige oder unfleißige Kind dadurch gebessert, daß es vor

den Augen seiner Mitschüler öffentlich zur Schau gestellt wird. Jede Strafe muß durchaus so beschaffen seyn, daß dem Kinde sein Vergehen, es sey nun in moralischer oder intellectueller Rücksicht, ganz klar werde; sobald das Kind dies wirklich begreift, so fühlt sich das gute schon genug gestraft; das böse Kind hingegen muß man dahin bringen, daß es gleichfalls sich herbe Vorwürfe macht und Scham empfindet, sobald es seinen Fehler erkennt. Einen andern Zweck kann und darf Bestrafung nie haben, wenn sie dem höchsten Prinzip der Erziehungslehre „harmonische Ausbildnng des geistigen „und physischen Menschen für Zeit und Ewigkeit" entsprechen soll. Daß nun das Kind schon recht herzlich verdorben und gefühllos geworden seyn muß, wenn es eine Behandlung gleichgültig ertragen soll, wodurch angezeigt wird, daß es, — vorsätzlich oder nicht vorsätzlich — (beydes ist hier fast von gleichem Gewicht, dort wäre es Willens-, hier Verstandes-Mangel) nicht blos das Gute nicht erkennen, sondern es auch nicht thun wolle, wer kann dies bezweifeln? Jede Sache sehr oft wiederholt, wird am Ende Gewohnheit. Gerade dies ist der Fall mit allen positiven Strafen; überdem setzt der Lehrer sich hier immer der Gefahr aus, von den Mitschülern des Gestraften für partheyisch gehalten zu werden, weil sie oft richtigere

psychologische Blicke in den Gestraften thun, als der Lehrer in seinem Eifer. Daß aber auch Unannehmlichkeiten zur Gewohnheit werden können, das lehrt die tägliche Erfahrung. Manche Kinder wurden durch Faulbänke faul — durch unnatürliche, häufig unzeitige und zu oft wiederholte Strafen, der Strafen werth.

Herr Pastor Seger empfiehlt eine öffentliche Prüfung in der Kirche, und erwartet davon großen Nutzen. Hieran zweifle ich aus folgenden Gründen: das blöde, wenn gleich fleißige Kind, wird schlecht antworten, höchst wahrscheinlich schlechter als das dreiste, das übrigens im ganzen Jahr wenig Lob verdient haben mag. Nun aber wird jenes gelobt, dieses getadelt. Was sollen die Zuhörer davon denken? werden die Eltern des Getadelten den Tadel wol so geradehin gerecht halten? werden sie nicht vielmehr dem Kinde ihre Zweifel mittheilen? wird dieses nicht den bedenklichen Zweifeln der Eltern mehr glauben, als dem Tadel der Lehrer? Wie will nun der Lehrer sich das verlorne Vertrauen des Kindes wieder erwerben? Eher lasse ich mir eine öffentliche Prüfung in dem Schulzimmer gefallen, aber blos im Beyseyn der Eltern und des Predigers, wo der Lehrer aber selbst prüft. Hier sind die Kinder heimisch; das imponirende Gefühl der Erhabenheit, welches sie in der

Kirche ängstigt, drückt sie hier nicht. Daß aber nur Eltern der gegenwärtigen Kinder, selbst deren Geschwister nicht, am allerwenigsten aber Zuhörer jeder anderen Gattung, deren Zweck nur Neugierde ist, dabey anwesend seyn dürfen, versteht sich von selbst. Es wird sonst immer eine Feuerprobe des Ehrgefühls, die vermieden werden muß, wenn Gefühl für wahre Ehre im Kinde lebend erhalten bleiben soll.

Wird das Kind nun in der Kirche gelobt, welchen schädlichen Eigendünkel muß es von sich und von seiner Geschicklichkeit mit hinausnehmen. Verächtlich, wie es doch ihm auf keinen Fall ziemt, wird es auf die Mitschüler herabblicken, und man kann mit ziemlicher Gewißheit voraussagen, daß aus einem solchen Kinde eben so selten etwas Gutes hervorgehen wird, daß es eben so selten sich zum guten Bürger des Staats im ganzen Sinne des Worts und zum Christen bilden wird, als das Kind, das von seinen Eltern von Kindes Beinen an sich mit den Prädicaten: edel, herrlich, vortrefflich, allerliebst, klug ꝛc. auszeichnen hört. Lob ins Angesicht ist für das junge Herz das Gift der Coluber naja, — Den Beweis davon hier zu führen, ist dies nicht der Ort; wer sich überzeugen will, findet bey Campe, Resewitz, Feder u. a., so wie auch bey den neuesten Pädagogen

fast alles, was dafür und dagegen gesagt werden kann.

Oeffentliche Prüfungen sind daher mit sehr großer Vorsicht anzustellen; vielleicht theile ich bey Gelegenheit meine Ansichten, über die beste Art, sie anzustellen, mit. *)

Daß Herr Bock das Schlagen an den Kopf abschaffte, daß Herr Prediger Seger und Herr von Wrisberg sich gleichfalls dagegen erklären, letzterer jede körperliche Züchtigung verwirft, ist ganz recht und lobenswerth. Doch möchte ich hier einige Beschränkungen empfehlen, denn bey kleinen Kindern mag eine körperliche Strafe nicht schaden. Ihr jugendlicher Verstand kann das Gute noch nicht erkennen, der Lehrer muß also Vormund seyn und wo der thierische Wille stets vorherrscht, diesem eine solche Richtung zu geben suchen, wodurch künftigen Uebeln vorgebeugt wird. — Herr Bock hat aber sogar in die Schulordnung die Strafe des Schlagens mit Ruthenhieben auf die Hand aufgenommen, und dennoch ist diese Art der Bestrafung für die Moralität eben so gefährlich, als das Kopfschlagen oder die sogenannten

*) Bemerkungen über einen so wichtigen Gegenstand werden jedem Erzieher und jedem Lehrer willkommen seyn.
A. d. R.

Ohrfeigen mit der bloßen Hand. Jeder denkende Arzt wird hierüber bessere Aufschlüsse geben, als ich zu geben vermag.

Eins ist mir noch in der Instruction für den Schullehrer in Dutzow aufgefallen. Es heißt § 2: „Er," der Schullehrer, „muß die moralischen „Lehren unserer Religion den Kindern so beyzubrin„gen suchen, daß sie ꝛc." Nicht auch die dogmatischen?

Herr Bock wird mir diese freymüthigen Aeußerungen gewiß nicht mißdeuten; sein reger Eifer für die höchste Sache der Menschheit bürgt mir dafür, und ob ich gleich nicht das Glück habe, ihn zu kennen, so kann ich nicht umhin, ihm meine herzlichste Hochachtung zu versichern und ihn zu bitten, uns auch fernerhin mit Nachrichten von den Segnungen seiner menschenfreundlichen Schöpfung, so wie mit jeder Aenderung, die er darin etwa vornimmt, bekannt zu machen. Möchte es ihm doch gefallen, eine sogenannte Indüstrieschule mit der dortigen Schule, in so weit es den Umständen angemessen ist, zu verbinden. Auch hierdurch würde er sich einen Kranz flechten, der nicht welken würde, wenn auch sein Irdisches längst zu Staub geworden!

Ihre Bemerkung, mein verehrtester Herr Professor, zu Seite 646, die Anordnung allgemeiner Volksfeste betreffend, haben Sie mir,

wie aus der Seele geschrieben. Wir sollten sie billig schon haben. Die Tage der Schlachten bey Leipzig und la belle Alliance! — Wessen Blut wallt nicht freudiger durch die Kammern des Herzens bey diesen Namen! Sie, diese wichtigen Tage, müssen die allgemeinen Festtage des Volkes werden. Die Deutsche Jugend muß die Wichtigkeit dieser Tage erfahren; sie muß erwärmt werden für die Verdienste ihrer Deutschen Brüder, die ihres Lebens Blüthe willig und freudig zerknicken ließen von dem donnernden Geschütze in jenen furchtbaren Schlachten; die Deutsche Jugend muß sich erwärmen und beleben an ihrem Beyspiele, damit auch sie, wenn einst Noth und Gefahr droht, für ihres Regierhauses, ihres Vaterlandes, für ihre eigene Leibes- und Geistes-Freyheit alles aufzuopfern bereit sey und nicht achte ihres Gutes und Blutes, damit Teutoniens Freyheit ewig glänze, wie die hehre Himmelskönigin. — Dieses Ziel kann aber nur erreicht werden, wenn der Jugend die Begebenheiten jener Tage klar vor Augen liegen. An einem zweckmäßigen Buche für diesen Zweck fehlt es uns noch, — obgleich in dem Preußischen Staate „die Befreyungskriege von Kohlrausch" dazu bestimmt sind. Wer aber dies sonst sehr schön geschriebene Buch nur einmal liest, wird finden, daß sich unsre Mecklenburgische Landjugend bey dem

Vorlesen desselben sanft in die Arme Hypens wiegen würde, weil es im eigentlichen Sinne viel zu — hoch geschrieben ist, ut sic dicam. Nicht weniger hat Ihre Seite 627 hinzugefügte Anmerkung, die platt-deutsche Sprache betreffend, mich herzlich gefreut. In dem 2ten Bericht der Amerikanischen Bibel-Gesellschaft handelt es sich darüber: ob es besser sey, die Wilden in ihrer oder der Englischen Sprache zu unterrichten? dabey wird die Frage aufgeworfen: „the question will always recur: why the worship of God is not as acceptable in Indian, as in English?“ Sollte man den Herrn Pastor Seger wegen der platt- und hochdeutschen Mundart nicht eben so fragen können!

Einige sehr wichtige Sachen hat Herr Pastor Seger nicht hinreichend gewürdigt, zum Theil auch ganz übersehen. Zu jenen gehört: die Musik. „Nur der Unterricht soll begonnen und geschlossen werden mit Gesang;“ das ist viel zu wenig. Die ältern Kinder müssen etwa vom 10ten Jahre an bestimmten, blos der Musik gewidmeten Unterricht haben. Bloßer Gesangs-Unterricht ist zu wenig, obgleich er den Haupttheil ausmachen soll. Jedes Kind, das Lust und Anlage zeigt, muß noch ein musicalisches Instrument dazu lernen. Geige und Flöte eignen sich dazu am besten. Vorzüglich durch Musik wirken wir auf den Character und auf die

Sittlichkeit unsers Volks. Wer recht die Musik liebt, wer so ganz bezaubert wird von den himmlischen Tönen, der kann unmöglich Flecken an seiner Seele dulden; in ihm eint sich alles zur Harmonie, wie sollte er disharmonisch sich zeigen können; seine Seele, sein ganzes Selbst schwebt ja so oft in die Sphären der reinsten Reinheit, daß sie zittert vor wonnigem Entzücken. In diesen heiligen Augenblicken glaubt der Mensch die Gottheit zu schauen, wie er sie einst schauen wird, wenn er das Irdische der Erde zurückgab — er empfindet die Seligkeit höherer Geister, denn zur Gottheit fühlt er sich gezogen und rein ist dann sein Wille zum Guten, wie er ist in den Chören derer, die um den Thron des Allheiligen Jubellieder jauchzen. — In diesen heiligen Augenblicken möchte der Mensch die Welt umfassen mit seiner Liebe, wie sie die Gottheit umfängt; ihm ist alles Licht, alles klar. Der Wurm im Staube preiset ihm die Majestät und Herrlichkeit des Unendlichen; der Sterne unzählbares Heer möcht' er hinabziehen und ihnen sagen, wie groß und gütig ist, der da oben und dort unten und überall thronet! — Um aber gezaubert zu werden in diesem Kreis, wo sich das Göttliche offenbart, dazu bedarf es nicht der höhern Regeln der Kunst, die oft nur die Entzückung stören, weil auch der geringste Mißlaut schneidend durch die Seele fährt,

den der nicht so tief Eingeweihte gar nicht bemerkt. Wie gerne opfern wir doch dem melodischen Gesange der Nachtigall den süßen Schlaf der Nacht; und er ist so einfach! Alle Kinder müssen aber beym Beginn und Schluß der Schule nicht mitsingen, sondern nur die, von denen ein harmonisches Ganze zu erwarten steht. Es wird sonst ein Geplerre, das der Lehrer mit zehn Orgeln nicht verhindern wird.

Die sogenannten Indüstrie-Arbeiten sind in den Vorschlägen des Herrn Pastors Seger sowohl, als der übrigen beyden Herren ganz vergessen, und doch sollten sie für Kinder beyderley Geschlechts einen hochwichtigen Theil der Erziehung ausmachen. Wir hatten sie bisher nicht, aber man sehe auch nur die Nähereyen, Spinnereyen, Strickereyen der der Land-Frauen und Dirnen an; kaum sollte man glauben, daß eine weibliche Hand sie verfertigt. In Böhmen giebts ein Thal im Leutmeritzer Kreise, da ist jede Feyerstunde ausgefüllt mit Arbeiten der Indüstrie, und die Erzeugnisse ihres Fleißes gehen fast durch ganz Europa. Könnten sich unsre Landleute in den langen Winterabenden auch nicht besser beschäftigen, als mit dem gemächlichen Rauchen einer Pfeife? Wie manchen Schilling könnten sie durch Schnitz-, Schneide-, Flecht-Arbeit ꝛc. in die Wirthschaft liefern. Nur andeuten wollt' ich, nicht ausführen, also genug.

Herr Pastor Seger überträgt S. 624 den Predigern ausschließlich den Religions-Unterricht. Gegen die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages möchte sich doch manches einwenden lassen. Ich beschränke mich hier blos auf die Anführung der Amtsgeschäfte, die doch unstreitig, vorzüglich bey größern Gemeinden, störend dazwischen treten würden. Krankenbesuche, die leider mancher Prediger so sehr versäumt, finden sich im Herbst und gegen das Frühjahr bekanntlich am häufigsten. Beerdigungen sind auch nicht immer und überall auf eine bestimmte Zeit zu setzen. Wer soll denn nun die Kinder unterrichten? doch nicht der Schullehrer, der sonst nicht tüchtig dazu gehalten ward? — Meine privative Ueberzeugung: daß ein Prediger, der es ernstlich mit seiner Wissenschaft und mit seiner Gemeinde meynt, hiezu keine Zeit übrig behalte, wage ich nicht dem Vorschlage des Herrn Pastors Seger entgegen zu setzen, indem ich den Erfahrungen eines Mannes, der schon so viele Jahre seinem Amte vorgestanden, vertrauen muß. Ich für meinen Theil bekenne aber ganz offenherzig, daß es mir zu lastend seyn würde!

Herr Pastor Seger hat den statum quo der Mehrzahl der jetzigen Schullehrer S. 601 ff. so treffend geschildert, daß freylich dem theilnehmenden Leser die scharfen Grundzüge dieses Bildes schau-

derhaft ergreifen müssen, aber man muß es ihm sehr danken, daß er diese Saite wieder mit Kraft anschlug. Sehr richtig ist seine Behauptung: daß es Sache des Staats sey: für brauchbare Lehrer der Jugend zu sorgen. Aber wollen wir die Hände so lange ruhig in den Schooß legen, und blos vom Staat Hülfe erwarten? — Für die Großherzoglichen Domainen besteht ein Schulmeister-Seminarium. Ob die dortigen Zöglinge alle die Eigenschaften, welche Herr Pastor Seger, meiner innigsten Ueberzeugung nach, mit Recht von einem solchen Lehrer der Jugend fordert, besitzen? das möchte ich, da ich mehrere von ihnen kenne, nicht allgemein bejahen! obgleich ich einzelnen von ihnen, die ich genau kenne, meine wärmste Achtung als geschickten, biedern und treuen Lehrern nicht versagen kann.

Doch ich kehre zu meiner Hauptfrage zurück: Wollen auch wir müssig seyn, wenn der Staat die höchste Sache der Menschheit lässig betreibt? unmöglich! Aber wie können wir helfen? werden Sie mir zurufen, mein hochgeehrtester Herr Professor! Ich antworte: wenn wir nur wollen und die Sache mit Ernst betreiben, so können wir sehr viel thun. Oft fehlt nur der erste muthige Schritt und wir haben eine Kluft überschritten, vor der wir einige Augenblicke zuvor

noch schwindelten. Hören Sie meine Plane, die ich nun schon so lange mit mir herumtrage, daß ich nicht länger ihre Mittheilung verschoben wissen möchte.

Der Zeitgeist ist gottlob! von der Beschaffenheit, daß ich gerade in dieser Zeitperiode die Verwirklichung meiner Wünsche hoffen darf, welches vor einigen Decennien noch nicht der Fall gewesen wäre. Die Beweise liegen nahe; die verschiedenartigen Vereine zur Beförderung einer religiösen Bildung kann man wohl als glücklich vorbereitende Maaßregeln ansehen. Allein, wie es in der physischen Welt epidemische Uebel giebt, so fehlt es daran auch nicht in der geistigen. Ein solches, wenn gleich negatives Uebel, ist der Drang, — fast möchte ich sagen, die Wuth, — Bibelgesellschaften, Tractaten und evangelische Vereine zu stiften. Wer sich gegen die Uebel des Zeitgeistes, dieses mächtigsten der Tyrannen, auflegt, wird gewöhnlich zertreten, wie das Würmchen durch den Tritt des collossalen Elephanten. Aber anderen Würmchen gereicht das Zertretene zur Nahrung und so giebt der Tod selbst kräftigeres Leben, bis es sich so oft mit fortwährendem Wachsthum verjüngt hat, daß der Elephant wol schon Nahrung daran nimmt, ja, bis es selbst dieser wird. Das ist der Gang der Natur und des Schicksals.

Ich hoffe nicht zertreten zu werden; denn meine Absicht ist keine andere, als die der Bibel-Gesellschafts-Freunde: — Veredlung des geistigen und physischen Menschen. Nur glaube ich, daß jene Mittel für jenen Zweck bisher noch unzeitig sind, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Wer ein Buch lesen soll, muß lesen können! Auf dem Lande kann der größte Theil von denen, für welche jene Vereine sich bildeten, dies nicht, wie mich dies mehrjährige Erfahrung gelehrt hat. Ein Radebrechen, ein Zusammenstoppeln von Sylben, ist kein Lesen.

2) Man muß auch verstehen können, was man liest. Dies kann man, bis auf diesen Augenblick, mit Fug und Recht noch von wenigern behaupten, als Ersteres.

3) Man muß Zeit und

4) auch Lust zum Lesen haben.

Wie beydes der arbeitenden Klasse der Landbewohner fehlt, ist leicht zu zeigen. Würde es von mir gefordert, so sollte es mir nicht schwer werden, diese Behauptungen klar zu beweisen. Hier würde dies zu weit führen.

5) Kann man wohl größtentheils voraussetzen, daß fast in jeder Familie wenigstens ein Exemplar der Bibel

sich befindet. — Indessen gebe ich es gern zu, daß es in manchen Familien noch an Bibeln fehlt, daher würde den Bibelgesellschaften immer noch reichliches Saatfeld übrig bleiben. Allein eben dies Feld, das sie so lobenswürdig anzubauen streben, möchte doch für ihre edlen Zwecke nicht weitumfassend genug seyn; ich bitte daher die Vorsteher dieser Gesellschaften, und überhaupt alle Freunde der Veredlung der Menschheit, meine gleich folgenden Vorschläge gefälligst zu prüfen; sie sollen ja dazu dienen, die Haupt-Hindernisse, die ihnen im Wege stehen, daß sie nicht die reichlichsten Früchte von ihren edlen Bemühungen erndten, wegzuräumen.

Diese Hindernisse finde ich in dem Mangel an brauchbaren Lehrern. Uns diese zu verschaffen, das ist die Tendenz meines Strebens. Daß wir sie uns, wenn es uns nur ein rechter Ernst ist, ohne den Staat zu Hülfe zu rufen, mit eigner Kraft verschaffen können, das will ich zeigen.

Woher nehmen wir Geld? — höre ich kleinmüthige Seelen rufen! gemach! ich will mich näher erklären.

Errichtung des Fonds.

Wo Großes bezweckt werden soll, müssen auch die Mittel — die Aufopferungen! — groß seyn.

Freywillige Beyträge. — Wer würde nicht gerne zu einem so edlen Zweck, dessen segnender Einfluß auf jeden Einzelnen wohlthätig zurückwirkt, nur von seinem Ueberflusse etwas mittheilen? —

Ich theile diese freywilligen Gaben in folgende neun Klassen:

1) eine allgemeine Hauskollecte,
2) a. ein mehrmaliges Sammeln in den Kirchen im ersten Jahre,
   b. dies wird in den nächsten 10 Jahren jährlich einmal wiederholt.
3) Die Beförderer dieses Unternehmens machen unter sich die Vereinbarung, daß von den Kartengeldern, die in großen, wie in kleinern Gesellschaften so reichlich geopfert werden, jedesmal vier oder zwey Schillinge, — vielleicht mehr, doch nicht weniger — für die Landschullehrer-Pflanzschule zurückgelegt wird. Die Dienstboten, die jenen Verlust leiden sollen, haben ja den größten Gewinn von der Einrichtung.
4) Die Wirthe in den Gasthäusern könnten sich hier ein bleibendes Verdienst erwerben, wenn sie Sparbüchsen anlegten, wie es deren für die Armen ja schon überall giebt. (Eine lobenswerthe Einrichtung findet man bey der

Frau Hinsche, Gastwirthin zu Stralsund. Für jede obscöne oder zweydeutige Rede, welche jemand über Tisch führt, muß dieser vier Schillinge in eine Büchse für die Armen legen. Halb scherzend und halb im Ernste nöthigt man jeden Fehlenden dazu.)

5) Die Arbeiten, welche aus den Indüstrie-Uebungen hervorgehen, dürfen nicht blos die Kosten für die dazu nöthigen Materialien decken, sondern müssen einen namhaften Gewinn verschaffen. Daß die Arbeiten nicht verkauft werden sollten, läßt sich nicht befürchten. Die zu fertigenden Gegenstände können ja vielfältig verändert werden.

6) Errichtung von Lesezirkeln, nach Art der von den verdienstvollen Herrn Magister Maßmann zu Bützow für die dortige Indüstrie-Schule eingerichteten, deren Gewinn vielleicht nicht unbedeutend seyn würde, wenn man sie in so manchen Gegenden, wo Lesezirkel fast noch ganz fehlen, einrichtete.

7) Die Präparanden müssen, wenn sie es irgend vermögen, Kostgeld geben. Einige müssen wenigstens etwas zahlen.

8) Die verehrliche Ritterschaft müßte consentiente Serenissimo übereinkommen, von jedem Kathenmann, auch von den ritterschaftlichen

Bauern und Hüfnern, einen Schilling als außerordentliche Beysteuer aufzunehmen.

9) Endlich soll Luther mir die Worte leihen. „Drum," sagt er, „hier wache, wer wachen „kann; die Obrigkeit, wo sie einen tüchtigen „Knaben sieht, daß sie den zur Schule halten „lasse. Ist der Vater arm, so helfe man mit Kirchengütern dazu. (Viel ist aus dieser Quelle jetzt gewiß nicht zu erwarten!) „Hiezu sollten die Reichen ihre „Testamente geben. Das möchte „ein löblich, christlich Testament „seyn, daran hätte Gott Lust und „Gefallen." *)

*) Das Rostocker Stadtrecht versagt jedem Testament, das im Jurisdictions-Bezirk des Rostocker Gebietes vollzogen ist, die Gültigkeit, wenn vom Testator nicht etwas zu Wegen und Stegen vermacht ist. Unsre alten Vorfahren vermachten oft einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens, ja wohl gar ihr ganzes Vermögen zu frommen Zwecken. So viel bewirkte der fromme Aberglaube; sie meynten, sich dadurch den Himmel zu erkaufen. Jetzt ist man aufgeklärter und kümmert sich also um einen solchen Seligkeits-Handel nicht. Aber was damals abergläubige Frömmeley that, das sollte heut zu Tage besser unterrichtetes Pflichtgefühl und geläuterte Menschenliebe thun.

Sie werden begierig seyn, lieber Herr Professor! zu erfahren, wie viel alle diese Quellen einbringen möchten und ob sie zur Errichtung des Zwecks hinlänglich seyn werden. Wir wollen beydes nach der Ordnung durchgehen.

Mecklenburg zählt 377934 Einwohner, sollte man von diesen nicht aus

Nro. 1 erwarten können?	48000 Schill.	1000 Rthlr.	
„ 2 a.	14400 „	300 „	
„ 2 b. . . .	in neun Jahren	1350 „	

Diese 1350 Rthlr. erwarte ich und muß ich von einem Freunde der Menschenveredlung auf neun Jahre ohne Zinsen vorgeschossen erwarten. Das Kapital ist in neun Jahren durch jährliche 150 Rthlr. aus 2 b. wieder bezahlt. Alle Beförderer des Unternehmens verbürgen sich auf Verlangen dafür.

Wenn jeder Wohlhabender und Reicher nur etwas zu solchen edlen Zwecken bestimmte, so könnte doch mit der Zeit eine fühlbare Hülfe daraus erwachsen. — Könnte in dieser Hinsicht nicht ebenfalls etwas gesetzlich bestimmt werden?

A. d. R.

Aber daß hier keine Gefahr für die Bürgen sey, kann wohl niemand bezweifeln, als wer das höchste Mißtrauen in die Mildgebigkeit der Mecklenburger setzt. Könnte ich nur Gewährleistung geben, unbedenklich würde ich sie übernehmen.

2650 Rthlr.

Nro. 3 . . . . . 80 ,

Werden 4 ßl. ausgesetzt, so gehören 960 Absätze dazu; werden 2 ßl. ausgesetzt, 1920. Sollte diese Zahl bey der ungeheuren Spielwuth, die leider! an so vielen Orten alle Stände und alle Geschlechter ergriffen hat, zu groß seyn? — Schwerlich! — Die großen und kleinen Thee-Gesellschaften erhalten hier so treffliche Gelegenheit, ihre Zusammenkünfte zu adeln, daß ich von dieser Nummer weit mehr zu erhalten hoffe, als ich angegeben.

Nro. 4 (aus den 41 Städten Mecklenburgs) . . . . . 25 Rthlr.

" 5 . . . . . 100 "

ich nehme 10 Zöglinge an; diese mit Hülfe der mit dieser Anstalt verbundenen Schule müssen wenigstens so viel Ueberschuß geben.

" 6 . . . . . 25 "

" 7 Vier Zöglinge müssen zahlen; jeder jährlich 30 Rthlr. . . . 120 "

" 8 nach einer ungefähren Berechnung 250 "

" 9 könnte uns noch leichter aus der Verlegenheit helfen; wir wollen das Beste hoffen.

Summe 3250 Rthlr.

Von diesen verschiedenen Hülfsquellen werden gleich eingehen können Nro. 1. 2 a., mit der Hälfte ungefähr Nro. 2 b., Nro. 7. 8, alle 5 zusammen machten ein Kapital von . . . . . 2870 "

hievon die jährigen Zinsen 143½ R.

dazu würden genommen die Hälften von Nro. 3, 4, 5 . . . . . 40 "

12 "

50 "

Wir hätten also eine Ausgabe-Summe von 245½ R. für das erste Jahr. Diese würde ungefähr um anderthalb Hundert zu klein seyn; hier nehme ich nun die Hülfe der Bibel-Gesellschaften in Anspruch, von deren wohlthätigem Beytrage das Deficit gewiß ausgefüllt wird.

Für's zweyte Jahr ist zu erwarten an Zinsen von

Nro. 1	1000 Rthlr.	50 Rthlr. — ßl.
" 2 a.	300, indeß war nur die Hälfte mit 150 Rthlr. ausgeliehen zu Anfang des ersten Jahrs; die zweyte Hälfte trägt nun aber zu Anfang des zweyten Halbjahrs des zweyten Jahrs gleichfalls schon Zinsen. Diese 300 Rth. sind also schon vollständige Zinsen, tragend	15 " — "
" 2 b.	1500	75 " — "
" 3, 4	105, die erste Hälfte ist im ersten Jahre zwar verbraucht. Zu Ende des ersten Semesters dieses Jahrs geht ja	

Transport 140 Rthlr.

aber die Hälfte schon wieder ein, und so genießen wir dennoch von der ganzen Summe die Zinsen mit . . . 5 Rthlr. 12 ßl.

Nro. 6 . 25 Rthlr. . . . . 1 ' 12 '

' 7 . 120 ' . . . . . 6 ' — '

' 8 . 250 ' . . . . . 13 ' 24 '

An andern Hebungen von

Nro. 5 . 100 Rthlr. . . . . 100 Rthlr. — ßl.

' 7 . 120 ' . . . . . 120 ' — '

Summe 386 Rthlr. — ßl.

Für's dritte Jahr ist zu erwarten an Zinsen von

Nro. 1 u. 2 a. b. 800 Rthlr. . . 140 Rthlr. — ßl.

' 3 . 160 Rt. nemlich Nro. 3 mit 80 Rthl. ist verdoppelt am Ende des 1sten Semesters d. J. . . 8 ' — '

' 4 . 50 Rt., eben so wie Nro. 3 zu Ende des ersten Semesters der ursprünglichen Summe dieser Nummer verdoppelt 2 ' 24 '

	Transport	150½ Rthlr.
Nro. 6 .	50 Rt., die ursprünglichen 25 Rt. verdoppelt am Schlusse des 2ten Jahrs, tragen am Ende des 3ten Jahrs . .	2 Rthlr. 24 ßl.
" 7 .	120 Rthlr.	6 " — "
" 8 .	250 "	13 " 24 "
	An andern Hebungen	
Nro. 5 und 7 .	220 Rthlr. . .	220 Rthlr. — ßl.
	Summe	392 Rthlr. 24 ßl.

Im vierten Jahre würde die Einnahme sich auf 399 Rthlr. belaufen, weil sich die Zinsen von Nro. 3, 4, 6, die sich im Capital jährlich verdoppeln, auch verzweifachen würden. In diesem Jahre müßte man zuletzt die Bibel-Gesellschaften um Unterstützung bitten, denn im folgenden fünften Jahre beträgt die Einnahme schon 405 Rthlr. 24 ßl. und dies würde für diese ersten Jahre die Ausgabe-Summe ausmachen.

So hätten wir also wirklich 400 Rthlr. ungefähr jährlich bestimmt. Dies würde nicht reichen, wenn wir nicht wenigstens ein Haus und einen Garten frey haben. Wie wir beydes erhalten, davon weiter unten. — Jetzt noch einzelne Bemerkungen über den Fond.

Der Allerdurchlauchtigste Großherzog, der gewiß auf alle mögliche Art das Unternehmen mit seiner bekannten, edlen Humanität unterstützen würde, wäre um verschiedene Gnadenbezeugungen anzuflehen.

1) Daß alle Kapitale der Anstalt das jus piorum corporum genössen.
2) Daß der Anstalt freye Post zugestanden würde. Vorzüglich in der ersten Zeit würde dies ein wesentlicher Vortheil seyn.
3) Daß Nro. 1. 2. a und b statt finden dürften.
4) Daß Allerhöchst Derselbe geruhen wolle, allerhuldreichst zu gestatten, daß die Arbeiten von Nro 5, wenn sie wider Erwarten und Vermuthen nicht abgesetzt werden sollten, verlooset würden, und
5) Daß Nro. 8 erfüllt werden dürfe.

Einige andere weiter unten.

So weit wäre unser Plan gediehen; allein noch fehlt uns ein Gebäude und ein Garten. Um diese Bedürfnisse so schnell als möglich zu erhalten, erlaube ich mir nachstehende Vorschläge:

Wo sich die Anstalt befinden soll?

Herr Doctor Wehber Schuldt möchte die Anstalt, — m. s. S. 7 des 6ten Jahrgangs v. J. 1819 dieser Annalen, — in einer volkreichen, am besten in der Haupt- oder Residenz-Stadt haben.

Ich bin nicht dieser Meynung. Die Gründe für die Meynung des würdigen Herrn Verfassers können, meinem Bedünken nach, nur in der leichtern Herbeyschaffung der Lehrer liegen. Allein diese würden sich auch in einer kleinern Stadt finden. Für die Moralität der Zöglinge kann aber der Aufenthalt in größern, vorzüglich Residenz- und — leider! — auch Universitäts-Städten nie vortheilhaft seyn. Wozu Menschen in das Gewühl der großen Welt einführen, in dem sie doch nicht bleiben können und sollen, das mit ihrem künftigen Beruf geradezu im Widerspruch liegt, und wo die etwa zu machenden Erfahrungen den nur mit zu großer Gewißheit zu besorgenden Nachtheilen — (als Verlust in ethischer Rücksicht überhaupt, Geschmack an den rauschenden Vergnügungen der Welt und dagegen Verlust an dem Geschmack für häusliches Glück, für die stillen, milden, herzerhebenden Reize der Natur u. s. w.) — nicht das Gleichgewicht halten würden! Ob die Seminaristen auch nicht geneigt seyn werden, sich manches von dem burschikosen Tone der burschikosen Musensöhne anzueignen? und würde nicht dadurch in der Folge den Vorgesetzten, vorzüglich den Predigern, manches Herzeleid verursacht? — Zu bewundern wäre es wenigstens nicht, wenn es geschähe. Die Zöglinge der Pépinière zu Berlin lieferten vor

einigen Jahren einen ziemlich treffenden Beleg dazu, als auch sie den Studenten spielen wollten und sich dadurch Händel mit ihren Meistern zuzogen.

In eine Landstadt verlegte ich sehr gerne die Anstalt; allein auch hiezu ist unsre Kasse zu unbedeutend. Es bleibt also kein andrer Ort übrig, als — das platte Land. Dort in der freyen Natur, wo man frey athmet, wenn man dem Gewühle der Stadt entflohen ist, muß Kopf und Herz weit schönere, edlere, erhabnere Eindrücke empfangen, als zwischen den Stadtmauern oder in den bestäubten künstlichen Laubgängen. An einem wolkenlosen, schönen Abend Philomelens Zaubergesange zu lauschen, welche Wonne, welcher Anlaß zur tiefgefühltesten Andacht gegen den, der mit unendlicher Weisheit das Feuermeer am Horizonte schuf und mit unendlicher Güte auch des Waldes dunkles Grün belebte. Die Menschen sind gemüthlicher, freyer, zutraulicher, — im Ganzen unverdorbener — auf dem Lande, als in der Stadt. Ich könnte noch manches dem Vorschlage, die Schulmeister-Bildungsschule in eine volkreiche, Universitäts- oder gar Residenz-Stadt zu verlegen, entgegen stellen, wenn ich hier zwischen Stadt und plattes Land wählen sollte; allein da ökonomische Rücksichten mich unwiderruflich für das stille, einfache Landleben bestimmen, so ist alles Disputiren pro und contra überflüssig.

Die Anstalt wird also auf dem platten Lande sich befinden, und zwar einer Stadt so nahe als möglich, um aus derselben vorzüglich die etwa nöthigen Musiklehrer zu erhalten.

Handarbeiten sind durchaus unentbehrlich; gerne verlegte ich sie bis ins dritte Jahr; allein das wollen unsre oeconomica nicht. Wir müssen früher die Dorfschule übernehmen, um dadurch ein Kapital zu gewinnen, welches wir dem Gutsherrn für ein Gebäude mit dem nöthigen Garten bieten können. Wir müssen also schon im zweyten Jahre mit dieser Beschäftigung beginnen. Vielleicht aber ließe sich hier noch eine ausgleichende Einrichtung treffen, wovon weiter unten.

Der Gutsherr giebt also

1) ein Gebäude, in welchem sich befinden
   a. eine Schulstube für die Dorfkinder von 30 Fuß Länge und 21 Fuß Tiefe,
   b. ein Arbeitszimmer für die Seminaristen, von 20 Fuß Länge und 18 Fuß Tiefe,
   c. zehn Schlafzimmer für die Zöglinge, jedes 10 Fuß Länge und 8 Fuß Tiefe,
   d. ein Zimmer für den Lehrer, 18 Fuß Länge 16 Fuß Tiefe,
   e. ein Schlafgemach für den Lehrer, 12 Fuß Länge und 10 Fuß Tiefe,
   f. ein Stübchen für die Haushälterin,

g. eine geräumige Küche.
h. eine geräumige Speisekammer,
i. eine Kammer zur Aufbewahrung der fertigen Industrie-Arbeiten,
k. ein Holzstall.

Die unter den Buchstaben a, b, c, d, e, f, g, h, i, k bezeichneten Locale sind unten im Hause; wäre es nothwendig, so ließen sich, — da das Gebäude nur ein Stockwerk zu haben braucht, — in beyden Giebeln, allenfalls auch im Frontespice noch mehr Zimmer anbringen. Die nähere Anordnung des Ganzen wird jeder Baukundige auszuführen wissen.

2) Eine Strecke Landes von 150 Quadrat-Ruthen zum Garten, der von den Zöglingen in den Feyerstunden umgegraben und von der Wirthschafterinn gejätet wird.

Ich kann die Kosten einer solchen Baute nicht veranschlagen; will sie indeß zu 1000 Rthlr. annehmen *) Dem Gutsherrn würde der Bau eines gewöhnlichen, doch zweckmäßig eingerichteten Schulmeisterhauses vielleicht 600 Rthlr. kosten. Er hätte also jetzt 400 Rthlr. mehr ausgegeben. Diese wer-

*) Von Lehm, nach Hundtscher Manier, würde es auf dem Lande wohlfeiler zu haben seyn.

A. d. R.

den ihm, in der Voraussetzung, daß er auf die Zinsen Verzicht leisten werde, in zehn Jahren wieder bezahlt, und zwar auf folgende Art: Im Winter besuchen 40 Kinder die Schule; von ihnen zahlen 32 einen und 8 zwey Schillinge wöchentlich. Letztere haben dafür einigen Unterricht mehr, wovon hernach. Im Sommer, den ich von Mitte May's bis Ende Septembers rechne, nehme ich nur von 20 Kindern an, daß sie die Schule besuchen. Das Schulgeld beträgt demnach

im Winter	32 Rthlr.
im Sommer	20 "
zusammen	52 Rthlr.

Dies würde zwar auf zehn Jahre 120 Rthlr. Ueberschuß geben, allein das erste Jahr müssen wir davon abrechnen, weil dann noch kein Unterricht ertheilt werden kann und vielleicht sind auch an dem respectiven Orte nicht so viele schulfähige Kinder, oder wenn Ueberschuß bleibt, so ist dies desto besser, weil Reparaturen vorfallen können. Diese muß der Gutsherr in den ersten zehn Jahren mit der Anstalt gemeinschaftlich tragen. Nach Verlauf dieser Jahre zahlt die Anstalt auch diese Auslagen zurück und giebt überdem jährlich 20 Rthlr. Grundheuer, wofür sie dann aber das ganze Schulgeld einnimmt. Ueber das Gebäude selbst, mit Zubehör, hat der

Erbauer, sobald er es der Anstalt übergeben und diese ihre Schuldigkeit jährlich erfüllt, nichts zu sagen, indem er dies gleich von vorne herein versprechen muß und zwar so, daß selbst sein Tod oder ein etwaniger Verkauf die junge Pflanzschule nicht von ihrem Boden vertreiben kann.

Der hochverdiente Frank in Halle sagte, als er einst zu seinen menschenfreundlichen Bemühungen sieben Gulden geschenkt erhielt: „das „ist ein rechtes Capital, damit kann man etwas „Großes anfangen," und noch bey seinen Lebzeiten hatte er die freudige Belohnung, fast alle die Gebäude, welche das Hallische Waisenhaus ausmachen, in ihrer Vollendung zu sehen. — Auch wenn mein Plan zur Ausführung gebracht würde, so würde man ohne Zweifel mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, aber Beharrlichkeit und fester Wille könnten hier doch gewiß viel thun. Dann sehe ich einem veredeltern Geschlechte entgegen; möchte dieser Gedanke doch kein leeres Traumgebilde seyn!

Ich komme zu

Den Zöglingen.

Die Kandidaten des Seminar's müssen schon das 18te Jahr zurückgelegt haben, weil sie sonst nach Beendigung ihres Kursus zu jung ins Amt kommen würden, und sollten sie nicht gleich nach dem Austritte aus der Anstalt beamtet werden, so

würden sie manches vergessen, welches sie nur durch stete Uebung behalten können.

Sie für einen dreyjährigen Aufenthalt zu verpflichten, wie Herr Dr. Wehber Schuldt dies vorschlägt, ist ganz zweckmäßig, nur müßten wir im Anfange etwas Nachsicht damit haben. Wir müssen stets Unterricht an die Dorfjugend ertheilen lassen und deshalb möchte, bey entstehenden Vakanzen, das triennium nicht immer gehalten werden können.

Die Forderungen, welche Herr Dr. Wehber Schuldt S. 8 seiner Abhandlung an seine Ankömmlinge macht, dürfen wir nicht machen, weil wir dann nicht einen einzigen sich so Qualifizirenden finden würden. Nach 4 bis 6 Olympiaden mag man dies fordern, jetzt ist es beynahe die Unmöglichkeit, daß wir junge Leute von der dort geforderten Beschaffenheit finden sollten. — Indessen schaden hohe Forderungen in dieser Rücksicht nicht.

Es ist unnöthig:

Von den Lehrgegenständen

für die Seminaristen zu reden, da sie nicht meinem jetzigen Zwecke nahe genug verwandt sind und da sie überdem vom Herrn Dr. Wehber in seinen Vorschlägen so vollständig abgehandelt sind, daß wohl nur wenige Abänderungen erforderlich seyn möchten. Indessen sind Industrie-Uebungen ganz ausgelassen, und die dürfen bey uns nicht fehlen.

Von den Lehrern.

Der Oberlehrer. Er dirigirt das Ganze; er allein ertheilt Unterricht in allen rein wissenschaftlichen Gegenständen; er muß, wo möglich, ein Instrument spielen, am besten das Klavier. Er prüft die Ankommenden, ob sie der Aufnahme fähig sind. Er muß stets bey dem Unterricht, den die Seminaristen an die Dorfjugend ertheilen, zugegen seyn. Der Unterricht für jene wird also meistens in die Morgen- und Abend-Stunden fallen. Er hat allerdings einen sehr schwierigen Posten; deshalb ertheilen ihm die Beförderer des Unternehmens die Versicherung und nehmen diese auch von allen denjenigen, welche Lehrer aus der Anstalt begehren, daß sie ihm, wenn er etwa 4 Jahre der Anstalt treu vorgestanden hat, so viel in ihren Kräften steht, eine Versorgung als Prediger verschaffen wollen. — Sehr wäre es zu wünschen, daß es gesetzlich würde, nur aus der Anstalt Lehrer der Jugend zu wählen, und wenn überall Serenissimus die Gnade haben wollte, den Oberlehrer nach vierjähriger Amtsführung huldreichst zu versorgen!

Die Unterlehrer. Sie werden unter den fähigsten Zöglingen der Anstalt ausgewählt. Sie ertheilen wöchentlich abwechselnd den Unterricht an die Dorfjugend.

Der Musiklehrer. Auf dem Klavier müssen alle Zöglinge spielen lernen. Hierin sollte der

Oberlehrer Unterricht ertheilen; kann er es nicht, so muß er wenigstens irgend ein andres musikalisches Instrument spielen, um dies zu lehren; weil viele Zöglinge nach Verlassung der Anstalt kein Klavier sich werden anschaffen können, leichter aber z. B. eine Geige oder eine Flöte. Kann der Oberlehrer das Klavier nicht spielen, so wird die Einrichtung getroffen, daß wöchentlich wenigstens zweymal ein Musiklehrer aus der nahbelegenen Stadt kommt.

Die Lehrerin. Sie unterrichtet die weibliche Jugend in weiblichen Handarbeiten und muß im Orte wohnhaft seyn.

Die Haushälterin. Eine bejahrte Frau besorgt das Wirthschaftliche.

Die Oberaufsicht

führen die, welche von denen auf längere oder kürzere Zeit dazu gewählt werden, welche diesen Plan zur Ausführung zu bringen suchen, — unentgeldlich. — Sie ergänzen sich selbst. — Sie besorgen das Oekonomische der Anstalt, beachten die Thätigkeit des Oberlehrers, engagiren diesen und können ihn absetzen, so bald er Dienstverletzungen oder eines unmoralischen Lebenswandels überwiesen wird. An sie hat man sich der Aufnahme wegen zu wenden; sie tragen Sorge für die bürgerliche Existenz der Abiturienten.

Unterrichts-Gegenstände für die Dorfjugend.

Melodisches Lesen. Kalligraphie. Orthographie. Arithmetik. Hiefür wird die Woche ein Schilling bezahlt. — Wer noch Theil nimmt an Geographie, Geschichte und Staats-Gesetzkunde, *) so wie an Indüstrie-Beschäftigungen und weiblichen Handarbeiten, bezahlt das Doppelte.

Ueberrechnung der Unterhaltungs-Ausgaben.

Der Oberlehrer hat bey freyem Tisch — wo er sich also Caffe ꝛc., auch Wäsche selbst halten muß, — einen Gehalt von . 180 Rthlr. — ßl.

Der Musiklehrer erhält für den halben Tag in der Anstalt jedesmal einen Gulden, also

2 X 52 Gulden	69 '	16 '
Die Lehrerin erhält	10 '	— '
und die Wirthschafterin . .	20 '	— '
	279 Rthlr.	16 ßl.

Vierhundert Thaler, sagte ich oben, würden ungefähr zur Unterhaltung erfordert. Die von

*) Nach welchem Plan sollte aber diese wol gelehrt werden? ich kenne wenigstens kein Hülfsmittel dazu. Daß ein Theolog die dickleibigen Gesetzbücher durcharbeite, ist doch wol kaum zu verlangen! A. d. Verf.

diesen fixen Ausgaben übrigbleibenden 220 Rthlr. 32 ßl. sind für die Hauswirthschaft nöthig. Im ersten Jahre mag nun wol etwas mehr verbraucht werden, weil

Tische, Bänke und Stühle,
ein Globus,
einige Landcharten,
eine große schwarze Tafel und ein Klavier

angeschafft werden müssen. Den Gehalt der Lehrerin ersparen wir aber, da die Dorfjugend ja noch nicht unterrichtet wird. Charten hat vielleicht der Oberlehrer. — Betten muß sowohl der Oberlehrer als auch jeder Zögling mitbringen.

Schluß.

Auf diese Art und durch diese Mittel, glaube ich, kann die zur Volksbildung nothwendigste und unentbehrlichste Anstalt zu Stande gebracht werden. — Mir liegt die Bildung und drum auch die Veredlung des Volks, trotz aller Rousseau, *) sehr am Herzen und dies bewog mich zur Mittheilung dieser Ideen. Es giebt ohne Zweifel noch manche Mittel

---

*) Rousseau stellte in seinen bekannten Schriften über die Wirkungen der wieder hergestellten Künste und Wissenschaften auf die Sitten ꝛc. den Satz auf: daß die höhere Geistesbildung die Mutter der Verderbtheit sey. A. d. Verf.

und Wege, auf denen man vielleicht besser zum Ziele gelangt. Man mache sie bekannt; ich werde stets sie so viel befördern, als in meinen Kräften steht. Wie viel Gutes könnte doch ein Reicher durch seinen Reichthum hier thun, wenn er einige tausend Thaler für ein solches Unternehmen geben wollte. Bey solchen Veranlassungen fühlt auch der wirklich das Angenehme des Reichthums, dem er übrigens auch ziemlich gleichgültig seyn möchte.

Alle Güterbesitzer, die es ihrer Menschheit würdiger achten, über Menschen zu gebieten, als über menschenähnliche Thiere; — alle, welche erkennen, daß Vervollkommnung das Ziel des Daseyns aller vernünftigen Wesen ist; — alle, welche sich dankbar ihrer Bildung freuen und alle, welche ihre Brüder als Brüder, als Geschwister eines großen Vaters lieben, alle diese bitte ich, meine Ideen zu prüfen, sie zu verwerfen, wenn sie nicht taugen, aber — bessere an die Stelle zu setzen und sie auszuführen!

Ich schließe meinen Vortrag mit Luthers Worten; ich möchte sie denen zurufen, die der sehr irrigen und höchst schädlichen Meynung sind: die Jugend zu unterrichten sey so etwas Leichtes und jeder Tagelöhner, Schneider, Schuster, Weber, oder gar ein ausgedienter Lakay ꝛc. sey dazu geschickt.

„Es meynen wol etliche, der Gelehrten „Stand sey ein leichtes Amt, aber im Har„nisch reiten, Hitze, Frost, Staub, Durst „und andres Ungemach leiden, das sey eine „Arbeit. Wahr ist's, mir wäre es schwer, „im Harnisch zu reiten; aber ich wollte auch „gerne wiederum den Reiter sehen, der mir „könnte einen ganzen Tag still sitzen und in „ein Buch sehen. Frage einen Gelehrten, „Prediger und Redner, was Schreiben und „Reden für eine Arbeit sey; frage einen „Schulmeister, was Lehren und Knabenziehen „für eine Arbeit sey. Leicht ist die Schreib„feder, das ist wahr; aber es muß gleichwol „das beste Stück (der Kopf) und das edelste „Glied (die Zunge) und das höchste Werk (die „Rede) so am Menschen ist, hier herhalten „und am meisten arbeiten, da sonst bey an„deren die Faust, die Füße, der Rücken oder „dergleichen Glieder allein arbeiten, sie aber „daneben fröhlich singen und frey scherzen „können. Drey Finger thun's, sagt man „von Gelehrten; aber ganz Leib und Seele „arbeiten daran."

„Der theure Kayser Maximilian soll ge„sagt haben: Ritter kann ich machen, aber „Doctoren kann ich nicht machen. Es ist

„wol wahr, Kunst ist leicht zu tragen, sagt „man, und Harnisch schwer zu tragen; aber „wiederum ist Harnischführen bald gelernt, „aber Kunst ist nicht bald gelernt und leicht „zu üben und zu brauchen."

Daß die Kandidaten der Theologie fast überall und auch in Mecklenburg, viel zu sehr auf sich beschränkt und viel zu sehr sich selbst überlassen, dem Staate, der ihre Dienste einst verlangt, dastehen, ist bekannt. Ob sie fortstudieren oder nicht, darum bekümmert man sich nicht; durchs Examen läßt man sie schlüpfen, weil — man den Menschen nicht unglücklich machen will, — und man bedenkt nicht, daß dieser Durchgeschlüpfte an keine Arbeit, wohl aber am Herumtreiben, Spielen ꝛc. gewohnte Mensch Tausenden Jahrelang als ein verworfenes Beispiel vorleuchtet. Sind die Prediger schlecht, gewöhnlich wurden sie als Hauslehrer verdorben. Auf mancherley Art konnte dies geschehen. Wie nun dieser Uebelstand aus dem Wege geräumt werden könne, darüber habe ich auch manches ausgearbeitet, welches ich vielleicht einmal der öffentlichen Prüfung vorlege.

Einiges über Verhältnisse Mecklenburgischer Tagelöhner.

(In Grundlage der Verhandlungen des Meckl. Patriotischen Vereins, Roebelschen Districts.)

Es ist nunmehr zwar, zur Ehre der Menschheit und angemessen dem jetzigen Zeitgeiste, die Mecklenburgische Leibeigenschaft — welche mehr ihres Namens wegen gehässig war, als daß sie in der That, außer einem Ortzwange für die Verpflichteten, nachtheilige Folgen hatte — gesetzlich aufgehoben worden; die Gesetzgebung hat jedoch die weitere Berücksichtigung der künftigen Verhältnisse der Emancipirten vorbehalten, und dies ist gewiß sehr nothwendig, weil sonst unfehlbar nachtheilige Folgen zu besorgen seyn werden.

Eine zweckmäßige Regulirung der Verhältnisse unserer Tagelöhner ist wichtiger wie man es glaubt, und nur eine ganz genaue Kenntniß des Seyn und Treibens dieser Menschen, kann davon die Ueberzeugung geben.

Diese Berücksichtigung hat einen wesentlichen Einfluß auf den Wohlstand des ganzen Landes, weil sie eine Classe von Staatsbürgern betrifft, welche in unserm Vaterlande die ersten und wichtigsten Producenten genannt werden können.

Es ist also nicht genug, daß diese Menschen von einem bisherigen Ortszwange befreyet werden, sondern es ist auch dafür zu sorgen, daß sie, nicht wie bisher, nur an vielen Orten, sondern künftig allgemein ohne Ausnahme, eine sorgenfreye Existenz führen können, wenn sie durch treue Erfüllung ihrer Pflichten gerechte Ansprüche darauf sich erwerben; dagegen darf es ihnen doch nicht überlassen seyn, ihre Dienste nach Willkühr zu taxiren, weil es natürlich für alle Staatsbürger nachtheilig seyn würde, wenn die Productionskosten der ersten und nothwendigsten Bedürfnisse, welche unstreitig dem Consumenten zur Last fallen dürften, unverhältnißmäßig hoch wären.

Ein gesetzliches Regulativ über die Rechte und Verpflichtungen der Tagelöhner ist also nicht allein wünschenswerth, sondern vielmehr nothwendig, weil im entgegengesetzten Fall immerwährende Veranlassung zu Streit und Mißvergnügen vorhanden seyn wird. Diese fällt aber weg, sobald eine feste Norm da ist.

Die Gesetzgebung darf also einen so wichtigen

Gegenstand nicht unberücksichtiget lassen, obgleich es nicht leicht ist, eine allgemein anpassende und zweckmäßige Bestimmung darüber zu machen.

Es ist bekannt, daß jede Gegend unsers Vaterlandes eine besondere Ueblichkeit in dieser Hinsicht hat, welche durch die Länge der Zeit, der Oertlichkeit angemessen, gebildet worden ist. Diese gab bisher eine Norm, welche bey Annahme eines freyen Tagelöhners stillschweigende Bedingung war, daher auch befolgt wurde und zur wechselseitigen Zufriedenheit gereichte.

Soll jetzt also eine allgemeine gesetzliche Norm festgesetzt werden, so muß dabey nothwendig die Oertlichkeit einer jeden Gegend berücksichtiget werden, dies kann aber nicht geschehen, wenn man sie nicht kennt; mithin sind zu diesem Zwecke vor allen Dingen die Vorgesetzten einer jeden Gegend darüber zu vernehmen.

Es sind bereits über diesen Gegenstand mehrere Vorschläge öffentlich bekannt gemacht, welche zwar viel Gutes enthalten, demohngeachtet aber das Ganze nicht erschöpfen, weil die Herren Verfasser nur die, auf Oertlichkeit ihrer Gegend basirte Ueblichkeit kannten und berücksichtigten.

In einer kleinen Abhandlung, welche im 3ten Quartal des 6ten Jahrganges unserer Landwirthschaftlichen Annalen befindlich ist, hat der Herr

Verfasser mit vieler Umsicht hierauf bereits aufmerksam gemacht, und man muß demselben aus Ueberzeugung dahin beypflichten, daß für den Wohlstand unserer Tagelöhner in jeder Hinsicht durchaus unpartheyisch und bestens gesorgt werden müsse.

Ob dies aber zweckmäßig dadurch geschehen kann, daß ihnen, wie in Schlesien, ein kleines Grundeigenthum eingeräumt wird; stehet dahin, weil diesen Augenblick die Ausführbarkeit eines solchen Plans nicht zu übersehen ist.

In unsern ritterschaftlichen Gütern dürfte dies doch nur ein nießbräuchliches, mit der Person des jedesmaligen Tagelöhners verbundenes, also nicht unbedingt erbliches Eigenthum seyn, theils weil diesen das Capital zum Ankaufe fehlt, theils aber und besonders, weil unbedingt erbliche Eigenthümer sich gewiß bald über ihren Stand erheben und mit dem Gutsbesitzer in ewigem Streite leben würden, mithin der beabsichtigte Zweck durchaus verfehlt werden dürfte. Man glaubt daher auch, daß jedes dem Tagelöhner in ritterschaftlichen Gütern einzuräumende, wenn gleich limitirte Eigenthumsrecht, aus mancherley Rücksichten nachtheilige Folgen haben wird.

Ein unschädliches nießbräuchliches Eigenthum ohne Gefahr und Last, haben indessen schon in vielen Gütern hiesiger Gegend die Tagelöhner, welches

sie bey einem geringen Tagelohn doch wohlhabend, fleißig und folgsam macht, sie auch an das Gut fesselt, wo sie es genießen. Da diese durch vieljährige Erfahrung erprobte Einrichtung zur allgemeinen Nachfolge empfohlen werden kann, so mag eine kurze Beschreibung derselben hier am rechten Orte stehen.

Sie besteht darin, daß der aus den Gärten der Tagelöhner zu entbehrende Dung derselben, für sie auf die Hoffelder, zum Genuß einer Winter- und Sommer-Saat, verbunden mit der guten Absicht, treue Arbeiter für gute und fleißige Dienste zu belohnen, geschafft wird.

Man findet zwar theilweise eine solche Einrichtung in manchen Gegenden des Landes, es fehlt dabey aber häufig die gute Absicht zur Erreichung des Zwecks; denn es wird entweder solches Land dazu gegeben, welches der Bearbeitung nicht werth ist, oder es wird zu Winterkorn, der Dung im Spätherbste, nach vollendeter Saatzeit des Hofes, allererst abgefahren, und das Korn erfriert häufig im Milchkeime, liefert aber nie einen guten Ertrag; oder zu Sommerkorn, der Dung ebenfalls nach beendigter Saatzeit in eine nicht gehörig vorbereitete Braache gebracht, und das auf frischem Dunge in warmer Jahreszeit gesäete Korn läßt eben so wenig eine angemessene Ausbeute erwarten. Ein solches

Verfahren ist nur auf den Gewinn des Gutsbesitzers oder Pächters berechnet, denn in allen diesen Fällen wird der Dung der kleinen Leute im ersten Jahre des ihnen eingeräumten Genusses, wenig Wirkung thun, mithin fast ausschließlich für das bessere Gedeihen der nachfolgenden Früchte reservirt bleiben.

Hier wird dagegen der Dung quaestionis zu Winterkorn, im Sommer vor der Erndte und in den Winterschlag des Hofes, abgefahren, der Acker auch eben so wie der übrige behandelt; es ist also derselbe im Herbste zur Entgegennahme des Saatkorns stets bereit, und da es sich häufig trifft, daß das Korn der Tagelöhner, ohne Inconvenienz des Hofes zeitig gesäet werden kann, allemal aber zeitig genug gesäet wird: so hat, bey einer üblichen besseren Düngung der kleinen Leute, ihre Wintersaat gewöhnlich entschiedene Vorzüge vor den übrigen.

Zur Sommersaat, welche nie auf die Braache angewiesen wird, fährt man den Dung im Herbste vorher ab, so daß derselbe also bey der Besaamung des Ackers schon ziemlich gefault und für die Pflanze empfänglich gemacht ist, und das Mißrathen derselben darf man nie besorgen, da das Land theils zu dieser Saat vorzüglich gut, theils aber ein oder zwey Jahre vorher schon zum Winterkorne gedüngt ist.

Werden diese Regeln gehörig beobachtet, so kann es, Unglücksfälle ausgenommen, nicht fehlen, daß die Tagelöhner von diesen ihren Saaten reichliche Früchte erndten, mithin der Körnerertrag ihnen bedeutende baare Ausgaben erspart, das Stroh aber reichliches Futter für ihr Vieh liefert; sie haben also ihre eigene kleine Oekonomie, ganz unabhängig von ihrem Herrn, für sich, welche einem Grundeigenthume vorzuziehen ist, da sie jenes bey gehöriger Pflichterfüllung ganz regelmäßig alljährig, ohne weitere Sorgen, zu genießen haben, und die stete Abwechselung des Landes sogar Vorzüge hat.

Daß durch eine solche Einrichtung gute Menschen an das Gut gefesselt werden, ist eine Selbstfolge; besonders da es von der Willkühr des Grundbesitzers oder Pächters abhängt, ob er dem abziehenden Tagelöhner die Benutzung seines Düngers länger, als während seiner Anwesenheit im Gute, zugestehen will.

Im Jahr seines Abzugs hat er also keine Ansprüche auf den sonst zum Winterkorn für das nächste Jahr abzufahrenden Dung, er bleibt folglich ein Jahr ohne Winterkorn, und dadurch wird seine ganze Oekonomie in Unordnung gebracht, es kann daher auch nur als Strafe betrachtet werden, wenn er von seinem Brodherrn gekündiget wird.

Dieser Umstand dient aber auch den schlechteren Subjecten zur Besserung, denn sie müssen unfehlbar zurück kommen, wenn sie öfter umzuziehen genöthiget sind; es fehlt ihnen dann nicht nur eine Beyhülfe an Korn, sondern sie müssen auch das fehlende Stroh kaufen, weil sie, als Folge jener Einrichtung, an dem künftigen Wohnorte solches nicht erhalten.

Viele Grundbesitzer oder Pächter halten diese Einrichtung zwar für benachtheiligend, weil sie jährlich eine bedeutende Fläche ihrer Ländereyen entbehren sollen, der Schade ist aber immer nur imaginair; aus folgenden Gründen:

1) Es giebt wohl nur selten solche Fälle, da ein Landwirth so großen Ueberfluß an Dung hat, daß er seine Ländereyen nicht mit Nutzen noch etwas stärker wie gewöhnlich düngen kann; auf solche Fälle besonderer, vielleicht nicht einmal existenter Ausnahmen, kann also nicht Rücksicht genommen werden; allgemein ist es aber nicht zu widersprechen, daß stärker wie gewöhnlich gedüngter Acker verhältnißmäßig größeren Ertrag liefert, wenn also ein Theil desselben von den Tagelöhnern gedüngt wird, so ist der durch stärkere Düngung veranlaßt werdende größere Ertrag des übrigen in Anrechnung zu bringen.

2) Eben so gewiß ist es auch, daß der Dung der Tagelöhner durch die eine Saat des ihnen eingeräumten Ackers nicht erschöpft wird, und daß also auf die fernere Wirkung desselben billige Rücksicht zu nehmen ist.

3) Wichtiger und entscheidend ist aber der dadurch bewirkt werdende Wohlstand derjenigen, welche gerechte Ansprüche darauf haben. Will man diesen nothwendigen Zweck auf eine so leichte wenig fühlbare, und wie gesagt, wahrscheinlich nur imaginair nachtheilige Art nicht erreichen: so muß es ausschließlich durch Geld oder Korn geschehen, deren Gewinnung uns bereits viele Mühe und Arbeit verursacht hat. Die Verwendung ist einmal unvermeidlich, da man von hungrigen Arbeitern gute Dienste nicht fordern, und sie zur treuen Pflichterfüllung nicht anhalten kann, wenn man selbst gegen sie die erste Pflicht verabsäumt, also wähle man doch gerne die einfachsten Mittel zum Zwecke.

4) Auf eine solche Remuneration der Arbeiter hat endlich der Wandel der Zeit keinen Einfluß, sie bleibt sich gleich in theuren und wohlfeilen Zeiten, statt daß bekanntlich Geldbelohnungen nicht so leicht ohne Besorgniß nach den Verhältnissen des Augenblicks verändert werden können.

Daß diese Einrichtung gut ist, beweiset der hier wahrzunehmende Wohlstand der Tagelöhner, obgleich in keiner Gegend des Landes geringeres baares Tagelohn, wie hier an der Preußischen Grenze, bezahlt wird; daher denn auch behauptet werden kann, daß, wenn eine solche Einrichtung dem ganzen Lande gemein wäre, die Unterthänigkeit sofort unbedingt, ohne weitere Einschränkung, auch ohne sonstige Berücksichtigung der Gesetzgebung, hätte aufgehoben werden können. Allenfalls hätte Letztere dabey ihr Augenmerk nur auf so hartherzige Brodherren zu richten gehabt, welche in der oben erwähnten ersten Abhandlung geschildert sind, und die man bedauerlich noch in unserm Vaterlande antrifft.

Eine zweyte Einrichtung hiesiger Gegend trägt wahrscheinlich aber auch vieles zur Wohlhabenheit der Tagelöhner bey, und sie bestehet darin, daß alljährlich nur einmal mit derselben Liquidation und Ablohnung gehalten wird.

Der gemeine Mann ist der Regel nach schlechter Haushälter, und versiehet nicht, die Ausgabe nach der Einnahme gehörig einzurichten, wenn er stets Geld in Händen hat; bekömmt derselbe also am Schlusse jeder Woche den darin verdienten Lohn, wie solches in vielen Gegenden des Landes üblich ist, so verthut er vieles unnütz, bestimmt auch wohl

mehr als er sollte, zu seinem Lieblingsgetränke, und hebt nicht genüglich zu größeren Bedürfnissen auf; wenn also im Herbste Schuster und Schneider ihre Rechnungen präsentiren, oder Kleidungsstücke angeschafft und sonstige Bedürfnisse befriediget werden sollen, so fehlt das Geld, und es müssen also, zur Kehrung der ersten Noth, Schulden gemacht werden, wovon man, so lange die Ursache derselben fortdauert, nicht leicht wieder frey kommen kann.

Hier wird dagegen mit jedem Tagelöhner Buch gehalten, dessen Verdienst wöchentlich, wie auch dasjenige, was er abschläglich darauf erhalten hat, darin notirt und auf Gallen *) abgeschlossen.

Fordert nun der Tagelöhner im Laufe des Rechnungsjahrs Korn oder Geld, so wird ihm solches der Regel nach unweigerlich gegeben. Letzteres wird gewöhnlich aber gar nicht, oder doch nur sehr sparsam und bey etwanigen Unglücksfällen begehrt.

Es scheint bey ihnen Grundsatz zu seyn, daß sie in der Zwischenzeit nicht gerne baares Geld nehmen, und sich vielmehr mit dem Tagelohn ihrer Frauen für das halbe Jahr des Winters, welches auf Ostern bezahlt wird, mit dem Erlös für verkauftes Lohnkorn und sonstigen zufälligen kleinen Einnahmen durchzuhelfen suchen. Dadurch werden sie also auch gelegentlich gute Wirthe, und wenn

*) Den 16. Oktober. A. d. R.

auf Gallen Rechnung gemacht wird, haben sie so viel baares Geld zu erwarten, daß davon ihre Schulden rechtlich bezahlt und sonstige Bedürfnisse befriedigt werden können.

Unter solchen Verhältnissen kommen Schulden nur selten, und fast immer nur dann vor, wenn die Hausfrau nicht gehörig wirthschaftet und zu viel Korn consumirt; Trunkenheit der Tagelöhner wird aber nie bemerkt.

Deren übrige Emolumente stimmen wohl mit der allgemeinen Ueblichkeit im ganzen Lande überein, außer daß die Gärten nicht auf 60 Quadrat-Ruthen beschränkt sind, sondern 80 bis 100 Quadrat-Ruthen betragen. Diese reichen aber nicht zu, um die zur Ernährung einer Familie erforderlichen Kartoffeln zu produciren, und es wird also für jede derselben außerdem ein oder mehrere Scheffel gr. Maaß Kartoffeln im Felde gepflanzt, worauf besonderer Werth gesetzt wird, weil die ewig mit Kartoffeln bepflanzten Gärten zuletzt ihre Dienste versagen.

Da die allgemein beliebte Frucht bekanntlich die Hauptnahrung des gemeinen Mannes ausmacht, so ist es nothwendig, dafür zu sorgen, daß es daran nicht mangele, vorzüglich da selbige auch zum Futter für sein Vieh mit zu Hülfe zu nehmen sind, und der Ankauf derselben nothwendig zur Verschuldung führen muß.

Unter den vielen Vorschlägen neuerer Zeit, über Verhältnisse unserer Tagelöhner, findet man auch den Anrath, die Frauen von der Feldarbeit auszuschließen und sie nur ihren Hausstand besorgen zu lassen; die Ausführung würde aber sehr nachtheilige Folgen haben, wenn sie bey der jetzigen Bevölkerung überhaupt möglich wäre.

Der Hausstand eines Tagelöhners ist so einfach, daß dessen Frau dadurch nicht hinlänglich beschäftiget werden kann, ihre Küche ist bald besorgt, der Flachs wird im Winter bereitet und gesponnen, zum Backen, Braueu, Waschen und Bestellung des Gartens ꝛc. wird ihr hinlängliche Zeit vergönnt; sie würde also sehr oft nichts anzufangen wissen, und Müssiggang ist bekanntlich aller Laster Anfang.

Sollen die Frauen die vielfältigen Arbeiten des Hofes, welche sich für sie passen und worin sie eine besondere Fertigkeit besitzen, nicht verrichten, als Kornbinden, Heumachen und alle Zubereitungen des Flachses ꝛc., so muß die Zahl der Tagelöhner beynahe verdoppelt und das Tagelohn bedeutend erhöhet werden.

Hier würde es großes Mißvergnügen erregen, wenn die Frauen der Tagelöhner von ihren bisherigen gewöhnlichen Arbeiten ausgeschlossen werden sollten, da sie es für eine Zurücksetzung halten, wenn ihnen nicht fast täglich Beschäftigung gegeben

wird; und diese hat auch unläugbar auf ihre Gesundheit einen wohlthätigen Einfluß.

Hat nun die Gesetzgebung bey Regulirung der Verhältnisse unserer Tagelöhner die Schwierigkeiten entfernt, welche die Verschiedenheit der Local-Verhältnisse entgegenstellt: so wird demnächst speciell das Interesse beyder gegen einander stehenden Theile, generell aber dasjenige des Staats, mit weiser Umsicht zu berücksichtigen seyn.

Der Stand des Tagelöhners ist bey diesem Geschäfte, hinsichtlich seiner Bildung, für unmündig zu achten, er muß also dergestalt vertreten werden, daß auch nicht entfernt irgend eine Partheylichkeit in den Bestimmungen durchschimmere; man sorge bestens für seinen künftigen Wohlstand und sichere ihn gegen Bedruck, damit er mit Lust und Liebe seinen wichtigen Zweck im Staat treu erfülle.

Dagegen berücksichtige man nicht minder die Sicherheit und das Interesse des Grund- oder Brod-Herrn, damit dieser gegen angemessene Belohnung treue und willige Dienste von seinen Untergebenen zu erwarten habe, und nicht etwa unverdienten Vexationen derselben Preis gegeben werde, weil diese vielleicht nach einer solchen Emancipation von dem, oft mit Uebermuth verbundenen Wohlstande so roher Menschen zu besorgen seyn könnte.

Man bestimme auf der einen Seite die Emo-

lumente der Tagelöhner so, daß diese nach ihrem Stande und ihrer Bildung ein gutes Auskommen haben und in der Art, wie solches ihnen am Zuträglichsten ist; doch sorge man zugleich auf der andern Seite dafür, daß es deren Brod- und Grundherrn auch in schlechten Zeiten nicht unmöglich werde, die festgesetzten Verpflichtungen gegen seine Untergebenen neben den öffentlichen Lasten und sonst unvermeidlichen Ausgaben zu erfüllen, damit dies nicht etwa zu verderblichem Mißvergnügen die Veranlassung werde. Es wird hiebey das unglückliche Jahr 1811 in Rückerinnerung zu bringen seyn, in welchem es den Gutsbesitzern und Pächtern fast unmöglich war, den für ihre Tagelöhner erforderlichen Lohn herbey zu schaffen, und welches die gute Lehre gegeben hat, daß die Emolumente der Tagelöhner, so wie in hiesiger Gegend, mit möglichster Schonung der Baarschaft zu bestimmen sind, weil auf letztere, besonders in Zeiten des Krieges und allgemeiner Calamität, schon so viele öffentliche und sonstige Anweisungen ruhen.

Auf der Districts-Versammlung zu Roebel, den 1. May 1820.

A. v. Bülow, Vice-Präsident,
als Director des Roebelschen Districts.

F. Engel,
als Secretair des Röbelschen Districts.

Vom Getraide.

Unsere einheimischen Grasarten sind perenirend. Sie sterben nicht ab, nachdem sie ihren Saamen zur Reife gebracht. Dieser steht in einem weit geringern Verhältniß zu ihrem körperlichen Inhalt, als der Saame unserer Getraidearten, welcher fast eben so viel wiegt, als sein Stamm. Unsere einheimischen Gräser sind vielleicht darum perenirend, weil das ganze Jahr hindurch die Oberfläche der Erde und die Luft unsers Clima's die zur Vegetation erforderliche Feuchtigkeit enthält, wo hingegen in dem heißen Clima denen Pflanzen, die, wie das Getraide, kaum auf einen Fuß tief wurzeln, in der trocknen Jahrszeit die in der Feuchtigkeit zubereitete Nahrung ausgeht. So wie nicht nachgewiesen werden kann, daß in unsern Climaten sich der Urstamm unserer Getraidearten wild finde, so dürfen wir annehmen, daß sie aus einem Clima herstammen, in welchem die heiße Jahrszeit das völlige Absterben der Pflanzen zur Folge hat, und welches in der nachfolgenden nassen Jahrszeit dann die in der heißen Jahrszeit reif gewordenen Saamenkörner

wieder aufgehen läßt. Merkwürdig ist übrigens, daß unser Getraide in seiner natürlichen wilden Urgestalt überhaupt noch nicht näher nachgewiesen ist, weshalb man es mit heiliger Ehrfurcht ansehen mögte für ein erhaltenes Ueberbleibsel einer untergegangenen Vorwelt, für ein Geschenk der Ceres. Eigenthümlich erscheint es alle Wege in seinen Verhältnissen, gehalten gegen die übrige umgebende wilde Vegetation.

Diese Grasarten opfern ihr Leben auf für eine übergroße Frucht, die sie absterben läßt, während die übrigen Grasarten die reife Kolbe auf dem grünen Halm tragen.

Mit stummer Ehrfurcht beobachtete daher schon das graue Alterthum das Geschenk, das nur eine Göttinn bringen konnte, und dürfen wir uns nicht wundern, wenn Pflanzen, welche ihr Leben für ihre Frucht aufopfern, von uns die Beyhülfe der Cultur und der Düngung und vom Boden die Beyhülfe seiner Kraft fordern.

Daß der bey uns einheimische durchwinternde Rocken sogar nicht wild wachsen will, daß er, sich selbst überlassen, nach ein paar Jahren ausgeht, beweiset, daß er kein einheimisches Product ist, also ganz andere Bedingungen seiner wilden Fortdauer erfordert.

Mit der Hypothese, daß das heiße Clima mit

Regen und trockner Zeit, der eigentliche Geburtsort unserer Getraidearten sey, scheint nicht ganz zu harmoniren ihr Verhalten in unserm Clima. Hier dauert ihre Vegetation längere Zeit und verlangt eine mit Feuchtigkeit abwechselnde trockne, nicht zu heiße Witterung. Wir dürfen aber ihr Verhalten in unserm Clima nicht zum Maaßstab nehmen für das Verhalten in ihrem Geburtslande. Bey uns wird die Vegetation unterbrochen durch veränderliche Witterung, in dem heißen Clima aber beschleunigt durch ununterbrochene Hitze. Bey uns schadet die übermäßige Nässe der Pflanze, wenigstens im Sommergetraide, in der Jugend mehr, als wenn sie schon etwas herangewachsen, aber doch giebt trockne Wärme in der spätern Periode den größern Saamenertrag. Es muß aber der ununterbrochene beschleunigte Wachsthum in dem wärmern Clima nach der Regenzeit andere Verhältnisse ergeben, als sich bey unserem, unter abwechselnder Wärme und Kälte Vor- und Rückschritte machenden Pflanzenwachsthum zeigen. Wir sehen auch, daß in Egypten, welches seine Regen- und trockne Zeit hat, der von Nässe geschwängerte Boden, bey ununterbrochener Wärme, in der kürzern Wachsthums-Periode zur Reifung reichlicher Frucht Feuchtigkeit genug behält, und vertragen unsere Wintersaaten in ihrer frühern Periode mehr

die Nässe, als in der Periode der weitern Entwickelung. Wir dürfen daher also wohl unser Getraide für Pflanzen ansehen, welche ursprünglich einem Clima angehören, das in seiner Regen-Periode sie aufkeimen und in seiner trocknen Periode sie reifen läßt, dessen Nässe aber bey der Hitze weniger nachtheilig wirkt.

So ganz unanwendbar für die Praxis scheint dies Philosophem aber nicht zu seyn, wenigstens dient es zum Aufschluß über manche Erscheinungen, welche sich uns darbieten bey der blos künstlichen Erzeugung der Gabe, die die Ceres brachte.

G., den 29. April 1820.

C. S.

Auszüge aus Briefen.

Aus dem Mecklenb. den 13. Jan. 1820.

Alles erzielt jetzt feine oder veredelte Wolle. Nur der Reiche kann feines Tuch bezahlen, feines Tuch hält in der Regel länger als grobes, und wird bey den Arbeiten und Mühseligkeiten des Lebens nicht so zerstörend abgenutzt und verbraucht, wie das gröbere Tuch, die gewöhnliche Bekleidung der ärmeren, arbeitenden Klasse, die an Kopfzahl bey weitem auch die stärkere ist. Schon der Mittelstand behilft sich mit Tuch von Mittel-Wolle, der Aermere ist froh, wenn er nur bezahlen kann, was ihn wärmt und bedeckt. Wo soll nun der Uebervorrath von feiner Wolle hin? Muß nicht das Uebermaaß derselben schon nachtheilig auf die Preise wirken? Wenn alles nur auf Gold hinarbeiten wollte und könnte, woher sollten dann Kupfer und Eisen, die doch der Masse nach mehr gebraucht werden, zu nehmen seyn?

Diese einfältigen Fragen, zu denen ich noch leicht mehrere fügen könnte, wenn ich Ihre Geduld nicht auf zu harte Proben stellen wollte, fallen mir bey dieser Gelegenheit so bey.

Aus dem Holsteinschen, den 19. März 1820.

Es freut mich, daß Ihnen meine Bemerkungen über den Rappsaatbau gefallen haben. *) Ich glaubte diesen Mißbrauch unsers Landes um so mehr rügen zu müssen, weil die erste baare Einnahme manchen so sehr blendet, daß die unglücklichen Folgen oft zu leicht übersehen werden. Gerade jetzt bezahlt man hier für die Last wieder an 200 Rthlr., statt daß Weizen noch keine 100 Rthlr. pr. Last kostet, wovon wohl hauptsächlich der Schade, den der Frost dem jetzt im Felde stehenden Rappsaat zugefügt hat, die Ursache ist. In der hiesigen Gegend sind z. B. ganze Schläge mit Rappsaat so erfroren, daß sie ganz umgepflügt werden müssen; andre haben weniger gelitten. Ganz unbeschädigte Rappsaatfelder findet man aber gar nicht, und es wird blos von der Witterung abhängen, ob das, was sich noch erhalten hat, nicht auch noch weggeht. Die heftigen Nachtfröste können dies leicht bewirken, dagegen ein warmer Regen, der aber bey dem jetzigen Nord-Ostwinde nicht zu hoffen ist, demselben sehr wohlthätig seyn würde. Es bewährt sich unter diesen Umständen die Erfahrung, daß der Rappsaat fast nicht zu dünne gesäet werden könne.

---

*) M. s. den Aufsatz: über den Rappsaatbau und dessen Folgen ꝛc. S. 55 dieses Jahrganges. A. d. R.

Diejenige Saat ist z. B. ganz weg, wenigstens hat sie am meisten gelitten, wo man 12 Pfund auf 240 Quadrat-Ruthen gesäet hat. So wie dünner gesäet worden, ist der Schade geringer und da, wo nur 4 Pfund auf 240 Quadrat-Ruthen gesäet worden, steht die Saat am besten. Die Pflanzen der dünnen Saat sind stämmiger und haben sich mehr ausbreiten können, statt daß die dicker gesäeten Pflanzen, wegen Mangel an Platz höher aufgeschossen und daher dem Froste mehr ausgesetzt waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Preise desselben noch ungeheuer steigen.

Den 20. März.

Durch die angenehme Nachricht, daß die Weizenpreise bey Ihnen bedeutend in die Höhe gehen, ward ich gestern an Beendigung dieses Briefes gestört. Man hofft, die Einfuhr nach England würde frey kommen, und damit wären wir allerdings sehr zufrieden; besser wäre es indessen gewesen, wenn dies ein Vierteljahr früher der Fall gewesen wäre. Bey den Kornpreisen, die wir in diesem Winter gehabt haben, verliert der Landmann Muth und Kraft zu wirken. Gut, daß die Aussicht zur Aenderung da ist. Unsre Kühe stehen sich bey diesen Preisen desto besser, indem sehr viele

Pächter, die ihre Holländerey selbst benutzen, ihre Kühe mit Gerstschroot füttern. Unter diesen Umständen ist die Verhäurungs-Art der Kühe nach Kannenzahl der Milch sehr zweckmäßig, statt daß bey einer Verhäurung nach Stückzahl diese Fütterung unterbleiben muß und auch unterbleiben wird; daher muß man denn auch bey dieser Wirthschafts-Einrichtung auf den Vortheil, die Gerste durchs Verfüttern theurer auszubringen, Verzicht leisten, dies ist wirklich ein sehr großer Fehler, obgleich viele dies nicht einsehen wollen. Ich habe meine Kühe, 120 Stück, schon seit ein paar Jahren nach dem Milch-Ertrage nach Kannen verhäuret; auch für dies nächste Jahr diese Einrichtung schon wieder erneuert. Vor dem Kalben erhält jede Kuh täglich $2\frac{1}{2}$ Pfund Gerstschroot; nach dem Kalben aber erhalten 3 Kühe 10 Pfund Schroot mit Strohhexel vermischt, dazu täglich zweymal Heu und Stroh nach Belieben. Dann habe ich aber auch von der frisch melkenden Kuh täglich 4 Kannen, und, was noch das Wichtigste ist, das hier wohl in Anschlag gebracht zu werden verdient: ich erhalte den vorzüglichsten und kräftigsten Dünger. Meine Kühe sind aber auch halb fett und befinden sich dabey sehr wohl. Bey so ungewöhnlich hohen Butterpreisen, wie jetzt, da man 8 ßl. pr. Pfund giebt, und bey dieser Fütterungs-Art zwischen 20 bis 28 Thaler

reines Geld aus jeder Kuh macht, bin ich ganz überzeugt, daß wir Holsteiner im Allgemeinen die niedrigen Kornpreise länger aushalten, als die Mecklenburger, indem bey ihnen so unverhältnißmäßig wenig aus den Kühen gemacht wird, welches bey der fast allgemeinen Verpachtungs-Art nach Stückzahl auch nicht anders seyn kann. Ich habe mich bey meinem vormaligen Aufenthalte in Mecklenburg und auf meinen nachherigen Reisen durch dies schöne Ländchen, oft gewundert, wie es möglich ist, daß eine Kuh, ohne Kornfütterung, bey wenigem Heu, die Pacht von 14 bis 16 Thaler geben und ein Holländer dabey bestehen kann. Daß aber wirklich die Mecklenburgischen Kühe, wenigstens an manchen Orten, gar kein Korn erhalten, das ist mir von mehreren meiner dortigen Bekannten versichert, mit dem Zusatze: daß sie ihr Korn wohl besser anzuwenden wüßten, als es den Kühen zu geben. Angenommen also, daß es möglich sey, eine Kuh bey bloßer Strohfütterung ohne Korn und mit wenigem Heu, zu einem Ertrage von 14 bis 16 Rthlr. zu bringen, so würde der Ertrag einer solchen Kuh dem Anschein nach eben so groß seyn, als der Ertrag der unsrigen, weil bey dem Werth von 3 Pfund Gerste a Tonne zu 2 Rthl., welche unsre Kuh erhält, — uns daher von der höhern Einnahme, die wir dadurch erhalten, abge-

zogen werden muß, — bey einer Fütterung mit wenigem Heu, selbst wenn jede Kuh 3 Tonnen Gerste erhält, uns nur 20 bis 22 Rthlr. reine Revenüe bleiben, da der höhere Ertrag entweder aus einer noch stärkern Kornfütterung oder durch stärkeres Heufüttern entsteht, so wie denn auch die bessere oder schlechtere Weide mit dazu beyträgt. Angenommen also, es sey der erste Satz möglich, — welches ich indessen denn doch noch sehr bezweifle, — welchen unzuberechnenden Vortheil bringt nun nicht der so ungleich bessere Dünger bey der Kornfütterung? Andere Vortheile, die aus der besseren und kräftigeren Fütternng des Viehes entstehen, indem es sodann weit weniger Unfällen unterworfen ist, überhaupt längere Jahre ausdauert, beym Ausmerzen, sey es zum eigenen Bedarf oder zum Verkauf, einen ungleich höhern Werth behält, indem, Sterbefälle abgerechnet, der Ausschuß den Einschuß fast ersetzt, sind doch auch wichtig genug, um mit in Anschlag gebracht werden zu können. Wer alles genau berechnet, was eine Kuh, außer der Weide, an Korn, Heu und Stroh erhält, der wird finden, wenn auch der Dünger mit in Anschlag gebracht wird, daß sie mehr kostet, als sie wieder einbringt. Wäre es daher jedem Landmanne möglich, alles, was die Kuh erhält, baar zu verkaufen, den Dünger dagegen wieder ebenfalls für baar Geld anzukaufen, wie

es zu Flotbeck, dem Gute des Herrn Baron von Vogt bey Altona wirklich geschieht, so ist es ausgemacht gewiß, daß auf diese Art ein weit höherer Ertrag heraus gebracht werden müsse, als wir jetzt aus unsern Kühen heraus zu bringen im Stande sind, da dieses aber nur an sehr wenigen Orten würde möglich gemacht werden können, wir aber der Kühe, — (so glauben wir wenigstens bis jetzt noch in Holstein, weil wir den wirklichen Ertrag der veredelten Schäfereyen noch nicht genau genug kennen) — als Dünger-Producenten, nicht entbehren können, (ich nenne sie daher ein nothwendiges Uebel) so ist es doch wohl die Hauptsache, den möglichst höchsten Ertrag daraus zu erhalten, und der kömmt, wenn vielleicht auch nicht auf dem Papier, doch aber in der Wirklichkeit nur dann heraus, wenn man sie recht gut füttert und weidet. Dies lehrt die Erfahrung, und man sieht zugleich daraus, welch ein großer, nicht genug gewürdigter Werth im guten Dünger stecken muß.

Ich glaube gewiß, daß Sie, lieber Herr Professor, meiner Meynung seyn werden; leider aber sind es nur wenige Ihrer Herren Landsleute. Ich muß selbst gestehen, daß, nachdem ich einige Jahre in Mecklenburg gewesen war, ich mich erst wieder bey andern von der Richtigkeit meiner obigen Behauptung überzeugen mußte, ehe ich mich dazu ent-

schließen konnte, den Kühen das schöne Korn hinzugeben. Man muß es nur einmal selbst versuchen; dann aber die Kühe selbst benutzen, oder die Milch nach Kannenzahl verpachten, so wird man es eben so gewiß auch für die Folge fortsetzen und sich von dem Nutzen überzeugen, so gewiß keiner das Tüdern der Kühe wieder aufgeben wird, der nur erst einmal damit im Gange ist. Ich werde jetzt im vierten Jahre damit fortfahren, und nur dann, wenn es mir möglich seyn wird, meine Kühe im Stalle zu füttern, damit aufhören.

Sehr angenehm würde es mir seyn, gelegentlich durch Ihre Güte zu erfahren, ob und wo man das Tüdern dort versucht hat und welcher Meynung man darüber ist. *)

*) Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mich mit vielen unsrer Herren Landwirthe über diesen Gegenstand zu unterhalten; fast alle gestehen den Nutzen des Tüderns zu, aber bis auf diesen Augenblick ist es mir nicht bekannt geworden, daß man, auch nur im Kleinen, den Versuch gemacht hätte; auch nicht einmal auf separirten Bauergütern, wo diese Einrichtung doch von so augenscheinlichem Nutzen seyn würde und so leicht ausgeführt werden könnte. Sollte vielleicht irgendwo diese Methode in Ausführung gebracht seyn, so bitte ich recht angelegentlich, da diese Sache doch wirklich für unsre Landwirthschaft von so großer Bedeutung ist, mir ausführliche Nachrichten darüber zukommen zu lassen. Auch selbst das, was mit Grund gegen diese Methode gesagt werden könnte, würde lehrreich seyn, und ein großes Verdienst für den, der die Mühe nicht scheuen würde, alle Gegengründe, die der Ausführung vielleicht bey uns im Wege stehen würde, klar und anschauend darzulegen. A. d. R.

Aus dem Mecklenburgischen in der Gegend von Röbel, den 4. Febr. 1820.

Ihnen ist es gewiß bekannt, daß der südliche Theil von Mecklenburg den letzt verwichenen Sommer viel mehr als der nördliche von der übermäßigen Hitze und Dürre gelitten hat; die hiesige Gegend hat besonders gelitten. Die Nähe der Müritz scheint die Nässe noch mehr an sich gezogen oder vielmehr die Gewitterregen abgestoßen zu haben; auffallend ist es mir dabey, daß der Rost auf dem Getraide auch dies Jahr seinen nachtheiligen Einfluß bewirkt hat, welches sonst nur bey nasser Witterung zu geschehen pflegte. Die aus der Müritz aufsteigenden Dünste müssen durchaus Einfluß auf den Rost haben, weil ich sonst nirgends dies Uebel so schädlich gefunden habe. Es ist dies schon das vierte Mal in den 10 Jahren, in welchen ich hier wohne, und besonders hatte der sonst schöne Rocken im Jahr 1811 und 1814 so sehr gelitten, daß kaum die Hälfte des Dreschens werth, von dem übrigen auch nicht mal das Stroh zu gebrauchen war. Dies Jahr hat aber der Rost seinen Nachtheil auf alles Getraide verbreitet, denn die Hitze allein hatte nicht so nachtheilig wirken können, da es im Stroh doch noch ziemlich groß gewachsen war. Die Gerste, welche hier sonst hauptsächlich geräth, ist besonders so schlecht, daß sie nicht viel mehr als die Einsaat und diese noch dazu in der allerschlechtesten Qualität bringt, und das Winterkorn wirft kaum so viel ab, daß ich die Bedürfnisse an Sommerkorn damit decken kann, obgleich der Getraide-Verkauf sonst die bey weiten größeste Einnahme für die hiesigen Güter ist. Natürlich erstreckt sich der schlechte Getraidebau auch besonders auf den Futtermangel, und die Schaafe müssen diesen Mangel, da hier kein Heu zu kaufen ist, am meisten fühlen.

Ich bitte, diese Erörterung einer schlechten

Erndte nicht als eine Klage anzunehmen, sondern nur als ein mir unerklärliches Ereigniß ꝛc. *)

Aus dem Holsteinschen, den 5. März 1820.

Zugleich erlaube ich mir eine Bemerkung hinzuzufügen, die mir bey Lesung der, Seite 622 des sechsten Jahrgangs dieser Annalen v. J. 1819 gemachten Behauptung einfiel, wo gesagt wird: „Es beweiset „nur Einseitigkeit, wenn manche Wirthe behaupten „wollen, daß durch ein stärkeres Mergeln als ge„wöhnlich, der Acker zu fest und bindend werde ꝛc. „— man könnte ihm eher zur Last legen, daß er „den Boden zu locker als zu bindend machte.

Gegen diese Behauptung spricht für die Folge die Erfahrung, wenn man Lehmmergel auf schweren Boden bringt. Dieser macht freylich durch den unter dem Lehm befindlichen Kalk, im Anfange den Boden sehr locker; wenn aber nach Jahren dieser seine Wirkung gethan, so bleibt nur der damit verbundene wilde Lehm im Lande zurück, und macht es, wenn man auch nur 12 Cubik Fuß auf eine Quadrat-Ruthe fährt, so bindend, daß man den Unterschied sehr bemerken kann, auch bey dieser mäßigen Bemergelung. Wollte man nun gar 4 bis 5 mal mehr darauf bringen, wovon mir indessen kein Beyspiel bekannt ist, so würde der schwere Boden in der Folge gewiß einer Lehmdiele ähnlich werden, und gar nicht zu behandeln seyn. Wie die Wirkung eines solchen starken Bemergelns auf ganz

*) Es wäre sehr zu wünschen, daß nicht blos praktische Landwirthe, besonders auch der dortigen Gegend, hierüber ihre Beobachtungen mittheilen, sondern auch gelehrte Naturkundige Aufklärungen dieser Erscheinung versuchen möchten. A. d. R.

leichtem Sand seyn würde, weiß ich nicht; darauf könnte sie aber wohl eher anwendbar seyn und denselben vielleicht ganz umschaffen.

— — — im Fürstenthum Rügen, den 19. März 1820.

In dem 4ten Quartal-Hefte 6ten Jahrganges Pag. 655 der Neuen Annalen der Mecklenb. Landwirthschafts-Gesellschaft, in einem Aufsatz, betitelt: Von der neuen Saat, hat ein mir unbekannter Verfasser das Verdammungs-Urtheil über den Rügenschen Saat-Hafer und die Wittowsche Gerste, wegen der dadurch in Mecklenburg eingeschwärzten Wucher-Blume, ausgesprochen. Als langjähriger Rügenscher Landwirth finde ich diese Behauptung allgemein gesagt, ungegründet, da ich und alle diejenigen, die eine zweckmäßige Kultur und Fruchtfolge auf ihren Gütern eingeführt haben, dieses Unkraut blos botanisch kennen, indem es keinesweges auf unsern Feldern anzutreffen ist. Der Verfasser dieses Aufsatzes muß daher diese Erfahrung durch Saatkorn von schlecht kultivirten Rügenschen Feldern gemacht haben, oder auch sich dasselbe, bey vielleicht ganz reinem Saatkorn, durch zweckwidrige Cultur und Saatenfolge zugezogen haben!

Der mit Recht begründete Ruf der Rügenschen Saat-Gerste und des dortigen Hafers wird also bey Kennern nicht durch diesen Aufsatz leiden können; für diejenigen hingegen, bey welchen dieser Aufsatz Glauben finden möchte, habe ich für Pflicht gehalten, Ihnen, als Redacteur des geschätzten Journals, meine Widerlegung mitzutheilen, um jeden Unbefangenen von der Grundlosigkeit der gedachten Behauptung, wenn man allgemein

von Rügenschen Saatkorn spricht, zu überzeugen. *).

Aus dem Mecklenburgischen den 21. März 1820.

Ich glaube die Aufmerksamkeit unsers Patriotischen Vereins auf einen nicht unbedeutenden Gegenstand leiten zu müssen, nemlich: auf die immer mehr überhand nehmenden Neckereyen der Herren Fiskale. Die Sache ist schon auf dem letzten Landtage zur Sprache gekommen und es werden jetzt, wie ich höre, in allen Aemtern Data gesammlet, um solche dem löbl. Engern Ausschuß zu überreichen, damit er mit der Großherzogl. Regierung in Unterhandlungen trete und wenigstens Erleichterungen erlange.

Ich bin seit einem Jahre hauptsächlich der Gegenstand der fiskalischen Verfolgungen, weil ich leider in meinem Dorfe einen schlechten Menschen haben muß, der gegen mich zum Denuncianten wird. Ich habe über 24 Thaler Strafe und Kosten erlegt, weil mein Inspector vorigen Sommer auf einen Sonntag Abend bereits gesacktes Korn aufladen ließ. Es sollte nemlich Montag Morgen zu Markt geschickt werden. Die Knechte baten aber, wegen der großen Hitze, schon des Nachts fahren zu dürfen. Ich habe eben so viele Kosten und Strafe erlegen müssen, weil mein Inspector auf einen Sonntag Morgen 4 Uhr, es den Tagelöhnern erlaubt, 2 Fuder Heu, welche sie sich an den Grabenborten geworben, einzufahren. Die Luft hatte sich stark bezogen und man befürchtete Regen. Er that

*) Hoffentlich wird der angeklagte Herr Verfasser des hier angeführten Aufsatzes sich hierüber im nächsten Quartal dieser Annalen zur völligen Zufriedenheit des verehrungswürdigen Herrn Korrespondenten erklären. A. d. R.

dies um so eher, da erst Nachmittags Gottesdienst war, und da meine Kühe durch verdorbenes, schlecht geworbenes Futter einen Lungenhusten hatten, woran ich mehrere verloren. Ich verlangte, dem Denuncianten gegenüber gestellt zu werden, um endlich den Schurken kennen zu lernen, der seinen Brodherrn verrathen. Der Advocot * * schrieb mir aber, daß die Herren Fiskale nicht nöthig hätten, denselben zu nennen. Dieser schmähliche Druck, geheime Inquisition und Spionen-Wesen paßt sich nicht für uns und contrastirt mit unserer herrlichen Verfassung. Von unsern Nachbarn im Auslande müssen wir Vorwürfe darüber hören, und man weiß nichts darauf zu antworten. Dies hält manchen Fremden zurück, sich hier anzukaufen. In unsern Städten ist dies nicht so; ich bin vor einigen Jahren mit dem Herrn * * am zweyten Pfingsttage, Morgens unter der Predigt aus dem Thore zu * * welches nach * * führt, gefahren. Es ward ganz nahe vor der Stadt gehaakt und Mist aufgeladen; warum werden w i r denn so gezüchtiget, wenn wir ein Paar Fuder Heu einfahren lassen, um es vor Verderben zu schützen und Viehseuchen, die das ganze Land unglücklich machen können, zu verhindern. In Pommern, im Hannöverschen, im Holsteinschen ꝛc. ist das nicht so. Der Landmann wirbt ungestört und ungestraft nach geendigtem Gottesdienst alles, was Menschen und Vieh zur Nahrung dient, und diese unsre Nachbaren sind doch wohl wenigstens eben so gottesfürchtig wie wir. Es muß also darauf hingearbeitet werden, daß

1) Wir und unsere Leute uns an Sonn- und Festtagen, nach beendigten Gottesdienst, w e n n e s N o t h t h u t, mit allem beschäftigen können, was die Werbung, nicht allein des Getraides, sondern auch des Klee's, Heues, kurz alles Futters für Menschen und Vieh, erfordert.

2) Müssen die Herren Fiskale verpflichtet seyn, uns die Ankläger zu nennen. Man wendet ein, daß das die Denunciationen sehr vermindern wird. Desto besser, wo kein rechtlicher Kläger auftreten kann, da muß keine Klage statt finden. Wir haben doch Processe und Weitläuftigkeiten genug. Mit unserm Herrn Gott wollen wir es selbst ausmachen. Nach meinem Dafürhalten ist kein größerer Gottesdienst, als diejenigen Früchte, welche Gott uns hat wachsen lassen, unverdorben, — wenn auch gleich am Sonntage — einzufahren. —

3) Müssen unsere ledigen Kornwagen an Sonn- und Festtagen zu Hause kommen können. Es trifft sich oft, daß man wegen ungünstiger Witterung nichts auf dem Acker machen kann; in solchen Zeitpunkten verführe man gerne Getraide. Es kommt aber ein Sonn- oder Festtag dazwischen, so, daß die Wagen einen Tag in fremden Wirthshäusern stille liegen müßten. Man unterläßt also die Fuhr, und es geht ein Tag verloren. Welcher Verlust für die Landwirthschaft, wenn alle Tage zusammen gerechnet werden, die in ganz Mecklenburg auf diese Art verloren gehen!

Ich will das Gesagte kurz wiederholen: Es muß in einem ganz vom Ackerbau und Viehzucht existirendem Lande, wie Mecklenburg, alles mögliche geschehen, um diese beyden Haupt-Nahrungszweige zu begünstigen und zu fördern. Der Landmann, der ohnehin mit so vielen Hindernissen zu kämpfen hat, muß nicht durch fiskalische Processe in Schaden und Verdruß gesetzt, am wenigsten gegen seine eignen Leute mißtrauisch gemacht werden. Seine Leute müssen nicht in Versuchung kommen, ihren Brodherrn zu verrathen ꝛc.

Sie haben S. 689 des sechsten Jahrganges der Landwirthschaftlichen Annalen einen Aufsatz mit einer Zeichnung: über Entwurzelung der Bäume, vom Herrn Vice-Präsident von Bülow auf Groß-Kelle, nebst Bemerkungen darüber, vom Herrn Forstinspector Becker zu Röversshagen, aufgenommen. Bey dem zufälligen Lesen dieser Aufsätze erinnerte ich mich, daß im Januar oder Februar des Jahres 1806 in Kiel, wo ich mich auf mehrere Tage in musikalischen Angelegenheiten befand, es ganz allgemein war, von der Wirkung einer von dem Dänischen Mechanikus Riffelsen erfundenen und construirten Hebemaschine, vermittelst welcher die größten Eichen- und Buchen-Bäume, durch nur weniger Menschen Kräfte, aus der Erde zu heben und auf einen beliebigen Platz daneben umzulegen wären, zu sprechen, mit welcher zu der Zeit, im Beyseyn des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Dännemark, mehrere Personen aus dessen Gefolge und vielen andern Zuschauern, sehr gelungene Versuche im Düsterbroock, einer Waldung an der Kieler Fiorde, gemacht worden.

Da es nun wohl für die Forstbenutzung nicht ohne einiges Interesse seyn mag, oberwähnte Wirkung hervorbringen zu können, so wollte ich mir hierdurch erlaubt haben, soferne Ihnen von der Maschine quaest. noch nichts bekannt seyn möchte, Sie darauf aufmerksam zu machen, und zu veranlassen, etwa eine nähere Erkundigung und was ein Genaueres und Mehreres an der Sache sey, von Ihren dortigen landwirthschaftlichen Korrespondenten einzuziehen und zu erfahren.

Noch bemerke, wie ich mich erinnere, mit Riffelsen, der auch Erfinder der Melodica ist, über seine Erfindung gesprochen zu haben, allein damals ohne alle Kenntnisse von der Mechanik, und es

schwebet mir nur etwas dunkles darüber vor. Die Sache an sich ist aber außer allem Zweifel; vielleicht daß Riffelsen bey seiner anerkannten Bescheidenheit und Mangel an Gabe sich geltend zu machen, und mit Ausführung stets neuer Entwürfe beschäftiget, verhindert worden ist, auch diese seine Erfindung einem größern Publikum bekannt zu machen, — wenn nicht die damalige Zeit auch ungünstig hierüber gewaltet hat! ꝛc. *)

Den 24. April 1820.

J. A. Göpel,
Organist an St. Jacob.

Aus dem Mecklenb. den 3. May 1820.

Da die Annalen auch Wünsche aufnehmen, so hätte ich wegen der anbefohlenen Wegzeiger den Wunsch: daß die Buchstaben in dem Holze eingegraben und dann gemalt würden. Ich fuhr einmal in stockfinsterer Nacht nach Dömitz und fand eine Meile von dort einen Wegweiser. Die Dunkelheit verhinderte es aber durchaus, die Schrift zu sehen. Ich stieg also auf einen Stein und fühlte das Wort: Dömitz. Links ging der Weg ins Preußische und ich hätte ohne diesen Umstand des fühlbar eingeschnittenen Wortes, gewiß den unrechten Weg genommen, weil ich glaubte, links abfahren zu müssen.

Noch ein Wunsch wäre dieser: daß jede Stadt- und Gutsobrigkeit das muthwillige Ausnehmen der Vögel-Nester zu steuren suchte. Aus Teterow und andern kleinen Städten gehen Sonntags ganze Karavanen von Knaben, um Vogel Nester auszunehmen und Sammlungen von den Eyern zu machen. So geht es auf den Gütern auch. Ich

*) Ich habe bereits Erkundigungen angestellt und hoffe nächstens Berichte darüber mittheilen zu können.
A. d. R.

stelle alle Sonn- und Festtage Leute aus, um dies Unwesen zu verhindern. Wenn dieser Unfug fortdauert, so wird Holz und Gebüsch am Ende ganz vogelleer und wir Landleute des angenehmen Vogelgesanges ganz beraubt werden. *)

Ein dritter Wunsch — da ich doch einmal beym Wünschen bin — wäre, daß sich in den Städten Leute finden, die ein Dienst-Bureau für Tagelöhner, Knechte und Mägde eröffneten, wo diese dienstsuchenden Leute sich für eine Kleinigkeit einschreiben und man sich deren zuweisen lassen könnte. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß bey der, künftigen Jahres eintretenden Kündigungsfreyheit, es vieles Hin- und Herziehen geben wird, um höhern Lohn und Tagelohn zu erhalten. So wie die Sachen jetzt gehen, muß man warten, daß Leute kommen, und viele erfahren es fast gar nicht, wo welche gesucht werden. **)

Aus dem Mecklenburgischen den 20. May 1820.

Ich bin seit wenigen Tagen von einer Reise nach dem Würtembergischen zurück — ich habe zu Hohenheim die persönliche, sehr interessante Bekanntschaft des mit Recht berühmten Schwerz gemacht, dem

---

*) Eine sehr gerechte Klage, die schon oft erschollen ist, worauf aber bisher nicht geachtet worden. Hier um Rostock, — auch an andern Orten, — wird Philomelens lieblicher Gesang bald gar nicht mehr gehört werden, wenn den diebischen Vogelstellern nicht das Handwerk mit Ernst gelegt wird. Auch ist es ja bekannt, wie manche Vogel-Geschlechter in der Verfolgung schädlicher Insekten, unsre Wohlthäter sind.
A. d. R.

**) In Rostock giebt es mehrere Komtoire dieser Art. Auch in Schwerin und Güstrow. Vielleicht könnten diese, durch die wohlthätige Einwirkung der Orts-Polizeyen noch nützlicher werden. A. d. R.

wir die Beschreibung der Belgischen, Pfälzischen und Hofwyler Landwirthschaft verdanken. Er steht an der Spitze der Direktion des Areals von 1200 Morgen, welche der König zu landwirthschaftlichen Versuchen hergegeben. Alles ist jetzt noch erst im Werden. Es läßt sich aber vieles von dem Etablissement erwarten. Er hat die Vieh-Ställe ganz nach der Zeichnung angelegt, welche im 2ten Theil seiner Belgischen Landwirthschaft befindlich sind. Daß er Stallfütterung hat, versteht sich von selbst. Der Ochsenmist wird in eine, hinter denselben befindliche Rinne geharkt und dort durch zweymal durchfließendes Wasser ausgewaschen, wo dann die Jauche in ein Reservoir fließet und dort eine Gölle bildet. Das Stroh, welches immer noch viele Düngtheile behält, wird auf den Misthaufen gebracht.

Die Ochsen ziehen sehr bequem mit, hinter den Hörnern und an denselben mit Riemen oder Stricken befestigten Jochen. Auf der Rückseite der Eggen sind zwey Gestelle angebracht. Wenn der Knecht damit nach dem Felde fährt, kehrt er sie um, die Zinken kommen dann in die Höhe zu stehen und das Gestell dient zum Schlitten. Auf eben diese Art fährt er auch damit wieder nach dem Hofe, so bleiben die Zinken unbeschädigt. Man braucht keinen besondern Wagen, die Eggen nach dem Acker zu bringen, und diese Gestelle erleichtern dem Knecht auch das Zurechtlegen derselben. — Sein Pflug — der auch in besagtem Werke beschrieben und abgezeichnet, — wird von den Bauern in der Umgegend von Hohenheim nachgemacht, welches schon ein starker Beweis von seiner Vorzüglichkeit ist. — Ich wollte nach Hohenheim reisen, um damit arbeiten zu sehen. Es war aber Ausgang März so viel Schnee gefallen, (Hohenheim liegt viel höher wie Stuttgard) daß am 5. April, wie ich Stuttgard verließ, die Weiche des Ackers das Pflügen noch nicht erlaubte. —

Neue Verlags-Artikel
der Stillerschen Hof-Buchhandlung
in Rostock und Schwerin.

Annalen, neue, der Mecklenb. Landwirthschafts-Gesellschaft. 6r Jahrg. in 2 Bden. 8. 3 Rthlr. (der Pränum.-Preis für den laufenden 7n Jahrgang ist 1 Rthlr. 16 gGr.

Beck, J. S., Lehrbuch der Logik. 8. 12 gGr.

Besser, J. F., Beyträge zur Geschichte der Vorderstadt Güstrow. 1s Heft. 8. 16 gGr.

Bornemann, H. E., Betrachtungen über die Mecklenburg. Ober-Appellations-Gerichtsordnung. 8. 4 gGr.

— Beyträge zur Verbesserung des Appellations-Verfahrens und zur bessern Einrichtung der Niedergerichte. 8. 12 gGr.

Krey, Dr. J. B., Beyträge zur Meckl. Gelehrten-Geschichte. 3s u. 4s Heft. gr. 8. à 6 gGr.

Küffner, Fr., kirchliche Feyer der Leipziger Völkerschlacht. Ein Versuch. 8. 4 gGr.

Reinhold, F. L., num confessioni Augustanae addicti cum Zwingli et Calvini asseclis societatem ineuntes novam constituant ecclesiam. Diss. 4. 6 gGr.

Sarpe, G., Quaestiones phylologicae. 4 maj. 14 gGr.

Schmidt, J. J., unmaaßgebliche Bedenklichkeiten über die Anwendung des Sackes im Wahnsinn. 8 1 Rthlr.

Seneca's, L. A., Tröerinnen. Metrisch übers. mit Anmerk. von Dr. G. Müller. gr. 8. 12 gGr.

Stever, Dr. H. K., Mithridates, ein Trauerspiel. Nebst Briefen über alte und neue Tragödie, von Dr. Breithaupt. 8. 1 Rthlr.

— Ithuna. Lieder der Liebe. 8. 4 gGr.

Wundemann, J. C. F., Meletemata de sacra coena. Comment. exeget. crit. 4 maj. 16 gGr.

Zur-Nedden, K. F. L., allgemeiner Schlachten-Kalender, oder chronologisches Verzeichniß der Schlachten in Europa, vorzüglich in den Freyheitskriegen von 1813, 14 und 15. gr. 4.

Landwirthschaftliche

Annalen

des

Mecklenburgischen

Patriotischen Vereins.

Herausgegeben

von

Franz Christian Lorenz Karsten,

Großherzoglichem Professor der Oekonomie zu Rostock, des Londner Boards of Agriculture für Großbrittannien und mehrerer gelehrten Gesellschaften Ehren-Mitgliede, wie auch des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins erstem Secretair.

Ersten Jahrgangs zweite Hälfte.

Rostock,
im Verlage der Stillerschen Hof-Buchhandlung.
1820.

Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Christian Lorenz Karsten,

Großherzoglichem Professor der Oekonomie zu Rostock, des Londner Boards of Agriculture für Großbrittannien und mehrerer gelehrten Gesellschaften Ehren-Mitgliede, wie auch des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins erstem Secretair.

Siebenten Jahrgangs zweite Hälfte.

Rostock,
im Verlage der Stillerschen Hof-Buchhandlung.
1820.

Vorrede.

Indem unsre Annalen mit diesem Jahrgange gleichsam eine neue Epoche anheben, wird es hoffentlich von den würdigen Mitarbeitern nicht unfreundlich aufgenommen werden, wenn der Herausgeber sich einige Wünsche erlaubt, wodurch die Gemeinnützigkeit dieser, so ganz eigentlich unsrer vaterländischen Kultur gewidmeten Schrift, nicht nur gewinnen, sondern mit der Zeit für die mecklenburgische Landwirthschaft sich zu einem fortwährend brauchbarer werdendem Werke würde erheben können.

Daß es bisher nicht an Materialien gefehlt hat, um jedes Quartalheft zur bestimmten Zeit richtig abliefern zu können, das verdankt dies Werk der immer wachsenden Theilnahme, die nicht bloß für unser Vaterland eingegrenzt

blieb. Manche aus dem Auslande mitgetheilte Nachrichten verdienen also um so mehr eine dankbare Aufnahme, da sie ein schätzbarer Beweis sind, daß es unsern Annalen geglückt ist, auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus sich Aufmerksamkeit und Beifall zu erwerben. Aber noch weit schätzbarer sind diese freundlichen Gaben von einer andern Seite betrachtet, wodurch der Werth derselben erhöhet wird, da sie so manche Veranlassung geben: Vergleichungen in Hinsicht der Kulturmethoden anzustellen; Vorschläge, wenn sie auch aus der Ferne kommen, zu prüfen; zwischen diesen und unsern eigenthümlichen Ortsverhältnissen Parallelen zu ziehen; neue Ideen zu wecken; Belehrungen anzunehmen und zu ertheilen; u. s. f. Es wird genügen, um das hier Gesagte zu bestätigen, unter mehreren nur auf die S. 575, S. 710 und S. 788 mitgetheilten Ideen aufmerksam zu machen. Sie geben wenigstens einen sehr reichlichen Stoff, die dargestellten Ansichten aus mehreren Gesichtspunkten aufzufassen, da dann

bei einer mehrseitigen Prüfung vielleicht auch manches für uns Anwendliche als nicht zu verachtender Gewinn hervorgehen möchte. So würde also beim Austausch gegenseitiger Ideen, wenn sie sich auch in manchen Fällen kreuzen möchten, ein ernsteres Nachdenken aufgeregt und selbst der empyrische Theil unsrer Landwirthschaft dadurch zum fortwährenden eigentlichen Studium erhoben werden. Es würde daher eine ehrenvolle Auszeichnung für unsre Annalen seyn, wenn Wünsche und Anfragen von Fremden nie unbeantwortet, noch weniger unbeachtet blieben, denn beide Großherzogthümer Mecklenburgs können stolz darauf seyn, daß die Zahl der ehrwürdigen Männer unter unsern Landwirthen nicht geringe ist, die ehrenvoll auftreten können und deren Stimme mit Achtung gehört wird.

Nächstdem würden die Annalen an Nützlichkeit und allgemeiner Belehrung gewinnen, wenn unsre Herren Landwirthe es über sich gewinnen könnten, freigebiger in der Mittheilung eigener Erfahrungen

zu seyn. Wir haben in der That der beobachtenden und denkenden Wirthe so viele, die zum Theil in einer langen Reihe von Wirthschaftsjahren so manche schätzbare Erfahrung gesammelt, die, wenn sie zur allgemeinen Kunde gebracht wäre, mannigfaltigen Nutzen gestiftet haben würde. Besonders würden die Mitglieder unsers Patriotischen Vereins, durch Mittheilungen dieser Art, unaussprechlich viel dazu beitragen, den eigentlichen Zweck desselben fördern zu helfen. Es ist sehr wahr, was schon vor beinahe hundert Jahren ein französischer Schriftsteller in einer kleinen Piece: sur l'utilite et la necessité d'une academie d'agriculture, dans un etat police, über den Nutzen ökonomischer Gesellschaften sagte:

„die Kenntnisse, die sich einzelne Privat-
„personen in den Wissenschaften und Ge-
„werben zu eigen machen und alle die Ein-
„sichten und Fertigkeiten, die sie durch lang-
„wierige anschauende Erfahrung erlernt
„haben, sterben mehrentheils mit ihnen
„zugleich und gehen mit ihnen nicht selten

„für immer verlohren. Aber eine ansehn-
„liche Gesellschaft, die unter dem Schutz
„ihres Landesherrn steht, hält ihre Register,
„macht erprobte Wahrheiten gemeinkündig
„und reitzt die Landes-Regierungen, wo
„es nöthig ist, zur thätigen Mitwürkung.
„Sie stirbt also niemals aus, weil die ledi-
„gen Stellen immer wieder besetzt werden.
„Es gleicht also die Wissenschaft, die in
„den Händen einer solchen Gesellschaft ist,
„einer unerschöpflichen Quelle" u. s. f.

Wer nur einigermaßen Gelegenheit gehabt hat, im Kreise unserer mecklenburgischen Landwirthe, sey es unter Gutsherren oder Pächtern, nähere Bekanntschaften zu machen, der wird es nicht ableugnen können, daß er bei vielen derselben Ideen gefunden, die, wären sie gemeinkündig geworden, durch Vereinigung gemeinschaftlicher Kräfte leicht hätten ins Werk gesetzt und eine Wohlthat für Viele, vielleicht für das ganze Vaterland werden können. Ich will nur einen einzigen Fall, der hier wol als

Belag dienen kann, zu meiner Rechtfertigung anführen.

Als ich im Jahr 1800 in meiner damals etablirten kleinen Wirthschaft einen Versuch mit dem Einsäuern grüner Futterkräuter machte, den ich in den ältern Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft v. J. 1803 S. 78 des ersten Hefts erzählte, glaubte ich durch die Bekanntmachung dieses Versuchs einige Aufmerksamkeit zu erregen. Allein die Sache mochte wol zu kleinlich und für größere Wirthschaften unausführbar — vielleicht als eine bloße Spielerei! — angesehen werden; ich habe nie erfahren, daß darauf geachtet wäre. So sind nun bereits 20 Jahre verflossen und die ganze Sache schien vergessen zu seyn. In der letzten Hauptversammlung des Patriotischen Vereins ward der Wunsch geäußert, daß einige Mitglieder Versuche anstellen möchten, und zwar nicht nur: in wiefern dies für kleine Wirthschaften, die Mangel an Futter haben, eine Aushülfe geben könnte, sondern auch insonderheit, ob diese Methode

auch im Großen ausführbar und vortheilhaft sey? Während nun die Meinungen hierüber noch getheilt waren, und sich — außer im Neu-Buckowschen Distrikt, wo einige Versuche im Kleinen eingeleitet sind, deren Resultate im Frühjahr erwartet werden — kein Experimentator anfinden wollte, erhalte ich von einem unsrer schätzbarsten und geachtetsten Wirthe eine Anzeige: daß diese Methode, sich Futter-Vorräthe zu bereiten, längst bei Ihm im Großen ausgeführt worden. Mit dieser Nachricht war eine ausführliche und anschauend belehrende Darstellung, wie diese Zubereitung bewerkstelligt wird und wie groß der Nutzen ist, der auf Heu-armen Gütern daraus hervor geht, verbunden. Ich bedaure es nur, daß dieser höchstgemeinnützige Aufsatz zu spät eintraf, um noch in diesem Jahrgange Platz zu finden. Er wird aber im ersten Quartalstück des nächstfolgenden Jahrganges erscheinen.

So mögen so manche treffliche Einrichtungen, auf einzelnen Gütern im Gebrauch,

manche belehrende Erfahrung längst genutzt worden seyn, wovon Wenige etwas wissen und deren Bekanntschaft sich vielleicht kaum über die Grenze der heimischen Feldmark erstreckt. Um auf diesem Wege mehr Lebendigkeit und Regsamkeit in unserm ökonomischen Publikum zu fördern, das ist ja die eigentliche Bestimmung unsrer Annalen, die aber bisher noch fast zu sparsam genutzt worden.

Eben so fehlen uns noch ökonomisch-topographische Beschreibungen einzelner Oerter, die für unsre Kultur in so hohem Grade lehrreich werden könnten, da, selbst in unserm Vaterlande, manche Wirthschafts-Methoden, besonders in einzelnen Zweigen derselben ihr Eigenthümliches haben, das zu mancherlei Belehrungen und Verbesserungen Veranlassung geben könnte.

Die gegenwärtigen Konjunkturen scheinen für Manche die nicht ermunternde Deutung geben zu wollen: daß der Fleiß des Landmanns durch die erlebten Welthändel, so wie jetzt schon in der Gegenwart, also noch mehr für

die Zukunft, nur sparsam gelohnt werden möchte. Was aus allen den wunderbaren Begebenheiten, die wir erlebt haben und die uns vielleicht noch bevorstehen, hervorgehen mag, und welchen Einfluß dies auf unsre Kultur, besonders auf unsern Getreidebau haben wird, — das liegt im Buche des Schicksals versiegelt und es wäre vermessen, dies enträthseln zu wollen. Sey es nun was es wolle, so darf uns dies den Glauben an eine ewige Vorsehung, die alles zum Heil der Menschheit fördert, nicht erschüttern, am wenigsten uns aber an dem Fortstreben der Kultur, des für uns fast einzigen und für die Menschheit unentbehrlichsten und nützlichsten Gewerbes, muthlos machen. Vielmehr sollten wir desto ernster darauf bedacht seyn, auf andere Nebenerwerbzweige, die fast zu sehr bisher aus der Acht gelassen worden, so weit die einzelnen Ortsverhältnisse dies erlauben, als nicht zu verachtende Hülfsquellen zu nutzen; nur allerdings immer mit der Rücksicht, daß unsre Hauptgewerbe: Ackerbau und Viehzucht

beeinträchtigt werden. Herr Kammerherr von Wickede hat S. 395 durch die Empfehlung einer Gemeinde-Bienenzucht keinen zu verachtenden Fingerzeig gegeben, und dergleichen Nebenzweige möchten sich mehrere finden, die einer Beachtung nicht unwerth seyn würden. Vielleicht möchte auch für uns ein mehr erweiterter Rappsbau, wenn er mit nöthiger Vorsicht betrieben würde, auch selbst dann, wenn die gesunkenen Getreide-Preise wieder höher gehen sollten, Aufmerksamkeit verdienen. Unsre Hanf- und Flachs-Kultur ist noch ganz in ihrer Kindheit; ein Kulturzweig, der vielleicht in der Folge bei der veränderten Lage unsrer dienenden Volksklasse einen sehr zu wünschenden Erwerbzweig abgeben möchte, wenn wir es dahin bringen könnten, daß auch bei uns, so wie in einigen benachbarten Ländern, die Weberstühle allgemeiner würden. Unser Hopfenbau, der in ältern Zeiten einträglich war, liegt ganz darnieder und wir schicken für dies Produkt fortdauernd beträchtliche Summen auswärts.

So ließen sich gewiß noch mehr Gegenstände der Art auffinden, allein es wäre zudringlich, unsern besser unterrichteten Wirthen vorgreifen zu wollen. Dies Angeführte mag nur als leise Andeutung dienen, daß es in unsern ländlichen Kulturzweigen noch offenes Feld genug giebt, das, einer fleißigen Bearbeitung werth, wenn auch nicht überreichliche, doch nicht zu verachtende Erndten verspricht.

Ob die hinzugefügten Witterungs-Beobachtungen eine willkommene Aufnahme zu hoffen haben? darüber wird die öffentliche Stimme entscheiden. Gänzlich wird man ihnen wenigstens, — insonderheit wenn sie, nach der freundlichen Verheißung des Herrn Beutell noch mit der Angabe des Barometerstandes vermehrt werden, — ihren Nutzen nicht absprechen können, und die Brauchbarkeit derselben möchte dadurch für künftige Liebhaber der Meteorologie noch erhöhet werden, wenn auch die übrigen gemeinnützigen periodi-

schen Schriften, deren sich unser Vaterland zu erfreuen hat, auch aus andern Gegenden unsers Vaterlandes die Aufnahme solcher Beobachtungen nicht verschmähen wollten, da man es nicht wissen kann, was eine solche Reihe von Beobachtungen in physikalischer und agrarischer Rücksicht für einen Nutzen haben kann.

Rostock,
den 30sten December 1820.

F. C. L. Karsten.

Inhalt.

1. Votum des Patriotischen Vereins, Distrikt Röbel, über Hemmung der Pferde-Diebereien. S. 401.
2. Erachten des Hrn. Landdrost von Schack auf Nustrow und des Herrn Döhn auf Duckwitz: die Erschwerung und Bestrafung der Pferde-Diebstähle betreffend. (In Grundlage der Verhandlungen des Tessiner Distrikts.) S. 405.
3. Ueber das Verhältniß des Rindvieh-Bestandes zu den Schäfereien. (In Grundlage der Neu-Buckowschen Distrikts-Verhandlungen eingereicht vom Herrn Amtmann Michelsen.) S. 413.
4. Ueber die Verhütuug der Gefahren in den Mergelgruben. (Aus den Verhandlungen des Rostockschen Distrikts.) S. 417.
5. Gutachten über die Gefährlichkeit der Mergelgruben. (Aus den Verhandlungen des Röbelschen Distrikts.) S. 420.
6. Ueber die Wahrscheinlichkeit eines animalischen Düngers im Mergel. S. 421.
7. Ueber Vermischung der Erdarten. S. 424.
8. Anleitung, wie der Trahdetorf (Formtorf, Baggertorf) in der größten Vollkommenheit bereitet werden kann. S. 427.
9. Nachtrag zu den Bemerkungen über die Rindviehzucht. S. 444.
10. Noch etwas über neue Saat. S. 449.

11. Mein letztes Wort über die Warnemünder Dünen. (Vom Professor Karsten.) S. 452.
12. Ueber den Anbau und den Nutzen der Wintergerste. S. 481.
13. Ueber das in Mecklenburg gewöhnliche Verfahren, das Heu zu bereiten, nebst einer Empfehlung, wie dasselbe leichter, schneller und sicherer in Hocker gewonnen werden kann. (Vom Herrn Assessor von Blücher.) S. 489.
14. Wann haben wir ein fruchtbares Obstjahr zu erwarten? S. 524.
15. Ueber die Würkung der Schlagregen, auf eingesäetes Sommergetreide. S. 530.
16. Mittel für die Verminderung des Brandweizens, erprobt durch eine 14jährige Erfahrung, mit angehängten Bemerkungen über die Entstehung des Brandes. S. 543.
17. Bernstein bei einer Mergelgrube gefunden. S. 547.
18. Hindeutung auf die, im May-Stück des Land- und Hauswirths von diesem Jahre befindliche Abhandlung, welche die Ueberschrift führt: „Wahrscheinliche Folgen der jetzt allgemeinen Schaafveredelungssucht; von einem kaltblütigen Beobachter. S. 549.
19. Bewährtes Mittel gegen die Kolik (Darmgicht) der Pferde. S. 556.
20. Auszug aus dem Röbelschen Distrikts-Protocoll, vom 1sten May 1820, betreffend:
    a) Ein vom Herrn Doctor Bartholomäi in Röbel empfohlnes Augenmittel gegen Augenentzündung des Hornviehes und der Pferde.
    b) Den Bericht des Herrn Domherrn Grafen von Blücher auf Finken, über eine bei ihm errichtete Dresch- und Heckerlingsmaschine. S. 563.

21. Bescheidene Entgegnung der, S. 782 des 6ten Jahrgangs dieser Annalen befindlichen: Antwort des Herrn Professors Flörke: die Verhütung der Pferde-Diebstähle betreffend. S. 566.

22. Ueber die Verwandlung der Tagelöhner in kleine Eigenthümer oder Erbzinsleute. S. 575.
(Veranlaßt durch die beiden Aufsätze der Herren: Assessor von Blücher auf Wasdow und Uffhausen auf Gottmannsförde. S. 430 des sechsten und S. 265 des siebenten Jahrgangs dieser Annalen.)

23. Wunsch, Sparfeurungs-Anlagen betreffend. S 585.

24. Witterungsbeobachtungen. S. 590. Mit einer angehängten Tabelle

25. Ueber die Wichtigkeit der Bienenzucht im Großen; für alle Staaten, mithin auch für Mecklenburg. (Vom Herrn Kammerherrn von Wickede zu Teterow.) S. 593.

26. Bitte um gründliche Beantwortung der Frage: Würde es zum Wohl des Staats gereichen, wenn jeder Gutsbesitzer freie und unbeschränkte Disposition über seine Waldungen hätte? S. 657.

27. Neuere Nachrichten, die Ugazische Säemaschine so wie die Christiansche Flachsbreche betreffend. S. 669.

28. Die Spaden-Kultur, oder: Versuch einer Beantwortung der Frage: Können die Aufkünfte von Ein Tausend Quadrat-Ruthen Landes eine arbeitende Familie ernähren? S. 674.

29. Ueber das gewöhnliche Verfahren: die Schaafe nicht eher auf die Weide zu treiben, als bis die Sonne oder der Wind sie gänzlich getrocknet hat. S. 699.

30. Futterungsmethode der Seeländischen Bauern in Dännemark, welche sie während des Winters bei ihren Schaafen beobachten. S. 706.

31. Auch etwas über den Weizenbrand. S. 708.
32. Bitte um ein leitendes Urtheil denkender, aber vorurtheilsfreier Landwirthe: einen zu realisirenden Agrikultur-Plan betreffend. S. 710.
33. Lesefrüchte. (Vom Herrn Amtmann Michelsen zu Neu-Buckow.) S. 718.
34. Nöthiger Nachtrag zu S. 427 dieses Jahrganges dieser Annalen: die Fabrikazion des Trahdetorfs betreffend. S. 723.
35. Gewiß wird nach dem jetzigen Stande der Landwirthschaft in Mecklenburg, auch hier das Pferd den Ochsen von der Feldarbeis verdrängen. S. 733.
36. Jahresbericht über landwirthschaftliche Angelegenheiten; nebst Ansichten. (Vom Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark. S. 754.
37. Ist der mit dem Mergel verbundene Rappsaatbau unserer Ackerkultur gefährlich? S. 773.
38. Auszüge aus Briefen. S. 778.
39. Witterungstabelle für die Monate Julius bis December.

Verbesserungen.

S. 476 Z. 7 v. u. statt beengen l. m. benagen.
— 480 — 6 v. u. — denselben — derselben.
— 622 — 2 v. u. — verziert — regiert.
— 628 — 3 v. o. l. m. denn Saamen des Mißtrauens.
— 607 — 4 — statt machen l. m. manchen.
— 664 — 3 v. u. setze man statt des Kolons ein Punktum; mit „Wir können" hebt eine neue Periode an.
— ebendas. Z. 2 v. u. muß statt des Punkts ein Kolon stehen.

Votum des Patriotischen Vereins, District Röbel, über Hemmung der Pferde-Diebereyen.

Der Röbelsche District hat mit Vergnügen die kleine Abhandlung eines Ungenannten über obigen Gegenstand, datirt vom 18. März 1816, nebst Nachschrift vom 17. April 1816 *) gelesen, und ist dadurch angenehm überrascht worden, da mehrere unausführbare Vorschläge über diese Materie vorher aufgegangen sind.

Der hiesige District überzeugt sich von der sehr nützlichen Ausführbarkeit des Projects völlig und approbirt dasselbe unbedingt, außer daß bey Ausarbeitung eines vollständigen Plans vielleicht noch auf die Erleichterung des Geschäfts selbst und auf noch größere Erschwerung der Pferde-Diebereyen Rücksicht genommen werden könnte; in dieser Rücksicht wird also schon vorläufig auf nachstehende Punkte aufmerksam gemacht.

*) Im 6ten Jahrgange der Annalen S. 585. A. d. R.

1) Die Beschreibung des Pferdes ist ein wichtiger Gegenstand dieser Einrichtung und es könnte dabey leicht eine Verwechselung statt finden, wenn die gehörige Aufmerksamkeit verabsäumt wird. Z. E. die von dem Herrn Verfasser mit vieler Wahrscheinlichkeit bezeichneten vereinten Pferdediebe im Ein- und Auslande, hätten die Absicht, ein Pferd, welches vielleicht 100 Ld'or. werth wäre, zu stehlen, so würde es ihnen nicht schwer werden, ein ähnliches, minder kostbares Pferd zu finden, worüber sie einen Kaufschein erwirkten, und solchen nachmals für das gestohlene Pferd im Auslande gelten ließen. Allen Behörden des Landes wäre also die Verpflichtung aufzulegen, bey Ausfertigung der Atteste die möglichste Vorsicht unter eigener Verantwortlichkeit anzuwenden und jedes Merkmal des Pferdes genau anzugeben.

2) Man müßte im Inn- und Auslande über die Anwendung eines solchen Mittels einverstanden seyn, sonst würde dasselbe wenig wirksam seyn, und auch gleichlautende gedruckte Formulare verabreden, worunter gehöriger Raum zu ferneren Bescheinigungen gelassen würde.

3) Im Inn- und Auslande wären an den Grenzen mehrere Polizey-Behörden zu benennen, denen die verübten Pferde-Diebereyen, nebst

speciellem Signalement in triplo durch Eilboten bekannt gemacht werden könnten.

4) Diese Polizey-Behörden wären anzuweisen, das duplum des eingesandten Signalements ungesäumt und spätestens binnen 12 Stunden durch einen Boten der nächsten Polizey-Behörde des Auslandes zur Berücksichtigung derselben mitzutheilen, auch das triplum eben so schnell der Gensd'armerie des Districts zu gleichem Zwecke behändigen zu lassen.

Der Röbelsche District trägt darauf an, daß die nächste Haupt-Versammlung über diesen wichtigen Gegenstand nachstehende Beschlüsse fassen möge:

1) Daß der erste Sekretair beauftragt werde, die allerhöchste Regierung auf diesen für das Wohl des Vaterlandes so überaus wichtigen Gegenstand, und den so zweckmäßigen Plan zur Erschwerung der Pferde-Diebereyen aufmerksam zu machen.

2) Namens des Vereins darauf anzutragen, daß Augustissimus geruhen wolle, diesen Gegenstand inter capita deliberationis des nächsten Landtages allergnädigst aufzunehmen.

3) Daß alle Districte und auch der Herr Verfasser neben einer Danksagung für seine patriotische Aufmerksamkeit zu ersuchen sind, erstere durch zu erwählende Deputirte diesen Gegenstand

weiter zu bearbeiten und ihre Bemerkungen dem ersten Sekretair vor dem nächsten Landtage zugehen zu lassen, welcher im Fall der Gewährung ad 2. beauftragt seyn solle, diese Ausarbeitungen Namens des Vereins der nächsten Landtags-Versammlung zur Berücksichtigung zu überreichen.

Für den hiesigen District sind übrigens zu Deputirten wegen dieses Gegenstandes erwählt:
Herr Baron von Langermann auf Dambeck.
Küchenmeister Engel zu Malchow.

Röbel, den 1 May 1820.

A. v. Bülow,
als Director des Röbelschen Districts.

F. Engel,
als Sekretair.

Erachten des Herrn Landdrost von Schack auf Rustrow und des Herrn Döhn auf Duckwitz: die Erschwerung und Bestrafung der Pferde-Diebstähle betreffend.

(In Grundlage der Verhandlungen des Tessiner Districts.)

Der uns von der verehrlichen Districts-Versammlung gegebene Auftrag verlangt eine summarische Erörterung der Frage: durch welche Mittel die Staats-Gewalt den in hiesigen Landen so häufigen Pferde-Diebstahl entweder ganz verhindern, oder doch in einem höheren Grade erschweren könne? und eine Prüfung der in dem 6ten Jahrgange unsrer Annalen, Seite 585 hierüber mitgetheilten Gedanken.

Es werden hier also keine Vorschläge erwartet über Maaßregeln, die zu demselben Zweck von den Eigenthümern der Pferde genommen werden können, so unbezweifelt Jeder der beste Wächter ist für seine Sicherheit und für sein Glück, und die besten Vorkehrungen von Oben herab, ohne die rege

Mitwirkung der Einzelnen, in den meisten Fällen nur taube Blüthen bringen. Erinnern wollen wir bey dieser Gelegenheit nur daran, wie viel sicherer es ist, die Pferde in Einen Stall zu vereinigen, statt sie, wie es noch in manchen Höfen der Fall ist, in die Abseiten der Scheunen zu vertheilen; — wie vielen Nutzen es gewährt, wenn die Ställe des Abends verschlossen werden können; — wie wohl man thut, die Koppeln nicht zu nahe an frequente Wege zu legen, Strohhütten daran zu errichten u. s. w. Dies sind Maaßregeln, wodurch der Diebstahl sehr erschwert wird, aber die Erfahrung zeigt es, daß der schlaue Dieb, der seine Helfershelfer unter allerhand Gestalten voransendet, auch solche Vorkehrungen zu vereiteln weiß. Diesen muß eine höhere Gewalt zügeln.

Dieser, der Staats-Gewalt, stehen dazu zwey Wege offen, entweder sie stört den Thäter in der Vollbringung seines Unternehmens und in dem ruhigen Genusse des Erbeuteten, oder sie schreckt ihn durch die Ueberzeugung von dem mit solcher That nothwendig verknüpften Straf-Uebel. Während sie auf dem ersten Wege hundert Augen bedarf, um das Unrecht so früh als möglich, bis an die Schwelle der Gedanken zu erforschen, ungewohnte und zum Theil lästige Förmlichkeiten in die bürgerlichen Verhältnisse bringen muß; braucht sie auf dem letzteren

nur Straf-Gesetze zu geben, und so oft die darin bezeichneten Umstände vollständig beysammen sind, die Drohung in Kraft zu setzen. Daß dieses leichter ist, leuchtet ein, und ist auch früher einleuchtend gewesen, denn wir haben keine specielle Polizey-Verfügungen über diesen Gegenstand, wohl aber Verordnungen, wornach der Pferde-Diebstahl mit dem Strange bestraft werden soll, und erneuerte vom 15. April 1788, und vom 11. May 1792, wornach diese Strafe unabbittlich und mit ausdrücklicher Verzichtleistung auf das Recht der Begnadigung angewandt werden soll. Es wurden auch mehrmals Pferde-Diebe gehenkt, und demungeachtet wurden in der Zeit nicht weniger Pferde gestohlen, als seitdem man angefangen hat, Dömitz zum Surrogat aller möglichen Straf-Uebel, für die kleinste wie für die größte Missethat zu machen. Weit entfernt, diesem Criminal-Verfahren nach arbiträren Grundsätzen und der Gefängniß-Strafe in Dömitz — wodurch der wirkliche Verbrecher höchstens etwas Zeit, kaum seinen guten Namen, niemals aber seine Vorliebe für die frühere Handlungsweise verliert — das Wort reden zu wollen, so glauben wir doch schon aus dem Obigen folgern zu dürfen, daß der vor Kurzem erneuerte Vorschlag: „Statt aller sonstigen Vorkehrungen, „die Pferde-Diebe nur wieder fleißig zu

„hängen," sich nicht als ein Universal-Mittel betrachten läßt, und daß es zur Errichtung des Beabsichtigten stets nothwendig seyn wird, neben einer verhältnißmäßigen Bestrafung des Pferde-Diebstahls, auch auf andere Mittel Bedacht zu nehmen, wodurch diesem Unwesen gewehrt werden könne. Beydes, Strafe und Aufsicht, müssen mit einander verbunden werden.

Die Bestrafung anlangend, so muß die Größe derselben, vorzüglich nach der größeren oder geringeren Leichtigkeit bestimmt werden, womit das Unternehmen zu vollbringen ist, und es muß daher der Diebstahl vom freyem Felde mit der härtesten Strafe, nach unserem Dafürhalten mit dem Tode bestraft werden; der mit größeren Hindernissen verknüpften aber, z. B. der aus dem Stalle, mit einer geringeren, da hier die Versuchung geringer ist, daß mit mehrjähriger Gefängniß-Strafe und mit dem Zusatz, daß eine (nochmalige) Wiederholung desselben Verbrechens nach ausgestandener Strafzeit, unfehlbar zum „lebenslänglichen Gefängnisse" führe. Würde nun hiernach und nach andern aus der Theorie des Criminal-Rechtes zu schöpfenden Grundsätzen eine Constitution wegen Bestrafung des Pferde-Diebstahls promulgirt, so müßte dann freylich auch dieselbe jedesmal nach dem Buchstaben angewandt

werden, weil nun die Gleichförmigkeit der Anwendung die Kraft eines Gesetzes begründet. Gewiß wird auf diesem Wege schon sehr viel erreicht werden; die Furcht wird manchen abschrecken und die Behörden werden ihre Thätigkeit verdoppeln, so bald sie die Ueberzeugung erhalten, daß Bemühung und Kosten nicht fruchtlos verwandt werden.

Schwieriger ist es, Maaßregeln zu bestimmen, welche neben der Bestrafung zu empfehlen seyn möchten, die Bahn ist noch zu neu, als daß die Erfahrung hierüber schon gediegene Belehrung ertheilen könnte, und die Furcht, nicht ungegründet durch solche Einrichtungen den bürgerlichen Verkehr mit Weitläuftigkeiten und Unkosten zu belästigen, ohne, wie es im Polizey-Wesen so häufig geschieht, denjenigen zu berühren, auf welchen es gemünzt war. Der Verfasser des oberwähnten Aufsatzes in den Annalen schlägt vor: bey den benachbarten Staaten eine Verfügung zu bewirken, daß daselbst kein Pferd verkauft werden dürfe, ohne eine Obrigkeitliche Bescheinigung des Eigenthums, und glaubt, daß durch den solcher Gestalt gestörten Absatz der gestohlenen Pferde, auch der Dieberey gänzlich gewehrt seyn würde. Wir können uns nicht überzeugen, daß dieser Erfolg dadurch unfehlbar erreicht werden würde, da demohngeachtet manchen Käufer das Interesse veranlassen würde,

auf eine solche Bescheinigung zu verzichten, und das zu einem geringen Preise erstandene Pferd auf entferntere Märkte zum Verkauf zu bringen. Wir verkennen aber keinesweges den Nutzen, der dadurch in geringerem Umfange bewirkt werden könnte, und halten es demnach für sehr wünschenswerth, daß die Regierung Sich geneigt finden möchte, die Ausführung dieser Idee einzuleiten.

Wenn aber der Herr Verfasser noch weiter geht und verlangt, daß bey jedem Pferdehandel Scheine gegeben und auf diesen die geschehene Versteurung von dem Steuer-Einnehmer attestirt werden müsse, so können wir dem Vorschlage in dieser Ausdehnung nicht beypflichten, weil hierdurch der Verkehr im Innern auf eine unerträgliche Art gelähmt und mit Lasten belegt werden würde. Ist die Voraussetzung richtig, — und wir glauben, daß sie es ist, — daß die gestohlenen Pferde in das Ausland gesandt werden, so ist es ja hinreichend, wenn jeder Käufer, der die Ausbringung des Pferdes beabsichtiget, die Berechtigung erhält, von seinem Verkäufer eine Obrigkeitliche Bescheinigung des Eigenthums, gegen Erstattung der Gebühren, bey der Tradition zu verlangen, und es zugleich allen Grenz-Behörden unsers Landes zur Pflicht gemacht wird, kein Pferd ohne eine solche Bescheinigung oder eine in dem Maaße enthaltene Legiti-

mation wegen des rechtlichen Besitzes, über die Grenze bringen zu lassen. Es werden sich alsdann die Fälle, wo eine solche Bescheinigung verlangt wird, in der Regel nur auf öffentlichen Märkten zutragen, und wo der Verkauf an Auswärtige oder an Pferdehändler geschieht, der Pferdehandel von Ort zu Ort, im Lande aber dadurch nur selten beläßtiget werden. Daß es schwierig ist, offene Grenzen, wie die unseres Landes, zu bewachen, fällt in die Augen, doch liegt ja den Behörden, wegen der Wahrnehmung des Zolles schon dieselbe Verpflichtung auf. Man sichere ihnen überdem, um durch verdoppelte Wachsamkeit die Barriéren näher an einander zu bringen, einen Antheil an Strafgeldern, oder bey der Zahlungs-Unfähigkeit des Thäters, Prämien von Seiten des Landes zu, auch ließe sich zur Erleichterung der Aufsicht, eben so wie es für das Amt Lübz unterm 27. November 1791 für alle zollbaren Waaren geschehen ist, bestimmen, auf welchen Wegen es nur allein bey nahmhafter Strafe gestattet seyn sollte, Pferde aus dem Lande zu führen; nur müßte eine solche Beschränkung für den sich durch seinen Paß als Reisender legitimirenden, so weit es sein Fuhrwerk u. s. w. betrifft, keine Anwendung finden.

Was aber von den Prämien gesagt ist, gilt vorzugsweise für die Gensd'armerie, die als ein

berittenes Korps sich besser als jede andere Behörde zur Bewachung der Grenzen eignet, man bewillige daher den Mitgliedern desselben für jedes zugleich mit dem Diebe oder dem Helfer angehaltene Pferd eine Belohnung von 5 bis 20 Thaler, nach Beschaffenheit des Werthes, aus einer sich zu solchen Verwendungen eignenden Balance des Landkastens. Dies setzt aber voraus, daß eine gewisse Anzahl von Gensd'armen stets des Winters von Gut zu Gut im Innern des Landes, sich niemals aus dem Grenz-Bezirke entfernen, und die Patrouillen in der guten Jahreszeit ihre Recognoscirungen schon um zwey oder drey Uhr des Morgens beginnen müßten. Ueberhaupt können wir bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Gensd'armen, welche schon so vieles zur Sicherheit des Landes beygetragen haben, „angewiesen" werden möchten, ihre Districte auch von Zeit zu Zeit des Nachts zu bereiten, und daß einige der Zuverlässigsten unter ihnen instruirt würden, nach Art der Schleichwächter in den Städten, zuweilen in unbemerklicher Kleidung das Nachtquartier in verdächtigen Krügen und in städtischen Wirthshäusern zu nehmen.

Vorstehende Bemerkungen enthalten unsere Ansichten über den zur Frage gekommenen Gegenstand. Wir dürfen uns nicht schmeicheln, densel-

ben von unserem isolirten Standorte aus bis in alle seine Endpunkte übersehen, noch weniger alle Verschiedenheit der Meynungen darüber beseitigt zu haben. Polizey-Einrichtungen wirken nur wenig durch die Form, das Mehrste durch die Kraft und durch die Thätigkeit derer, welche sie handhaben, und finden sich dennoch Lücken, so müssen diese bleiben, wenn nicht der Verkehr zu enge gefesselt werden soll.

Ernst v. Schack.
J. Döhn.

Ueber das Verhältniß des Rindviehbestandes zu den Schäfereyen.

(In Grundlage der Neu-Buckowschen Districts-Verhandlungen eingereicht vom Herrn Amtmann Michelsen.)

Man kann fragen:

1. wie viel Schaafe können da ernährt werden, wo eine Kuh ernährt wird?
2. rentiren sich Schaafe oder Kühe für den Augenblick besser?
3. welche Viehgattung ist für die folgende Zeit dem Gute vortheilhafter?

ad 1 habe ich oft sagen gehört, daß (die feinen und hochveredelten ausgenommen) 8 bis 10 Schaafe da ernährt werden können, wo man eine Kuh ernährt.

ad 2 Ist von groben Landschaafen die Rede; so rentirt sich die Kuh offenbar besser und man hält gewöhnlich die Schaafe nur da, wo der Ackergrund kein Gras für die Kühe, sondern nur Nahrung für die Schaafe erzeugt. Ein anderes ist es wieder mit den Schaafen, die man zu einem hohen Grade der Veredelung gebracht hat und wovon jüngst ein Spötter in öffentlichen Druck-Schriften berechnete, daß die Staaten Deutschlands von ihnen mehr Einkommen haben würden, wie von den menschlichen Bewohnern. Indessen sind die Wollpreise der letzten beyden Jahre so verschieden, und der Schwindel ist so stark, daß man noch nicht sagen kann: wie hoch der Grad der Veredelung steigen muß, und welches der Normalpreis der feinen Wolle seyn werde?

Deswegen glaube ich auch

ad 3 daß die Anfrager wünschen, man möge einen Blick in die Zukunft werfen.

Schwerz behauptet und viele mit ihm, daß der Dung dem Landmann dasselbe sey, was dem

Kaufmann sein Betriebskapital ist. Dies allein muß er zu vermehren suchen, um für die Zukunft bleibenden Nutzen zu haben. Eben dies glaube ich aus folgendem Grunde:

Woher kömmt es, daß ich in meinem Garten alles bauen kann, was ich will?

Weil er gut bearbeitet und wenigstens alle zwey Jahre bedüngt wird.

So darf ich ja nur den Acker im Felde eben so gut bearbeiten und ihn alle zwey Jahre bedüngen.

Die Bearbeitung würde wohl geschehen; aber woher der Dung? —

Die Menge des Dungs ist also für den Landmann der Stein der Weisen, den er zu finden suchen muß, und ich glaube, er kann ihn finden, wenn er sich nur nicht von augenblicklichen Vortheilen verleiten läßt, den größeren und bleibenden künftigen Vortheil zu verlieren.

Er muß also so viele Futterkräuter bauen, daß er Vieh genug halten und Dung genug gewinnen kann, um jährlich die Hälfte seines Feldes zu düngen; denn dann kann er auf der kleineren Fläche mit geringerer Aussaat mehr bauen, als jetzt auf der mageren größeren Fläche, die nicht so viel Nahrung und Kraft hat, daß sich der eingestreuete Saamen gehörig bestauden kann.

Kommen wir nun auf unsere Frage zurück, so

löset sie sich in der Gegenfrage auf: ob die Schaafe so vielen und so kräftigen Dung geben, wie das Rindvieh?

In den Verhandlungen der Kayserlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Wien, 1sten Bandes 1stes Heft wird behauptet, daß eine Stallkuh 5000 Pfund Dünger, ein Schaaf aber nur 800 Pfund in einem Jahre producire.

Es würde also alles darauf ankommen, durch vergleichende Versuche zur Gewißheit zu bringen:

a. ob diese Behauptung rücksichtlich des Volumen wirklich gegründet ist?

b. welchen Einfluß der hohe oder niedere Grad des Adels des Schaafe, auf die Güte des Dungs habe?

c. ob der Schaafdung, — wenn er auch schneller wirkt, — so nachhaltig sey, wie der Dung vom Rindvieh?

So wenig also die aufgestellte Frage, für den Augenblick erschöpfend zu beantworten seyn dürfte, so interessant ist sie doch gewiß für den denkenden Landmann, um sich bewußt zu werden, daß der augenblickliche Gewinn aus den veredelten Schäfereyen ihn nicht für die Zukunft des Alleredelsten und Wünschenswerthesten — des Dungs — beraube.

Neubuckow, den 4. May 1820.

C. F. Michelsen.

Ueber die Verhütung der Gefahren in den Mergel-Gruben.

(Aus den Verhandlungen des Rostockschen Districts.)

Da die Acten über die Angabe der Mittel zur Vorbeugung von Unglücksfällen in den Mergelgruben für den Patriotischen Verein noch nicht geschlossen sind, so erlaubt sich der hiesige District, über diesen Gegenstand noch einige Ansichten vorzulegen.

1) Unter den gemachten Vorschlägen zur Verhütung von Unglücksfällen dürfte derjenige als allgemein anwendlich eine vorzügliche Berücksichtigung verdienen, daß eine jede Mergelgrube, über 4 Fuß tief, ohne Ausnahme eine Böschung ihrer Seiten-Wände von einigen Graden etwa deren 5 erhalte, mithin nie senkrecht bearbeitet werde. Alsdann ist zu keiner Zeit, die Grube sey am Abhange eines Berges oder in der Ebene, die Masse hart oder nicht, ein Einsturz der Oberlagen zu besorgen, sondern es kann nur nach den Gesetzen der Schwere ein unschädliches Nachrücken der Masse ein-

treten, welches Nachrücken von unten oder am Fuße der Böschung anfängt, wie man dies besonders in Frühjahren häufig an Stadt-Wällen wahrnimmt.

Der Abraum kann zwar in der Berechnung der Tiefe der Grube mit aufgenommen werden, sicherer aber würde es seyn, ihn wenigstens 10 Fuß von der Gruben-Wand nicht anhäufen zu lassen.

2) Fahrlässigkeit in Bearbeitung der Mergelgruben von Seiten des Benutzers der Gruben, ist wegen der Gefahr, welche sie für das Leben und die Gesundheit der Arbeiter haben kann, angemessen zu verpönen und dürfte, dem frühern Vorschlage des Districts gemäß, *) eine Pön von 5 bis 100 Rthlr., nach Verhältniß der Größe des entstandenen Unglücks und des Vermögens des Mergelherrn, so wie nach Verhältniß der bewiesenen Fahrlässigkeit; zu bestimmen seyn, mit Vorbehalt des Schaden-Ersatzes für den Verunglückten oder dessen Familie.

3) Es gehört zu den Gegenständen der Polizey-Verwaltung, daß öffentliche Anlagen und Arbeiten mit der gehörigen Vorsicht für das Leben

*) M. s. den 6ten Jahrgang dieser Annalen, S. 745. A. d. R.

und für die Gesundheit der Einwohner und der Arbeiter vorgenommen und Unglücksfälle möglichst vermieden werden. Die Orts-Polizey muß also auch auf die Bearbeitung der Mergelgruben in so weit vigiliren, als es erforderlich ist, um Unglücksfällen, deren leider seit einiger Zeit in Mecklenburg bey den Mergel-Arbeiten so auffallend viele sich ereignet haben, möglichst vorzubeugen. Die Orts-Polizey-Behörden sind zu Erfüllung dieser ihrer Obliegenheit durch zweckmäßige Mittel anzuhalten. Anfangs möchten Verweise von Seiten der Landes-Regierung genügen, bey fortgesetzter Pflichtverletzung aber angemessene Bestrafung nach gehörig untersuchter Sache und in einzelnen Fällen vorher geschehener Straf-Androhung eintreten müssen.

4) Die Polizey-Sache werde von der Justiz-Angelegenheit unterschieden. Erstere gehört vor die Landes-Regierung als diejenige Behörde, welche über sämmtliche Staatsbehörden und deren gehörigen Verwaltung, die Landesherrliche Oberaufsicht ausübet; letztere aber vor dasjenige Gericht, dem der Benutzer der Mergelgrube unterworfen ist.

von Blücher,
Districts-Director.

Patriotischer Verein, District Röbel, Gutachten über Gefährlichkeiten der Mergel-Gruben.

Der hiesige District bezieht sich auf sein Gutachten über obigen Gegenstand vom 4. May 1818, *) und fügt diesem nach gemachter weiterer Erfahrung nur noch hinzu: daß der daselbst sub 2 bereits vorgebrachte Anrath, in Mergelgruben durchaus steile Wände nicht zu dulden, allein hinreichend ist, um jede Besorglichkeit zu entfernen, wie auch Herr Dabel zu Camin dies aus eigener Erfahrung bestätiget hat.

Terrassenförmige Ufer der Grube können auf keinen Fall Schaden verursachen, und wer einmal tiefe Gruben haben will und muß, darf sich nicht entziehen, so viel Land dazu zu verwenden, daß die Seiten nie steil bleiben.

Die Sache ist leicht ausführbar und Pflicht gegen die Arbeiter gebietet die Anwendung einer solchen Vorsicht dringend, koste sie auch was sie wolle.

Röbel, den 1. May 1820.

A. v. Bülow.
als Director des Röbeschen Districts.

F. Engel,
als Sekretair.

*) M. s. Annalen 5ter Jahrgang, S. 467.
A. d. R.

Ueber die Wahrscheinlichkeit eines animalischen Düngers im Mergel.

Daß der im Mergel vorhandene Kalk von dem Gehäuse der Muscheln und Schalthiere entstanden, scheint keinem Zweifel unterworfen, da wir noch hin und wieder Fragmente dieser Gehäuse finden. Daß der Mergel-Erde noch Düngtheile von den vermoderten Schnecken und Schalthieren beywohnen könne, ist eine sinnreiche Hypothese, die mich sehr wegen der Furcht des Ausmergelns beruhiget haben würde, wenn mir nicht durch Analogie Zweifel dagegen entstanden wären.

Wer die, etwa vor dem Jahre 1750 durch einen Aschen-Regen des Vesuvs bedeckte unglückliche Stadt Pompeji besucht und menschliche Gerippe ausgraben gesehen hat, den wird es aufgefallen seyn, daß in der, die Gerippe unmittelbar umgebenden Asche auch nicht die allergeringste Spur von dem Fleische und Eingeweide, welches diesen Gerippen als Kadaver beygewohnt, vorhanden ist. Sie hat nicht einmal eine andere Farbe wie diejenige, welche die ganze Stadt bedeckte

und noch weniger fettige, ölige Theile von der vermoderten animalischen Substanz.

Ich sah noch im Frühjahr 1810 ein großes männliches Gerippe ausgraben, welches in einem Zimmer lag, und die ambiante Masse von Asche war so rein, daß, hätte ich es nicht in einem Wohnhause zu Tage fördern sehen, ich auf den Gedanken gerathen wäre, daß es als Gerippe verschüttet worden.

Daß die Ueberbleibsel der Schalthiere, welche wir in unsern Mergel-Gruben mehr oder weniger tief als Kalk finden, durch eine mehrere tausend Jahre dauernde Ueberschwemmung abgesetzt worden sind, leidet wohl keinen Zweifel. Welchem Jahrhundert wir aber dieser Kataclismen, deren unser Planet so vieler ausgesetzt gewesen, anweisen sollen, überlassen wir dem Geologen und Geognosten. Gewiß sind seitdem mehrere tausend Jahre verflossen. Wenn nun ein Zeitraum von noch nicht 1800 Jahren hinlänglich gewesen, eine Masse von Fleisch und Eingeweiden, wie die eines menschlichen Körpers so aufzulösen und gänzlich zu zerstören, daß auch nicht mehr eine Spur davon vorhanden, wie sehr unwahrscheinlich wird es denn nicht, daß die kleine animalische Substanz eines Schalthieres in einer Kalkschale gehüllt, der Zerstörung einer noch weit längeren Zeit in dem Grade widerstehen sollte,

daß sie im Stande wäre, die Mergel-Erde noch mit Düngtheilen zu schwängern. Man wende nicht ein, daß die Rapille glühend gewesen und das Fleisch der verschütteten Kadaver verzehrt. Man hat dies einmal geglaubt, weil die gefundenen Papirus-Rollen ein verkohltes Ansehn haben, ist aber davon zurückgekommen, seitdem ein berühmter, noch jetzt lebender Chemiker bewiesen, daß dieser verkohlte Zustand von ganz andern Ursachen herrühre. Ueberdem ist Pompeji eine deutsche Meile vom Krater des Vesuvs entfernt und die Rapille hat die Reise noch dazu in einer Parabel gemacht, konnte also wohl kaum mehr warm seyn, wie sie die unglückliche Stadt erreichte. Sie ist auch in spätern Eruptionen als feuchter Teig gefallen und hat sich an Bäume und an andere Gegenstände angehängt.

Im Museum zu Portici zeigt man ein in Pompeji gefundenes Stück eines solchen Teiges, worin der Abdruck einer weiblichen Brust mit der Warze vorhanden. Aber in dieser Konkavität ist auch keine Spur mehr von dem darin verweseten Fleische.

Hat die Zeit die gänzliche Auflösung in einer Masse wie die Rapille, der gar nichts kaustisches wie dem Kalke beywohnet, bewirken können, wie können wir denn hoffen, noch irgend Ueberbleibsel

der kleinen Muschel, welche in ihrem Kalkgehäuse den Tod gefunden, zu finden seyn sollten? —

Rothspalk, im May 1820.

Moeller-Lilienstern.

Ueber die Vermischung der Erdarten.

Vor einigen Jahren ward bey mir auf der Spitze einer Anhöhe gehakt, dessen Boden aus dem strengsten Thon, beynahe Thonerde bestand. Ich fragte einen der Häker, ob man nie versucht, diesen strengen Boden durch Auffahren von Moder oder auch nur mit Sand zu mildern. Er sagte, daß vor etwa 16 Jahren Moder aus einem benachbarten Soll darauf gebracht. Da nun dieser ganz verschwunden war, kam ich auf die Muthmaßung, daß er sich gesenkt, ließ tiefer haken und fand, etwa 10 Zoll unter dem Thon, ein Lager grauen Sandes.

Die ganze Schöpfung gehorcht bekanntlich den Gesetzen der Gravitation. Wenn dieser aber allein es erlaubt wäre, nur ihre Gewalt auszuüben, so müßte nothwendig auf der Oberfläche unsers Planeten ein der Erstarrung ähnlicher Zustand, ein ewiger Schlaf

der physischen Welt entstehen. Sehr weislich modificirt also die Natur dieses durch die Gegenwirkung anderer Potenzen, als da sind Attraktion, Cohäsion und Adhäsion. Wenn man z. B. ein Stück Erde untersucht, von der Eigenschaft, die wir Lehm nennen, so finden wir darin ohngefähr 50 pCt. Thon und 50 pCt. Sand, (nach Thaer.) Wenn wir ein Gemische von denselben Verhältnissen machen, so entsteht keine Erdart daraus, welche dem konstanten Charakter von Lehm beywohnt. Es wird ein bloßes Gemische, worin die inherenten Theile keine andere Verbindung, als die der bloßen Juxta-Position haben. Es scheinen also zweyerley Arten von Erdmischung, nemlich eine chemische und eine mechanische zu seyn. Die erstere hat die Natur sich wahrscheinlich allein vorbehalten. Der Sand ist bekanntlich noch einmal so schwer wie der Thon. In unserer mechanischen Mischung wird er also in gar nicht langer Zeit den Gesetzen der Gravitation gehorchen und sich präcipitiren. In der von der Natur chemisch gemischten Masse läßt der Thon vermöge der Anziehung und Cohäsion den Sand nicht fahren — der Lehm bleibt Lehm, würde er noch so sehr durch Haken und Eggen gerührt. Die Anziehung scheint so mächtig, daß der Sand den Gravitations-Gesetzen nicht folgen kann und trotz seiner specifischen größern Schwere mit dem Thon verbunden bleibt.

Ich habe Thon auf Flugsand gebracht, wo vorhin nichts als Bocksbarth wuchs — jetzt steht ziemlich guter Rocken darauf, und diese Erdmischung verspricht längere Dauer, weil der Thon specifisch leichter, wie der Sand ist. Aber vermengt hat er sich keinesweges mit dem Sande, obgleich das Ganze in einem beynahe pulverartigen Zustande fleißig geegget und gehakt worden, man sieht die Theilchen immer noch unvermischt.

Aus allem diesen scheint hervorzugehen:

1. Daß wir nie eine Erdmischung zu Stande bringen können, wie die natürliche.
2. Daß eine Verbesserung durch Aufbringen specifisch leichter Erdarten die längste Dauer verspricht.

Rothspalk, im May 1820.

Moeller-Lilienstern.

Anleitung, wie der Trahdetorf (Formtorf, Baggertorf,) in der größten Vollkommenheit bereitet werden kann.

Es scheint, als wenn man an den mehrsten Orten unsers Vaterlandes die Bereitung des Trahdetorfs als eine Arbeit ansieht, die mit vieler Leichtigkeit beschaft werden kann. Man begnügt sich, die schlechte, zum Stechen unbrauchbare Torferde so ganz nachläßig an eben dem Orte, wo sie befindlich ist, mit etwas Wasser breyartig zu machen; dann trampeln die Arbeiter ein paar mal mit den Füßen drinn herum; dieser ganz unnütze Brey wird dann mit Schiebkarren an den Ort hin gekarrt, wo der Torf geformt werden soll, sogleich in Formen geschlagen und nun auf die gewöhnliche Art getrocknet. Diese Behandlung ist ganz unrichtig und man darf sich daher nicht wundern, wenn man auf diese Art ein Produkt erhält, das eben so schlecht ist, als der mittelmäßigste Stich Torf. Ich will es daher versuchen, ob ich den Lesern dieser Annalen, denen dieser Gegenstand von Interesse ist, die Verfahrungsart deutlich machen kann, die ich beobachte.

Vorläufig bemerke ich nur, daß jede, auch die allerschlechteste Torferde, die zum Stechen schlechthin ganz untauglich ist, zur Bereitung des Trahdetorfs immer noch gut genug ist, wenn die Masse nur so, wie es geschehen muß, gehörig bearbeitet wird. Ich verfahre so:

1.

Hat man eine solche schlechte Torferde, die sich in alten Möören und auch da, wo schlechter Wiesengrund ist, häufig genug findet, aufgefunden, so wählt man, so nahe wie möglich, einen Platz zum Trahden. Diese ausgewählte Stelle muß, wenn es irgend thunlich ist, völlig grade, (horizontal) und eben seyn. Hätte diese Stelle eine schiefe, abhängige Lage, so würde die Arbeit, um das nöthige Wasser herauf zu schaffen, dadurch sehr erschwert werden. Auch muß man dahin sehen, daß der Boden eine feste Narbe hat, weil sonst die Pferde beim Trahden leicht durchtreten.

2.

Um die Arbeit gehörig zu fördern, — indem ich voraussetze, daß man dies Geschäft im Großen betreiben wird, — werden zweyspännige Schleifen (Slöhpen) herbeygeschaft. Die Anzahl der nöthigen Schleifen bestimmt sich nach der Entfernung des Trahde-Platzes, je nachdem der Ort, wo die Torferde gegraben wird, näher oder weiter von der

Stelle, wo getrahdet werden soll, entfernt ist. Ist die Stelle, wo die Erde gegraben wird, nicht über 100 Schritte vom Trahde-Platz entfernt, so sind 4 Schleifen hinreichend, um in zwey Abtheilungen Reihe zu halten. Die Größe der Schleifen muß natürlich nach der Größe und Stärke der Pferde bestimmt werden, die man zu dieser Arbeit ausgewählt hat. Man muß sich aber ja hüten, daß man die Seiten der Schleifen nicht mit daran genagelten Brettern erhöhet, in der Absicht, um auf diese Art mehr aufladen zu können. Man würde dadurch das Abladen verzögern, welches einen großen Nachtheil in der Förderung der Arbeit verursachen würde, und dies ist ein Hauptumstand, worauf es hier gar sehr ankommt: diese Arbeit möglichst schnell zu fördern.

3.

Wird nun zur Arbeit geschritten, so stellt man auf dem Trahdeplatz zwey Arbeiter mit Schuschüppen, so, daß jeder seine ihm bestimmte Schleife zu beobachten hat. Jeder Arbeiter läßt seine Schleife immer an die von ihm zu bestimmende Stelle abladen, hilft die Schleife umstoßen und hält alsdann die Erde immer so zusammen, daß die ganze Masse in der Höhe von wenigstens 2 Fuß umher ausgebreitet wird. So fährt man fort, die Erde immer in der Runde herum anzufahren, wobey beständig

dahin gesehen werden muß, daß die Erde immer in gleicher Höhe bleibt: dabey müssen die auf dem Trahdeplatz angestellten Arbeiter immer darauf achten, die in der Torferde etwa befindlichen größern Stücke mit den Schüppen entzwey zu stechen; auch müssen sie möglichst dahin sehen, daß die Oberfläche völlig eben wird und durchaus keine Hügel und Thäler entstehen.

4.

Mit diesem Heranschleifen der Erde wird unausgesetzt fortgefahren, bis es hoch Mittag ist, damit die Trahde nicht zu klein bleibt; denn es wird vorausgesetzt, daß die gesammte Masse, die auf dem Trahdeplatz zusammengekarrt ist, ohne alle Zögerung sogleich an eben dem Nachmittage verarbeitet werden muß. Sollte es auch etwas später Feyerabend werden, so muß dies durchaus kein Hinderniß geben, indem die Trahde schlechthin nicht bis zum andern Tage liegen bleiben kann. Denn wenn die Arbeit des Trahdens für diesen Tag unvollendet bliebe, so würde die Erde nicht mehr so bearbeitet werden können, wie sie bearbeitet werden muß; man würde also nichtsnützigen Torf erhalten.

5.

Beym Aufladen der Erde müssen so viel Arbeiter angestellt werden, daß die Schleifen in beständiger Thätigkeit sind und nie eine leere Schleife hal-

ten darf, sondern sogleich wie sie leer zurückkommt, wieder beladen werden kann.

6.

Ist nun die Arbeit bis zur Mittagszeit so fortgesetzt, so werden, während der Zeit, da die Arbeiter ihr Mittag zu sich nehmen, auch an eben der Stelle die Pferde gefüttert. Sollte dies zu Hause geschehen, so würde mit dem Hin- und Herreiten zu viele Zeit verloren gehen; es wäre denn, daß sogleich frische Gespanne an Ort und Stelle seyn können.

7.

Sobald Menschen und Pferde ihr Mittagsmahl verzehrt haben, nimmt jeder Knecht seine vier Pferde neben einander und reitet die Trahde einige mal auf der Kante herum; alsdann wenden sich zwey und zwey Knechte im Reiten so herum, als wenn sie mit einem Vorschlag rund eggen, damit die Erde in der Trahde gleichförmig durchgetreten und überall gleich mürbe wird. Während dieses Reitens müssen immer einige Arbeiter an den Seiten, wo sich die Erde dünner aus einander giebt, diese sorgfältig wieder heran schaufeln, auch während dieser Arbeit die sich noch findenden großen Erdklöße entzwey stechen. Auch müssen sie fleißig darauf achten, daß die von den Fußtritten der Pferde verursachten tiefen Löcher immer wieder zu-

gestoßen werden. Die Pferde gewöhnen sich bald daran, daß sie immer wieder in die gemachten Spuren hinein treten. Dies verzögert die Arbeit, weil nun länger umher geritten werden muß, damit alles gehörig durchgeknetet werden kann. So wird unausgesetzt fortgefahren, die Erde so lange trokken zu trahden, bis sie anfängt zu streichen *) und gleichsam eine zitternde Bewegung erhält. Sehr gut ist es, wenn man bey dieser Arbeit des eigentlichen Trahdens noch ein oder zwey Gespann Pferde zu Hülfe geben kann, indem die trockene Torferde gar nicht zu viel getrahdet werden kann.

8.

Während der Zeit, daß auf die hier erzählte Art trocken getrahdet wird, muß zugleich Anstalt gemacht werden, Wasser herbey zu schaffen, welches möglichst nahe bey der Trahdestelle seyn muß. Von diesem nahe gelegenen Wasserloche werden Rinnen, in der Breite einer Schuschüppe, gezogen. In dem Verhältnisse, wie diese Rinnen zur Trahde sich sich nähern, werden sie tiefer gemacht, damit das Wasser schnell und leicht zur Trahde laufen kann. An der Stelle, wo die Rinne die Trahde berührt, wird ein Loch gegraben, in welchem sich so viel

*) D. h. bis sie sich wie eine schmierige Masse streichen läßt. A. d. R.

Wasser sammeln kann, daß es mit Wurfschaufeln in die Rinnen geworfen werden kann, die zu dem Ende auf der Oberfläche der Torferde gemacht sind. Diese Rinnen brauchen nur von der Tiefe zu seyn, daß sie das Wasser so ziemlich nach allen Kanten hinführen können. Alsdann stehen schon andre Arbeiter bereit, die das Wasser aus den Rinnen überall über die ganze Trahde schaufeln. Bey dieser Arbeit müssen die Leute dahin sehen, daß das Wasser nach allen Orten hin möglichst gleichförmig verbreitet wird, so, daß an allen Stellen gleich viel kommt, auch zugleich in einer so großen Menge, als sich nur immer auf der Trahde ohne abzufließen halten will; es kann nie zu viel Wasser darauf kommen.

9.

Sobald nun auf solche Art eine hinreichende Menge Wasser herauf geschaft ist, wird wieder mit den Pferden eben so, wie vorhin erzählt worden, in dem Torfhaufen herum geritten; dies wird so lange fortgesetzt, bis der Torf wieder so trocken geworden, daß es gar nicht zu merken ist, daß er mit Wasser angefeuchtet war. Nun wird abermal eben so, wie vorhin, Wasser darauf geschaufelt und das Herumreiten wiederholt. Dies Verfahren wird dreymal wiederholt; doch kommt es auf die Beschaffenheit der Masse an, ob es nicht noch mehrere Male wiederholt werden muß;

denn so viel ist gewiß, daß nie zu viel Wasser drauf kommen kann; sollte auch am Ende alles ein beynahe flüssiger Brey werden, so hindert dies nichts, indem durch das darauf folgende Herumreiten alles wieder trocken gemacht werden kann. Je mehr der Torf auf diese Art verarbeitet wird, desto besser wird er.

10.

Wird nun zum letzten mal Wasser drauf geschaft, so ist die Vorsicht nicht zu vernachlässigen, daß nur so lange mit den Pferden darauf herum geritten wird, bis kein blankes Wasser mehr auf der Oberfläche stehen bleibt. Sobald man sich davon überzeugt hat, müssen die Pferde weggeschaft werden und an deren Stelle treten sechs oder acht Mann, mit Schuhschüppen versehen, in die Trahde hinein. Diese Menschen stellen sich mitten auf dem Haufen übers Kreuz, Schüppe an Schüppe, und fangen nun an, indem sie alle rückwärts fortgehen, die Oberfläche glatt zu streichen. Diese Arbeit wird nach allen Richtungen, immer rückwärts gehend, so lange fortgesetzt, bis der ganze Haufen, von der Mitte an bis zu den Kanten hinaus, völlig glatt gestrichen ist. Zwischen diesen Glattstreichern stellen sich eben so viele andre Arbeiter, jeder mit einer Bohnenstange versehen. Diese legen, indem sich immer zwey gegen einander über stellen, ihre Stangen so, daß sie mit der Spitze zusammen stoßen, auf

die schon gestrichene Masse. Jeder dieser Arbeiter zieht seine Stange in möglichst schnur grader Linie rückwärts. Sechs oder acht Zoll von dieser Linie entfernt, wird wieder eine neue Linie auf diese Art gezogen und dies Verfahren so lange fortgesetzt, bis die ganze Oberfläche des Haufens mit parallelen Strichen bezeichnet ist. Alsdann werden übers Kreuz wieder eben solche Parallelen, welche die vorigen rechtwinklicht schneiden, in eben den Entfernungen gezogen, und diese Arbeit so lange fortgesetzt, bis alle Arbeiter wieder rückwärts aus der Trahde heraus kommen.

11.

Man muß dahin sehen, daß diese Kreuzschnitte ja nicht zu tief werden, sondern nur so, daß sie gerade sichtbar sind. Die Bestimmung dieser Rinnen ist nemlich die, daß sie, wenn Regen einfallen sollte, das Wasser ableiten, damit sich auf der Oberfläche des Haufens nichts ansammeln kann. Daher wird auch schon beym Glattstreichen dahin gesehen, daß der Haufen sich von der Mitte bis zu den Kanten hin etwas verliert, so, daß er in der Mitte erhabener, nach den Kanten hin allmählig etwas dünner wird; etwa wie eine runde Semmel, die ins Kreuz übergeschnitten ist.

12.

Ist nun die Trahde so weit vollendet, so muß oft untersucht werden, ob sie hinreichend getrocknet

ist. Wenn die Witterung günstig ist, so wird die Masse bald so trocken werden, daß ein Mensch, ohne einzusinken, darauf stehen kann. Sobald also der Haufen zu einer solchen Konsistenz gelangt ist, daß er einen Menschen trägt, so muß man nicht länger säumen, die ganze Trahde in beliebige Stücke zu zertheilen.

13.

Es werden nemlich ein oder zwey Arbeiter mit scharfen Schuhschüppen, oder auch mit gewöhnlichen Torfstich-Eisen angestellt. Diese fangen an der Kante an, die Stücken in vorgeschriebener Größe abzustechen und zwar immer in die Runde um den Haufen herum. Diese abgestochenen Torfsoden müssen aber gleich vom Anfange an in einer solchen Entfernung vom Haufen von der Hand gesetzt werden, daß man am Ende auch für den, der zuletzt aus der Mitte gestochen wird, Platz genug übrig behält.

14.

Von nun an wird der Torf bis zum völligen Austrocknen eben so behandelt, wie der gewöhnliche Stichtorf behandelt wird. Ist er hinreichend ausgetrocknet, so fährt man ihn baldmöglichst zu Hause. Er giebt eine so dauernde und starke Hitze, mit welcher die des gewöhnlichen Stichtorfs in gar keine Vergleichung kommen kann.

Grischow, im Februar 1820.

Wilhelm.

Nachschrift des Redakteurs.

Den Lesern dieser Annalen wird es noch erinnerlich seyn, daß bereits S. 113 des ersten Jahrganges, imgleichen S. 337 des zweyten Jahrganges derselben von unsern trefflichen Herrn Rixen zu Knoop ausführliche Anweisungen über die Bereitung des Baggertorfs eingereicht sind. Besonders werden sie sich der beyden Werkzeuge, nemlich der Pludder- und auch der Preßmaschine erinnern, die dort beschrieben sind. Beyde Maschinen erregten hier Aufmerksamkeit, aber, wahrscheinlich scheute man wol die Kosten, um einen, doch immer nur ungewissen Versuch zu wagen; mir wenigstens ist es nicht bekannt geworden, daß hier im Lande eine Probe damit angestellt wäre.

Einer meiner Freunde hier in der Nachbarschaft von Rostock, der diese Fabrikation im Großen treibt und es sich sehr angelegen seyn läßt, auch nicht Mühe und Kosten scheut, dies Geschäft zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, fragte mich in diesem Frühjahr wegen der Pluddermaschine um Rath, indem er, ohngeachtet der theuren Holzpreise in der hiesigen Gegend, doch bereit war, eine solche Maschine zu bauen. So sehr es mich auch freute, einen solchen unternehmenden Mann gefunden zu haben, so durfte ich doch zu einem unsichern Ver-

such nicht rathen. Ich nahm daher zuvor meine Zuflucht zu unserm würdigen Rixen, da ich es glaubte voraussetzen zu dürfen, daß ihm schon belehrendere Nachrichten zugegangen seyn würden. Meine Erwartung hat mich auch nicht getäuscht, und ich glaube mich mehreren meiner Leser gefällig zu machen, wenn ich das, was mir von der Gefälligkeit des Herrn Rixen zu Theil geworden, hier wörtlich wiedergebe.

„In der Nähe von Kiel wird viel Form-
„torf gemacht. Hier wollte man im vorigen
„Frühjahr die Pluddermaschine einführen, aber
„wie sie fertig war, wollte es nicht gehen. Die
„Maschine war genau nach der Zeichnung gebaut.
„Der Fehler lag wahrscheinlich da, wo das Pferd
„angespannt wird, an der schrägen Stange von
„Eisen. Dies machte im Anfange zu Helle-
„beck auch viele Schwierigkeiten. Die Maschine
„war unbrauchbar und die Kosten vergeblich.
„Ich schrieb nach Hellebeck, erhielt aber keine
„Antwort. Seitdem bereiten sie die Torfmasse
„wieder auf die gewöhnliche Art, durch Treten
„und Schlagen in Formen; so bereiten sie ihn
„auch hier in meiner Nähe in dem Gute See-
„kamp und sogar kaum 50 Ruthen von meinem
„Hause, und der Torf wird gut, wenn nur die
„Arbeit gut gemacht wird. Die Westphälinger

„schlagen den Torf nicht in Formen, sondern
„nachdem solcher wohl bereitet ist, schneiden
„sie ihn durch ein scharfes Instrument in Soden.
„Dies geht auch, wie ich selbst gesehen habe, sehr
„gut. Wahrscheinlich liegt bey Ihnen
„darin ein wichtiger Fehler, daß sie
„die Masse nicht genug durcharbeiten.
„Wird die Torfmasse nur genug durchgearbeitet,
„gleichviel, ob mit den Füßen oder durch Hülfe
„einer Maschine; wird kein Wasser gespart und
„sonst nur nichts versehen, so muß, es kann gar
„nicht fehlen, der Torf gut werden, wenn die
„Masse an sich nur einigermaßen brauch-
„bar ist. Durch Hülfe der Preßmaschine geht
„das Formen des Torfs geschwinder, aber ich
„habe noch Niemand bewegen können, Versuche
„damit anzustellen. Kann also auch im Grunde
„noch nichts mehr darüber sagen, als was ich
„in den Annalen darüber gesagt habe."

Noch ehe ich diese Nachweisung erhielt, ward der vorstehende Aufsatz vom Herrn Wilhelm bey mir eingereicht. Er bestätigt noch mehr das, was Herr Rixen sagt, und was ich immer behauptet habe: daß die Torfmasse nicht genug bearbeitet werden kann, wenn man schlechte und zum Stechen untaugliche Torferde vortheilhaft in guten und brauchbaren Torf umschaffen will. Ver-

gleicht man nun die, vom Herrn Wilhelm hier mitgetheilte Methode, wie der Torf in der Gräflichen Herrschaft Ivenak bereitet wird, mit der Bearbeitung auf der Pluddermaschine, so fällt es in die Augen, daß erstere einen großen Vorzug haben muß. Wenn es nemlich ausgemacht ist, daß die Torfmasse zuvor trocken bearbeitet werden muß, wenn der Torf den möglichsten Grad der Vollkommenheit erreichen soll, — welches wohl nicht zu leugnen seyn wird, — so sehe ich gar die Möglichkeit nicht ein, wie dies mit der Pluddermaschine bewerkstelligt werden könnte. Zwar scheint dagegen der Aufwand für so viele Menschen und Pferde sehr kostbar zu seyn, allein wenn man auch dagegen bedenkt, mit welcher Schnelligkeit eine beträchtliche Menge Torf auf diese Art aufs vollkommenste gut gemacht werden kann, so wird diese Methode wenigstens dort vorzüglich empfehlbar seyn, wo es an recht guter Torferde zum Stichtorf fehlt; wo die Fabrikation des Baggertorfs im Großen betrieben werden kann und wo eine große Consumtion an Brennmaterial den verkäuflichen Absatz erleichtert.

Dies wird nun wohl, vorzüglich in der Nachschaft großer und nahrhafter Städte, überall der Fall seyn. Hier in Rostock z. B. ist die jährliche Konsumtion an Brennmaterial, nicht blos zum ge-

wöhnlichen häuslichen Verbrauch, sondern vorzüglich zum Bedarf verschiedener Fabriken, wie z. B. der großen, sehr bedeutenden Brauereyen und Brandtewein-Brennereyen, der Zichorien-Fabrik, der Zucker- und Tabacks-Fabriken, u. a. m., so beträchtlich, daß die Holzpreise schon anfingen, so in die Höhe zu gehen, daß ein, mit stiefmütterlicher Kargheit besoldeter Staatsdiener beynahe den vierten Theil seines ganzen Gehalts an dies unentbehrliche Lebensbedürfniß verwenden konnte. Vielleicht wäre es am Ende für manche Familien ganz unbezahlbar geworden, hätte nicht endlich unsre Stadtobrigkeit die weise und wohlthätige Veranstaltung getroffen, daß hier auf der Nachbarschaft zu Ikendorff und Gragetopshoff ein Paar Torfmöore, — die schon längst zum Wohl der Einwohner Rostocks zu diesem Zweck hätten genutzt werden sollen, — eröffnet wurden. Diese wahrhaft väterliche Vorsorge verdient, daß sie öffentlich gepriesen wird; aber sehr wäre es zu wünschen, daß man nun auch auf dieser ersten Stufe nicht möchte stehen bleiben. Zwar hat diese lobenswürdige Veranstaltung ein drückendes Bedürfniß bereits etwas gelindert, allein zum Wohl unsrer Kommune könnte nun diese wohlthätige Unternehmung leicht weiter gefördert werden. Beyde Möore geben uns freylich Torf, aber nach dem allgemeinen Urtheil könnte der

Torf besser seyn, als er ist, wenn man das, was ihm an natürlicher Güte noch sehr abgeht, durch Kunst zu ersetzen suchte. Beide Möore haben überdies eine so nahe Lage an Rostock, wodurch also ein sehr ins Große gehender Absatz gesichert wird, und da sie überdies noch mit vielen sehr volkreichen Dorfschaften umgeben sind, so kann es nicht an Arbeitern, auch nicht an Pferden fehlen. Letzteres verstehe ich so: da, wie es der vorstehende Aufsatz des Herrn Wilhelm vor Augen legt, zu einer ins Große gehenden Torfbereitung auch mehrere Gespanne Pferde erfordert werden, so würde dieser Aufwand zu kostbar werden, indem die Pferde nur höchstens 3 bis 4 Monat gebraucht werden können, den größten Theil des Jahrs hindurch also auf andre Art ihr Futter verdienen oder vielleicht mit zu großem Verlust wieder abgeschafft werden müßten. Beyde Hindernisse könnten aber gerade hier am ersten vermieden werden, da in der Periode der Torfbereitung sich gewiß Pferde-Eigenthümer finden würden, die hier ihre Pferde eben so gut, wie dies z. B. auf dem Bagger geschieht, zur Miethe hergeben würden. Manche unsrer Stadt-Fuhrleute, auch wohl manche Bauern in den nahe gelegenen Dörfern möchten vielleicht diesen Verdienst, bey welchem wenig Geschirr nnd überall kein Wagenzeug abgenutzt wird, anderweitigen Lastfuhren vorziehen.

Ob dies aber für eine Kommüne, — die in der Regel alles theurer bezahlen muß, als ein Privat-Unternehmer, wo überdies der stete Wechsel der Administrationen auf all dergleichen Dinge nie einen günstigen Einfluß hat, — empfehlbar seyn möchte? das wage ich nicht zu behaupten! Aber auch diesem könnte man begegnen, wenn man die ganze Unternehmung an einen sichern und thätigen Entrepreneur verpachtete. Nur müßte ein solcher Mann mit der Pachtsumme auch nicht so hoch hinauf geschroben werden, daß ihm alle Lust, sein Gewerbe möglichst zu vervollkommnen, verginge. Die Stadt könnte immer mit einer sehr billigen Pachtsumme zufrieden seyn, da der Nutzen, den das ganze gemeine Wesen, folglich auch rückwirkend das Stadt-Aerarium selbst, von einem solchen Etablissement haben würde, von unendlich höhern Werth ist, als die Paar armseligen Thaler mehr, welche in die Stadtkasse fließen und derselben doch nicht einmal zu Gute kommen würden. Die Bosheit wollte vormals allen Kammern den Vorwurf machen, daß sie nur zum Nehmen bereitwillig, zum Geben hingegen nicht zu disponiren wären; aber unser liberales Zeitalter hat ja Gottlob! längst diese Verläumdung widerlegt.

Karsten, Professor.

Nachtrag zu den Bemerkungen über die Rindviehzucht. *)

Die Milchergiebigkeit einer Kuh hängt nicht blos ab von der in ihrer Constitution gegebenen Disposition zum Milchabsatz, sondern auch davon, daß die Umstände günstig auf die Entwickelung dieser Disposition wirken. Günstig wird gewirkt auf die Entwickelung der Disposition dadurch, daß die Kuh insbesondere vor dem Kalben und nachher reichlich genährt werde, insbesondere solche Nahrung erhalte, welche den Milchabsatz befördert. Vorzüglich wirkt dies stark ein beym ersten Kalben, wenn die Organe zur Milchabsonderung sich zuerst entwickeln. Es wird also die Disposition zur Milchergiebigkeit aus diesem Grunde am stärksten entwickelt, wenn die Starke etwa 4 Wochen nach Maytag im Grase kalbt. Dahingegen wird bey Kühen, die von Jugend auf spät im Herbst kalben und dabey nicht ausgezeichnet genährt worden, die Disposition zum

*) Verglichen mit S. 1 des 7ten Jahrgangs. A. d. R.

Milchertrag nicht gehörig entwickelt werden. Sie können schlechte Milcher scheinen; ob sie gleich unter andern Umständen ergiebig sich würden bewiesen haben. Ein Hauptumstand aber ist der, daß die Starke gleich anfangs völlig austrage. Sehr häufig kalben die Starken einige Wochen vor der völligen Zeitigung, da dann die Milch-Organe ihre völlige Ausbildung noch nicht gewonnen haben, und wenn sie einmal zu früh gekalbt haben, pflegen sie mehrere male hinter einander nicht auszutragen, — und werden schlechte Milchkühe, weil die Milch-Organe sich bey ihnen nicht gehörig entwickelt haben. Werden sie überdem nun, wie es häufig der Fall ist, nicht einmal von der Nachgeburt gleich befreyt, so darf man nicht hoffen, nutzbare Milcher aus ihnen zu erziehen. Das vorzeitige Kalben ist ohne Zweifel das größte Hinderniß der Entwickelung der Disposition für Milchergiebigkeit. Noch gilt die allgemeine Erfahrung, daß ein von Jugend auf stark genährtes Individuum weniger abtragen wird, wenn es nachher schwächere Nahrung erhält, als es bey gleicher Nahrung würde Abnutz gegeben haben, wenn es von Jugend auf mit weniger kräftigere Nahrung wäre unterhalten worden. Doch wird die frühere reichlichere Körnerfütterung minder nachtheilige Folgen haben, als die leicht nährende weiche Fütterung. Eine bey weichem nahrreichen

Heu und fettem Grase aufgezogene Kuh wird in der Folge diese Fütterung am fühlbarsten entbehren. Daher wird die in der Marsch aufgezogene Kuh nachher nicht so abträglich werden, als die auf der Höhe, wenn auch mit mehrern Kornfutter aufgezogene Kuh, daher sollen die in der Prignitz aufgekauften Starken auf den Kleeweiden gute Milcher werden.

Der Grad der Disposition zur Milchergiebigkeit ist bey einem gegebenen Individuo daher nicht zu beurtheilen, wenn man nicht zu allen Zeiten die Bedingungen ihrer Entwickelung beobachtet hat, und wird man bey der Auswahl der Milchkühe zur Zuzucht Rücksicht mit darauf zu nehmen haben, ob Zufälligkeit die günstigen Umstände oder ob die Constitution die Vorzüglichkeit begründet.

So sehr man anerkannt, das Mittel zu einem bessern Viehstand zu gelangen, sey die eigene Aufzucht mit strenger Auswahl; so scheut man doch die Aufzucht, weil man sie für zu kostbar hält. Man übertreibt aber die Anrechnung der Kosten, wenn man den Kälbern und Starken sogar die Weide des zweyten und dritten Jahrs mit dem Werth der Kuhweide anrechnet; sollte man auch die Winterfütterung bey besserer Qualität gleichsetzen wollen. Die Kosten der Fütterung des ersten Jahres erscheinen vermindert, wenn man besonders den

geringen Betrag der grünen Futterung auf dem Stall oder auf der Weide erwägt, und bedenkt, daß doch wohl nur $\frac{2}{7}$ des Butterertrags der Kuh ihrem Kalbe können zur Last geschrieben werden. Wird die Starke mit dem Ablauf des dritten Jahres kalben; so ist ihr auch noch die Zeit zu gut zu rechnen, welche die Kuh vor dem Kalben unabträglich ist und muß man darauf rechnen, auch angekaufte Starken eine Zeitlang futtern zu müssen, bevor sie nutzbar werden. Man braucht daher, um die Kostbarkeit der Aufzucht für Veredlung des Rindviehs herabzusetzen, nicht einmal zu den Behelfen sparsamen Aufzugs sich zu versteigen; auch nicht einmal anzuziehen, daß an vielen Orten sich kleine Gelegenheiten finden werden, welche nur durch Aufzug zu berechbaren Abnutz zu bringen sind; daß kleine Abfälle in der Wirthschaft direct nützlich anzuwenden immer willkommen seyn muß, daß die zum Aufzug verwandte Milch keine weitere Behandlung nöthig macht; daß die Gefahr beym selbst aufgezogenen Vieh geringer ist; daß beym Aufziehen erspart wird, was das Milchen und die Behandlung der Milch kostet, daß durch das Aufziehen ein Kapital erzeugt wird, und nicht Zinsen und Altern den Ertrag vermindern. Aber das muß man zugestehen, daß für einen Ertragsanschlag die Kopfzahl des Holländer-Viehes einen beque-

mern Ansatz giebt, wenn gleich bey näherer Prüfung der Ansatz chimärisch werden will. Unrichtig ist es, wenn man setzt, da der Holländer mir 12 Thaler jährlich für die Kuh Pacht giebt, so kostet mir die dreyjährige Starke 36 Rthlr. Nein, sie kostet das nicht, denn wenn man abrechnet, was der Holländer kostet, vielleicht 3 Rthlr. fürs Haupt, und was die Kuh jährlich an Zinsen und an Verbrauch kostet, nemlich für unsere Verhältnisse wohl $3\frac{1}{2}$ Rthlr. fürs Stück, so dürfte bey 12 Rthlr. Pacht die selbstgezogene Starke noch nicht 18 Rthlr. kosten. Wir dürfen den Bauer also nicht im ausschließenden Besitz des Aufziehens lassen. Es paßt sich für Höfe und bey Holländereyen besser, als für den kleinen Wirth, der nicht so viel kleine Abfälle hat, und die Milchproducte in seinem Hausthalte nöthiger braucht, — dem aber die Aufzucht Bedürfniß ist, weil er, weniger Geldwirth, seine Sparbüchse darin findet.

C. S.

Noch etwas über neue Saat. *)

Der Mecklenburgische Wirth meynt, daß er von Zeit zu Zeit sich von neuem müsse Hasselburger Rokken kommen lassen, weil die Saat ausarte. Die zweyte Aussaat sey die beste, die nachfolgenden würden dem gemeinen und Sand-Rocken ähnlicher. — Man könne es dem Holsteinschen Rocken ansehen, ob er ausgebauet sey. Er verliere die ursprüngliche Gestalt und Farbe, werde länglichter und bleyfarbig. So wie man über das Ausarten des Hasselburger, des Holsteinschen Saatrockens klagt, so klagt man auch über das Ausarten der Erbsen, die Verwandlung derselben in Wick-Erbsen, über die Ausartung des Rügenschen Hafers und der Rügenschen Gerste. Dagegen treten heterodoxe Wirthe auf, welche behaupten, das einmal eingeführte neue Saatkorn verlöre seine Eigenthümlichkeit nicht, der Hasselburger Rocken sey nach 20 Jahren noch was er bey der Einführung war.

*) Man vergleiche hiemit S. 655 des 6ten Jahrgangs. A. d. R.

Beyde Theile können Recht haben, aber nur unter verschiedenen Umständen, und läßt sich vielleicht das Ausarten der neuen Saat eben so gut erklären, als sich erklären läßt, daß sie ihren constanten Character behält, wenn die Bedingungen wegfallen, welche die Ausartung zur Folge haben. Wer unter seine Merino-Heerde keine rauhe Schaafe und Böcke aufnimmt, wird sie rein erhalten, wer sie aber mit rauhen Schaafen und Böcken vermischt, wird Mischlinge erzeugen; wer sie schlecht hält, wird sie herunter bringen.

Rocken verwandelt sich freylich nicht in Trespe, aber wenn Hasselburger Rocken und Sand-Rocken zusammen gesäet werden, so wird durch die Befruchtung eine Bastard-Art erzeugt, eben so, wie durch die Vermischung der feinwolligen Schaafe mit den Hundehaarigen. Diese Bastard-Erzeugung im Rocken wird sicherer und schneller erfolgen, wenn Hasselburger und Sand-Rocken gemischt gesäet werden, aber auch wenn Sand-Rocken in der Nähe des Hasselburger Rockens gesäet ist, weil der Wind den Blüthenstaub von dem einen Felde auf das andere wirft. So verwandeln sich auch weiße Erbsen in Wick-Erbsen, insbesondere durch die Dazwischenkunft von Insecten, welche Mißheyrathen vermitteln, und werden Wick-Erbsen wieder weiß, wenn die Vegetation und Blüthe der ächten Erbsen mehr begünstigt ist, als die der Wick-Erbsen.

Im allgemeinen kann man also sagen, daß die Getraidearten, welche eingeführt werden, dem Ausarten um so mehr ausgesetzt sind, je stärker die Gelegenheit zu ungleicher Vermischung bey der Befruchtung gegeben ist. Auf einem Felde, welches in Gemeinschaft benutzt wird, auf dem Stadt- auf dem Dorffelde, wird die neue reine Saat also eher ausarten als auf dem Gute, welches auf einemmale nichts als neue reine Saat säet und die Gelegenheit zu Mißheyrathen bey der Befruchtung vermeiden kann. Unstreitig wird aber auch die Varietät, welche in einer Gegend durch gegebene Umstände des Bodens, der Cultur und der Witterung erzeugt ist, mit der Zeit ausarten, wenn sie unter Verhältnisse gebracht wird, welche verschieden sind von denen, unter welchen sie entstanden, und zwar nach dem Grade der Verschiedenheit. (Es können also wohl Recht haben diejenigen, welche sagen: ich gebrauche keine neue, nur reine gute Saat, als diejenigen, welche sagen: ich muß von Zeit zu Zeit reine gute neue Saat haben.

Es wird aber das Bedürfniß der neuen, reinen guten Saat in der Maaße abnehmen, als ihm fleißiger und allgemeiner abgeholfen wird, und zusagende Localitäten werden die neue Saat so verpflanzen, daß z. B. der Hasselburger Rocken nicht mehr darf von dem Gute Hasselburg und Holstein,

sondern von dem Gute N. N. in Mecklenburg kann geholt werden, und ist nicht zu zweifeln, daß dies zeitig genug zur Beförderung des Absatzes werde angezeigt werden.

G., den 28. April 1820.

C. S.

Mein letztes Wort über die Warnemünder Dünen-Bepflanzung.

So wie die Jahre im Menschenleben fortschreiten, so schreiten auch unsre Erfahrungen fort. Würden daher einzelne Erfahrungen immer genutzt und mit den Resultaten, die aus fortwährenden Beobachtungen entstehen, vermehrt, so müßte, bey treuer Aufbewahrung und Anwendung alles desjenigen, was nunmehr als ausführbar und nützlich anerkannt worden, die Menschheit längst zu einem sehr hohen Grade physischer und geistiger Kultur, folglich auch zu einer sehr hohen Stufe der Glückseligkeit gelangt seyn. Das soll aber auf dieser unvollkommenen Erde nicht immer so seyn. Was der Eine mit Mühe entdeckt und ans Licht fördert,

das wird von dem Andern vernachlässigt oder die Stürme der Zeit wirken vertilgend; daher sinkt so manches, was für die Menschheit nützlich und wohlthätig war, wieder in die Nacht der Vergessenheit zurück. Auch dies lag in dem Plan der Vorsehung; der ewige Wechsel zwischen Fortschreiten, Stillestehen, Rückschreiten und wieder vorwärts Streben sollte die Regsamkeit des menschlichen Geistes, der hienieden nicht den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erklimmen kann, in fortwährender Thätigkeit erhalten.

Wenn ich also noch einmal einen Gegenstand zur Sprache bringe, der für die hiesige Kommüne so unbedeutend eben nicht ist, so geschieht es blos in der guten Absicht, um auch in dieser Angelegenheit das mitzutheilen, was Versuche und Erfahrungen in den großen Fortschritten unsrer Acker-Kultur in den letzten Decennien gelehrt haben und was mit mehr als Wahrscheinlichkeit auch auf dem Warnemünder Flugsande seine Anwendung finden möchte. Ich werde dies um so zuversichtlicher thun können, da nun auch nicht einmal eine Vermuthung mehr statt finden kann, als leitete mich ein besonderes Interesse, wäre es auch nur, um in meinem siebenzigsten Lebensjahre mir eine Art von Nachruhm zu erstreben. Ich bitte vielmehr, das, was ich itzt noch zu sagen habe, für das anzuneh-

men, was es nach meiner Absicht seyn soll: meine aus vieljährigem Nachdenken, aus mannigfaltigen Beobachtungen und aus den Berichtigungen einsichtsvoller Männer hervorgegangenen Ansichten: „wie eine Besaamung und Bepflanzung „mit Holz- und Straucharten auf den „Dünen einen sichern Fortgang gewinnen könne." Dies sey also mein letztes Testament für die Warnemünder Dünen; möge es einst, wenn mein Name längst vergessen ist, in die Hände solcher Männer gerathen, die es mit Sachkunde prüfen, und was sich etwa Brauchbares darin finden mag, mit Einsicht und Theilnahme, unter begünstigendern Umständen in Anwendung bringen.

Da ich bereits an mehreren Orten über das einleitende Verfahren, das hier beobachtet werden muß, meine Gedanken mitgetheilt habe, die auch, so viel ich weiß, von Niemand bestritten sind, *) so werde ich, um mit der Wiederholung des bereits so oft Gesagten mich nicht lästig zu machen, in Hinsicht der Vorbereitungsgeschäfte mich kurz fassen können. Ich bringe also nur blos dies in Erinne-

*) Man vergleiche mit dem hier Gesagten meinen letzten Aufsatz: über die Warnemünder Dünen-Bepflanzung, im vierten Jahrgange dieser Annalen v. J. 1817, S. 171.

rung: daß ohne eine Wiederherstellung und fortwährende Erhaltung der nothwendigen Zäune, die dem, aus den westlichen Gegenden herströmenden Flugsande einen Damm entgegen setzen, nichts was Bestand und Dauer versprechen könnte, vorgenommen werden kann. Ohne diese Vorarbeit bleibt alles, was man säen oder pflanzen mag, nichts als Spielerey, die vielleicht in den ersten Paar Jahren Hoffnungen aufregt, aber nie von Dauer seyn wird. Sollte man sich nun früher oder später zu dieser Wiederherstellung der nothwendigen Befriedigungen entschließen, so würde ich rathen, diesen Zäunen, mit Rücksicht auf die Striche der Hauptwinde, die hier am mehrsten schädlich sind, eine solche Richtung zu geben, daß dadurch einzelne Abtheilungen gebildet würden, von welchen Jahr für Jahr eine in Kultur genommen werden könnte.

Dies als unumgängliches Erforderniß vorausgesetzt. Sodann möchte auf die Herbeyschaffung und Anordnung der nachstehenden Hülfsmittel Bedacht genommen werden, um dem Boden die Vorbereitung zu geben, wodurch er in den Zustand gesetzt wird, daß er die verwendeten Kosten und Mühen belohnen kann. Diese anzuwendenden Hülfsmittel sind freylich so ganz leicht nicht, denn sie fordern einigen Aufwand und Genauigkeit in der Ausführung; beydes aber kommt gewiß in gar

keinen Vergleich mit dem großen Zweck, der dadurch erreicht werden würde. Ueberdem ist es ja auch nicht gesagt, daß diese Arbeit mit der größten Anstrengung auf einmal vorgenommen werden soll, vielmehr würde ich sehr rathen, in jedem Jahre nur Etwas, nur so viel zu thun, als sich in Hinsicht des nöthigen Aufwandes und der erforderlichen Arbeit mit Bequemlichkeit übersehen läßt. Ist das Geschäft einmal im Gange, so wird es sich nach ein Paar Jahren bald beurtheilen lassen, ob man sich weiter ausdehnen kann. Wenigstens ist es doch wohl gerathener, mit sichern und bedächtigen Schritten allmählig vorwärts zu schreiten, wenn auch 20, 30 und noch mehr Jahre darauf hingehen sollten, als gar nichts zu thun und das Uebel ärger werden zu lassen.

Die Hülfsmittel, die ich zur sichern Vorbereitung empfehle und der einsichtsvollen Prüfung erfahrner und unterrichteter Männer zur Beurtheilung vorlege, bestehen in Folgendem:

1. Mischung des Bodens, mit entgegengesetzten Erdarten.
2. Thierischer Dünger aller Art, mit Pflanzendünger, Modde, Erde, Mistjauche u. s. f. zum Kompost bereitet.
3. Reiner Pflanzendünger.

Die Herbeyschaffung dieser erforderlichen

Hülfsmittel, so wie die Bearbeitung des Bodens selbst machen

4. eine eigene Anspannung nothwendig.

Es wird nöthig seyn, mich über die hier angeführten Punkte näher zu erklären.

Jeder erfahrne Landwirth weiß es, daß schon die bloße Mischung entgegengesetzter Erdarten einen fast unglaublichen Einfluß auf die Verbesserung des Erdbodens hat. Bindender, unbezwinglicher Thon oder Lehmboden wird mit Sand vermischt, milder, so wie der flüchtige Sand durch die Beymischung von Lehm gebunden und zur Aufnahme der Pflanzen-Nahrung empfänglicher wird. Wendet man dies auf den Flugsand an, so würde keine glücklichere Besserung dieses Bodens zu empfehlen seyn, als die Mischung desselben mit bindenden Erdarten. Haben wir doch schon Erfahrungen genug, daß steriler Sandboden, der bisher nur dürftig etwas Rocken und rauhen Hafer trug, in fruchtbaren Gersten- und Weizen-Boden umgewandelt ist. Warum sollte der Warnemünder Boden, der, so bald er nur gegen die schädlichen Stürme gesichert ist, so mannigfaltige Gewächse von selbst hervorbringt,*) hievon eine Ausnahme machen?

---

*) S. 8 meiner, i. J. 1801 bekannt gemachten Geschichte der auf den Dünen zu Warne-

Nur ist es allerdings die Frage: ob ohne zu große Kosten Lehm, Mergel, Thonerde ꝛc. nach den Dünen hingeschafft werden kann? Ich glaube es. In der Gegend von Diedrichshagen steht Lehm aller Art. Auch Mergel. Herr Forstinspector Becker hat es uns schon bewiesen, daß sogar Walker-Erde dort steht, *) wovon noch im vorigen Jahre ein dänisches Schiff eine Ladung mitgenommen haben soll. Auch nach Marggrafenheide hin soll Lehm stehen. Diese Entfernungen sind so gar groß nicht, daß nicht nach und nach, so viel

---

münde vorgenommenen Anpflanzungs-Versuche habe ich 28 Spezies von den Gewächsen angeführt, die sich zu der Zeit, zum Theil häufig, zum Theil sparsam auf den Dünen vorfanden. Jetzt könnte dies Verzeichniß noch um ein Ansehnliches vermehrt werden. Ich an meinem Theil habe nicht die Zeit gehabt, mich in die neuen Namen-Umschmelzungen, die dem, der die Pflanzenkunde nur als Hülfswissenschaft studiren kann, dies Studium so sehr erschweren, hinein arbeiten zu können. Es wäre eine genauere Sammlung dieser Dünen-Flore keine überflüssige und gewiß nicht unangenehme Nebenbeschäftigung unsrer trefflichen Pflanzenkenner, deren Rostock sich erfreut.

*) In der Monatsschrift von und für Mecklenburg; bin aber in diesem Augenblick nicht im Stande, diese Stelle aufzufinden.

als zum einjährigen Bedarf erforderlich ist, herbeygeschaft werden könnte. Will man nur Ernst zur Sache thun, so würden sich auch wohl Erleichterungsmittel zum Transport darbieten.

Diese Mischung des Sandes mit dem Lehm ist aber nur Vorbereitung; es muß auch für Dünger gesorgt werden. Der reine thierische Dünger, so wie er in Warnemünde zu haben ist, taugt zu diesem Zweck gar nicht. Da die Warnemünder durchaus gar keinen Ackerbau haben, so fehlt es ihnen an Stroh und an jedem sonstigen Material, das zum Einstreuen genutzt werden kann. Der hiesige Mist besteht aus den reinen thierischen Exkrementen, die in dem hitzigen Sande verbrennen, also gar keine Wirkung thun. Wird dieser Mist aber mit andern hiezu tauglichen Körpern vermischt und zu einem Kompost bereitet, so erhält man einen brauchbaren, dem hiesigen Boden anpassenden Dünger. Materialien dazu giebt es hier in hinreichender Menge. Die ganze Westseite von Warnemünde liegt voll aufgethürmter Haufen, die Unrath aller Art enthalten. Rechts, wenn man von der Landseite nach Warnemünde hinein passirt, ist es voll zugewachsener Graben, Modergruben, Schlammbehältnisse u. s. f., in welchen die schönste Modde enthalten ist. Dies alles mit Unkraut aus den Gärten, mit dem Seetang, (fucus vesiculosus

und serratus) mit Kartoffelkraut aus den Warnemünder Gärten, selbst mit so manchen Gewächsen, die auf den Dünen in Menge von selbst wachsen, und die nach dem Abmähen vor der Blüthe noch stärker sich bewurzeln würden, vermischt, geben die vortrefflichsten Materialien zum Kompost, wenn sie ein halbes Jahr und länger in Haufen gebracht, ab und an mit Mistjauche, — die hier so reichlich aufgefangen werden könnte, — begossen und durchgearbeitet werden. Im Laufe eines Jahres würde immer so viel zubereitet werden können, als im folgenden Jahre verbraucht werden muß. Selbst der Bauschutt, wenn er auch mit kleinen Brocken von Ziegelsteinen vermischt ist, müßte zu diesem Gebrauch nicht verschmähet werden.

Nächstdem ist es ja bekannt genug, wie wohlthätig der Pflanzendünger, besonders auf hitzigem Boden, wirkt. Schon die ältesten römischen Schriftsteller haben ihn angepriesen, und neuere praktische Oekonomen empfehlen ebenfalls unter gewissen Umständen diese sogenannte grüne Düngung aus der Erfahrung. Auch diese Düngung muß also hier um so weniger unbeachtet bleiben, da er diesem magern Boden vorzüglich Pflanzen-Nahrung mittheilt und ohne viel Umstände auch dabey am wohlfeilsten herbeygeschaft werden kann.

Dies wären die vorbereitenden Hülfsmittel.

Schon zur Herbeyschaffung derselben ist ein Gespann nöthig. Zwey Pferde werden im Anfange genügen; das ganze, lange Jahr hindurch läßt sich mit einem solchen Zweygespann schon etwas ausrichten. Die Ernährung dieser beyden Pferde könnte, wenn sie auch, welches sehr zu empfehlen seyn würde, das ganze Jahr hindurch, im Winter sowohl als im Sommer auf dem Stalle gehalten werden, wenig kosten. Die Sommerfütterung könnte durch den Anbau einiger Futtergewächse von den Dünen bestritten werden; zur Winterfütterung könnten in Dampf gekochte Kartoffeln ausreichen. Ein Ernährungsmittel, das für Pferde dieser Art hinreichend genügen würde. Wie trefflich die Kartoffeln, nur bey einiger Kultur, in dem Dünen-Sande gedeihen, das beweisen die dort gezogenen Kartoffeln, die ihres Wohlgeschmacks wegen berühmt sind. Ist man nun mit diesem Geschäfte im Gange, so schreitet man auf folgende Art zur wirklichen Kultur:

Ich habe vorhin schon bemerkt, daß das ganze Terrain nach und nach in kleinern Abtheilungen, von der Größe gebracht wird, als man etwa in einem Jahre in Kultur zu nehmen denkt. Die Oberfläche dieses Abschnitts würde nun, nachdem vorher alle Sandlöcher geebnet worden, zwey, drey, noch besser vier Zoll hoch mit Lehm, Mergel, oder was sonst für eine lehmhaltige Erdart herbeygeschaft

ist, übergefahren. Diese Operation kann zu allen Jahrszeiten vorgenommen werden, nur mit der Vorsicht, daß die aufgebrachte Erde, sobald man dazu gelangen kann, überall und gleichförmig über die Oberfläche verbreitet wird. Nachdem nun diese Erde lange genug, etwa ein halbes Jahr, an der Luft gehörig verwittert und vollkommen abgetrocknet ist, wird sie bey recht trockener Witterung flach untergepflügt, nicht gehaakt. Hat man gut gefaulten Dünger zur Hand, welchen die Kompost-Haufen hergeben müssen, so wird es noch vortheilhafter seyn, dies Land, etwa acht Tage vor dem Umpflügen, mit Dünger zu befahren, der gleichfalls sogleich aus einander gebreitet werden muß. Dieser nun umgepflügte Acker wird mit einer leichten Egge geebnet und ziemlich dick, — etwa auf 8 bis 10 Quadrat-Ruthen ein Pfund, — mit Spörgelsaamen (z. B. im Frühjahr 1821) besäet, den man sogleich mit einer schweren Walze unterwalzt. Sobald dieser Spörgel in Blüthe steht, wird er in feinen Furchen herum gepflügt, und das Land wird nun wieder mit Rappssaamen, (Brassica Napus), noch besser mit dem chinesischen Oelsaamen, (Raphanus chinensis oleiferus) besäet, mit einer leichten Egge geebnet und gleichfalls gewalzt. Dieser Raps bleibt den Winter hindurch stehn, etwa im Anfange oder in der Mitte vom

May (1822), da er ziemlich stark herangewachsen seyn wird, muß er niedergewalzt und tief untergepflügt werden. Sodann wird dies Terrain, mit Buchweizen und Gerste unter einander gemischt, besäet, doch so, daß nur die halbe Quantität des sonst auf einer solchen Fläche gewöhnlichen Einfalls genommen wird. Nachdem auch diese Saat gehörig eingeegt worden, säet man rothen Kleesaamen nicht zu dünn, — etwa auf 10 Quadrat-Ruthen ein Pfund — darüber, läßt einmal mit der Egge lang ziehen und mit einer derben Walze den Beschluß machen. So bald der Buchweizen in der Blüthe steht, wird dieser sammt der Gerste abgemäht, doch läßt man die Sense so hoch gehen, daß sie den Klee nicht berührt. Das abgemähete grüne Futter wird abgeharkt und kann verfuttert werden. Wahrscheinlich wird der Klee gegen Ende Juny oder Anfang July's ziemlich stark hervorgewachsen seyn, alsdann ist es rathsam, ihn nieder zu walzen, da er denn desto stärker wieder hervortreibt. Man überläßt ihn sodann seinem freyen Wachsthum bis zum Winter, ohne ihn zu schneiden.

Hat man nun einen Vorrath von gefaultem kurzen Dünger, — der, wie vorhin erzählt worden, in den Komposthaufen bereitet seyn muß, — gefaulter Holz- oder gut verwitterter Moder-Erde aufgespart, so werden im folgenden Winter bey

reinlichem Frostwetter diese Düngmittel über den Klee gefahren und sogleich möglichst gleichförmig aus einander gebreitet. Sobald der Frost aus der Erde und der Boden völlig abgetrocknet ist, wird das Land mit leichten Eggen kurz durchgeegt. Ist die Witterung irgend günstig, so wird der Klee etwa im May (nemlich 1823) in vollem Wuchse seyn. Sobald er nun gehörig herangewachsen, pflügt man ihn, nachdem er vorher niedergewalzt worden, in reinen Furchen sorgfältig unter und bezieht das Land der Länge lang mit kleinen eisernen Eggen, damit die Zwischenräume zwischen den Furchen sich gehörig mit lockerer Erde anfüllen. Ist dies geschehen, so besäet man das Land abermal mit Gerste und Buchweitzen unter einander gemischt, und nachdem diese Saat mit leichten Eggen untergeegt worden, so nimmt man endlich guten reinen Tannensaamen (Pinus sylvest), von dessen Güte man sich durch vorher angestellte Proben überzeugt hat, streut diesen, nicht zu dünne, über das Land aus. Man wird wohl thun, wenn man über diese Tannensaat auch noch gesunden Saamen von Birken, (Betula alba) Erlen, (B. Alnus) Eschen, (Fraxinus excelsior) Espen, (Populus tremula) überher streut. Daß dies alles bey stillem Wetter geschehen muß, versteht sich ohnehin; auch kann man die leichten Sämereyen etwa 24 Stunden vor

der Aussaat mit Mistjauche anfeuchten, um ihnen die Leichtigkeit zu benehmen. Nach gänzlich beschafter Aussaat wird das Land zugewalzt, und man läßt nun alles mit einander aufwachsen, ohne auf dies Terrain etwas wieder vorzunehmen oder das aufwachsende Getraide abzuschneiden. Dies giebt nemlich nicht nur den Sommer hindurch den jungen zarten Holzpflanzen einen wohlthätigen Schatten, sondern das Stroh schützt dieselben auch im folgenden Winter und Frühjahr gegen scharfe Winde aus der See.

Statt des vorhin erwähnten Tannensaamens kann man auch völlig gereifte und gut ausgewachsene Tannenzapfen nehmen. Diese müssen aber, nachdem sie einige Tage auf dem Acker gelegen, etwa um den dritten Tag mit leichten Eggen, die mit Busch oder Dorn durchflochten sind, des Vormittags im Sonnenschein durchgerührt werden, damit sich der Saame in den Aepfeln hinreichend löset. In diesem Fall müßte aber die Gerste und Buchweizensaat erst 14 Tage bis drey Wochen nach der Auswerfung der Tannenzapfen geschehen. Zu dem Ende würde es auch wohl besser seyn, den Acker schon in den letzten Tagen des Aprils umzupflügen, um die Tannenzapfen früher ausstreuen zu können. In jedem Fall müssen die Aepfel so lange auf vor-

hin erzählte Art mit leichten Eggen durchgerührt werden, bis aller Saame heraus geschaft ist.

So wie mit dieser Abtheilung verfahren ist, würde man Jahr für Jahr mit einer neuen Abtheilung fortfahren können. Theorie und Erfahrung geben mehr als Wahrscheinlichkeit, daß auf diesem Wege, wenn keine wesentliche Fehler begangen werden, die Holzsaat Gedeihen haben wird. Die reichliche Pflanzen-Düngung giebt diesem hungrigen Boden hinreichende Pflanzen-Nahrung, die der thierische Dünger allein ihm nie geben kann, da dieser in dem brennenden Sande ausdörrt und mit der Zeit selbst Flugsand wird. Der beygemischte Lehm oder die Mergelerde giebt der flüchtigen Oberfläche Festigkeit, und durch die viele Bearbeitung ist dieser rohe ungeschlachte Boden hinreichend verwittert, (nach dem Provinzial-Ausdruck des Mecklenburgischen Wirths ist der Boden nun hinreichend gahr geworden,) da die natürliche Rohheit desselben den feinen Holzsämereyen schädlich seyn würde.

Noch erlaube ich mir nachstehende Bemerkung: Indem ich voraussetze, daß dies zu besaamende Terrain schon ehe es in Kultur genommen wird, mit Zäunen eingefriedigt worden, um dem Erdreiche Schutz gegen Stürme zu geben, würde es sehr zu rathen seyn, gleich im ersten Frühjahr, so bald das Land mit Lehm oder Mergel befahren ist, hinter

diesen todten Zäunen eine doppelte Reihe lebendiger Hecken zu pflanzen, wozu allerley Straucharten, wie z. B. schon unser gewöhnlicher Hagedorn oder Weisdorn (crataegus oxyacantha) die Berberis, Ligustrum, gemeiner Flieder, die Elbweide, u. a. m. genutzt werden könnten. Am vortrefflichsten eignet sich aber dazu das schöne Lycium barbarum, (der Bocksdorn,) das nun schon so viele Jahre hindurch seine unzerstörbare Vegetationskraft auf den Dünen bewiesen hat. Dies würde in wenigen Jahren an allen den Orten wo es hingepflanzt worden, die fernere Erhaltung der Zäune entbehrlich machen. Unvertilgbar hat es sich bey den größten Sandüberschwemmungen bewiesen; es hat an der äußersten westlichen Spitze der Dünen eine Hecke gebildet, die der fortwährend herbeyströmenden unversiegbaren Quelle des Flugsandes einen trotzenden Damm entgegen stellt.

Nach meiner Ueberzeugung würde sich eine solche Holzbesaamung, so, wie ich sie hier vorgeschlagen, in mehr als einer Rücksicht für den Warnemünder Boden empfehlen, denn

1. Würde man im Stande seyn, durch diese Besaamungsmethode mit geringern Kosten ein ungleich größeres Terrain in jedem Jahre zu beschicken, als durch das bloße Bepflanzen.

2. Auch ist sie sicherer, da die jungen Pflanzen sich gleich von ihrer Entstehung an, an die rauhen, zehrenden Winde und an die kalte Seeluft gewöhnen, welches bey jungen Pflanzen, die an gemäßigtern Orten erzogen sind, nicht so der Fall ist.

3. Die längst dem Ufer der See aufwachsenden Hölzungen würden mit der Zeit die sicherste Vormauer gegen die heftigen Seestürme abgeben. Das angrenzende, durch diese Waldungen geschützte Land wäre nun gegen neue Ueberschwemmungen vom Flugsande gesichert und könnte nach und nach auf jede andere paßliche Art in Kultur genommen werden. Sollte auch nur die angrenzende Viehweide der Warnemünder dadurch konservirt werden, die fast alle Jahr bey starken Nordwest-Stürmen leidet. Daß indessen die dadurch errichtete Sicherung des Hafens hier immer die Hauptsache bleibt, das versteht sich von selbst.

Vielleicht ist es manchen Lesern, die sich für diese Angelegenheit interessiren, nicht unangenehm, in dem nachstehenden Schema eine deutliche Uebersicht von den jährlichen Fortschritten dieser Besaamung vor Augen zu haben. So, wie sie hier nur der Kürze wegen für drey Jahre entworfen ist, so

geht diese Arbeit in ihrer festgesetzten Ordnung Jahr für Jahr unverrückt fort, so, daß nach Verlauf der ersten zwey Jahre, jährlich drey Abtheilungen zu bearbeiten sind. Die Größe derselben müßte denn nach der Geldsumme bestimmt werden, welche die Stadt als einen nie zu vermindernden, wohl aber, wenn die Umstände es erlauben, nach und nach zu vergrößernden jährlichen Fond dazu auszusetzen, für gut finden würde. Man darf ja nur klein anfangen; überzeugt man sich dann von den guten Fortschritten, so wird sich der Plan immer erweitern lassen.

	I.	II.	III.
1821.	Spörgel; in der Blüthe untergepflügt. Nachmals Raps.		
1822.	Raps untergepflügt. Buchweizen und Gerste mit Klee. Ersteres in der Blüthe abgemäht und verfuttert. Der Klee nachmals niedergewalzt.	Spörgel; in der Blüthe untergepflügt. Nachmals Rapps.	
1823.	Kompost im Winter über den Klee. Tannen- und andere Holzsaaten.	Rapps untergepflügt. Buchweizen und Gerste mit Klee u. s. f.	Spörgel; in der Blüthe untergepflügt. Nachmals Rapps.
1824.	Holz-Zuschlag. Erstes Jahr.	Kompost im Winter über den Klee. Tannen- und andere Holzsaaten.	Rapps untergepflügt. Buchweizen und Gerste mit Klee u. s. f.
1825.	Holz-Zuschlag. Zweytes Jahr.	Holz-Zuschlag. Erstes Jahr.	Kompost im Winter über den Klee. Tannen- und andere Holzsaaten.
1826.	Holz-Zuschlag. Drittes Jahr.	Holz-Zuschlag. Zweytes Jahr.	Holz-Zuschlag. Erstes Jahr.

So, wie sich vielfältig das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden läßt, so würde beydes hier in sehr hohem Grade vereiniget werden können. Es würde daher zu empfehlen seyn, daß das ganze Terrain, von Warnemünde an bis zur Diedrichshäger Grenze und in der Breite vom Dünen-Rande, bis zum Wege, der nach Rostock führt, vermessen und in eine genaue Karte gebracht würde. Dieser ganze Plan würde dann in Abtheilungen von mäßiger Größe eingetheilt, und zwar so, daß zwischen jeder Abtheilung ein Strich von etwa 12 bis 16 Fuß Breite angedeutet würde, der zu den nöthigen Fußsteigen unbearbeitet liegen bliebe. Diese Fußsteige würden in der Folge zugleich keine unangenehme Promenade abgeben, und unsere Nachkommen, — gewiß auch noch viele der itzt lebenden Generation, — würden der Wohlthat genießen können, in beschatteten Alleen zu lustwandeln; ein Vergnügen, dessen man itzt in Warnemünde so sehr entbehrt, welches insonderheit Fremden und Badenden erfreulich seyn würde.

Es würde hiemit noch ein andrer sehr wesentlicher Zweck erreicht werden, nemlich der, daß die rund um mit Hecken eingefriedigten Pflanzungen nun gegen das Andrängen unbescheidener Wanderer gesichert wären, die, ohne daß ihnen die Passage auf den Dünen gehemmt ist, nun von den eigent-

lichen Pflanzungen abgehalten würden, also nicht nöthig hätten, wie es itzt noch immer zu sehr geschieht, ihre Fußstapfen durch Zertreten und Vernichten zu bezeichnen. Daß Vieh jeder Art für immer von diesem ganzen Revier entfernt werden müßte, ist eine natürliche und unerläßliche Bedingung; aber auch muthwillige Knaben gehören in eben diese Kathegorie, deren Zerstörungslust ich oft zu meinem großen Aerger aus der Ferne mit angesehen habe. Da ihre Gegenwart zur Bequemlichkeit der Badenden freylich sehr ungerne vermißt werden würde, so würden, wenn sie im Dienst der Badenden sind, ihre Wanderungen blos auf die Fußsteige beschränkt bleiben müssen; zu jeder andern Zeit müßten sie von dem ganzen Revier entfernt gehalten werden. Der Warnemünder Schullehrer würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er in seinen Lehrvorträgen den Kindern eine Art heiliger Ehrfurcht gegen die Pflanzungen einprägte.

Es ist freylich wohl zu vermuthen, daß hie und da in diesen kleinen Holzanlagen Blößen entstehen werden, die sich auch wohl in Zuschlägen, auf ungleich besserm Boden, als der Warnemünder Flugsand ist, anfinden. Solche leere Stellen können dann mit andern Holzarten, deren Fortkommen sich schon auf den Dünen bestätigt hat, be-

pflanzt werden. Für allen eignet sich dazu, wie es noch heute der Augenschein lehrt, die italienische Pappel, Populus dilatata. Ich liebe diesen Baum sehr, da er mir noch an keiner Stelle, selbst auf dem sterilen Warnemünder Flugsande nicht, sein Fortkommen versagt hat. Ganz zufällig bin ich bey diesem Baum auf eine Anpflanzungs-Methode gerathen, wodurch der Wuchs desselben ungemein verschönert wird, wodurch er sich also dem Auge unendlich gefälliger macht. Durch ein Ohngefähr waren in meiner Pappel-Anlage auf dem Neuen-Werder vier solcher Pappeln auf einen Haufen so nahe zusammengepflanzt, daß die Stämme itzt kaum einen Fuß breit von einander entfernt sind. Diese bilden itzt eine prächtige Baum-Gruppe, indem sie in einiger Entfernung als ein einziger, stark belaubter, mit seinen Zweigen sich weit umher verbreitender Baum erscheinen. Es müßte daher einen herrlichen Anblick geben, wenn hinter den Befriedigungs-Hecken der abgetheilten Reviere auf den Dünen mit den Hecken parallel solche Pappel-Gruppen angepflanzt würden; dadurch würden die Wege zwischen den Revieren wahre Pracht-Alleen, die zugleich einen nicht unbedeutenden Schutz gegen die rauhen Winde sowohl, als auch gegen die brennenden Sonnenstrahlen darbieten würden. Solche leere Stellen, die in den Revieren selbst entstehen

möchten, würde man in der Folge mit allerley Laubhölzern, als Birken, Eschen u. a. ausfüllen können. Auch würde die liebliche Akazie, nun nicht mehr den Windstürmen und steten Versandungen Preis gegeben, die geringe Mühe des Pflanzers mit ihrer herrlichen Blüthe und unübertrefflichem Laube dankbar lohnen und alle die üblen Nachreden widerlegen, womit man sie bisher so schuldlos verfolgt hat. Sollten endlich die hier mitgetheilten Vorschläge nicht ganz ohne allen Werth seyn, so darf ich mir auch mit Zuversicht die Bitte erlauben, daß sie nicht unbeachtet bleiben, sondern von einsichtsvollen und erfahrnen Männern, deren wir ja itzt unter unsern praktischen Wirthen so viele zählen, einer recht strengen Prüfung mögen werth gefunden werden. Die Erfüllung dieser bescheidenen Bitte hoffe ich um so zuversichtlicher, da ich es offenherzig gestehe, daß die hier gegebenen Vorschläge nicht ganz mein Eigenthum sind, sondern eigentlich nur Berichtigungen meiner vormaligen, — bereits vor länger als zwölf Jahren — einem meiner Freunde, einem sehr erfahrnen Landwirthe, dem Herrn G. damals zu B., mitgetheilten Ideen, enthalten. Dieser würdige Mann hat sich wahrscheinlich durch die Einwirkung der derzeitigen unglücklichen Zeitperiode ganz aus meiner Kunde verloren; unaussprechlich würde es mich

freuen, wenn die zufällige Ansicht dieser Zeilen ihm die Bestätigung geben könnte, wie werth mir sein Andenken geblieben und wie erfreulich mir sein Wiederfinden seyn würde.

Vielleicht ist auch noch die nachstehende Bemerkung hier nicht am unrechten Orte. Als im Jahr 1793 auf den Dünen die Schutz-Zäune errichtet und Anpflanzungs-Versuche gemacht wurden, herrschte unter den Warnemündern ein ganz eigener, dieser ganzen Anordnung durchaus widerstrebender Geist. Die errichteten Zäune ließen sie sich in so fern gefallen, daß sie dieselben als eine willkommene Beute ansahen, mit welcher sie ihrem Winterbedarf zu Hülfe kommen könnten. Daß diese Anordnung zunächst ihnen selbst von so großem Nutzen sey, davon waren sie nicht zu überzeugen. Bey nachmals verminderter Aufsicht verloren sich die Zäune in wenigen Jahren überall. Bisher hatte ihre Kuh-Heerde die Freyheit gehabt, über das ganze Terrain der Dünen sich zu verbreiten. Wenn also auch hie und da sparsam ein Gewächs hervorsproßte, so ward es, wenn auch nicht immer zerfressen, doch gewiß zertreten. Der größte Nachtheil, der hieraus für die Dünen entstand, war der, daß dieser ohnehin so lebendige Boden durch die Fußstapfen der Thiere noch lebendiger gemacht ward, indem jede tief eindringende Spur in

der Folge, wenn sie von dem Windstrich gefaßt ward, sich in wenigen Minuten bis zu einem beträchtlichen Umfange erweiterte. Dadurch wurden die höchstschädlichen Löcher und Vertiefungen, aus welchen sich der lose und lebendig gewordene Flugsand überall verbreitete, vermehrt, und das Wenige an Gewächsen, was sich aus dem Sande hervorquälte, ward sogleich wieder vom herbeyströmenden Sande begraben. Als nun das Verbot erging, wodurch die Vieh-Heerde von den Dünen zurück gewiesen ward, erhob sich unter den Einwohnern ein allgemeines Murren, daß ihnen die Weide verkürzt würde. So absurd und einfältig nun auch dies Geschrey war, indem auf dem ganzen Revier der Dünen kaum ein Schaaf, noch weniger ein Haupt-Rindvieh sich hätte satt fressen können, so äußerte sich doch der Unwille dieser Menschen oft durch die heimliche Rache, daß nicht nur die Zäune ruinirt und gestohlen wurden, wodurch, unter dem Vorwand, daß der Hirte es nicht verhüten können, manches Haupt-Vieh die vorgeschriebene Grenze überschritt und durch Zertreten und Beengen der mühsam gepflanzten Gewächse Zerstörung verbreitete, sondern auch Menschen nun die in den Zäunen gemachten Oeffnungen nutzten und ohne Schonung der jungen Gewächse allenthalben Wege anlegten und, da sich zuletzt die Zäune überall verloren, nun die Zerstörung allgemein ward.

Vor etwa fünf oder sechs Jahren machte der sel. Senator Bernhard, — den die hiesige Kommüne leider! zu früh verloren hat, — den Versuch, in Warnemünde selbst, längst den Wohnungen der Einwohner, Alleen von allerley Baumarten: Pappeln, Eschen, Linden, Roßkastanien, Quitschen, (Sorbus Aucuparia) anzulegen. Diese Bäume kamen zum größten Theil recht gut fort; die Pflanzung ward also jährlich fortgesetzt und ist nun schon so weit gediehen, daß ein beträchtlicher Theil von Warnemünde mit schönen jungen Bäumen, die das beste Fortkommen versprechen, geziert ist. Diese Anlage fing an, den Warnemündern zu gefallen; jeder freute sich dieser hier bisher ungekannten Gabe der Natur. Die vor den Wohnungen gepflanzten Bäumchen werden von jedem Bewohner mit Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ich habe mich in den Tagen meines Hierseyns recht herzlich gefreut, als ich es fast an jedem Tage wahrnahm, mit welcher Aufmerksamkeit diese Bäumchen in der Dürre begossen, bespritzt, an ihren Pfählen, wenn sich die Bänder gelöset hatten, wieder befestigt wurden. Noch mehr freute ich mich, da ich in meinen Unterhaltungen mit diesen so ganz originellen Menschen, die bisher für nichts Sinn hatten, als für ihr Seewesen und für ihre Fischerey, durchaus und allgemein den lauten Wunsch aussprechen hörte: daß doch die

Dünen auch so bepflanzt werden möchten. Fast jeden Morgen, wenn ich meine Badestelle besuchte, machten mich die rückkehrenden Warnemünderinnen, die den badenden Frauenzimmern Hülfe geleistet hatten, auf die, in diesen letzten Jahren hingepflanzten Gewächse aufmerksam, indem sie so recht theilnehmend ihr Wohlgefallen bezeugten, wenn manche derselben ein gutes Fortkommen versprachen.

Dieser so ganz umgeänderte Volkssinn verdient wahrlich! die höchste Aufmerksamkeit. Durch diese wohlthätige Stimmung ist eine der größten und allerverdrießlichsten Hindernisse, die sich vormals der Kultur der Dünen entgegen legte, beseitigt. Anstatt daß man vormals gegen den Zerstörungs-Trieb ankämpfen mußte, ist man itzt nicht nur von dieser Seite völlig gesichert, sondern es ist auch mehr als Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß eben die Warnemünder, die sich bisher nie mit etwas befaßten, das nicht mit ihrem See-Verkehr in Berührung kam, allmählig in manchen Dingen selbst bereitwillige Hülfe leisten würden, wäre es auch nur im Aufsparen und Ansammeln der in ihrem Haushalt vorkommenden Düngermaterialien. Noch sicherer wird eine allgemein herrschende Theilnahme und Vorliebe an diesem Werke entstehen, wenn, wie ich schon bemerkt habe, die aufwachsen-

den Kinder gewöhnt werden, diese Veranstaltung zu ehren. Vielleicht möchte gerade hieraus ein sehr wohlthätiges Mittel hervorgehen, nachdrücklicher, als es bis itzt geschieht, auf die sittliche Bildung der Kinder zu wirken. Diese stemmigen, kraftvollen Knaben könnten wahrlich! zu ihrem künftigen Heil ihre Kinderjahre besser nutzen, als dadurch, daß den ganzen langen Sommer hindurch sich ihr ganzer Betrieb darauf beschränkt, oftmals zur Belästigung der Fremden, mit großem Geschrey um ausgeworfene Schillinge zu betteln. Sie würden sehr nützlich in den Pflanzungen beschäftigt werden können, da dann diese leichten mechanischen Arbeiten, im Verein mit dem vernünftigen moralischen Schulunterrichte, gewiß recht heilsame Wirkungen zu ihrer bessern Bildung hervorbringen würden. Wahrlich! aus dieser Menschenklasse, die sich, ohngeachtet ihrer anscheinenden Rauhheit, durch angeborne Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit auszeichnet, würde auf diesem Wege ein höchst schätzenswerther Kern eines vaterländischen Volksstammes hervorgehen.

Endlich wird man es mir zu Gute halten, daß ich zum Beschluß noch eine Bemerkung wiederhole, die ich bey jeder Gelegenheit in Anregung bringe, die aber wahrlich! nicht oft, nicht eindringlich genug gesagt werden kann. Man verbanne doch den

alles Gute tödtenden, den so recht kleinlich selbstsüchtigen Gedanken: „Was hilft es uns, daß „wir uns so viele Mühe geben sollen? — wer „von uns wird die Vollendung erleben?" — Wehe der Menschheit, wenn ein solcher egoistischer Geist herrschend werden sollte! Wie vieler Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens würden wir entbehren, wenn unsre Vorfahren so gedacht hätten. Da überdies, wenn von Bepflanzung und Besaamung der Dünen die Rede ist, die Verschönerung dieser öden Gegend nur Nebensache bleibt, die so leicht und ohne den Aufwand, der zur Sicherheit des Hafens nun einmal durchaus nothwendig ist, im mindesten zu vermehren, erreicht werden kann, so wäre es doch rühmlicher, wenn die itzt Lebenden den Nachkommen nur wenigstens einen Weg ebneten, auf welchen sie fortschreiten könnten. Rühmlich wäre es wenigstens für die itzt lebende Generation nicht, wenn die traurigen Ueberbleibsel vormaliger kleinlicher Versuche, gleichsam als anklagende Zeugen, denselben den Vorwurf machen müßten: „dieser unglückliche Boden ist das unrühm„liche Denkmal der Gleichgültigkeit unserer Vä„ter," — das verhüte Rostocks guter Genius! —

Geschrieben zu Warnemünde, in den schönen Tagen des August's, 1820.

F. C. L. Karsten.

Ueber den Anbau und den Nutzen der Wintergerste.

Diese Kornart ist, so wie Rappsaat, eigentlich ein Product der fetten Marschgegenden, und ebenso, wie der Rapps, erst nach Einführung des Mergels, auch auf den Höheländereyen Holsteins gebauet worden. Wahrscheinlich hat die Nothwendigkeit ein Product zu finden, welches das, durch die Bemergelung zu geil gewordene Land, besser als Weizen und Rocken vertragen könnte, den Anbau der Wintergerste wie den des Rappsaats veranlaßt, indem nur sehr fettes Land für beyde Arten sich eignet. In den Marschen wird die Winter-Gerste entweder nach reiner Braache, oder nach Rappsaat gesäet, worauf Weizen folgt. Auf ganz vorzüglich gutem, fettem Lande habe ich selbst diese Saatenfolge mehrere Jahre auch auf einem Gute, das kein Marschland hatte, befolgt, allein im allgemeinen ist es nicht anzurathen, Weizen oder Rocken nach Wintergerste zu säen, da beydes gewöhnlich darnach mißräth. Da überdem das bey der Erndte der Wintergerste ausgefallene Korn sich auch im Winter

im Lande erhält, so ist, um dasselbe zu zerstören, ein zweymaliges Pflügen und Eggen der Winter-Gerst-Stoppel vor der Saatfurche, durchaus nothwendig, weil sonst viel Wintergerste zwischen dem darauf folgenden Winter-Korn bleibt, mithin demselben beym Verkauf schadet. Diese Unannehmlichkeit, mit der Erfahrung verbunden, daß das Winterkorn selten gut nach der Wintergerste geräth, ist wohl nur vorzüglich die Ursache, die der allgemeinern Einführung dieser Kornart bey der gewöhnlichen Holsteinischen Saatenfolge im Wege steht, und daher wenig Gebrauch von derselben gemacht wird. Bey einer anderen Saatenfolge hingegen, bey welcher man entweder Klee oder Sommerkorn nach der Wintergerste folgen läßt, wird man allemal eine sehr gute Erndte zu erwarten haben. Auf sehr fettem Boden, auf welchem Weizen und Rocken zu Lager wachsen, mithin nur einen geringen Ertrag geben würden, verdient, — wenn überdies die übrigen Verhältnisse des Guts den Rappsaatbau vielleicht nicht erlauben sollten, — der Anbau der Wintergerste alle Aufmerksamkeit, indem sie gerade einen solchen fetten Boden liebt, hier also weit größern Nutzen abwerfen wird, als Weizen oder Rocken. In diesem Falle kann man mit ziemlicher Sicherheit auf das zwanzigste Korn von einer, auf 240 Quadrat-Ruthen gesäeten Tonne Winter-

gerste, rechnen; bey besonders günstiger Witterung habe ich selbst das sechs und zwanzigste Korn davon erhalten. In den Marschen ist der gewöhnlichste Ertrag das dreyßigste Korn.

Außer dem Vortheil des so reichen Ertrages hat man beym Anbau der Wintergerste auch noch die Annehmlichkeit, daß man schon frühe aus dem Verkauf derselben Vortheil ziehen kann, indem die Erndte derselben schon im Anfange des Julius beginnt. Da sie sich überdies vorzüglich gut zu Malz eignet, so wird sie schon um diese Zeit sehr gesucht, und gewöhnlich 16, auch 24 ßl. pr. Tonne theurer bezahlt, als die beste zweyzeilige Sommergerste. Weil sie ferner leichter und kleiner in Körnern ist, als die zweyzeilige Sommergerste, — indem gewöhnlich eine Tonne nur 170 Pfund, die Sommergerste aber 190 Pfund wiegt, — so wird sie von den Müllern zu Grütze und Mehl nicht gebraucht, desto vortheilhafter aber zu Perlgraupen benutzt, weil sie wegen der kleinern Körner nicht so scharf geschält zu werden braucht, wie die Sommergerste, und deshalb doch mehr reine Perlgraupen, aber weniger Abfall giebt. Zur eigenen Benutzung in der Haushaltung hat die aus dieser Gerste verfertigte Grütze auch noch den Vortheil, daß es in Hinsicht des Maaßes einer ungleich geringern Quantität von derselben bedarf, als von der Grütze, die aus

Sommergerste bereitet ist, indem sie beym Kochen stärker aufquillt, wie diese, folglich sich vermehrt; auch bedarf sie, um hinreichend mürbe zu werden, allenfalls nur die Hälfte der Zeit zum Kochen. Auch vom Mehl der Wintergerste, — das überdies von weit vorzüglicherer Güte ist, — braucht man weniger an Maaße, als vom Mehl aus der Sommergerste. Das Stroh der Wintergerste wird gewöhnlich vom Viehe lieber, als das der Sommergerste gefressen, und man will sogar behaupten, daß es dasselbe lieber als Haferstroh fressen soll.

Die rechte Zeit der Aussaat ist in den ersten acht Tagen des Septembers, auf 240 Quadrat-Ruthen eine Holsteinische Tonne. Kann man acht Tage früher die Saat beschicken, so geht man sicherer, als wenn man sie acht Tage später aussäet, damit sie sich im Winter gehörig bestauden kann.

Ein Holsteinscher Landwirth.

Nachschrift des Redacteurs.

Mir ist es bisher nicht bekannt geworden, ob diese Wintergerste, H. Hexastichon, irgendwo bey uns angebauet worden, oder ob auch nur Versuche damit gemacht sind. Die Urtheile der ökonomischen

Schriftsteller über dies Getreide sind sehr verschieden; von einigen wird sie getadelt, andre hingegen empfehlen ihren Anbau sehr. Auch den Nutzen dieser Gerste beschränken einige nur blos auf die daraus verfertigten Graupen, die sich in Absicht ihrer Vortrefflichkeit auszeichnen sollen, so wie auch das Mehl von derselben sehr gerühmt wird, tadeln dagegen, daß sie zum Bier nicht taugt. Diesen letzten Umstand widerspricht nun aber schon die Erfahrung des Herrn Einsenders des vorstehenden Aufsatzes, auf dessen praktische Erfahrung und richtige Beobachtung man sich verlassen kann. Das mannigfaltige Gute, das dieser, gewiß scharf beobachtende Landwirth aus eigner, mehrjähriger Erfahrung von derselben anrühmt, sollte itzt um so mehr die Aufmerksamkeit auf dies Getreide rege machen, da das nunmehr fast allgemein eingeführte Mergeln mit dem Stalldünger verbunden, bereits häufige Klage über Lagerkorn im Wintergetreide veranlaßt hat. Sollte es sich bestätigen, daß diese Gerste, wenigstens nach der örtlichen Beschaffenheit mancher Gegenden, einen sicherern Anbau verspräche, als der des Rappses, vielleicht auch die Kräfte des Bodens nicht in so hohem Grade auszehrte, wie dieser, so möchte sie sich doch wohl zur allgemeinern Kultur empfehlen und es würde dann nur darauf ankommen, daß einsichtsvolle praktische

Wirthe derselben in unsrer gewöhnlichen Fruchtfolge, unserm Wintergetraide unbeschadet, die richtige Saaten-Folge anweisen könnten, da die große Ergiebigkeit und ihr vorzüglicher Nutzen in der Haushaltung zum allgemeinern Anbau derselben, auf dem ihr zusagenden Boden, kräftige Ermunterungen sind.

Wenn sie von einigen getadelt wird, daß sie zum Bierbrauen nicht taugen soll, so verhält es sich damit wohl eben so, wie mit der Gerste, die auf gemergeltem Boden gewachsen ist. Es entstand viele Klage unter den Bierbrauern, daß diese Gerste schlechtes Bier gäbe. Daß diese Klage ganz ohne Grund war, ergab sich daraus, daß man bey der Bereitung des Malzes ein unrichtiges Verfahren beobachtet hatte. Da die Gerste von gemergeltem Boden später kömmt, als die, von ungemergeltem, so mußte das Malz schlecht werden, wenn beyde Gerstenarten durch einander gemischt waren. Dies ist eben derselbe Fall bey der Wintergerste.

Mehrere ökonomische Schriftsteller versichern, daß diese Wintergerste auch als Sommergetreide gesäet werden könnte. Vor etwa 25 Jahren habe ich mit derselben mehrere Versuche im Kleinen gemacht. Als Wintergetreide gerieth sie recht gut, aber als Sommergetreide habe ich nie Glück damit gehabt. Ich habe sie in den ersten Tagen des April,

— denn früher erlaubte es die Witterung nicht, — ausgesäet. Sie bestaudete sich so stark, daß sie den Sommer hindurch einige mal abgemähet werden mußte, kam aber so wenig im ersten als im zweyten Sommer zur Reife. Wo rother Klee mit Gerste vermischt zum Grünfutter gesäet wird, da müßte diese Wintergerste sehr nützlich seyn, weil sie sich stärker bestaudet und daher mehr Futter geben muß, als die gewöhnliche Sommergerste.

Der vorstehende Aufsatz ist eine Gabe eben des Herrn Verfassers, der S. 65 eben dieses 7ten Jahrganges dieser Annalen, diese Wintergerste empfahl. Diese Empfehlung erregte die Aufmerksamkeit eines unsrer angesehensten Gutsbesitzer, und ich erhielt den Auftrag, eine kleine Quantität davon zu bestellen. Dies ist geschehen und ich wünsche nur, daß die Ankunft derselben nicht durch den See-Transport zu sehr verzögert werden möge, damit die Aussaat noch zu rechter Zeit möge beschaft werden können. Im künftigen Jahre wird der Patriotische Verein mehrere Versuche mit diesem Getraide zu fördern wissen.

Wer übrigens Vergnügen daran findet, die oft auffallend sich durchkreuzenden Meynungen mehrerer, zum Theil auch praktischer Schriftsteller, gegen einander zu stellen, der findet sie in nachstehenden Schriften:

Leipz. Sammlungen, II. 840.
Oekonom. Nachrichten, I. 129. 880. V. 307.
Schles. ökon. Nachrichten, IV. 288.
Krüniz Encykl. XVII. 429.
Germershausens Hausvater, II. 636.
Weber, praktisches Handbuch der Feldwirthschaft, II. 41.

Mehrere Pflanzenkenner und Oekonomen wollen diese Getraide-Art nicht als eine eigene Species anerkennen, indem sie eine Spielart der gewöhnlichen vierzeiligen Gerste seyn soll, die blos durch die Kultur hervor gegangen. Auch Herr Staatsrath Thaer begünstigt diese Meynung. *) Es läßt sich freylich nicht viel dagegen einwenden, allein um gewiß zu seyn, müssen mehrere Versuche angestellt werden. Mir wenigstens scheint es so, daß diese Pflanze botanisch noch nicht genau genug untersucht und beschrieben ist und daher auch wohl zuweilen eine Verwechselung statt finden kann. Das Saamenkorn zu meinen ersten Versuchen erhielt ich vom sel. Borowski in Frankfurt. Diese Körner waren zwar kürzer, als die Körner unsrer vierzeiligen Gerste, aber schön vom Ansehen, nicht schmächtig und mehlreich. Durch einen Zufall kam

*) Im vierten Bande seiner Grundsätze der rationellen Landwirthschaft, S. 87.

ich um diese Art. Alles, was ich nach der Zeit unter diesem Namen erhalten habe, bestand aus schmächtigen Körnern, die den Borowskischen an Fülle und Schönheit, so wie auch an Schönheit der Aehren weit nachstanden. — Herr Hofrath Sturm hat sie in seinem Lehrbuche der Landwirthschaft, Jena 1819, blos unter der Benennung H. vulgare aufgeführt und unterscheidet sie von der russischen blauen Gerste, H. v. nigrum, die ich ebenfalls unter dem Namen Wintergerste erhalten habe. Aber diese hat schmächtige, schlechte Körner.

Ueber das in Mecklenburg gewöhnliche Verfahren, das Heu zu bereiten, nebst einer Empfehlung, wie dasselbe leichter, schneller und sicherer in Hocken gewonnen werden kann.

(Vom Herrn Hof- und Land-Gerichts-Assessor von Blücher auf Wasdow.)

Gutes und kraftvolles Heu ist bekanntlich die trefflichste Nahrung fürs Rindvieh, und eben so

gedeihlich ist es den Pferden und den Schaafen. Die mehrere oder mindere Güte des Heues beruhet zwar vorzüglich auf die Arten der Gräser, welche zu Heu gemacht werden, ob solche zu der bessern oder schlechtern gehören; eben so liefert das auf kraftvollem fettem Boden gewachsene Gras ein schöneres Heu, als dasjenige, welches auf magern Wiesen erzeugt worden ist. Allein auf eine gute Werbung des Heues kommt auch außerordentlich viel an; durch das vorsichtige Dörren des Grases können schlechtere Grasarten zu einem gedeihlichen Futter bereitet, durch eine schlechte Werbung aber die besten Gräser in einen verdorbenen Zustand versetzt werden. Der Genuß des schlecht geworbenen Heues ist den Thieren nicht allein nicht behülflich, sondern sogar nachtheilig. Es verdirbt die animalischen Säfte, veranlaßt Entzündungs-, Lungen- und andere Krankheiten mancherley Art und legt den Grund zu solchen langwierigen Uebeln, die nicht selten nach Verlauf eines oder mehrerer Jahre den Tod zur Folge haben, den man alsdann oft ganz andern Ursachen zuschreibt.

Es ist daher der Wunsch und das Bestreben des Oekonomen, ein kraftvolles gesundes Heu zu werben, eben so natürlich, als dem Zwecke angemessen. Zwar wird der praktisch gebildete Oekonom vereint mit dem wissenschaftlich gebildeten

nicht allein die mancherley Verfahrungsarten, wie hie und da das Gras gedörrt wird, berücksichtigen, sondern seine Bemühungen auch auf die Verbesserung der Wiesen durch vermehrte Nutzung derselben und durch Erzeugung nahrhafterer Grasarten und guter Futterkräuter erstrecken. Aber es ist nicht Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes, sich auf die Verbesserung der Wiesen selbst einzulassen: ich werde mich vielmehr nur auf die Art und Weise beschränken, wie das Heu bequem und mit Sicherheit gut geworben werden kann. Um hiebey auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können, muß ich eine kurze Beschreibung der bisher gewöhnlichen Werbungs-Methoden voraufgehen lassen, mit der Bemerkung, daß bey selbiger blos auf mein Vaterland, auf Mecklenburg, Rücksicht genommen worden ist.

Hier im Mecklenburgischen wird das Heu in der Regel auf folgende Weise geworben.

Nach geschehenem Mähen bleiben die Gräser auf der Schwade, oder auf derjenigen Stelle, wohin das abgeschnittene Gras durch die Sense in eine Reihe gelegt worden, — nachdem besonders große Schwaden mit der Harke etwas getheilt oder gestreut sind, — so lange liegen, bis die auf der obern Seite der Schwade sich befindenden Halme beynahe von allen wässerichten Stoffen befreyt

worden sind. Bey guter, nach dem Provinzial-Ausdruck zum Wählen geeigneter Witterung ist dies nach zwey bis drey Tageu der Fall. Alsdann wird am dritten und vierten Tage frühe, sobald eine völlige Abtrocknung vom Thaue erfolgt ist, häufig auch schon am Ende des zweyten oder dritten Tages, die Schwade mit der Harke gekehrt, um auch die untere Seite derselben der freyen Luft und der Einwirkung der Sonne auszusetzen. Ist die Witterung ausgezeichnet günstig, so wird das Gras an demselben Tage schon zu Heu, sonst aber am folgenden, den Umständen nach, nach einem zweyten Kehren. Hierauf bringt man das Heu in runde, conische Haufen, von der Größe, daß zwey bis sechse derselben auf ein Hoffuder zu 18 bis 20 Centner schwer, geladen werden. War das Heu völlig ausgetrocknet, so tritt man dasselbe in die Haufen feste zusammen, entgegengesetztenfalls errichtet man, — in der Nachmatt fast ohne Ausnahme, — mit blos aufgelegtem und nicht eingetretenem Heu, kleinere sogenannte Wählhaufen, deren etwa 8 bis 10 auf ein Fuder gerechnet werden. In diesen Haufen bleibt das Heu bis zur Einscheuerung stehen, vorausgesetzt, daß es von allen feuchten Theilen befreyt war, denn wo dies letztere nicht der Fall gewesen ist, muß man die Haufen noch mal wieder aus einander bringen, um eine starke Er-

hitzung, die in dem verschlossenen Zustande das Verderben der Masse zur Folge hat, zu vermeiden.

Bey einiger Uebung in diesem Geschäfte wird es nicht schwer, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann das Heu hinlänglich ausgetrocknet und von allen wässerichen Theilen befreyt ist. Man kann sich von dieser Beschaffenheit gleich durch bloßes Anfühlen, durch Berücksichtigung der mehreren oder mindern Schwere leicht überzeugen, trüglicher ist das Kennzeichen durch Zusammendrehen einer kleinen Masse Heu und der Glaube, daß es bey eintretender Zusammenhaltung noch Feuchtigkeiten in sich schließe.

Bey regnigtem und zum Dörren der gemäheten Gräser ungünstigem Wetter kann oft erst am fünften oder sechsten Tage, ja noch später, zur Einhäufung des Heues geschritten werden. Alsdann wird es aber mehr oder minder, je nachdem die Witterung abwechselnd regnigt und warm ist, kraftlos und zeichnet sich durch eine grau weißliche Farbe aus. Nichts schadet ihm mehr, als wenn nach dem Kehren anhaltender Regen eintritt, daher man zu diesem Geschäft möglichst den Eintritt einer festern, weniger veränderlichen Witterung, so wie überhaupt möglichst einen solchen Zeitpunkt zum Beginnen der Heuwerbung, selbst des Mähens, abwartet. Hat das gemähete Gras übrigens zu lange gelegen, so wird es auf der Lagerseite gelb, dem

Zeichen des Anfangs der Fäulniß; es erhält einen schlechten Geruch, den es besonders dann bald annimmt, wenn es nach dem Kehren in angehäuftem Zustande bey Regenwetter längere Zeit liegen bleiben muß. Die Nachmatt kann indessen diese Witterung besser überstehen, verdirbt so leicht nicht, als die Vormatt und überdies giebt es einige Grasarten, die, abgemäht, ehe sie völlig zu Heu geworden, gern einen Regen vorlieb nehmen, wodurch sie ihren eigenthümlichen strengen Geschmack verlieren und dem Viehe annehmlicher werden. Das Duwick-Heu wird z. B. vom Rindviehe nicht anders genossen, als bis es seine Strenge ganz durch einen oder mehrere Regen verloren hat, eben so das Schilffutter. Dem Salzfutter hingegen ist es besser, wenn es keinen Regen erhalten hat.

Das Verfahren bey der Werbung des Heues ist jedoch nicht allenthalben gleich; es ist subjectiv und objectiv verschieden.

Derjenige, welcher weniges Heu zu werben hat, und dem es an Arbeitern nicht mangelt, bringt das gemähete und zu Heu bestimmte Gras schon am zweyten oder dritten Tage in ganz kleine Wählhäufchen, reißt diese am folgenden oder nächstfolgenden Tage wieder aus einander, breitet die Masse zum trocknen an der Sonne oder an der freyen Luft aus, bringt sie am Abend desselben Ta-

ges, nach geschehener Umkehrung, — die während den Mittagsstunden am wirksamsten geschieht, — wieder in eben solche kleine oder etwas größere Häufchen und erneuert diese Operation einige Tage darauf, oder nicht, je nachdem das Gras mehr oder minder schon zu gutem Heu geworden ist. Dieses Verfahren hat den Vortheil, daß das Heu kraftvoller bleibt, nicht durch den Thau, der dem gemäheten und frey liegenden Grase vorzüglich die Kräfte entzieht, leidet, sich durch eine lebhafte grüne Farbe auszeichnet, auch in den kleinen Häufchen leichte Regen besser als auf der Schwade übersteht; allein es erfordert ungleich mehr Mühe als dies früher beschriebene, ist bey entfernten Wiesen, bey großen Gütern, wo vieles Heu geworben wird, nicht gut anwendlich und daher in der Regel nur für kleine Wirthe geeignet. Wollte man es in großen Wirthschaften allgemein anwenden und selbst keine vermehrte Kosten scheuen, so würde es doch mit großen Massen immer zu gewagt bleiben. Man würde dann nicht Herr dieser Arbeit bleiben, die sich nicht auf die Zeit setzen läßt und bey der es bey wandelbarer Witterung öfterer auf einzelne Stunden ankommt, wann z. B. das in Häufchen gesetzte Heu, jetzt ausgebreitet, vom Regen bedrohet wird. Es geht nicht an, hier zu viele Vorsicht

zu beobachten, nach und nach die Haufen aus einander zu werfen, dann erst, wann die erstern schon wieder aufgerichtet werden können, weil sie in der besten Tageszeit, der Mittagsstunde, ausgebreitet, der Sonne ausgesetzt seyn müssen. Hat man nun verhältnißmäßig zu viele Arbeiter, so bleiben diese mehrere Stunden unbeschäftigt und können in dem Augenblick der Noth auch noch nicht alles beschaffen. Größere Landwirthschaften müssen oft kleine Vortheile aufgeben, um nicht auf andern Seiten größeren Verlust zu erleiden.

Ueberhaupt müssen bey der Heuwerbung manche Umstände berücksichtiget und nach demselben ein abweichendes Verfahren eingeleitet werden.

So muß man berücksichtigen, den Character der Witterung, ob er sich für den Zeitpunct zur Feuchtigkeit oder zur Trockenheit neigt; ob das zu mähende Gras von fetter oder magerer Beschaffenheit ist; ob das Futter aus Wasser- und Sumpf-Pflanzen oder aus Ackergräsern besteht; ob es groß oder klein, dicke oder dünne gewachsen; besonders auch, ob der erste oder zweyte Schnitt, die Vor- oder die Nachmatt, Statt findet.

In einem regnigten Jahre ist theils der Grashalm mit mehrern Feuchtigkeiten angefüllt, theils die Luft nicht so rein und entdünstet, als in einem trockenen Jahre. Das Gras muß also in den

ersten Fällen länger im gemähetem Zustande liegen bleiben, um die feuchten Säfte zu verlieren, als in letzterem.

Ferner giebt es der Grasarten in den Wiesen mehrere, die zum Theil eine verschiedene Natur haben und von denen die eine Art anders als die andere behandelt seyn will. Der Grund und Boden, auf dem sie wachsen, das Wasser, mit welchem die Wiesen zu Zeiten bedeckt sind, und mehrere andere Dinge haben einen besondern und eigenen Einfluß auf den Charakter der Gräser. Das auf fettem, oder auf einem, durch Ueberschwemmung eines weichen, mit animalischen oder vegetabilischen Stoffen geschwängerten, Wassers gesättigten Boden, gewachsene Gras, wird allererst in ungleich längerer Zeit von seinen zur Gährung geneigtern Bestandtheilen befreyet, als dasjenige, welches auf magerm Boden erzeugt ist. Gras der fettern Art kann anscheinlich völlig zu gutem Heu geworden seyn und erhitzt sich dennoch dann und wann im Verschluß, z. B. das Dreyblatt (Menyanthes trifoliata); dahingegen magere Gräser einer solchen Gefahr ungleich seltener ausgesetzt sind.

Am auffallendsten und eingreifendsten zeigt sich die Verschiedenheit des Verfahrens bey der Heuwerbung in dem ersten und in dem zweyten Schnitt,

nach der Provinzial-Sprache, in der Vor- und in der Nachmatt.

Im Frühjahre, zur Zeit des ersten Schnittes, ist die Luft trockener und ausdörrender; auch, wie in allen heißen Climaten, zur Erzeugung einer Fäulniß geneigter, als im Herbste gegen Ende des Sommers. Im Frühlinge wird daher das gemähete Gras schneller zu Heu, erhält dahingegen aber auch früher eine weißliche oder gelbliche Farbe, — das Zeichen der Entkräftung und anhebender Fäulniß, — als am Schluße des Sommers in dem zweyten Schnitt, wo es nicht nur zum Austrocknen einer etwas längern Zeit bedarf, sondern auch jene Farbe später erhält, überhaupt, wie der Landmann sagt, mehr aushalten kann.

Man kann also bey der Nachmatt das Gras etwas länger liegen lassen, als bey der Vormatt, und muß überdem mit derselben sehr vorsichtig verfahren werden. Das Gras des ersten Schnittes ist in der Regel vollkommener ausgewachsen, als das des zweyten, welches im halbreifen Zustande abgemähet wird, also auch mehr Säfte enthält. Die letztern erzeugen im eingehäuften Zustande leicht eine Erhitzung, die, nicht zur rechten Zeit und auf angemessene Weise vorgebeugt, das Verderben des Heues zur gewissen Folge hat.

Es bedarf übrigens wohl kaum der Bemer-

kung: daß das auf fettem Boden gewachsene Futter dem Viehe ungleich zuträglicher, und für dasselbe nahrhafter ist, als das auf magern Wiesen erzeugte. Der Besitz des erstern ist demnach, ungeachtet dessen Werbung mehr Umstände macht, dennoch wünschenswerther.

An einigen Orten bedient man sich in Mecklenburg neben den so eben beschriebenen auch noch künstlicher Methoden zur Förderung des in Frage befangenen Geschäfts.

Eine derselben ist diese, daß man das aus mehreren Schwaden quer über dieselben zusammengeharkte Heu durch einen Wesebaum, an dessen beyden Ende zwey Pferde angespannt worden, in größern Massen anhäufen, in der Landessprache: bäumen, läßt. Auf jeder Seite sitzt ein Arbeiter zu Pferde, diese lenkend und antreibend. Auf dem Wese- oder dem, etwa 4 Zoll dicken und einige 20 Fuß langen entrindeten Baume, der über ein vollgeladenes Fuder Heu oder Stroh zum Festhalten der geladenen Masse mit Erndte-Bindern (starken, besonders zu dem Zweck gefertigten Stricken) gebunden wird, stehen mehrere Arbeiter, die den Baum niederdrücken, damit derselbe nicht über das Heu hingleite. Diese Arbeiter steigen während des Zusammenschiebens mit und auf dem Heu immer höher und bemühen sich, die längs dem Wesebaum

gebundenen kreuzweise befestigten Erndtebinder dergestalt zu benutzen, daß durch selbige das Heu festgehalten wird. Von beyden Seiten werden die aufgereiheten Schwaden auf solche Weise in einen ungeregelten Haufen zusammengeschoben, der demnächst ordentlich in die gewöhnliche conische Form gebracht wird. Diese Haufen werden größer als die mit den Händen zusammengetragenen, jeder zu ein bis zwey Hoffuder, regnen aber leicht in ihrer Mitte ein, weil hier das Heu nicht so geregelt und gleichförmig fest, als in den Außenseiten geschehen ist, eingehäuft werden kann.

Durch diese Einbäumung wird das Heu stark zusammen gepreßt. Es muß also völlig ausgetrocknet gewesen seyn, ehe man sich dieser Werbungsweise bedienen darf, auch kann man selbige nur in trockenen und solchen Wiesen anwenden, die einen festen Boden haben, eben so nur bey anhaltend guter Witterung.

Die Behandlung selbst erfordert zwar keine außerordentliche Geschicklichkeit, aber doch Gewandheit und Uebung. In ältern Zeiten wandte man sie häufiger an, als in den neuern, wo man zur Gewinnung besseren und kraftvolleren Heues den Wählhaufen mit Recht den Vorzug giebt. Bedient man sich ihrer aber, so muß man genau darauf Acht haben, daß das zum Bäumen aufgereihete

Heu in der Unterlage aufgeharkt gewesen sey, weil sonst der Baum über dasselbe weggleitet.

Eine andere künstliche, jedoch äußerst seltene Art, das Heu zu werben, ist die durch Erhitzung. Man bringt nemlich halb gewähltes Gras in große Haufen, tritt es darin fest zusammen und bringt diese Haufen, wenn sie sich stark und gleichförmig erhitzt haben, aus einander. Trocknet alsdann dieses Heu gut und trift man den richtigen Zeitpunct zum Auseinanderwerfen, so frißt das Vieh ein solchergestalt geworbenes Futter, welches eine dem Rauchtaback ähnliche braune Farbe erhalten, sehr gern; doch ist diese Art der Werbung sehr gewagt und mißlingt bey Regenwetter völlig.

Noch soll frisches Gras, auf der Häckerling-Lade gut lang geschnitten und mit Salz besprengt zu einer nahrhaften Speise fürs Vieh sich zubereiten lassen. Ich habe keine Versuche mit diesem Einmachen oder Einsalzen des Futters angestellt, kann also über dessen Anwendlichkeit aus der Erfahrung nicht urtheilen; auch rechne ich diese Behandlung nicht zu den Heuwerbungs-, sondern zu den Futterungs-Methoden.

Nachdem nun das auf gewöhnliche Art geworbene Heu in Haufen gesetzt sich befindet, so geräth es sogleich in einen mäßigen Schweiß, der ein paar Tage anhält und den man abwarten muß, ehe man

zur Einscheuerung desselben schreiten darf. Dieser Schweiß wird ohne Zweifel durch das Nachdunsten des Heues veranlaßt. Würden diese Dünste in dem Heumagazin verschlossen bleiben und das eingescheuerte Heu durchdringen, so würden sie dasselbe, wenn nicht ganz verderben, doch geschmacklos und unkräftig machen. Ich selbst habe vor mehrern Jahren bey einigen Fudern sehr schön geworbenen Heues der besten Güte, welches ohne vorher in Haufen gesetzt worden zu seyn, aus den Reihen gleich weggefahren und eingescheuert ward, die wiederholte Erfahrung gemacht, daß dasselbe in dem Zimmer einen widrigen dumpfigen Geruch erhielt und vom Viehe mit Widerwillen genossen wurde. Es ist daher durchaus erforderlich, daß das Heu einige Tage in den Haufen stehen bleibe. Die Nachmatt fühlt sich nach vollendetem Schwitzen in den Haufen gewöhnlich kalt an und diese Kälte ist das Zeichen guter Werbung; sie muß aber dennoch eben so lange, wenn nicht noch länger vor der Einscheuerung gehäuft stehen bleiben und bey irgend bedeutender Wärme wieder aus einander gebracht werden. Ueberhaupt ermangele man nicht, bey beyden Matten die Gattung der Gräser zu berücksichtigen, indem einige, als die Wasser- und Sumpf-Pflanzen, die wässerichten Theile nur erst in längerer Zeit gänzlich verlieren und einer wiederholten Ausbreitung an der freyen Luft bedürfen.

Auf jene oben beschriebene Weise habe ich auf meinem Gute Wasdow, welches eine sehr bedeutende Heuwerbung hat, viele Jahre lang das Heu geworben, betrachtete es aber stets als ein glückliches Ereigniß, wann ich mit meiner Arbeit so zu Stande kam, daß sie ein gutes Produkt lieferte. Ich blieb immer abhängig von der Witterung, mußte sehr vorsichtig und aufmerksam zu Werke gehen, durfte keine Kosten scheuen und mir keine Mühe verdrießen lassen, um zu meinem Zweck zu gelangen. Die Wiesen des Gutes Wasdow liegen größtentheils an einem starken, beynahe den Namen eines kleinen Flusses verdienenden Mühlenbache und an dem bedeutenden Flusse, der Trebel, der wegen seiner ausgedehnten niedrigen Ufer öfters austritt und nicht mit Unrecht die deutsche Beresina genannt wird. Die Wiesen liefern nicht allein ein reichliches, sondern auch nahrhaftes, treffliches Futter, sind jedoch wegen ihrer Lage Ueberschwemmungen leicht ausgesetzt. Um so mehr muß mit ihrer Werbung geeilet werden und wann auf einem Gute, nach Verhältniß der Größe seines Ackerwerks nur wenige Tagelöhner befindlich sind, so übersteigt die Arbeit die relative Kraft. Ich habe jährlich in beyden Heuschnitten, mit Einschluß des Heues der Dorfleute, in der Regel gegen 300 bis 400 Hoffuder Heu zu werben, halte nur 12 Tage-

löhner, 5 Hofknechte, doch sind einige Handwerker im Dorfe, die in der Erndte mit helfen. Jedem Landwirth wird es einleuchten, daß ich mit dieser geringen Kraft mich nicht auf künstliche, zögernde Manöver der Werbung einlassen und überdem mit derselben auch nicht in kurzer Zeit fertig werden kann.

Auswärtige Arbeiter nehmen, selbst gegen reichliche Bezahlung, auf einige Tage keine Arbeit an; ich bin also genöthigt, das Geschäft theils auf die Zeit zu setzen, theils einige Alliirte anzunehmen, die gegen Theilnahme an den Gewinn, sich der Arbeit mit unterziehen. Diese Theilnahme besteht in der Ueberlassung einer bestimmten Wiesenfläche zur Benutzung gegen festgesetzte Dienstage. Zwar verliere ich jetzt einen Theil meines Heues, aber ich werde doch dadurch in den Stand gesetzt, das Uebrige werben zu können und habe es am vortheilhaftesten gefunden, eine größere Fläche einer ganzen Bauer-Dorfschaft zu überlassen, die nach erfolgter Ansagung an den bestimmten Tagen in voller Stärke zum doppelten Dienste anrückt.

In den erstern Jahren meiner Wirthschaft eilte ich eben nicht mit dem ersten Schnitt; ich wollte das Gras noch etwas wachsen lassen, um die Masse des Heues der Vormatt zu vermehren, in dem Wahn, daß der zweyte Schnitt oder die Nachmatt

doch nicht von gleichem Werthe sey. Aber die Erfahrung hat mich jetzt eines andern belehrt, und ich unterschreibe mit voller Ueberzeugung den Grundsatz, daß bey zweyschürigen Wiesen das in der Vormatt zu werbende Heugras am vortheilhaftesten 14 Tage vor Johannis, spätestens am Johannis-Tage, als am 24sten Tage des Juny-Monats, abgemähet seyn muß. Man sehe gar nicht darauf, ob das Gras groß oder klein, ob dasselbe viel oder wenig sey. Den Verlust in der Vormatt ersetzt der Gewinn in der Nachmatt reichlich dreyfach wieder, theils an der Güte des Heues, theils an der Menge desselben. Gegen 2 Fuder Verlust im ersten Schnitt, gewinnt man 6 Fuder mehr im zweyten. Dies hat seinen natürlichen Grund. Verschiedene Grasarten blühen früh und reifen zeitig. Durch das Reifen verlieren sie an Kraft und schießen auch weniger in Nebenzweige aus, sterben fast ganz ab. Andere haben von der Kälte im Frühjahre gelitten, sind an den Spitzen verschrumpft, kränkeln fortdauernd und hindern das freyere Wachsen der Untergräser. Dabey ist der Vegetations-Trieb um Johannis aus stärker, als nach dieser Zeit. Dieser Trieb nimmt später immer mehr ab und beschränkt sich zuletzt nur auf einzelne wenige Grasarten. Am Ende des Juny-Monats treten gewöhnlich einige fruchtbare Gewitter-Regen ein, die Hitze ist noch

nicht so drückend, als in den folgenden beyden Sommermonaten und so sieht man auf früh gemäheten Wiesen das Gras reichlicher, kraftvoller und gleichförmiger freudig aufwachsen, eine schöne Nachmatt versprechend und leistend; dahingegen spät zur Vormatt gemähete Wiesen, wären sie auch von guter Beschaffenheit, besonders in trocknen Sommern sehr und oft ganz zurückbleiben. Nicht selten habe ich den Einfluß eines einzigen Tages früheren Mähens der Vormatt bey dem zweyten Schnitt auffallend bemerkt. Das Heu des zweyten Schnittes, vorausgesetzt, daß es gut geworben worden, ist übrigens gar nicht zu verachten. Es ist feiner und lieblicher fürs Vieh, als das des ersten, da jenes die ganze schöne Sonnenwärme genossen und von Jugend auf keine rauhe kalte Witterung ausgestanden hat. Die Kühe melken nach dem Genuß desselben ungleich stärker als nach dem Genuß der Vormatt. An Kräften soll indessen das Heu des ersten Schnittes den Vorzug verdienen und daher dem Zugviehe, nemlich den Ochsen und den Pferden am nützlichsten seyn.

Die Werbung der Nachmatt oder in obersächsischer Sprache, des Grummets, rechne ich mit zur Kornerndte. Sobald letztere dem Ende sich nähert, fange ich gleich mit dem Mähen derselben an, folglich in der Regel am Ende des August-Mo-

nats, und suche diese Heuerndte möglichst in der Mitte des September-Monats beendigt zu sehen, um nicht von dem nebelreichen Herbst übereilt zu werden. Der Erfolg ist seit dieser Behandlung merklich von der frühern verschieden. Gegen 100 Fuder Vormatt und etwa 50 Fuder Nachmatt in früheren Zeiten, werbe ich jetzt 90 Fuder ersten Schnittes und eine gleiche Anzahl von Fudern, dann und wann noch mehrere im zweyten Schnitt und beydes von besserer Güte.

Unsere Alten schätzten die Nachmatte nicht sehr und auch die Stadtwirthe sind von derselben nicht erbaut, weil es früher gewöhnlich war, das Vieh bis zum 1sten May, häufig bis zum 1sten May nach dem alten Julianischen Kalender, dem sogenannten alten Maytag, der aber jetzt auf den 13ten May fällt, auf den Wiesen zu hüten, weil an mehreren Orten das Recht der Nachhut vorhanden ist, wo man also blos nur darauf sieht, in dem einzigen Schnitt möglichst viel zu gewinnen, welcher Zweck allerdings bey späterem Mähen des Grases erreicht wird.

Schon glaubte ich, in Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse und der Lage meines Guts mit der Heuwerbung aufs Reine zu seyn und sie aufs vollkommenste zu betreiben, als mein neuer Inspektor, Herr Winckler, ein Mann von vielen

theoretischen und praktischen landwirthschaftlichen Kenntnissen, mir eine Weise empfahl, das Heu in kraftvollerer Qualität, selbst bey ungünstiger Witterung, zu werben. Im Jahre 1819 versuchte ich dies Verfahren nach seiner Angabe zuerst, und im Frühlinge gegenwärtigen Jahres, in welchem fast täglich Regenschauer eintraten, die mich auch in die Nothwendigkeit setzten, von meinem Grundsatze abzuweichen und später, einige Tage nach Johannis, mit dem Mähen der Vormatt den Anfang zu machen, bewährte sich diese Zubereitung ganz vorzüglich. Ohngeachtet der diesjährigen wechselnden Frühlings-Witterung habe ich dennoch mit ungleich wenigern Umständen als bey dem frühern Verfahren und mit nicht unbedeutender Kostenersparung vortreffliches Heu, von kräftigem Ansehen und schöner grüner Farbe gewonnen.

Das hiebey beobachtete, von der in Mecklenburg bisher gewöhnlich gewesenen Werburg des Heues in mehrern Stücken abweichende Verfahren besteht darin: man läßt das gemähete und zum Heuwerden bestimmte Gras nicht so lange als sonst in der Schwade liegen und bringt es demnächst, anstatt in conische Haufen zu setzen, in oblonge, abgedachte Massen, in welchen es bis zur Einscheurung stehen bleibt. Da die Massen länglicht sind und mit den Kornhocken einige Aehnlichkeit haben,

so hat man ihnen den sehr anpassenden Namen: Heuhocken gegeben.

Die Procedur ist ganz einfach und mit geringer Mühe verbunden.

Sobald das gemähete Gras auf der obern Seite der Schwade beynahe ausgetrocknet ist, in der Regel am dritten Tage nach dem Mähen, wird dasselbe von den Arbeitern vorsichtig, ohne es zu sehr zu verwirren oder einzupressen, an diejenige Stelle hingetragen, wo die Hocke angelegt werden soll. Hier wird es bis zu einer Breite von vier Fuß dergestalt hart an- und über einander gelegt, daß die Spitzen der Gräser an der Luftseite nach außen zu liegen kommen. In willkührlicher Länge — doch setzt man unter 12 Fuß Länge nicht gern eine Hocke, — fährt man mit dem Auftragen und Legen so lange fort, bis die Hocke eine Höhe von 6 bis 8 Fuß erreicht hat, vergrößert die Breite derselben aber nicht, so daß sie oben nicht schmäler, eher noch etwas breiter als unten seyn muß. Alsdann tritt ein Arbeiter das Heu mäßig nieder, man ersetzt durch weiteres Auflegen die durch das Niedertreten verminderte Höhe und bringt zuletzt noch so vieles Heu als zur Formirung einer Abdachung erfordert wird, oben darauf. Es ist nothwendig, daß die Seitenwände dieser Hocke grade in der Höhe gehen und daß sie abgeharkt werden, um die Heu-

enden ungehindert und in einer thunlichst gleichförmigen Lage, einwirkender dem Eindrang der Luft und des Windes auszusetzen. In diesen schmalen und vier Fuß breiten Massen ist das Heu dem Durchzuge der Luft besser als in den 16 bis 20 Fuß breiten conischen Haufen ausgesetzt. Nach Verlauf von 5 bis 8 Tagen sind alle wässerichten Theile desselben gänzlich weggenommen und man hat nun ein treffliches Futter. Je länger das Gras ist, desto besser lassen sich die Hocken setzen; aber auch aus kurzem Futter lassen sie sich zubereiten.

Lag das Heugras in den Schwaden sehr dick, so muß es nach dem Abmähen ein wenig mit der Harke aus einander gezogen, im Provinzial-Ausdruck, gestreut werden, welches entgegengesetzten Falls nicht nöthig ist.

Auch ist bey starken Heu-Schwaden eine Kehrung derselben vor dem Einhocken zu empfehlen, die jedoch nicht den Zweck der völligen Ausdörrung des Heues hat, sondern nur dessen Abtrocknung, besonders an der untern Seite vollständiger und in kürzerer Zeit, bewirken soll.

In der Regel genügt eine einmalige Aufrichtung der Heuhocke und bedarf es keiner Umsetzung derselben. Aber öfterer ist die Witterung so ungünstig, daß selbst die zum Hocken erforderliche Austrocknung des Heues in derjenigen Zeit nicht

erreicht werden kann, in welcher das gemähete Gras noch keinen großen Verlust seiner nahrhaften Bestandtheile erlitten hat, wo es zu lange aufhalten würde, den eigentlich zur Hockung des Heues erforderlichen halbgewählten Zustand desselben abzuwarten.

Hier und in solchen Fällen offenbart sich gerade die ausgezeichnetste Seite der beschriebenen Methode, denn auch in einer solchen ungünstigen Periode, wo ich bey dem gewöhnlichen Verfahren der Gefahr des Verderbens meines Heues oder einer schlechten Werbung schwerlich zu entgehen vermag, erreiche ich durch das Aufhocken des Heues den Vortheil, dasselbe in Sicherheit gebracht zu sehen, ich darf meine Hoffnung, ein gutes Heu zu werben, demohngeachtet nicht aufgeben.

Tritt eine solche anhaltend regnigte und ungünstige Witterung ein, so wartet man den halbgewählten Zustand des Heues nicht ab, sondern bringt es ohne Rücksicht hierauf in die beschriebenen Hocken. Dann ist man aber in die Nothwendigkeit gesetzt, selbige nach einiger Zeit, sobald es das Wetter irgend gestattet, wieder umzusetzen; doch schadet es dem gehockten Heu nicht, wenn es vor dem Umsetzen 4 bis 6 Tage stehen bleiben muß und während dieser Zeit sogar starke Regen einfallen.

Ueberhaupt zeichnen sich die Heuhocken auch

dadurch vortheilhaft aus, daß sie die stärksten Regen ohne bedeutenden Nachtheil aushalten. Sie trotzen überdem auch den die conischen Haufen nicht selten beynahe ganz zerstörenden Stürmen, weil sich bey ihnen die Kraft der Winde in dem geordneten Heu selbst verlieret und keinen solchen Widerstand als in den größern Haufen findet.

Bey heureichen Wiesen können die Hocken in fortlaufenden Reihen so gesetzt werden, daß der zum Aufladen derselben bestimmte Wagen in der Mitte dieser Reihen fahren und das Aufladen von beyden Seiten bequem beschaft werden kann.

Die Vortheile dieser Werbungsweise des Heues sind in der That außerordentlich, daher dies Verfahren nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Der erste und größte dieser Vortheile ist: die vermehrte Sicherheit, die an Gewißheit gränzende Wahrscheinlichkeit, daß das Heu nicht durch anhaltenden Regen verdorben werden kann. Die Ursache hievon liegt in dem Bau der Hocke, die wegen ihrer perpendiculairen Seitenwände, wegen ihrer geringen Breite und wegen der gleichförmigen Lage des darin versicherten Heugrases, einen fortdauernden genügenden Durchzug des Windes und der Luft gestattet.

An den geraden Seitenwänden können keine Regen eindringen und die Hocke setzt allein ihren

obern Theil, das Dach, mithin nur einen sehr kleinen Theil ihrer ganzen Peripherie dem Eindrange des Regens aus. Aus diesem Grunde werden solche Hocken von letzterem wenig angegriffen, und würden sie es dennoch, so trocknet ein mäßiger, die Masse leicht durchdringender Wind sie in kurzer Zeit um so eher wieder, als sie von starken Winden nicht zerstört oder beschädigt werden können. Conisch, oder kegelförmig gesetzte Haufen dahingegen müssen ihre ganze Oberfläche dem Regen Preis geben, sind von demselben schon nicht selten vom Winde beschädigt worden, und gestatten aus dieser Ursache sowohl, als weil sie in der Mitte eine lockere Masse enthalten, dem Eindringen der Nässe in das Innere des Haufens einen größern Spielraum.

Der zweyte wichtige Vortheil besteht in der Erhaltung eines schönern, kraftvollern Heues.

Da das zur Hockung bestimmte Heufutter kürzere Zeit ausgebreitet liegen bleibt, als dasjenige, welches in den Schwaden zum völligen Wählen gelanget, so wird demselben weder durch die Sonne, noch durch Thau und Regen diejenige Kraft entzogen, die bey dem Wählen auf der Schwade zum Opfer gebracht wird. Es behält mit seiner vollen Kraft diejenigen Bestandtheile, welche dem Viehe gedeihlich sind und wird in dem Verschluß der Hocke

nur ausgetrocknet und zur Magazinirung bereitet, nicht gedörret.

Der dritte nicht unwichtige Vortheil ergiebt sich aus der größern Bequemlichkeit, verbunden mit einer bedeutenden Kostenersparung.

Die gewöhnliche Heuwerbung erfordert öfteres Kehren und manche Wiederholung ein und desselben Geschäftes; sie kann nur bey anhaltend günstigem Wetter verrichtet werden. Nicht selten muß man mit allen Arbeitern Stillstand machen und wieder heimkehren. Häufig bedürfen die durch Winde und Regen beschädigten oder zerstörten Haufen einer Ausbesserung und ein nochmaliges Auseinanderbringen, mithin vieler Umstände; welches alles natürlich mit vermehrten Kosten verknüpft ist.

Ein großer Theil dieser Umstände und Kosten fällt bey der Hockung des Heues hinweg.

Sind die Schwaden nur mäßig abgetrocknet so kann man gleich, ohne das vollendete Ausdörren abzuwarten, zur Hockung schreiten; man erspart die Mühe wiederholter Kehrungen; ist nicht genöthiget, anhaltend gutes Wetter abzuwarten oder die Arbeit häufig zu unterbrechen; man kann mit einer gleichen Anzahl Arbeiter ungleich mehr, fast doppelt so viel beschaffen, als bey der gewöhnlichen Werbungsart, und endlich braucht man sich um die Hocken, wenn sie einmal gesetzt sind, in der Regel nicht weiter zu bekümmern; sie bleiben beym Sturm so gut als beym Regenwetter unbeschädigt.

Mein obengenannter Inspektor Winkler, durch den diese Hocken-Behandlung des Heues bey mir zu Wasdow eingeführt worden, hat sie zuerst im Mecklenburgischen bey dem Herrn Freudenfeld auf Cowalz beobachtet und nach der Behauptung des Herrn Professor Karsten in Rostock, des dortigen Professors der Oekonomie, ist sie in Liefland nicht ungewöhnlich, in Deutschland hingegen selten gebräuchlich; auch erinnert sich letzterer keiner genauen bereits durch den Druck bekannt gemachten Beschreibung derselben. Ich habe es daher für nützlich gehalten, diese Verfahrungsart zur ausgebreitetern Kenntniß zu bringen und ich hoffe, die Beschreibung derselben so deutlich gemacht zu haben, daß sie jedem Landwirthe verständlich seyn wird. Der höchst einfache Handgriff beym Setzen der Hocke beruht nemlich darauf: daß das Heu, ohne es zu verwirren, in schieren Halmen, die Spitzen auswärts gekehrt, auf einander gelegt, und die senkrechte Stellung der Seitenwände beobachtet wird. Die Durchschnitts-Figur der Hocke mit Einschluß des Daches würde sich dann so darstellen:



Ich würde hier das Kapitel über die Werbung des Heues schließen und meine zum Abdruck in die Landwirthschaftlichen Annalen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins bestimmte Abhandlung beendigen können, wenn ich nicht der Vollständigkeit halber noch eines Gegenstandes erwähnen müßte, der nicht selten bey der Heuwerbung eintritt und mit ihr in naher Verbindung steht.

Man trifft nemlich häufig solche Wiesen an, aus denen das Heu nicht abgefahren werden kann, sondern bis zu einer Stelle, zu welcher der Wagen im Stande ist, gelangen zu können, getragen oder auf andere Weise hin gefördert werden muß. Eine solche Förderung ist bey größern Entfernungen mit manchen Beschwerden verbunden, und daher die Angabe einer erleichternden Art manchem vielleicht willkommen.

Aus solchen nassen, sumpfigen Wiesen, die kein Pferd tragen können, fördert man das geworbene, in kleinen Haufen gebrachte Heu in Mecklenburg gewöhnlich durch Tragebünden. Hiezu wird ein zwey bis vier Fuß langer hinreichend starker Stock genommen, an dessen einem Ende ein Strick von der Länge einiger Ellen befestigt ist. In diesen Strick packt der Arbeiter eine gute Masse Heu und befestigt ihn alsdann, unter starkem Zusammendruck des Heues an das andere Ende des Stockes. Das so

bis 100 Pfund schwere Heubund wird alsdann vom Arbeiter auf dem Rücken zu der Stelle getragen, auf welcher aus mehrern solcher Bunden wieder ein Haufen gesetzt wird.

Dies Verfahren ist indessen zögernd und für die Arbeiter ungemein beschwerlich.

An einigen Orten, besonders da, wo das Heu eine weite Strecke hinaus getragen werden muß, bedienet man sich daher kleiner zweyrädiger Heuwagen, die äußerst leicht gearbeitet und deren Räder aus starken hölzernen Tonnenreifen verfertigt worden sind. Diese Wägelchen werden von den Arbeitern gezogen, sind indessen leicht zerbrechlich und auf unebenen oder sehr sumpfigen Wiesen überall nicht anwendlich.

Zum Heraustragen des ganz nassen, noch nicht gewählten Futters gebraucht man gewöhnliche Mistbahren. (Meßböhren.)

Bey meinen Wiesen wende ich seit einiger Zeit ein äußerst einfaches, förderndes und dabey für die Arbeiter gar nicht beschwerliches Verfahren an, das ich als erprobt und bewährt befunden, demjenigen empfehlen kann, der, wie es öfters der Fall ist, solche Wiesen zu werben hat, aus denen das Heu, zum Zweck der Abfuhr, weit getragen werden muß.

Man läßt das Heu in mäßige Haufen, von denen etwa 10 bis 12 auf ein starkes Hoffuder ge-

laden werden, zusammenbringen, diese Haufen eine Nacht, auch wohl nur einen halben Tag stehen, damit sie nach dem Provinzial-Ausdruck, etwas zusammensacken oder sich fester liegen. Dann werden zwey Stangen, jede etwa 16 bis 20 Fuß lang, von der Stärke einer gewöhnlichen guten Hopfenstange genommen und hart unter dem Heuhaufen, in einer Entfernung von 2 bis 2½ Fuß von einander und eben so weit von jeder Seite geschoben, nachdem die Stangen vorher, zum Zweck des leichtern Einschiebens, von ihrer Rinde befreyt und zugespitzt worden. Zwey Mann, an jeder Seite einer, versehen mit gewöhnlichen Schiebkarren-Gurten, heben mit diesen Stangen, zwischen welchen sie gehen und an welche sie die Gurten befestigt haben, den ganzen Heuhaufen, der nicht aus einander fällt, in die Höhe und tragen ihn ohne große Anstrengung nach dem Orte seiner Bestimmung. Um sich auszuruhen, können die Arbeiter sogar den Haufen auf ihrer Reise ein paar mal ohne Gefahr der Auflösung niedersetzen, nur müssen sie dabey mit gehöriger Vorsicht, nicht tölplicht verfahren.

Im Monate August 1820.

v. Blücher, Assessor.

Nachschrift des Redakteurs.

Diese lehrreiche Darstellung des verehrungswürdigen Herrn Verfassers wird von unsern praktischen Landwirthen gewiß nicht als ein überflüssiger Beytrag zu unsern Annalen angesehen werden, indem alles, was zur Erleichterung, auch der allereinfachsten Geschäfte in den landwirthschaftlichen Arbeiten, beytragen kann, immer von sehr großem Werthe ist. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß mehrere, besonders unter unsern alten und erfahrnen Wirthen, Belehrungen ähnlicher Art in allen Vorkommenheiten unsrer landwirthschaftlichen Industrie mittheilen und sich nicht durch das Vorurtheil möchten zurückhalten lassen: „das sind ja bey uns ganz bekannte Dinge!" Was in der einen Gegend bekannt ist und täglich mit Nutzen angewendet wird, das kann ja an andern Orten unbekannt und ganz etwas Neues seyn. Wahrlich! wo von Vereinfachung unsrer landwirthschaftlichen Arbeiten die Rede ist, da ist nichts zu klein, nichts zu unbedeutend.

Ueberdies überzeugt sich gewiß jeder Landwirth davon: daß es für die Ernährung unsrer Hausthiere eine Sache von großer Wichtigkeit ist, dem zum Heu bestimmten Grase den gehörigen Grad der

Trockenheit zu geben. Wird das Heu, besonders in den heißen Sommer-Monaten, zu trocken und zu dürr, so giebt es eine schlechte Nahrung und wird nicht viel besser wie Stroh. Daher sieht es der Landwirth auch gar nicht ungern, wenn unter diesen Umständen während des Trocknens ein mäßiges Regenschauer einfällt. Wird dagegen das Futter zu feucht eingescheuert, besonders in der Nachmatt, so ist es der Gefahr des Verderbens ausgesetzt und giebt ein ungesundes Futter.

Und doch ist es bekannt, daß in Hinsicht dieses letzten Umstandes die Meynungen noch sehr getheilt sind. In einigen Gegenden der Schweiz, so wie in England, wird mit großer Sorgsamkeit darauf geachtet, daß das zu Heu bestimmte Gras nicht zu trocken eingescheuert wird, vielmehr wird es ohne Bedenken in einem, nur etwa halb trocknen Zustande, — wähldröhg in unsrer Provinzial-Sprache, — eingefahren und fest zusammen getreten, da es sich dann oftmals in einem so hohen Grade erhitzt, daß schleunig in dem Heu Oeffnungen geschaft werden müssen, aus welchen der heiße Qualm, gleichsam wie der Rauch zum Schornstein, herauszieht; diese Oeffnungen werden aber sogleich wieder zugestopft, sobald nach wenigen Minuten eine Abkühlung erfolgt ist. Dadurch lagert sich die ganze Heumasse so fest zusammen, daß sie wie ein

fester, dichter Körper wird, von welchem beym nachmaligen Verfuttern nur mit einem scharfen schneidendem Werkzeuge, dem eigentlich hiezu gebräuchlichen Schroot-Eisen, etwas davon getrennt werden kann. Man rühmt von diesem Futter, daß es von jedem Vieh mit der größten Begierde gefressen wird, gesund und in hohem Grade Milch vermehrend seyn soll, selbst, wenn es durch die große Erhitzung schwarz oder gar schimmlich geworden. Ich habe dies Verfahren an einem andern Orte ausführlich mitgetheilt; es scheint aber nicht zur allgemeinen Kenntniß unsers landwirthschaftlichen Publikums gelangt zu seyn. Sollte diese Futterbereitung auch für uns Aufmerksamkeit verdienen, so werde ich, wenn es gewünscht werden sollte, die ganze Zubereitungsmethode, so wie auch die Art, wie nachmals beym Verfuttern desselben verfahren werden muß, gern diesen Annalen einverleiben.

Eine etwas ähnliche, wiewohl von dieser abweichende, vielmehr der vom Herrn Verfasser vorgeschlagenen Methode des Heuhockens sich nähernde Verfahrungsart ist die, welche der nun verstorbene Prediger Klapmeier, zu Wormen in Kurland, vor etwa 25 Jahren in einer eigenen Schrift bekannt machte. Das Heu ward nemlich, nachdem es, nach Beschaffenheit der Witterung,

einige Tage in den Schwaden gelegen, ohne daß es gestreut oder gewendet ward, in große Haufen zusammengebracht und von mehreren Arbeitern möglichst fest getreten. Sobald der Haufen sich erhitzte, welches theils an dem aufsteigenden Qualm, theils an dem Geruch wahrzunehmen war, ward er schnell aus einander gerissen, da dann nach einigen Stunden das Heu eingefahren werden konnte, wenn, wie sich von selbst versteht, widrige Witterung keine Zögerung machte.

Unsre Landwirthschaftsgesellschaft ließ über diese Klapmeiersche Methode Versuche anstellen, deren Resultate im 1sten Heft der ältern Annalen, v. J. 1803, S. 48 mitgetheilt sind. Sie fielen nicht zur gehofften Zufriedenheit aus. Auch in Kurland soll man bereits dies Verfahren wieder aufgegeben haben. Ob die hier vorgeschlagene Methode mit den Heuhocken vielleicht eine Nachahmung der Klapmeierschen oder eine eigene Erfindung des Herrn Freudenfeldt ist, das ist mir nicht bekannt. Letzteres ist fast zu vermuthen, da Herr Freudenfeldt allgemein als einsichtsvoller und rastlos thätiger Wirth, dem unsre Landwirthschaft schon vieles verdankt, bekannt ist; unser vaterländisches Publikum hat sich schon lange darauf vergeblich gefreut, aus dem gewiß sehr reichen Schatz seiner vieljährigen Erfahrungen lehrreiche

Bemerkungen entgegen nehmen zu können. Vielleicht dürfen wir von Ihm selbst noch nähere Berichtigungen über diese seine Heubereitungsmethode erwarten.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eines schon vor sehr vielen Jahren empfohlenen Hülfsmittels: schlechtes Heu, auch solches Heu, das von unschmackhaften Gräsern geworben und daher vom Vieh ungern gefressen wird, durch dazwischen gestreutes Salz den Thieren angenehmer und schmackhaft zu machen, hier zu gedenken, da es mir bekannt ist, daß es auch bey uns Wirthe giebt, die schlechte Wiesen haben und dies Verbesserungsmittel mit großem Nutzen anwenden. Möchten diese sich doch bereitwillig finden lassen, die Verfahrungsart, die sie dabey beobachten, mitzutheilen; es ist schon verschiedentlich deshalb bey mir angefragt, ein Beweis, daß gewiß manchem unsrer Landwirthe eine ausführliche Zurechtweisung hierüber willkommen seyn würde.

Eine anderweitige Futter-Bereitung von eingesalzenen grünen Futtergewächsen, die in dem vorhin angeführten Heft der ältern Annalen S. 78 beschrieben und ein von mir vormals deshalb angestellter Versuch mitgetheilt worden, verdient ebenfalls Aufmerksamkeit, da diese Zubereitungsart in mancher Hinsicht viel Nützliches verspricht und be-

reits vor mehr als 30 Jahren vom Herrn Grafen von Berchtold zu Rezdaschow, der sie, so viel ich weiß, zuerst beschrieben, mit vielem Nutzen in Anwendung gebracht worden. Wahrscheinlich werden auf Veranlassung des Patriotischen Vereins noch in diesem Jahre Versuche deshalb angestellt.

Wann haben wir ein fruchtbares Obstjahr zu erwarten?

Aus Gründen der Natur und Erfahrung, nach einem ungewöhnlich kalten Winter. — Die Thier- und Pflanzen-Natur scheint jedesmal die edelsten Kräfte aufzubieten, um sich aus einem krankhaften Zustande zu retten, oder doch, ehe das irdische Daseyn zerfällt, der Welt noch recht kräftig zu nutzen.

Wenn das Thier aufgestallt, gemästet wird, so macht der Mensch es krank, denn er beschränkt es in seiner natürlichen Freyheit. Die gezwungene Ruhe macht, daß seine Säfte stocken; es sondert Fett ab, welches die verderbte Organisation verkittet und bindet wie Heftpflaster offne Wunden, und auch weil dies der Welt den besten Nutzen giebt.

Das Rindvieh läßt man auf dem Maststalle fleißig zur Ader; zapft ihm von Zeit zu Zeit Blut ab; macht es somit krank und bewirkt dadurch, daß sich mehrere Fettheile absondern, die der Welt, insbesondere dem Menschen, am nutzbarsten sind. — Ruhe ist beym Pferde nöthiges Mittel zum Fettwerden, denn eben die Ruhe, die seiner Natur zuwider ist, versetzt es auch in einen Zustand der Krankheit. Auch sein Fett nützet, selbst wenn es erstorben ist. So behauptet man von der Perlen, Muschel, daß sie ein, von feindlichen Insekten ihr in die Schale gebohrtes sehr gefährlich reizbares Loch, mit einem edlen Schleim belege, woraus sich die köstliche Perle bilde. — Möchten alle ähnliche Verwundungen und Verletzungen an noch zarteren Theilen doch auch durch ähnliche Kostbarkeiten geheilet werden!!! — Wie würde doch die Welt vom bezaubernden Glanz strahlen! wenn auch keine restitutio in integrum, wie durch Thümmels geweihtes Strumpfband, dadurch bewirkt würde.

So macht sich der phlegmatische und reiche Mensch, der sich der Ruhe pflegt, pflegen kann, hiemit krank, fett, damit er den Maden zuletzt recht nutze; — der Tagelöhner wird nie fett, daher aber ist sein körperliches Wohlbefinden gewiß stets das glücklichste, aber eben deshalb wird er auch als wenig nutzbar oft sehr verächtlich, gleichgültig in die

Gruft gestoßen, — ob er mit Recht so verächtlich weggestopft wird? — das ist hier nicht zu betrachten!

Die Thierart, der hienieden nur ein kurzes Leben vergönnt ist, pflanzet frühe ihr Geschlecht fort, denn, der schnell zueilende krankhafte Tod mahnet sie stark, ihre edelsten Kräfte der Welt darzureichen; zu nutzen. Daher sind auch die lange lebenden Wesen, Thiere, Pflanzen, erst fähig, in späteren Jahren ihr Geschlecht fortzupflanzen, weil sie Zeit genug haben, der Welt lange zu nutzen.

Wird der Baum durch Unglücksfälle, oder vorsätzlich von Menschen beschädigt, so legt der eine das mit wässerigten Säften, mit Gummi bereitete Heftpflaster auf seine Wunde, — der andere bereitet es aus ölichten Säften, Harz oder Kien, sucht hiemit sich zu retten und stiftet hiemit vor dem Absterben des Baumes, der Welt besonderen Nutzen. Wird der Baum tödtlich krank, so wendet er noch höhere Kräfte auf, er will sich voreilen, der Welt noch vor seinem Hinsterben besonders nützlich werden. Es scheint gleichsam sich ein Ahnden in ihm zu regen, daß er bald von hinnen müsse. Wird daher auch der jüngste Obstbaum in der Schule vom Krebs befallen, so blühet er in aller Fülle, setzet auch reichliche Frucht an, obgleich selten noch hinlänglich kräftiger Nachsatz da ist, die Früchte zur Vollkommenheit zu bringen; dann folgt sein früher,

trauriger Tod! — Löset man z. B. einen zwey fingerbreiten Ringel, Rinde, von einem Baum-Ast, legt diese sodann wieder um die entblößte Stelle und bindet sie fest, so blühet und trägt er im nächst kommenden Jahre unfehlbar reichlich, aber die Früchte erlangen nicht die Vollkommenheit, wie im natürlich und unverletzten Gange der Natur, und wann nach einigen Jahren der Schade völlig ausgeheilet, so verliert sich auch die Wirkung. Der Zweig besorgt hier auch sein Absterben, er will also noch zuvor nutzen. Dieses Experiment aber läßt doch Schwäche nach und wenn auch der Schade völlig ausgeheilt zu seyn scheint, so zerbricht doch der Wind diesen Zweig an der einmal verletzten Stelle weit leichter, wie jeden andern unverletzten Zweig, wie ich's erfahren. *)

Ist das Stämmchen, welches ich veredle, beschädigt, ist ein Theil seiner Rinde unterhalb der Pfropfstelle verletzt, abgescheuert, zerrissen, selbst tief ins Holz hineingescheuert, so nimmt er das Edel-Reiß weit leichter und gewisser an, wie ein ganz gesunder Stamm, weil er, Verderben besor-

*) Dies wäre also eine Warnung gegen den so sehr angepriesenen pomologischen Zauberring! Eine Bemerkung, die ich schon sonst irgendwo gefunden.

A. d. R.

gend, mit seinen edelsten Theilen doch noch nutzen will; diese reicht er nun dem Pfropf-Reise dar, das dadurch sicher genährt wird. — Versucht! ruinirt, schneidet recht gründlich etliche Wildlinge, doch nicht um und um, sondern nur an einer Seite, auch nur vom Kern, nicht Stein-Obst, diese lassen sich dergleichen nicht gefallen, setzet Lieblings-Sorten darauf, und schauet!

Deshalb fördert uns ein ungewöhnlich strenger Winter einen reichen Obst-Segen (besonders ist dies beym Kern-Obst der Fall) und zwar, weil der Zustand der Bäume hiedurch krankhaft geworden. Und daß dies die Folge ist, das sieht man an der unzählbaren Schaar von Raupen, die sich auch itzt wieder nach diesem harten Winter eingefunden haben, wie dies in solchen Fällen immer erfolgt. Die Fresser erscheinen sofort beym Kränkeln des Viehes, der Pflanzen, um ihren Anfall hin zu nehmen, für die Gesunden zu säubern, aufzuräumen. Wer also dies Jahr nicht aufmerksam gewesen und fleißig vertilgt hat, der wird weder heuer noch in den nächst folgenden Jahren Früchte brechen können. Die Krankheit der Kreatur lockt die Zerstörer, diese erzeugen nie die Krankheit. Vertilgt, hebt die Krankheit, und das Ungethüm läßt den Gesunden in Frieden fahren; — wie beym Aberglauben. —

Der Winter hat dies Jahr wieder viele große Wallnuß-Bäume, Lombardische und Zellernuß-Sträuche, Wein, Pfirsich, Aprikosen, hohe Rosen u. s. f. ertödtet.

Allen unsern Obstbäumen, deren eigentlich vaterländisches Klima das Unsere nicht ist, hat er einen Todesstreich beygebracht; sie wenden ihre edelsten Kräfte auf, weil sie, so zu sagen, bald ein seliges Ende fürchten. Sie wollen also der Welt noch Segen, Nutzen darreichen und daher tragen sie reichlich. Dies habe ich, nach langjähriger Beobachtung, so gefunden.

Ich gebe nun hiernach meinen lieben Brüdern und Landsleuten zu bedenken, ob es wohl nicht räthlich wäre: da wir durch unsere Vernunft wissen, daß wir fast täglich den Tod zu befürchten haben, daß wir auch stets möglichst der Welt zu nutzen uns bestreben und uns nicht von Baum und Beest *) beschämen lassen. Ja da wir doch apodiktisch ein Leben übers Grab hinaus zu erwarten haben, und mathematisch nicht wegdemonstriren können: ob es wohl nicht vortheilhaft wäre, daß man etwas, nur ein winzig Bissel, dazu thäte, daß wenn es wider

*) In der niedern Provinzial-Sprache statt: Thier. A. d. R.

den Lieblings-Glauben, doch so einträfe, daß man dazu, wenigstens einigermaßen, gerüstet sey?

Gebraucht's, wie ein Recept, nach Belieben!

Dahlen, den 23sten März 1820.

W. Piper, Pastor in Dahlen.

Ueber die Wirkung der Schlagregen auf eingesäetes Sommergetraide.

(Vom Herrn Assessor v. Blücher auf Wasdow.)

Ein angesehener Bürger einer Landstadt Mecklenburgs säete im Frühlinge gegenwärtigen Jahres an verschiedenen Stellen seines, auf dem Stadtfelde belegenen Ackers, gegen 30 Scheffel Gerste. Der Acker war guter Gerstenboden und tüchtig bestellt. Nachdem die ausgesäete Gerste ordnungsmäßig untergehakt und einige Tage darauf beegget worden, ward sie bey trocknem Wetter mit der gewöhnlichen Ackerwalze überzogen. Der Zufall fügte es, daß am folgenden Tage nach dem Walzen ein heftiger sogenannter Schlagregen eintrat, durch welchen der besäete Acker fest geschlagen, — zugedielet — ward.

Der Erfolg dieses Ereignisses war ein völliges Mißrathen der Gerste, dagegen die ungewalzte Gerste jenes Bürgers sowohl, als der übrigen Stadt-Einwohner, wenn nicht vorzüglich, doch auffallend besser als der gewalzt wordene gewachsen ist.

Der Mann hat jetzt allen Respect vor dem Walzen des Getreides erhalten, und mit selbigem vielleicht auch vor manchen andern Arten gerühmter Verbesserungen.

Dergleichen Zufälle sind unangenehm, da sie mit dazu beytragen, die Fortschritte in der Oekonomie aufzuhalten und bey vielen Menschen einen Widerwillen gegen alle Neuerungen zu erregen.

Und doch kann eine richtige Theorie mit der Erfahrung nie im Widerspruche stehen. Sollte es nicht möglich seyn, alles — selbst in der Landwirthschaft, auf Grundsätze zu reduciren? — sollte das Rationelle nicht stets den Sieg davon tragen?*)

Jede natürliche Erscheinung muß einen natürlichen, hinreichenden Grund gehabt haben. Dieser Grund ist sicher da, aber man ist nicht immer im

*) Allgemein geltende Grundsätze werden wir in der Landwirthschaft wohl nie aufstellen können; genug, wenn wir durch anhaltende Beobachtungen es nur zu Erfahrungssätzen bringen.

A. d. R.

Stande, ihn jedesmal richtig anzugeben. Wie sollte auch der schwache Mensch die große Natur in allen ihren Operationen verfolgen, — ihre Decke entschleyern können! doch gestattet sie das Forschen und das erhabene Wesen hat den Menschen nicht umsonst die Kraft dazu verliehen. Wir werden zwar nie weit vorrücken, allein man spiele nur fleißig am Strande des Oceans der Natur, — und man wird dann und wann wohl ein Muschelchen finden! — —

Nach der Theorie ist das Walzen der Sommer-Saat aus mehrern Gründen nützlich; sicher unschädlich.

Ehe man über den vorerwähnten Fall abspricht, muß untersucht werden, ob das Walzen die eigentliche und die alleinige Ursache des eingetretenen Unfalls gewesen ist und ob den Folgen desselben so wie überhaupt diesem Unfalle, sey er auch aus einer andern Ursache entstanden, hätte vorgebeugt werden können.

Allerdings dürfte zugestanden werden, daß ein starker Regen auf gewalztem Acker größeres Zusammentreiben der öbern Erdtheile hervorbringt, als auf einem blos mit der Egge zubereiteten, und dies daher, weil beym Eggen reihenförmige kleine Erhöhungen und Vertiefungen entstehen, die das Zusammentreiben der Erdtheile, wenn auch nicht ganz

verhindern, doch wenigstens mindern, indem sie sich jener Wirkung eine Zeitlang entgegensetzen.

Sind die oben liegenden Erdtheilchen, besonders auf thonigtem Boden, durch Schlagregen zusammengetrieben und wird diese Masse, ehe sie trocken geworden, von der Sonne beschienen, so bildet sich aus ihr eine harte Rinde, — Kruste, — durch welche die zarten Keime der Pflanzen nicht dringen können und unter ihr verschlossen bleiben, wo alsdann die Keime nicht selten den Vegetations-Trieb beybehalten, in schräger Richtung fortwachsen, endlich indessen ersticken. Letzteres findet man häufig, wenn man die Rinde zerschlägt. Auch nur beym Sommergetraide, nicht beym Winterkorn, weil hier theils gewöhnlich Regen nachkommen, theils seltener Platzregen, als Folge von Gewittern eintreten, theils auch die Sonne im Herbste nicht mehr die Kraft zum Erhärten hat, als im Frühlinge.

Bey einem zu rechter Zeit eintretenden Regen weicht die Oberfläche des Ackers wieder auf und gestattet den Keimen das Hervorkommen. Ohne Eintritt eines solchen spätern Regens werden zwar mehr oder weniger einzelne Halme hervorbrechen, doch nur spärlich, und die zum Wachsthum gedeihenden erlangen auch gewöhnlich nicht die Größe und das kraftvolle Ansehn, was ihnen sonst zu Theil geworden wäre. Der Grund von letzterem

liegt wohl weniger darin, daß der Acker auch unter der obern Kruste zu feste geworden, — denn ein oder ein paar Regen können dies nicht bewirken, — als vielmehr darin, daß die Einwirkung der Athmosphäre, der Thaue ꝛc. auf die verhärtete Oberfläche des Ackers aufgehalten und vermindert, dadurch aber die Vegetation gestört wird.

Erscheinungen der angeführten Art findet man indessen nicht ausschließlich auf gewalztem Acker, sondern eben so gut auf ungewalzten und blos mit der Egge zubereiteten Saatfeldern.

Vorzüglich fanden sie im gegenwärtigen Jahre Statt, wo frühe Gewitter heftige Regengüsse veranlaßten. Erfolgten diese Platzregen zu einer Zeit, wo das Sommergetraide noch nicht aufgelaufen war, so haben solche nachtheilig auf dasselbe eingewirkt und man kann ihnen das Mißrathen des Sommerkorns an einzelnen Orten Mecklenburgs mit Recht zuschreiben.

Auf thonigtem Acker cohäriren sich die eingeregneten Theile schneller und stärker, als auf leichterem, veranlassen also auf jenem größern Nachtheil als auf diesem, der übrigens unmerklicher wird, je nachdem die Pflanzen bereits hervorgegangen und herangewachsen sind.

Es frägt sich nun: ob man nicht durch irgend ein Verfahren die bemerkte Wirkung der Schlag-

regen verhindern, mindestens weniger nachtheilig machen kann?

Der Oekonom muß zu Zeiten nach Localitäten und andern besondern Umständen sein Verfahren einrichten, abändern, Ausnahmen von der Regel machen u. s. w.

Es reicht nicht allenthalben und zu allen Zeiten hin, nach dem ein für allemal genommenen Muster fortzuwirthschaften, die Oekonomie als ein bloßes mechanisches Geschäft zu treiben und gleichsam wegzuleyern; man muß den Conflict der Umstände berücksichtigen, die Erfolge dieses oder jenes Ereignisses, besonders eines außerordentlichen, berechnen, die Gründe zu erforschen und nach allem diesem seine, dann und wann abweichende Maaßregeln zu nehmen suchen, um Nachtheile zu verhüten und Vortheile sich nicht entgehen zu lassen. Doch sey man bey allen Abweichungen von der Regel und dem gewöhnlichen Verfahren nicht zu dreiste, sondern höchst vorsichtig. Reife Beurtheilung, aufmerksame Beobachtung der Natur und anhaltendes Forschen in der Wissenschaft, verbunden mit einem Schatz eigner und fremder Erfahrungen sind hiebey eben so unentbehrliche als sichere Führer.

Die weitere Frage: auf welche Art der Erfolg eines solches Schlagregens, der den besäeten Acker

zugedielet und zum Hervorkommen der Pflanzen verhärtet hat, möglichst unschädlich gemacht werden können? ist von großer Wichtigkeit und verdienet die Aufmerksamkeit des Oekonomen in hohem Grade.

Was hilft aller Fleiß und die vorhergegangene treffliche Bestellung des Ackers, wenn man hernach etwas zu thun unterläßt, was den Erfolg der Arbeit, — so weit menschliche Kräfte reichen, — sichert. Man bemühet sich nicht wenig, einen positiven Gewinn zu erhalten, — auf einen Scheffel Aussaat Ein Korn mehr zu bauen, — versäumt aber häufig dasjenige, wodurch dem Verluste eines Kornes dieser Aussaat vorgebeuget wird, und in beyden Fällen ist der Effect doch derselbe, da man immer einen Scheffel Korn mehr in den Sack erhält, gleichviel, ob dieser Scheffel positiv, durch erhöhete Kultur, oder negativ, durch Vermeidung eines Verlustes, erlanget wird.

Ohne auf Vollständigkeit irgend Anspruch zu machen, die ich aus dem Abgang wiederholter Beobachtungen und Versuche nicht zu liefern vermag, will ich hier nur einige meiner individuellen Ansichten eröffnen, mit dem Wunsche, daß mehrere erfahrne Oekonomen auch die ihrigen öffentlich bekannt machen mögten.

Sollte nicht dasjenige Instrument, welches in einzelnen Fällen den Schaden verursacht oder

vergrößert hat, wiederum dazu dienen können, ihn zu entfernen. Die Walze wird die harte Kruste brechen und kann es die gewöhnliche runde nicht, so wird die geriefelte, die Stachelwalze den Zweck weniger verfehlen. Ein oder ein paar mal mit dieser Walze überzogen, wird der Acker wieder die Fähigkeit erhalten, um den Pflanzenkeimen das Hervorgehen möglich zu machen. Auch mit der bloßen Egge mögte man zu Zeiten ausreichen können, zumal mit der kleinen eisernen Egge.

Auf den Hafer und die Gerste, beyde mit nachgebenden und nachwachsenden Keimen versehen, dürfte diese Operation auf die Vegetation keinen nachtheiligen Einfluß haben, da man diese Getraidearten regelmäßig erst dann egget, wenn die Keime schon im Entstehen sind, und der Verlust einiger Pflanzen wird durch die Rettung mehrerer andern reichlich wieder ersetzet.

Am sichersten könnte man das Uebereggen bey untergehacktem Sommergetreide, nemlich bey dem Hafer und bey der Gerste, anwenden, minder sicherer ist sie bey dem auf der bereits vollendeten Saatfurche gesäeten Getraide oder Gesämen, z. B. dem Buchweizen, — dem Leinsaamen. — Jene liegen tiefer in der Erde und werden daher nicht so leicht durch die Zinken der Egge zerstört, als diese letztern.

Mehrere Landwirthe sind zu furchtsam, das abermalige Ueberziehen und Aufreißen der eingehärteten Ackerkruste mit der Egge vorzunehmen, aus Besorgniß, daß die Pflanzenkeime zu sehr angegriffen werden. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß bey unmittelbar nach dem geschehenen Eggen eintretender anhaltender Dürre ein großer Theil der in ihrer Ruhe gestörten Pflanzen vertrocknet, allein diese Wirthe mögen sich statt der Egge der Stachelwalze, als eines weniger gefahrvollen Instruments bedienen, übrigens aber den gewissen Nachtheil, wenn der Acker mit so harter eingeregneter Kruste liegen bleibt, gegen den ungewissen berechnen, der durch das Aufeggen entstehen könnte, und ich bin überzeugt, sie werden bey dem erstern zu einem bedeutendern nachtheiligen Resultate gelangen. Unter zweyen unvermeidlichen Uebeln muß man das geringere wählen, eine Lage, worin der Landmann nicht selten gelanget. Ueberdies bleibt es auch überall noch höchst problematisch: ob das Aufreißen der Saat schädlich sey oder nicht. In Curland soll es sehr vortheilhaft befunden worden seyn, die Erbsen 8 bis 14 Tage nach ihrer Aussaat förmlich noch einmal wieder umzuhacken und dann zu eggen, ohne darauf zu sehen, daß die Keime abgestoßen werden.

Auf meinem Gute Wasdow ließ ich im

Frühlinge dieses Jahres beynahe 400 Scheffel Hafer, die durch Schlagregen zugedielet waren, wieder aufeggen und baute treffliches Getraide auf dieser Stelle; dahingegen sechs mit Buchweizen besäete Scheffel Acker, die aufgeegget und ungewalzt liegen blieben, nur eine spärliche Korn-, wohl aber eine reichliche Hederich-Erndte versprechen.

Wasdow, im August 1820.

v. Blücher, Assessor.

Nachschrift des Redakteurs.

Daß das Aufeggen der Saat, — nicht nur in den Fällen, wenn das bereits völlig bestellte Saatfeld von harten Schlagregen zugedielt worden und nachmals, bey eingetretener trockner Witterung eine harte Kruste auf der Oberfläche gesetzt hat, sondern auch dann, wenn das Winterfeld vom eingetretenen Thauwetter eingeschlemmt und nachmals von anhaltenden kalten und spröden Frühlings-Winden wieder so ausgedörrt ist, daß das Hervorkommen der jungen Pflanzen dadurch gestört wird, — fast allemal von außerordentlichem Nutzen ist, das hat die Erfahrung schon längst bestätigt. Schon

oft haben aufmerksame Wirthe durch dies Verfahren ihre fast verloren geachtete Saatfelder gerettet. In wiefern nun dies Auflockern der Oberfläche besser mit der Walze als mit der Egge geschehen kann? imgleichen: ob die Stachelwalze hier mit bessernt Nachdruck wirkt, als die glatte? das muß wohl theils aus der Beschaffenheit des Bodens, theils auch nach Maaßgabe mannigfaltiger Nebenumstände beurtheilt werden. Wäre der Boden von Natur locker, so wie ihn unsere praktischen Landwirthe unter der Benennung: Boll, bezeichnen, so hätte allerdings die Walze einen entschiedenen Vorzug vor der Egge, indem jene nicht blos die harte Rinde der Oberfläche zerbricht, sondern auch zugleich den zu locker liegenden Pflanzen wieder einen festen Stand giebt. Wo aber dies nicht der Fall wäre, da möchte doch wohl der Gebrauch der Egge einen Vorzug haben. Wie ungemein vortheilhaft ein solches Aufeggen in der Wintersaat ist, darüber ist schon in den ältern Annalen der Meckl. Landwirthschafts-Gesellschaft *) ein sehr belehrender Versuch mitgetheilt.

Daß übrigens in der Sommersaat, bey der Gerste sowohl als auch beym Hafer, ein sehr spätes

---

*) Im zweyten Heft v. J. 1805, S. 232.

Eineggen, selbst dann noch, wenn die Pflanzen schon fingerslang hervorgewachsen sind, fast allemal sehr vortheilhaft seyn soll, das ist längst schon von ältern praktischen Oekonomen versichert worden. Man gab diesem Verfahren, insonderheit bey der Hafersaat, den seltsamen Namen: Haferpfropfen, welches nemlich nichts anders war, als spätes Eggen der aufgelaufenen Saat, wobey man es gar nicht achtete, wenn auch mehrere Pflanzen ausgerissen wurden, indem man überzeugt zu seyn glaubte, daß die übrig gebliebenen Pflanzen sich desto stärker bestauden müßten.

Unsre Mecklenburgische Landwirthschafts-Gesellschaft ließ vor mehreren Jahren über dies sogenannte Haferpfropfen Versuche anstellen, die in den ältern Annalen erzählt sind, *) aber eigentlich wohl noch nichts entschieden haben. Bekanntlich sorgt unser Landwirth dafür, daß die untergeackerte Gerste- und Hafersaat, wenn es der zu erwartenden Witterung wegen thunlich ist, einige Tage in den Furchen liegen bleibt, ehe der Acker glatt geegt wird. Dies geschieht, um das aufschlagende Unkraut, besonders den Hederich, (Küdik) desto besser zu vertilgen. Wäre es nun durch mehrere Versuche ausgemacht, daß ein so

*) Im ersten Heft, v. J. 1803, S. 42.

spätes Untereggen, bis Gerste und Hafer bereits Fingerslang hervorgewachsen, der Saat wirklich nicht nachtheilig sey, so würde, schon zur Vertilgung des Hederichs, dies Verfahren zu empfehlen seyn.

Vorausgesetzt also, daß dies späte Untereggen der Saat nicht schadet, — welches indessen doch wohl noch zur Frage steht und durch mehrere, auf manche Art modifizirte Versuche erst aufs Reine gebracht werden müßte, — so wird das Uebereggen in trockner Witterung, wenn die Pflanze nicht schon zu groß ist, wohl eben so wenig schädlich seyn. Gewiß wird es in dem Fall vortheilhaft seyn, wenn die Oberfläche des Bodens eine solche harte Rinde gesetzt hat, durch welche die zarte Pflanze sich nicht durcharbeiten kann; der erwähnte Ackerbürger hätte also zuverlässig einen guten Theil seiner Erndte gerettet, wenn er einen günstigen trocknen Zeitpunkt wahrgenommen und seine Gerstensaat recht derbe mit der eisernen Egge aufgekratzt hätte.

Was übrigens Herr von Blücher von dem in Kurland üblichen Verfahren: die Erbsen 8 bis 14 Tage nach beschaffter Aussaat förmlich wieder umzuarbeiten, erzählt, das ist auch längst in Deutschland, und zwar nicht blos für Erbsen, sondern auch für alles Sommergetreide empfohlen, und

namentlich für den Fall, wenn das Erdreich von Schlagregen zugedielt worden. Mir ist es nicht bekannt, daß in Mecklenburg hierüber ein Versuch angestellt seyn sollte, aber einer weitern Beachtung verdiente dieser Gegenstand doch in jedem Fall.

Mittel für die Verminderung des Brandwaizens, erprobt durch eine 14jährige Erfahrung, mit angehängten Bemerkungen über die Entstehung des Brandes.

Als ich vor 14 Jahren Landmann wurde, fand ich gleich im ersten Jahre meinen Waizen dermaßen mit Brand gesegnet, daß die Drescher jedesmal, wenn sie aus der Scheure gingen, ganz schwarz aussahen und ich mußte meinen Waizen tief unter dem Rockenpreise verkaufen. Nun fing ich gleich in demselben Jahre damit an, daß ich denjenigen Theil meines Waizens, welchen ich zur Aussaat für den besten hielt, todtreif werden ließ, und nahm beym Aufmessen in der Scheune blos die vordere Hälfte zur Saat, nachdem ich sie vorher durch's

Windsieb tüchtig hatte reinigen lassen, wodurch die wenigen übrigen Schmachtkörner völlig herauskamen. Hierauf wurde der Saatwaizen nach gewöhnlicher Art eingekalkt. Dieses Verfahren, nemlich das Aussuchen des besten todtreifen Waizens mit vollkommen ausgewachsenen Körnern und das Einkalken, habe ich nun seit 14 Jahren, jedes Jahr pünktlich angewandt, und seit dieser Zeit, ohnerachtet ich nie mit der Saat gewechselt, und beständig meinen selbst gebauten Waizen ausgesäet habe, ist selbiger nie wieder brandig geworden; d. h. so befallen gewesen, daß er entweder sein Ansehen verloren, oder daß ich ihn unter dem Marktpreise hätte verkaufen müssen. Es fanden sich zwar jedes Jahr brandige Aehren ein; allein so wenige, daß man Stunden lang suchen mußte, ehe man eine derselben fand. Ob nun das Aussuchen des besten Waizens zur Saat, das Todtreifwerden desselben, das Einkalken, oder alle diese Verfahrungsarten zusammen, die Verminderung des Brandes hervorgebracht habe, mag ich nicht entscheiden.

Den Brand im Waizen gänzlich auszurotten, möchte wohl mit unter die frommen Wünsche gehören, deren wir in der Landwirthschaft leider so viele haben; es ist unleugbar, daß günstige oder ungünstige Witterung und viele andere Umstände, während der Erzeugung des Saamenkorns, von großem

Einfluß sind, und über diese Ereignisse können wir nicht befehlen. Ueber die Entstehung des Brandes bin ich völlig einverstanden mit dem Verfasser einer Recension in einem der letzten Hefte der Jenaischen Litteratur-Zeitung, und da wohl nicht alle Leser unserer so allgemein beliebten und geschätzten Neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft, diese gelehrte Zeitung halten möchten, so halte ich es nicht für unpassend, folgendes aus jener Recension hier mitzutheilen:

„Der Brand im Waizen ist eine Krankheit des „Saamenkorns, die Ursache desselben liegt, der „Ueberzeugung des Recensenten nach, in der ge„schwächten Lebensthätigkeit der ganzen oder theil„weisen Pflanze, deren nachtheilige Folgen sich „noch in dem Momente zeigen, wo die Lebensthä„tigkeit der organischen Körper den Hauptzweck „ihres Seyns, die Bildung des Saamens, vollen„det. Jede geschwächte Lebensthätigkeit, gleich„viel, ob sie schon von dem Saamenkorne ausge„gangen, oder aber während der Vegetation der „Pflanze, oder aber erst in dem Momente der „Blüthe begründet worden ist, kann unter sonst für „diese Krankheit günstigen Umständen den Brand „herbeyführen; die Kraft des Individuums, oder „der dasselbe constituirende Theil ist nicht stark ge„nug, um die vorhandenen rohen Stoffe zu läutern

„und zum Saamenkorn auszubilden, oder aber
„äußere Einflüsse in der Zeit der Blüthe und Be-
„fruchtung, als Nässe, Nebel, Electricität u. s. w.
„Hinter die sonst normale kräftige Lebensthätigkeit
„an dieser Ausbildung, oder die schon ohnehin sehr
„schwache Lebensthätigkeit, wird bey ihrem letzten
„Kraftaufwande völlig vernichtet, wo sich alsdann
„die Verwesung, das Loos aller organischen Körper,
„nachdem das Leben entwichen ist, des halb aus-
„gebildeten Saamenkorns bemeistert, und unter
„eigenen Umständen uns das Product ihrer Kraft
„in der Form des Brandes zu unserer sinnlichen
„Anschauung bringt. — Alle Mittel, die daher
„das kränkliche Saamenkorn, aus welchen der
„Analogie nach doch nur schwache Pflanzen hervor-
„gehen können, zu vernichten oder abzusondern
„vermögen, als Einkalken, Schwemmen, Waschen
„u. s. w. können nur bedingungsweise, keinesweges
„aber als unfehlbare Mittel gegen den Brand an-
„geführt werden. Die aus dem vollkommensten
„und kräftigsten Saamenkorn entsprossene Pflanze
„kann in ihrer spätern Vegetationszeit durch zu
„trockene oder nasse Witterung, durch Insecten
„oder Würmer, mit einem Worte durch eine un-
„endliche Menge Umstände leiden, schwächlich und
„kränklich werden, und in der Zeit kurz vor oder
„kurz nach der Blüthe, als dem wichtigsten Zeit-

„momente für den Brand, die zarten Befruchtungs-
„Organe, die Fruchtknoten, oder das halb ausge-
„bildete Saamenkorn vernichten und so die Bedin-
„gung zu der Erzeugung des Brandes, von ganzen
„Pflanzen, einzelnen Aehren oder einzelnen Kör-
„nern — denn wie bekannt blühen nicht alle Blü-
„then einer Aehre in einen und demselben Zeitmo-
„mente — herbeyführen. — Diesen Ansichten zu
„Folge möchte wohl schwerlich ein unfehlbares Mit-
„tel gegen den Brand im Waizen aufzufinden seyn,
„und Recensent hält daher jedes Mittel, welches
„als ein solches ausgegeben wird, für ein Product
„einseitiger und vorurtheilsvoller Ansichten."

Sr.

Bernstein bey einer Mergel-Grube gefunden.

Bey einer auf meinem Felde befindlichen Mergel-Grube, deren Oberfläche über den nicht weit davon entfernten Wiesengrund, der ihr südlich liegt, ohngefähr zwanzig Fuß Höhe hat, wurde in diesem Frühjahr bey dem Eggen ein Stein gefunden von der Größe eines Gänse-Ey's. Der Knecht, wel-

cher ihn fand, und dem er auffiel, behielt ihn, ohne etwas davon zu sagen. Einige Zeit nachher verkaufte er den Stein an einen Juden, der erst 2 ßl. dafür bietet, aber am Ende des Handelns 28 ßl. giebt, wodurch der unbesonnene Knecht allerdings hätte aufmerksam gemacht werden sollen. Der Jude verkaufte den Stein wieder zu vier Thaler, und sein Abnehmer erhält bey einem abermaligen Verkauf noch 32 ßl. drüber. Was weiter aus dem Stein geworden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Ein kleines Stück, welches der Finder von dem Stein abgeschlagen hatte, und welches jetzt erst in meine Hände gekommen ist, zeigt den klaren Bernstein. Obgleich der Stein bey der Mergel-Grube, und nicht in derselben gefunden wurde, so habe ich doch gar keinen Zweifel, daß er mit dem Mergel aus der Grube gefahren sey, und muthmaße, daß noch mehrere dergleichen Steine in Mergel-Gruben gefunden werden können, wenn man Aufmerksamkeit darauf richtet. Es ist freylich zu befürchten, daß wenn auch dieses geschieht, die Leute die Steine, welche man ihnen leicht durch ihre röthliche Außenseite und durch ihre Leichtigkeit bezeichnen könnte, an sich halten und heimlich verkaufen werden, wie auch hier geschehen ist; doch könnte diesem vielleicht durch ein Geschenk, welches man dem Finder verspräche, vorgebeugt werden.

Die Mergel-Grube, in welcher der hier gefundene Stein gelegen haben muß, ist ohngefähr zwey und eine halbe Meile in grader Richtung von der Ostsee entfernt; wahrscheinlich können aber auch in noch weiterer Entfernung dergleichen Steine gefunden werden, wenn bey den vielen Mergel-Gruben, die man jetzt bearbeitet, darauf geachtet wird.

Brockhusen bey Schwaan, im July 1820.

J. J. Maue.

Hindeutung auf die, im May-Stück des Land- und Hauswirths von diesem Jahre befindliche Abhandlung, welche die Ueberschrift führt:

Wahrscheinliche Folgen der jetzt allgemeinen Schaafveredlungssucht; von einem kaltblütigen Beobachter.

Die hohen Wollpreise, womit das Jahr 1818 den Theil unsrer Landwirthe erfreute, die auf die Verbesserung ihrer Schäfereyen große Anstrengungen und Kosten verwendet hatten, waren eine so

große Lockspeise, daß sich bald noch mehrere diesem so lukrativ scheinendem Gewerbzweige widmeten. Es ward freylich die Frage aufgeworfen: ob diese glänzende Aussicht von Dauer seyn und ob eine, für manche wohl etwas zu große Anstrengung, mit den Hauptzweigen unsrer ländlichen Oekonomie in richtigem Verhältnisse sich erhalten würde? — Diese Fragen, die schon mannigfaltig in unsern Annalen laut wurden, wurden im Publikum noch andringlicher, als die Preise der Wolle so beträchtlich herabsanken. Seit dieser Zeit ist dieser Gegenstand wenig, und gewiß nicht erschöpfend, in unsern Annalen zur Sprache gekommen. Der Land- und Hauswirth, durch dessen ununterbrochene Herausgabe der würdige Herr Prediger Schnee sich ein fortdauerndes Verdienst erworben, enthält eine Beantwortung der oben stehenden Frage, die von mehreren einsichtsvollen Männern als das Gediegenste anerkannt wird, was über diesen Gegenstand gesagt worden. Der Redakteur dieser Annalen fürchtet also nicht, sich eines Plagiats schuldig zu machen, wenn er die Resultate, die der umsichtige Herr Verfasser aus seiner ausführlichen Darlegung gezogen hat, hier wörtlich mittheilt. Sie sollen blos dazu dienen, die Aufmerksamkeit unsrer Mecklenburgischen Landwirthe auf diese, von ökonomischer und merkantilischer Seite so scharf durchdachte

und so lichtvoll dargestellte Untersuchung zu leiten, und ihnen die aufmerksame Prüfung dieses gediegenen Aufsatzes recht angelegentlich ans Herz zu legen. Daß jedem Sachkundigen, der sich zu Entgegnungen berechtigt glaubt, wenn sie mit der, dem Gegner schuldigen Achtung ausgesprochen sind, hiezu diese Annalen offen stehen, das bedarf ja wohl keiner Zusicherung.

Hiemit gebe ich also das, womit der obgedachte Herr Verfasser seine Untersuchungen über diesen Gegenstand beschließt. Ich wünsche, daß dies kleine Fragment eine Veranlassung geben möge, den vollständigen Inhalt der Abhandlung mit den Erwartungen, die man sich in unserm Vaterlande von diesem landwirthschaftlichen Betriebszweige macht, gegen einander zu stellen und auszugleichen.

Alle einzelne Zweige der Landwirthschaft bilden ein zusammenhängendes Ganze, und stehen in einer solchen Verbindung, und haben einen solchen wechselseitigen Einfluß auf einander, daß eine jede mit dem einzelnen Zweige vorgenommene Veränderung auf alle übrigen hinwirkt. Dieser Einfluß der einzelnen Theile auf das Ganze ist um desto größer und folgenreicher, je mehr die einzelnen Zweige vor den übrigen begünstigt und auf deren Unkosten ge-

hoben, und je mehr andere dagegen zurückgesetzt werden. Es bedarf also keiner ausdrücklichen Erwähnung, daß die jetzt allgemein mit außerordentlicher Vorliebe betriebene Veredlung der Schaafe auf die übrigen Zweige der Landwirthschaft einen großen Einfluß haben wird. Für die einzelnen Wirthschaften wird dieser Einfluß bald größer, bald geringer seyn, je nachdem nämlich das Veredlungsgeschäft mit blindem kenntnißleerem Enthusiasmus, oder mit kalter Ueberlegung und Sachkenntniß betrieben wird.

Wenn nicht alle Kombinationen und Kalküle der Wahrscheinlichkeit trügen, so wird die gegenwärtige allgemeine Veredlung auf die einzelnen Zweige der Landwirthschaft folgende Einflüsse haben.

Die erste Folge davon wird natürlicherweise seyn, die bereits im vorigen Abschnitt gedachte, in Hinsicht der zukünftigen Wollpreise. Die edelsten Tuchwollsorten werden vielleicht ihren ehemaligen Stand behaupten, wenigstens nicht beträchtlich sinken. Die Kammwolle wird sich aber schwerlich wiederum auf den ehemaligen hohen Stand erheben; und es ist nicht unmöglich, daß selbst die allerfeinsten Sorten derselben einen Anstoß durch die neuerlich von dem Herrn Ternau nach Frankreich eingeführten Tibetanischen Ziegen erleiden können.

So wie sich aber die Preise der Wolle verhalten werden, so werden auch

2. die Preise der Schaafe seyn.

Die feinwolligen Schaafe mit kurzer Kartätschwolle werden also auch fortdauernd einen angemessenen Preis behäupten, wohl aber die lang- und geradwolligen sehr bald im Preise heruntergehen. Die Böcke aller Arten werden und müssen tief fallen, weil ihre Erzeugung stark, aber der Bedarf derselben gering ist. Unsere Merinoböcke werden ein ähnliches Schicksal, wie die in Nordamerika haben. Ganz ausgezeichnet schöne Thiere werden aber immer gesucht und im Preise bleiben.

3. Es ist sowohl in Hinsicht der Lebensmittel, als auch der Wartung und erforderlichen Aufmerksamkeit nicht gut möglich, alle Zweige der Viehzucht gleich stark zu kultiviren: wenn also unsere Landwirthe die Schaafzucht vorzüglich begünstigen, und selbige mit einem gewissen Enthusiasmus zu heben suchen, so müssen natürlich die andern Vieharten darunter leiden. Dieses Schicksal trifft besonders die Pferde und das Rindvieh. Beyde Viehsorten werden sowohl in Ansehung der Quantität als Qualität eine beträchtliche Abnahme erleiden. Mit der Verminderung der Holländereyen und der Pferde ist schon allenthalben der Anfang gemacht, und man findet schon viele Güter, auf welchen man er-

stere bereits ganz abgeschafft hat. Sehr bald wird man auch einen verschlechterten Zustand der noch existirenden Reste erblicken. Es kann also wohl nicht fehlen, daß Pferde, Fleisch, Butter ꝛc. im Preise steigen werden, welche Steigerung so lange anhalten wird, bis die erhöheten Preise dieser Bedürfnisse und das Fallen der Woll- und Schaafpreise wiederum in das gehörige Gleichgewicht der Vortheile zurückgetreten sind. Bis jetzt ist diese unvermeidliche Folge noch nicht sehr bemerkbar gewesen, weil aus mehrern bekannten Ursachen eine allgemeine Stockung und Kälte in allen Arten des Handelsverkehrs eingetreten ist: dieselbe wird sich aber bald auffallender äußern. Wer also nicht durch ganz besonders günstige Lokalitätsverhältnisse zur Errichtung und Erhaltung einer ganz feinen Merinoschäferey gestimmt wird, wer nicht mit allen dazu erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet ist, und wer nicht einen sehr bedeutenden Ueberschuß aus der vorgenommenen Veränderung erwarten kann, der thut wohl, wenn er sich nicht zu voreilig zur Abschaffung seiner Stuterey und Holländerey entschließt.

Die 4te eben so gewisse Folge davon ist die Beeinträchtigung und Schmälerung des Getreidebaues.

Getreidebau und Viehzucht sind der Hauptzweck und die Hauptzweige der Landwirthschaft; ein zweckmäßiges Verhältniß zwischen beyden ist ein

nothwendiges Erforderniß derselben. Sollen beyde gehörig gedeihen, so darf kein einzelner Zweig besonders begünstigt oder zurückgesetzt werden.

Die erste und beynahe einzige Grundkraft des Getreidebaues aber ist der Dünger. Je kräftiger und angemessener selbiger für den mit Getreide zu bestellenden Boden ist, desto größer ist der Getreide-Ertrag. Das Hauptmaterial eines guten kraftvollen Düngers ist Stroh, Heu und vegetabilische Getreidearten. Aus Nichts wird Nichts, und Kraft und Wirkung sind immer gleich.

Ist es nun ein unzubezweifelnder landwirthschaftlicher Erfahrungssatz, daß eine gewisse Quantität von Heu, Stroh u. s. w., wenn selbige mit dem Rindvieh verfüttert wird, nicht nur mehrern, sondern auch kräftigern und länger wirkenden Dünger erzeugt, als wenn selbige durch die Schaafe verbraucht wird: so folgt von selbst, daß die Vermehrung der Schäfereyen und die Verminderung des Rindviehes nothwendig einen nachtheiligen Einfluß auf den Getreidebau haben müsse.

Um wie vieles der Schaafdünger dem Rindviehdünger an Kraft und nachhaltiger Wirkung nachsteht, wage ich nicht so genau zu bestimmen; da die Wirkung des erstern aber sich nicht leicht über 2 Saaten erstreckt, die von letzterm aber noch in der 4ten Tracht sichtbar ist, so kann ersterer wohl

nur zur Hälfte gegen letztern in Rechnung kommen; in Hinsicht des vermehrten Hürdenschlages wollen wir den Verlust nur zu $\frac{1}{5}$ annehmen. Weil die Wirkung des Schaafdüngers auf leichten, hohen und warmen Boden und in sehr trockenen Jahren beynahe gar nicht bemerkbar ist, und derselbe in diesem Falle öfter mehr Schaden als Vortheil stiftet, so thun wir hierin gewiß nicht zu viel. Je mehr also ein Landwirth sein Futter mit Schaafen verfüttert, und je mehr derselbe seine Rindviehzucht beschränkt, desto größer ist der Nachtheil davon für den Getreidebau, und derselbe wächst mit jedem Jahre u. s. f.

Bewährtes Mittel gegen die Kolik (Darmgicht) der Pferde.

Es geschieht auf das ausdrückliche Verlangen eines unsrer angesehensten Gutsbesitzer, daß ich das nachstehende Mittel aus einem bekannten Buche entlehne und hier ausführlich mittheile. Nach der Versicherung dieses Gutsherrn hat der Gebrauch dieses Mittels nicht nur bey ihm selbst, sondern

auch bey mehreren seiner Nachbaren niemals fehl geschlagen. Ein, durch so vielfältig wiederholten Gebrauch bewährt gefundenes Mittel, verdient daher um so eher alle Aufmerksamkeit, da diese Krankheit, die in der Regel fast immer die Folge einer Erkältung ist, bey unsern stark arbeitenden Pferden, nach zu sehr angestrengter Arbeit und darauf zu plötzlich erfolgter Abkühlung, sehr häufig eintritt. Ich nehme daher keinen Anstand, dies Mittel buchstäblich aus der

Praktischen Anleitung zur Führung der Wirthschaftsgeschäfte für den angehenden Landmann, von Friedrich Karl Gustav Gericke, Berlin, 1804, in der Realschulbuchhandlung, 1r Theil, S. 71 u. f.

mitzutheilen. Würde durch die vorgeschriebene Anwendung desselben einem oder dem andern unsrer Landwirthe ein, vielleicht kostbares Thier gerettet, so wäre dadurch das Verdienst des guten, längst verstorbenen Gericke noch mehr gesichert und die Annalen hätten ihre Schuldigkeit gethan. Würde sich die Wohlthätigkeit dieses Mittels mehrseitig bestätigen, so wäre eine genaue Anzeige solcher Fälle sehr verdienstlich und die Redaktion erlaubt sich, recht angelegentlich um die Mittheilung solcher Fälle zu bitten.

Es ist immer möglich, daß mehrere dergleichen Spezifica im Besitz dieses oder jenen Landmanns sind; für diesen Fall darf ich mir, Namens unsers landwirthschaftlichen Publikums, wohl die Bitte um bereitwillige Mittheilung derselben für unsre Annalen erlauben.

K.

Eine zweyte gar gewöhnliche Krankheit der Pferde ist die Darmgicht, die sogenannte Darmstrenge oder Kolik.

Die Kennzeichen dieser Krankheit sind folgende: das Pferd läßt vom Fressen ab, sieht sich oft nach den Flanken oder dem Bauche um, gleichsam um anzuzeigen, daß es hier Schmerzen empfinde, es ächzet laut, wirft sich bey dem Zunehmen der Krankheit mit Heftigkeit zur Erde, wälzt sich und schlägt oft heftig um sich, steht auf, und wirft sich wieder hin, wobey ihm meistens heftiger und kalter Angstschweiß ausbricht.

Bey dieser gefährlichen Krankheit sind vor allen Dingen diese Vorsichtsregeln zu bemerken:

a. Da die Krankheit sehr schnell zunimmt und in Entzündung übergeht, auch sehr leicht lebensgefährlich werden kann, so muß man, sobald das Thier nicht frißt und nach den

Seiten oder Flanken sich umsieht, keine Zeit versäumen, ihm Hülfe zu schaffen.

b. Da es bey dem häufigen Aufstehn und Niederwerfen leicht äußern oder innern Schaden nehmen, sich verrenken, Beulen oder Wunden fallen, das Netz zersprengen, oder die Eingeweide verletzen kann, wenn es hart fällt; so muß man vor allen Dingen auf ein weiches und gutes Lager denken, also reichlich Stroh unterstreuen, und wenn es zur Seite gekratzt oder geschoben ist, solches wieder zurecht und zusammenschieben, um durch die Elasticität des Strohes die Härte des Falles zu mindern.

c. Da das Thier oft vor Angst und Schmerzen heftig um sich schlägt, und also die neben ihm stehenden Pferde leicht verletzen, oder von ihnen verletzt werden kann, so ist es gut, solches gleich in einen besondern Stall, oder, wo dies nicht geschehen kann, in der gehörigen Entfernung von den übrigen Pferden hinzustellen.

Die gewöhnliche Ursache der Krankheit ist eine äußere oder innere Erkältung. Die erste entsteht davon, wenn man das bey der Arbeit warm gewordene Thier gleich nach der Arbeit in die kalte Schwemme bringt, oder aber in freyer Luft stehn

läßt, oder wenn es im Stalle in die Zugluft gestellt wird; die letzte dadurch, wenn man ihm gleich nach der Arbeit kaltes Wasser zu saufen giebt. Beydes muß also sorgfältig vermieden, und es muß besonders darauf gesehen werden, daß nicht etwa kleine Oeffnungen in den Wänden oder Fenstern des Stalles entstehen; indem die durch solche eindringende Luft, da sie nur einen kleinen Theil des Körpers heftig trifft, um desto schädlichere Erkältungen verursacht.

Die gewöhnliche Heilungsart dieser Krankheit ist: daß man dem Thiere durch Klystire aus Leinöl und einem Absude oder einer Abkochung von Kamillenblumen und Eingebungen von der nämlichen Mischung zu helfen, auch allenfalls die Klystire durch Hinzusetzung von etwas Kochsalze oder Essig noch reizender zu machen sucht, oder auch wohl dem Patienten ein Tabacksklystir giebt, oder es eine Pfeife Taback mit dem After, worein man die mit einem hölzernen Rohre versehene Pfeife steckt, ausrauchen läßt. Allein alle diese Mittel wirken alle zu langsam, und helfen daher nicht schnell genug, bleiben auch deshalb oft unwirksam, und das Thier geht drauf.

Das beste und zuträglichste Mittel, von dessen schleuniger Wirksamkeit mich eine fünfjährige Erfahrung überzeugt hat, ist dies:

Man giebt dem kranken Thiere mit ½ Quart. warmen Biers von folgenden Pulvern eins ein:

℞. ♄ rad. Serpent. virgin. unc. sem. (℥ß)
Semin. carvi 2 Drachm. (ʒij)
Opii Thebaici
Camphor. aa ½ Drachm. (ʒß)
M disp. in Dos. XXIV.

Das ist: ½ Unze von der pulverisirten virginischen Schlangenwurzel.
2 Drachmen Kümmel-Saamen.
½ Drachme Thebaisches Opium und
½ Drachme Kampfer.
Gemischt und in 24 Pulver vertheilt.

Von diesem Pulver muß ein guter Landwirth stets einen Vorrath im Hause haben, und um das gar leichte Verdunsten oder Verfliegen des Kamphers zu verhüten, in einem mit einer Blashaut wohl verwahrten Topfe aufbewahren, weil es auch bey dem Rindviehe in verschiedenen Fällen mit Nutzen gebraucht werden kann. Hilft eins der obigen Pulver oder eine der Dosen nicht, und dauern die Krämpfe und die Verstopfung noch fort, so giebt man etwa nach 3, oder wenn die Krankheit sehr heftig ist, nach 2 Stunden noch eins, und fährt, nöthigen Falls, so weiter fort. Gar selten wird man ein zweites Pulver zu geben brauchen, wenn

man mit der Hülfe nicht gesäumt hat; ein drittes fast nie.

Vorsichtsregeln nach der Heilung. Wenn das Thier Luft oder Linderung spürt, dann eilt es meistens wieder zum Futter, und wenn man nicht sehr vorsichtig ist, so kehrt oft der Unfall mit weit mehr Heftigkeit zurück, und das letzte Uebel wird ärger als das erste. Man sorge also ja recht emsig dafür, daß das Thier 4 bis 6 Stunden nach der Heilung gar nichts zu fressen bekomme, als langes Stroh von der Raufe, damit es nur still stehe, und gebe ihm dann erst einige kleine Futter von Weizenkleyen; streue aber nachher das gewöhnliche Futter sehr dünn in die Krippen, damit es nicht zu gierig und schnell hineingefressen werden könne.

Auszug
aus dem Röbelschen Distrikts-Protokoll,
vom 1sten May 1820.

Betreffend:

1. Ein, vom Herrn Doktor Bartholomaei in Röbel empfohlnes Augenmittel, gegen Augenentzündung des Hornviehes und der Pferde; imgleichen:
2. Den Bericht des Herrn Dom-Herrn, Grafen von Blücher auf Finken, über eine bey ihm errichtete Dresch- und Heckerlings-Maschine.

---

1. Herr Doktor Bartholomaei machte die Anzeige: Er wolle ein Mittel gegen Augenentzündungen des Hornviehes und auch der Pferde, bestehend aus einem Gran Sublimat, welches in einer Unze gekochtem Wasser aufgelöset und zweimal des Tages eingespritzt würde, welches vorzüglich im letzten Sommer bey der allgemeinen Augenkrankheit des Hornviehes zu Ludorff durch schnelle

Besserung bewährt worden wäre, dem Publikum empfohlen haben.

Da der gegenwärtige Herr Runge zu Ludorff die gute und schnelle Wirkung dieses Mittels bestätigte, und es notorisch ist, daß die, durch die ungewöhnliche Dürre des vorigen Sommers veranlaßte, fast allgemeine Augenkrankheit des Rindviehes in hiesiger Gegend durch andere angewandte Mittel nur sehr langsam, zum großen Nachtheile des Viehes und zur noch größern Belästigung der Eigenthümer hat geheilt werden können, so beschloß die Versammlung, nachdem sie dem Herrn Dr. Bartholomaei für seine patriotische Bereitwilligkeit gedankt hatte, darauf anzutragen, daß dies nützliche und für jeden Landwirth sehr interessante Mittel zur Heilung der Augenentzündungen des Viehes, durch die Annalen bekannt gemacht werden möge.

2. Herr Graf von Blücher auf Finken referirte: Er besitze schon seit zwey Jahren eine Dreschmaschine, verbunden mit einer Heckerlings-Maschine, welche die Aufmerksamkeit des Publikums verdiene. Er würde nächstens eine Beschreibung derselben für die Annalen liefern und erwähne vorläufig nur einiger guten Eigenschaften derselben.

Die Konstruktion sey dauerhaft und beide Maschinen kämen nicht leicht in Unordnung, wie solches bey andern Maschinen häufig der Fall seyn

Mit der Dreschmaschine würden gewöhnlich im Herbst acht Fuder Getreide, des Inhalts von 50 bis 60 Scheffel großer Maaße, abgedroschen und im Frühjahr 96 Scheffel großer Maaße Hafer. An Menschen wären dabey erforderlich: ein Mann zum Einlegen des Korns, welcher zugleich auch die Pferde anzutreiben hätte; eine Frau oder auch ein Junge zum Zubringen desselben und zwey Frauen oder Jungen zum Wegbringen des Strohes ꝛc. Die Maschine wird mittelst einer schiefliegenden Scheibe, die von zwey Pferden getreten wird, in Bewegung gesetzt; alsdann können zugleich täglich bis 500 Scheffel und drüber des feinsten Heckerlings geschnitten werden. Die Heckerlingsmaschine allein angewandt, die ebenfalls alsdann, mittelst eines Tretrades, von einem Pferde regirt würde, mache alle übrige Heckerlingsladen eines Hofes überflüssig und wäre von unschätzbarem Werthe, wie solches in diesem Winter bey notorischem Futtermangel hiesiger Gegend, allem Hornviehe auf denjenigen Höfen, wo solche Heckerlingsmaschine angewandt wäre, deutlich anzusehen sey.

Da auch der Herr Baron von Langermann sich eine solche Heckerlingsmaschine, — welche jedoch etwas kostbar ist und beynahe hundert Thaler kostet, angeschafft hat, und dieser alle guten Eigenschaften derselben nicht nur bestätigte,

sondern auch hinzufügte: daß sie alle Erwartungen übertreffe, beyde Herren aber unläugbar kompetente Beurtheiler sind, so wird besonders diese Heckerlingsmaschine allen Mitgliedern des Vereins empfohlen.

Bescheidene Entgegnung der, S. 782 des 6ten Jahrgangs dieser Annalen befindlichen: „Antwort ꝛc." des Herrn Professors Flörke: die Verhütung der Pferde-Diebstähle betreffend.

Mit wahrem Vergnügen habe ich diese Antwort gelesen. Ich bin durch selbige in dem Glauben an die Zweckmäßigkeit meines Vorschlages sehr bestärkt und halte mich jetzt mehr wie je überzeugt, daß recht viele denkende, vorurtheilsfreie Männer meinen Vorschlag für ausführbar und sehr nützlich anerkennen, denn ich habe hinlängliches Vertrauen zu dem Scharfsinn des Herrn Professors Flörke, um anzunehmen: er würde so leichte Einwürfe nicht gemacht haben, hätten

sich irgend gewichtigere auffinden lassen. So betrachte ich denn dessen Antwort blos als etwas, bey kleinen literarischen Fehden ganz Gewöhnliches, nemlich: daß ein, in augenblicklicher guter Laune mehr aus Scherz, als aus wohlbegründeter, wirklicher Ueberzeugung hingeworfener Gegensatz doch nachhin, erfolgt Widerspruch, mit allen möglichen Gründen so ernst vertheidiget wird, als sey ursprünglich wirklich etwas mehr als Scherz dahinter gewesen. Deshalb war es denn auch Anfangs meine Absicht gar nicht, etwas darauf zu erwiedern; ich thue dies jedoch jetzt, um diesen oder jenen sehr Leichtgläubigen von der unrichtigen Ansicht abzuhalten, als nehme ich die Antwort des Herrn Prof. F. für etwas Anderes, als eine freundliche Discussion in einer geselligen Unterhaltung.

Die darin vorgebrachten Gegengründe sind folgende:

1) „Es ist der mögliche Fall, wenn man auf der Reise den gehörigen Schein nicht mit sich führt, angehalten, zur Legitimation aufgefordert und in Ermangelung derselben zur weiteren Untersuchung an das nächste Gericht abgeliefert zu werden."

Da sich gegen diese letztere Unannehmlichkeit so sehr leicht jeder Reisende, der nicht Pferdedieb ist, schützen und er nur dadurch in selbige

gerathen kann, wenn er sich einer sehr geringen Beschwerde nicht unterziehen will oder sehr nachlässig oder vergeßlich ist, so möchte dieser Einwand doch schwerlich von irgend einem Gewichte seyn können; es müßte ja sonst auch, aus gleichen Gründen, manche andere, zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit schon bestehende Einrichtung, z. B. mit den Reise-Pässen, Sicherheit-Charten u. s. w. gänzlich aufhören.

2) „Sträubt sich derjenige, welcher den Schein vergaß und sich dadurch verdächtig machte, etwas handgreiflich gegen die Verhaftung: so gebührt ihm noch Strafe!"

Es liegt doch wahrlich nicht entfernt, etwas Ungerechtes oder nur Unbilliges darin, daß derjenige, welcher durch eigene Schuld sich sehr verdächtig gemacht hat und dann obenein noch gegen die vom Staate zu seiner Verhaftung Ermächtigten offene Gewalt gebraucht, bestraft wird.

3) „Da es nicht möglich ist, allgemeine Kennzeichen des Verdächtigseyns anzugeben, so ist Alles der Beurtheilung und Laune mehrentheils sehr untergeordneter, oft nicht allzunüchterner Staatsdiener überlassen; es ist möglich, daß ein Landreiter chicaniren will u. s. w."

Die untergeordneten, hier wie oft betrunken dargestellten Staatsdiener mögen dies mit dem Herrn Professor selbst ausmachen! Ich glaube jedoch nicht, daß es so gar viele Trunkenbolde unter jener Klasse von Staatsdienern giebt; die es aber sind, müssen eben so, wie die Chicaneurs, ihrer Stellen entsetzt werden; das versteht sich ohnehin von selbst, wenn auch von Einführung des Vorschlages gar nicht die Rede ist, denn solche Menschen müssen überall keinen Staatsdiensten vorstehen. Uebrigens soll es hier ja ganz und gar nicht Sache der sehr untergeordneten Staatsdiener seyn, über die Schuld der Verdächtigen abzusprechen, sondern diese sollen von ihnen nur dazu angehalten werden können, daß sie wegen des gegründeten Verdachtes bey der gerichtlichen Behörde die erforderliche Auskunft geben; ein so großer Wirkungskreis aber muß bey jeder sicherheitspolizeylichen Anordnung den Untergeordneten zustehen, wenn sie nicht gänzlich nutzlos seyn soll, und er wird auch nie die wahre persönliche Sicherheit des rechtlichen Staatsbürgers gefährden können, sondern sie nur vergrößern. Allgemeine Kennzeichen des Verdächtigseyns lassen sich nun einmal nicht angeben; wer aber deshalb den Vorschlag für unausführbar hält, muß auch consequent seyn und gar keine Sicher-

heits-Polizey gestatten. So z. B. müßte dann auch die Gensd'armerie ganz aufhören; die Gensd'armen gehören zu den sehr untergeordneten Staatsdienern, haben aber dessen ungeachtet eine sehr ausgedehnte Gewalt zu Arretirungen ꝛc. — und müssen solche durchaus haben, wenn sie nützlich seyn sollen, was die unsrigen auch in sehr hohem Grade sind — obgleich auch sie nicht mit allgemeinen Kennzeichen des Verdächtigseyns haben instruirt werden können. Man hört aber dennoch nicht, daß sie ihre Gewalt mißbrauchen, um rechtliche Menschen zu chicaniren oder dergleichen, und Niemand, der auf rechten Wegen ist, fürchtet sie, wenn gleich durch sie allen Reisenden, welche gar keine oder ihnen unrichtig scheinende Reisepässe mit sich führen, besonders den Fußgängern, selbst auf der kleinsten Tour, ähnliche Unannehmlichkeiten zugezogen werden könnten.

4) „Wie sollte man denn auch in unsern Tagen, wo das Gefühl der Selbstständigkeit sich so rege entwickelt, die persönliche Sicherheit der Staatsbürger von der Willkühr und Laune sehr untergeordneter Männer abhängig machen?"

Ich wiederhole es, daß bey Ausführung des Vorschlages die wahre persönliche Sicherheit des rechtlichen Staatsbürgers überall nicht ge-

fährdet, die Sicherheit seines Eigenthums aber bedeutend vermehrt wird und zwar, im Verhältnisse der so sehr wohlthätigen Wirkung, durch sehr wenig belästigende Mittel. Was aber „die jetzt so rege Entwickelung des Gefühles der Selbstständigkeit" betrifft, so kann dieser, so lange sie ihre edle Natur behält, die vorgeschlagene Maaßregel wahrlich nicht im Wege stehen, sondern sie muß im Gegentheile dadurch, so wie überhaupt durch Alles, was Recht und Ordnung befestiget, gefördert werden. Im Wege stehen könnte die Maaßregel nur — und zwar alsdann sehr dienlich — wenn die Entwickelung auf gefährliche Abwege gerathen wäre, etwa durch sehr unrichtige Begriffe von wahrer Freyheit! — — Anlangend „die Engländer mit ihrer Habeas-Corpus-Acte", so verkenne ich wahrlich nicht das viele Vortreffliche in der englischen Verfassung, aber eben so wenig auch das verschiedene höchst Mangelhafte derselben, kann sie deshalb auch nicht für unverbesserlich halten und für werth, sie überall und unbedingt für nachahmenswerth ꝛc. gelten zu lassen. Uebrigens bitte ich dem Herrn Prof. F., sich doch geneigtest auch zu erinnern: der großen Gewalt, welche die Constabels (auch sehr untergeordnete Staatsdie-

ner) bey manchen Gelegenheiten in England haben; daß die Engländer sich von Zeit zu Zeit genöthigt sahen, die Habeas-Corpus Acte zu suspendiren; daß wohl in keinem civilisirten Lande der Welt so viele Straßen-Räubereien und Diebstähle begangen werden, wie in England u. s. w. u. s. w.

Ohne den, vom Herrn Prof. F. wieder angeregten Vorschlag zu einem „strengen Befehle, kein Pferd ohne hinlängliche Beglaubigung zu kaufen" weiter untersuchen zu wollen — und, gegen meine Ueberzeugung, zugegeben, daß die (Pag. 588) dabey als unumgänglich nothwendig angegebene Vereinbarung Mecklenburgs „mit allen benachbarten Staaten: mit Pommern, der Mark, dem Lüneburgischen, Holsteinischen, Eutinschen und den Städten Lübeck und Hamburg" so leicht zu realisiren wäre, wie Herr Prof. F. es meint — erlaube ich mir nur die Fragen: Würde zur Ausführung jenes strengen Befehles, sollte er irgend seinen Zweck erreichen, es denn nicht erforderlich seyn, daß jede Ortsobrigkeit unaufhörlich die pünctlichste Aufsicht führte über alle Pferde ihres Districtes, um bey'm Hinzukommen eines jeden neuen, den Besitzer desselben sogleich zur Bewahrheitung der Rechtmäßigkeit des Besitzes, mittelst Vorzeigung des obrigkeitlichen Scheines

aufzufordern? — und sollte dies nicht „viel, das Publicum Belästigendes" mit sich führen? Ferner: Käme denn nicht hier eben so wohl derjenige, welcher einen Schein verloren hat, in Verdacht und müßte deshalb in Untersuchung gezogen werden? und würde ihm dann nicht in vielen Fällen es sehr schwer fallen, den zu seiner Rechtfertigung erforderlichen Beweis zu führen? — All dergleichen, welches nach der Meinung des Herrn Prof. F. bey meinem Vorschlage so unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, scheint derselbe hier überall nicht berücksichtiget zu haben.

Ich bin bey meinem Vorschlage von der Ansicht ausgegangen: daß,

um den vielen Pferdediebstählen mit Nachdruck zu begegnen, Maaßregeln ergriffen werden müßten, welche dahin abzielten, die Diebe bey Fortführung ihres Raubes im Lande zu ertappen, indem es sonst aus so vielen Gründen, man verfüge, was man wolle, immer, wie bisher, sehr schwierig bleiben wird, dieselben zu fassen und die gestohlenen Pferde wieder zu bekommen, wenn diese erst über die Gränze hinaus und weit weg und in andern Händen sind.

Ist diese meine Ansicht nicht falsch, so wünsche

ich nichts mehr, als daß es Jemandem gelingen möge, zu jenem Zwecke Mittel an die Hand zu geben, welche mit wenigeren Umständen eben so viel oder noch mehr effectuiren würden, wie die von mir vorgeschlagenen.

Alles Neue findet Widerstand, sey es aus bloßer Anhänglichkeit am Alten oder aus andern Gründen, und es giebt gar keine menschliche Einrichtung in der Welt, an der sich nicht eine Schatten-Seite, wenigstens eine scheinbare, auffinden ließe; nichts ist leichter als dies — vollends wenn bey'm Betrachten zu erwartender Wirkungen der Kreis der Wahrscheinlichkeiten überschritten und in dem endlosen Labyrinthe der Möglichkeiten umhergeirrt wird — und selbst bloße Scheingründe, mit einiger Zuversichtlichkeit ausgesprochen, werden dann immer — sehr natürlich leider! — vielen Menschen Evangelien seyn. Dies muß derjenige vorher wissen, welcher etwas Neues zur Sprache bringt, um durch unerwartete Widersprüche nicht irritirt zu werden. Jeder, nur nicht gar zu gehalt- und anstands-lose Widerspruch hat aber auch sein vieles Gute und darf daher auch dieserhalb den Widersprochenen nie unzufrieden machen, kann er nur voraussetzen, daß die Quelle, woraus jener floß, nicht unlauter war. Da nun Letzteres beym Herrn Professor

Flörke gewiß nicht der Fall seyn kann, so nehme ich mit herzlicher Achtung von ihm Abschied, wenn wir auch in unsern Meinungen verschieden bleiben.

Ueber die Verwandlung der Tagelöhner in kleine Eigenthümer oder Erbzinsleute.

(Veranlaßt durch die beyden Aufsätze der Herren: Assessor von Blücher auf Wasdow und Uffhausen auf Gottmannsförde, S. 430 des sechsten und S. 265 des siebenten Jahrgangs dieser Annalen.)

Im 2ten Quartal 7ten Jahrganges der Mecklenburgischen Annalen las ich die Abhandlung des Herrn Uffhausen auf Gottmannsförde. Seite 273 bezieht sich der Herr Verfasser auf die Idee des Herrn von Blücher: „aus den bis „jetzt wandernden Tagelöhnern ansä„ßige Eigenthümer zu machen." Da ich nun ein nicht ganz unbedeutendes Gut ohne irgend einen Tagelöhner besitze, und bereits seit 10 Jahren mit meinen kleinen Eigenthümern wirthschafte,

auch früherhin ein Gut besaß, das mit gewöhnlichen Tagelöhnern bewirthschaftet ward, so glaube ich über die Sache gegenwärtig schon aus Erfahrung sprechen zu können, wenn gleich ich als Preuße, mit den Local-Verhältnissen Mecklenburgs unbekannt, nicht beurtheilen kann, ob eine gleiche Einrichtung dort anwendbar ist, oder ob und welche Hindernisse ihr dort im Wege stehen. Nur die von dem Herrn Uffhausen aufgestellten Hindernisse halte ich zu beseitigen, sobald wir uns darüber vereinigt haben:

daß die gegenwärtig von den Tagelöhnern benutzten Wohnungen, Gärten, Weide, Wiesewachs und Brennmaterialien, nur der Idee nach Eigenthum des Guts sind.

Wir brauchen diese Menschen und können keine wieder bekommen, wenn wir ihnen dieses nicht außer ihrem Lohne geben. Das Gut kann diese den Tagelöhnern zu überweisender Emolumente wohl umtauschen, aber nie mehr zu seinen eigenen Nutzen verwenden, wenn er seine ganze Wirthschaft nicht will eingehen lassen. Der Unterschied besteht also nur darin, daß diese Wohnungen ꝛc. jetzt von einer Hand in die andere gehen, dann aber einen bestimmten Besitzer haben. Es sey mir erlaubt, die hiesige Einrichtung in Hinsicht dieser Leute zu be-

schreiben, da sie hier unter verschiedenen Verhältnissen angesetzt sind, die Sache von meinem Vorgänger angefangen ist, und ich sie wieder mit andern Ansichten fortgesetzt habe. Sie sind alle nicht arm, obgleich verschiedene es waren, weil ich es für die erste Pflicht eines Guts-Herrn halte, dafür zu sorgen, daß diese Leute nie müssig liegen.

Als eine, in hiesiger Gegend ungewöhnliche Sache, mußte mein Vorgänger die zuerst sich Ansiedelnden gut setzen. Sie erhielten die auf ihrer Worthe stehende Tagelöhner Wohnung für 30 Rthl. Preuß. Cour. Die Worthe ebenfalls aus 2 bis 3 Scheffel Aussaat zum Garten, eine Kuh und ein Kalb weidefrey gegen 4 Metzen Hüterlohn pr. Haupt, Kaff- und Leseholz, wenn selbiges vorhanden ist. Für ihre Winterfütterung mußten sie selbst sorgen. Dafür gaben sie jährlich 6, 7, auch 8 Thaler Grundzins, je nachdem die ihm überlassene Worthe groß war. Sie sind verpflichtet, der Herrschaft, der Mann für 4 Groschen, die Frau in der Woche 3 Tage für 2 Groschen und 3 Tage für 3 Groschen Tagelohn zu arbeiten. Im Winter erhalten die Frauen stets nur 2 Groschen. So wurden die bisherigen Tagelöhner-Wohnungen besetzt. Die Sache fand Beifall, es meldeten sich mehrere. Das Gut hatte eine weitläuftigere Wirthschaft durch Loskauf der Bauern bekommen, bedurfte also mehr Tage-

löhner, und diese Menschen baueten sich aus eigenen Mitteln auf. Diese erhielten nur ohngefähr 60 Quadrat-Ruthen zum Gartenland, Weidefreiheit für eine Kuh ꝛc., so wie die früher angestellten und leisteten dieselben Verbindlichkeiten, nur daß sie weniger an baarem Gelde gaben.

Nun erkaufte ich das Gut. Ich erweiterte die Wirthschaft abermals, gebrauchte mehr Arbeiter, und ließ noch 6 Familien sich aufbauen. Diesen gab ich nur 40 Quadrat-Ruthen Gartenland bey jeder Stelle, wofür sie jährlich jeder 5 Rthlr. Grundzins entrichten und 5 Pfund Hede spinnen. Weidefreiheit ꝛc. ward ihnen nicht zugestanden, wogegen sie aber auch nicht verpflichtet waren, mir zu arbeiten. Diese 6 Familien bestehen aus einem Zimmermann, einem Maurer und vier Arbeitsleuten. Letztere habe ich stets in Arbeit, halte ihnen dann eine Kuh gegen 2 Rthlr. Weidegeld, und lasse ihnen gleiche Freiheiten wie den Uebrigen, so lange sie sich so betragen, daß ich sie in meiner Arbeit habe. Hierdurch habe ich 4 Arbeiter mehr als ich eigentlich brauche, und es genirt mich nicht, wenn sich ein Widerspenstiger oder Faullenzer finden sollte, ihn aus der Arbeit zu weisen, wodurch auch die zuerst Angestellten am härtesten gestraft sind.

Diejenigen nun, welche ich in beständiger Arbeit habe, erhalten von mir nachstehende Begünsti-

gungen, welche aber sogleich wegfallen, wenn ich sie aus meiner Arbeit weise.

1) Fahre ich ihnen ihren übrigen Dung zu Kartoffeln und Rocken, wozu sie jedoch die Saat geben. Für erstere müssen sie aber für jedes Füder Dung 2 Frauentage unentgeldlich als Fuhr- und Ackerlohn thun. Für den zum Rocken gefahrnen Dung thun sie nichts.

2) Gewinnen sie ein Revier Wiesen um den vierten Haufen, wodurch sie ihr zur Futterung einer Kuh erforderliches Heu erhalten, ohne Geld auszugeben, und ich erhalte $\frac{3}{4}$ dieser bedeutenden Heugewinnung unentgeldlich auf den Boden.

3. Säe ich jedem 4 Metzen gr. Maaß Leinsaamen, auf von mir selbst gedüngten und bestellten Acker, gegen Leistung von 6 Frauentagen.

Außerdem wird von den 12 Robustesten um den 6ten Scheffel gedroschen; die Gräben werden alle 8 Jahr im Verdung gereinigt und bezahle ich für die laufende 12füßige Ruthe in Gräben von 4 bis 6 Fuß Breite 6 Pfennige, von 6 bis 8 Fuß einen Groschen und von 8 bis 12 Fuß 2 Groschen. Für den Klafter Eichen-, Birken- und Elsholz einzuschlagen 4 Groschen, wird selbiges geradet, für die Klafter durch den Bogen 6 Groschen und bey bloßen eichenen Stämmen 10 Groschen. — Wohlfeiler

glaube ich nicht, daß mir andere Tagelöhner arbeiten würden, und ich genieße dagegen nachstehende Vortheile.

1. Kenne ich meine Leute alle und sie mich, so wie meine Wirthschaftsart; — die Menschen sind an ihren Herrn attachirt, wenn er sie nicht tyranniſirt, weil sie an den Ort gebunden sind, dieser betrachtet sie mit der Zeit wie seine Familie; dies ist eine Annehmlichkeit, die bey öfterem Wechsel nicht statt finden kann.
2. Ziehen gewöhnlich die Tagelöhner während der Herbst-Saatzeit, da uns diese Fuhren fast eben so lästig, wie in der Erndte sind. — Diese fallen weg.
3. Fällt die Unterhaltung der Gebäude weg.
4. Beziehe ich durch den Grundzins beinahe eben so viel, als ich sonst an Miethe erhalten würde.
6. Werden mir alte ganz unbrauchbare Menschen nicht lästig, weil sie immer noch ein Eigenthum von Werth haben, welches sie nur in der äußersten Noth angreifen und erst, wann dieses aufgezehrt ist, kann man von der Herrschaft es verlangen, den nun erst wirklich Armen zu ernähren. Die Leute lassen es aber dahin nicht kommen; sie machen sich nicht früher invalide, ehe sie es wirklich sind; gehen von einer Arbeit zur andern über, je nachdem

sie noch Kräfte haben; der Drescher wird Häker; der Häker wird Hirte, auch wohl Nachtwächter; kurz sie nehmen zuletzt den kleinsten Verdienst mit. Geht alles nicht mehr, und haben sie keine Kinder, welchen sie ihre kleine Wirthschaft übergeben können, so übergeben sie selbige einem Verwandten mit dem Beding, sie zu Tode zu füttern, und dieser findet sich. Ich fand einen alten Mann vor, welcher keine Hand rühren konnte, seine Frau konnte ihn nicht verlassen, um zu arbeiten. War er Tagelöhner, so fiel die Familie mir ganz zur Last. Er hat 8 Jahr unter mir gelebt, ohne daß ich weiß, wovon. Er bezahlte mir richtig seinen Grundzins, hinterließ keine Schulden und seine Stelle, welche er für 30 Thaler gekauft hatte, ward mit 200 Thaler bezahlt. Während des Krieges ernährte er sich, Briefe an Soldaten zu dictiren, oder die von Abwesenden eingegangenen vorzulesen, wofür er pr. Stück 3 Pfennige bekam. Dies nur als Beweis, wie diese Menschen sich viel besser durchhelfen als Tagelöhner, deren Grundsatz es ist: Wenn ich nichts habe und nicht arbeiten kann, so muß mich der Herr ernähren! —

Dies sind unläugbare wichtige Vortheile, ich

will es jetzt versuchen auch die Nachtheile ans Licht zu stellen.

1. Kann man zu gleicher Zeit mehrere alte Menschen bekommen, welche die schwersten Arbeiten nicht leisten können, wohin hauptsächlich das Mähen in der Erndte zu rechnen ist. Hat man sich bei einem Bedarf von 12 Tagelöhnern hierauf in der Art eingerichtet, daß man 13 Eigenthümer hat, und einen davon als Hirten braucht, so können doch füglich Viere zugleich ein Alter erreichen, wo sie die Sense und den Dreschflegel, nicht regieren können, und was soll nun der Herr anfangen?

2. Derselbe Fall tritt ein, wenn sich mehrere widerspenstig bezeigen, und der Herr sie aus der Arbeit weiset. Sie lachen dazu, denn sie wissen, er muß sie wohl wieder fordern. — Gesetzt nun aber, man stellet statt der erforderlichen 12 Arbeiter, 16 Eigenthümer an, so werden diese beiden Fälle nie eintreten, das Gut hat aber zum 4ten Theil unnütze Familien zu ernähren, wenn nicht in der Gegend für sie Verdienst ist, denn ich nehme an, daß derjenige, welcher so etwas einrichtet, doch auch für ihre Erhaltung sorgen will.

3. Müssen dergleichen Stellen stets von der Beschaffenheit seyn, daß die darauf lebenden

Menschen vom Gutsherrn abhängig bleiben. Was soll nun aber aus ihnen werden, wenn dieser seinen Vortheil mißbraucht, ihrem Vieh schlechte Weide, schlechtes Land zu Kartoffeln und Korn giebt, auf welchem beides nicht wachsen kann; sich ihrer nur in der größten Noth bedient, dann Anerbietungen macht, alles besser zu geben, wenn sie für ein niedrigeres Lohn arbeiten wollen, und nachmals wieder das alte Lied von vorn anfängt? Dies zu verhüten, kenne ich kein Gegenmittel, denn unmöglich kann man vom Gutsherrn verlangen, daß er sich selbst die Hände binden und sich der Gnade dieser Menschen hingeben und es ihrem Belieben überlassen soll, ob sie ihm ordentlich arbeiten wollen, oder nicht; dies läßt sich von einem vernünftigen Menschen nicht erwarten.

Soll ich nun aber aus dieser Vergleichung der Vortheile und Nachtheile nach meiner Ansicht das Resultat ziehen, so wird es immer zu Gunsten der Eigenthümer geschehen. Es sind hier auf meinem Grund und Boden 24 dergleichen kleine Eigenthümer; auf den Hofstellen der separirten und sich aus dem Dorfe herausgebaueten Bauern wohnen noch 9 dergleichen; aus allen diesen suche ich mir meinen Bedarf an Arbeitern aus. Sie könnten

mir ihre sämmtlichen Stellen zurückgeben wollen, ich würde dies Anerbieten nicht annehmen.

Nur diese Vorsicht rathe ich jedem: Futterbedarf, Land zu Kartoffeln, Lein und Korn verschreibe man nicht unbedingt auf den Häusern, sondern nur dann, wenn der Herr die Leute stets in seiner Arbeit hat. Führen sie sich nicht darnach auf, so hat die Sorge des Herrn hierfür auch ein Ende, und es verbleibt ihnen nichts als ihre Wohnung und Garten. Die Viehhaltung muß dasjenige seyn, was diese Menschen stets in Ordnung hält.

Warum übrigens diese Klasse Menschen dem Holzdiebstahl mehr ergeben seyn sollte, als andere, sehe ich nicht ein. Wenn der Herr seinen Tagelöhnern keine Feuerung giebt, so ist dies derselbe Fall. Ich kann hier nur das Holz annehmen, was sie zur Umzäunung ihrer Gärten bedürfen, auch wenn sie eine Latte auf ihr Haus legen müssen, und räume gern ein, daß sie dies Holz nie kaufen, wenn der Herr es ihnen nicht zu einem billigen Preise läßt. — Eben der Gefahr ist das sogenannte Nutzholz, als Karrenbäume, Hakenkrümmel ꝛc., ausgesetzt, sobald diese Menschen keine Arbeit haben. Diesem Unwesen wäre indessen doch wol durch einen gemeinsamen Beschluß abzuhelfen. Mir fällt hiebey eine Begebenheit ein, die einem meiner Bekannten widerfuhr, der hinlänglich Holz hatte,

dem aber jeder Bohnenstaken verdroß, den er hauen mußte. Er schloß mit einem Bauer aus einem benachbarten Dorfe, der gar keine Hölzung hatte, einen Handel auf eine Fuhre Hopfenstangen ab, welche dieser Mann ihm zu einem billigen Preis lieferte. Als dieser am folgenden Morgen die Hopfenstangen abgeliefert, und das Geld empfangen hatte, ging mein Freund in seine Holzung und entdeckte, daß der Bauer ihm selbst das Holz gestohlen hatte. Er ritt sogleich zu dem Bauer, und warf ihm sein Vergehen vor. Dieser antwortete aber: „Sie „wußten ja, daß ich kein Holz habe, es auch nir„gends zu diesem Preise kaufen konnte, es also „stehlen mußte; ich fand es daher am billigsten, „es Ihnen selbst zu stehlen." — Was ließ sich dagegen einwenden?

Wie ich schon im Anfange gesagt habe: Ich kann nicht beurtheilen, ob es in Mecklenburg anwendbar ist, dergleichen kleine Eigenthümer anzusetzen; die Sache findet selbst hier vielen Widerspruch, weil man von der Idee ausgeht, daß man dergleichen Menschen nicht wegjagen kann, wenn sie ihre Pflichten nicht erfüllen. Man bedenkt aber nicht, daß diese Leute viel abhängiger von mir sind; weil man glaubt, man habe an seinen Wohnungen viel verschenkt, habe eine Menge fremder Kühe auf der Weide, gebe jährlich eine Menge Brennmaterial

weg ꝛc., ohne zu bedenken, daß dies alles ja die bisherigen Tagelöhner auch erhalten. — Ich wünsche, die Vortheile und Nachtheile der Ansiedelung solcher kleinen Eigenthümer deutlich genug auseinander gesetzt zu haben, um einem jeden die richtige Ansicht davon zu verschaffen, um hiernach beurtheilen zu können, was jedem in seiner Lage vortheilhafter ist. Nur versichere ich, daß ich meine Eigenthümer nach zehnjähriger Erfahrung nimmermehr gegen gewöhnliche Tagelöhner vertauschen würde, wobei ich noch, welches ich bisher anzuführen vergessen, auch auf den gewiß nicht unbedeutenden Umstand aufmerksam machen muß: „daß die Sicher„heit, womit ich zu Zeiten diesen Menschen etwas „anvertrauen kann, doch auch wohl ihren Werth hat."

G. C.

Wunsch, Sparfeurungs-Anlagen betreffend.

Wie es doch kommen mag, daß wir noch immer —, selbst in den Gegenden, wo die Holzpreise schon sehr beträchtlich sind und immer höher gehen werden, weil man in manchen Gegenden das Holz so rein wegrasirt, daß kaum noch ein einziger Baum zum Andenken der vormaligen schönen Waldungen mehr geduldet wird, — so wenig auf Holzsparende

Feueranlagen denken? — Ich weiß mir dies nicht anders zu erklären als so:

1) Manche werden durch die erste Auslage abgeschreckt. Allein, man sollte doch bedenken, wie bald sich diese durch die Holzersparung wieder bezahlt macht. Es ist gewiß nur sehr wenig gerechnet, wenn man diese Ersparung zum dritten Theil der sonstigen Consumtion anschlägt. Wie bedeutend diese Ersparung seyn muß, davon überzeugte mich vor Kurzem einer unsrer Domanial-Pächter, der weit und breit zu unsern vorzüglichsten Landwirthen gezählt wird. Dieser Mann hat nur noch sehr wenige Jahre zu wohnen, und dennoch hat er sich im Laufe eines Jahres zwey Spaarheerde anlegen lassen, die ihm, da hier eine große innere Wirthschaft zu bestreiten ist, wol zwischen 4 und 500 Thaler kosten. Als ich mein Befremden äußerte: wie er für so wenige Jahre einen so bedeutenden Aufwand machen könne? versicherte er, daß er binnen zwei Jahren seine ganze Auslage an dem ersparten Holze ersetzt hätte; das dritte Jahr wäre schon reiner Gewinn.

Diesem thätigen Manne fiel es nicht schwer, alles aus eigenen Mitteln zu bestreiten; das ist nun freilich nicht bei allen Pächtern der Fall. Aber sollte es wol nicht auf alle die übrigen Stände der bürgerlichen Gesellschaft Einfluß haben, folglich auch rückwürkend auf das Wohl des Staats wohlthätig eingreifen, wenn durch so beträchtliche Holz-

ersparungen, besonders in den großen Wirthschaften auf dem platten Lande, wo gar nicht daran zu denken ist, daß dem abscheulichen Holzverschwelgen auf eine andre Art Einhalt geschehen kann, der nachgrade für viele Familien fast unbezahlbare Holzpreis zu einem mäßigen Preis herabgesetzt werden könnte? Mich dünkt, dies wäre kein zu trivialer Gegenstand für die Sorge der allgemeinen Landes-Polizey. Jedem Gutspächter, der eine neue Pachtung übernimmt, müßte die Anlage einer Sparfeurung zur Pflicht gemacht werden, wozu von Seiten der Grundherrschaft, sey das Grundstück Domaine oder Privateigenthum, nach dem Verhältniß der Größe der Anlage eine Unterstützung gegeben werden müßte. Dies müßte, mit Zuziehung der Landstände, allgemeines Landesgesetz werden.

Eben so müßte es in allen Prediger-Wohnungen gehalten werden. Wo reiche Kirchen sind, würden die Kosten aus dem Kirchen-Aerarium genommen; für arme Kirchen hätten die Patronen und die Gemeine zu sorgen. Die Erhaltung fiele, so lange, bis durch die Länge der Zeit eine ganz neue Anlage nothwendig würde, dem Prediger zur Last.

2) Unser Gesinde ist zu sehr an das gottlose Holzverschwelgen gewöhnt. Gerade durch eine zweckmäßige Sparfeurungs-Anlage wird ihm Zaum und Gebiß ins Maul gelegt. Ueberhaupt ist dieser Gegenstand wahrlich nicht zu

kleinlich, daß es nicht in allen Dorf- und Trivial-Schulen den Kindern sollte eindrücklich gemacht werden, wie wahrhaft sündlich es ist, Produkte, die zum Nutzen des Menschen da sind, unnütz zu verschwelgen und zu verderben. Kaum wird man irgendwo einen Menschen, selbst aus den niedrigsten Klassen finden, der ein auf die Erde gefallenes Stück Brod mit Füßen treten sollte. Fast allgemein wird den Kindern eine Art heiliger Ehrfurcht gegen das liebe Brod eingeprägt, die sich bis zum Alter erhält. Dies ist sehr lobenswerth; aber sollte es nicht eben so lobenswerth seyn, den Kindern auch gegen andre Erzeugnisse der Natur, insonderheit gegen jedes auch noch so unbedeutend scheinende Stückchen Holz eine Art von Ehrfurcht einzuprägen, das nächst dem lieben Brod doch zu unsern unentbehrlichsten Bedürfnissen gehört?

3) Unsre lieben Hausmütter selbst haben zum Theil so mannigfaltige Einwendungen dagegen. Ungern sage ich dies, bei aller Verehrung, die wir dem schönen Geschlechte schuldig sind, aber wahr ist es; schon bei der Anlage können sie nicht mit sich selbst einig werden, wie sie die Aenderung eigentlich zu haben wünschen und ist die Geschichte fertig, so ist bald dies bald jenes nicht nach ihren Sinn, und mancher ist schon das unbequem, daß bei dieser Einrichtung nicht halbe Bäume auf dem Heerd gelegt werden können, die Tag und Nacht fortbrennen, um doch immer

brennendes Feuer zu haben! — Indessen wir haben auch viele treffliche Hausmütter, die hier musterhaft mit gutem Beispiel voran gehen. Solche Beispiele verbreiten sich weiter, und fördern allmählig die gute Sache, insonderheit wenn man meinen obigen Vorschlägen die nöthige Aufmerksamkeit schenken wollte.

Witterungs-Beobachtungen für die Monate Januar bis zum Junius des itzt laufenden Jahres 1820.

Die nachstehenden Beobachtungen wurden vom Herrn Justitiar Beutell zu Wolde bey Stavenhagen eigentlich nur zu seinem Vergnügen, um die Vorausfagungen des Herrn Ditmar in Berlin zu kontrolliren, angestellt. Herr Beutell hatte die Güte, mir dieselben mitzutheilen und da das Studium der Meteorologie sich itzt so manche Liebhaber gewinnt, auch die Ditmarschen Prophezeiungen hie und da beachtet zu werden scheinen, so wird eine solche Kontrolle auch gewiß manchem unter unsern Landwirthen nicht ganz unangenehm seyn. Daß überdies solche Beobachtungen, wenn sie genau und an vielen Orten angestellt werden, von großem Werth sind, und, — wenn allenfalls noch eine Möglichkeit gedenkbar ist, daß die Muthmaßungen für eine künftige Witterung wenigstens auf wahrscheinliche Gründe zurück geführt werden können, — bey allen Untersuchungen dieser Art zum Grunde liegen müssen, das hat schon Toaldo, der bekanntlich eine periodische Wiederkehr der Witterung behauptete, und

nach ihm mehrere seiner Nachfolger als erstes Hülfsmittel, hier einigermaßen aufs Reine zu kommen, zum Grunde gelegt. Eben daher werden mehrere Beobachtungen dieser Art, die in mehreren Gegenden unsers Vaterlandes angestellt werden, nicht überflüssig seyn, nicht nur sehr gut neben einander bestehen können, sondern überdies Veranlassung geben, nützliche Vergleichungen darüber anstellen zu können, wie sehr häufig, oft in kleinen Entfernungen, die Witterung abweichend ist. Herr Präpositus Schmidt in Lübz hat schon seit einer Reihe von Jahren unsern unübertrefflichen Staats-Kalender mit den Beobachtungen über die erfolgte Witterung des vorher gegangenen Jahres bereichert, es wird also schon immer nicht ganz ohne Interesse seyn, hier Vergleichungen anzustellen.

Herr Beutell hat zugleich die Luft-Temperatur nach dem Reaumurschen Thermometer angegeben. Würde auch Herr Präpositus Schmidt für die Folge sich dazu entschließen, so würden die Beobachtungen beider Herren dadurch noch einen größern Werth erhalten, doch müßten zu dem Ende beide Werkzeuge genau korrespondiren und um das Ganze vollständig zu machen, wäre dann noch die Angabe des Barometerstandes nothwendig.

Herr Beutell hat es mir verheißen, seine Beobachtungen fortzusetzen, daher hoffe ich, wird es gewiß einem Theil der Leser dieser Annalen nicht mißfallen, daß auch für die Witterungslehre eine eigne Rubrik offen bleibt. Vielleicht giebt dieser kleine Anfang einst die Veranlassung zu bedeutendern Untersuchungen mit Anwendung auf unsre Feldbestellung. Werden, um einigermaßen brauchbare Resultate daraus zu schöpfen, auch viele Jahre erforderlich seyn, so ist doch nun wenigstens der Anfang gemacht.

Die hier folgenden Beobachtungen sind für die Monate Januar bis Junius. Das vierte Quartal wird die Beobachtungen der zweyten Jahres-Hälfte enthalten. Für die Folge wird mit jedem Quartalstück die eingetretene Witterung für die drey vorher gegangenen Monate mitgetheilt werden.

Erklärung der Zeichen und Abkürzungen.

wo. einzelne Wolken, die helle sind.
wo, wolk. Wolkenzüge, wenn hin und wieder nur der Horizont sichtbar ist.
bew. bewölkt, wenn der ganze Horizont mit Wolken bedeckt ist, solche jedoch hier und da durchbrochen sind.
bez. bezogen, wenn die ganze facies coeli mit undurchsichtigem Gewölke bedeckt ist.
tr. trübe, wenn zugleich die Atmosphäre mit Dünsten angefüllt ist.
rgt. regnigt, wenn es auf Augenblicke mehr oder weniger, stärker oder minder regnet.
Stbrg. Staubregen.
Regen, anhaltender Regen.
wi. windig.
☉ Sonnenschein ohne Wolken.
☉bl. Sonnenblicke, wenn abwechselnd die Sonne durch einzelne dunkle Wolken bedeckt wird.

Ueber die Wichtigkeit der Bienenzucht im Großen; für alle Staaten, mithin auch für Mecklenburg.

Vom Herrn Kammerherrn von Wickede in Teterow.

Der Landbau ist eine alles umfassende Manufactur! In welchem Lande bestätigt sich die Wahrheit dieses, von einem französischen Schriftsteller entlehnten, Ausspruchs wohl einleuchtender, als in unserm Vaterlande!

Selten sind die Beispiele, daß bei uns irgend eine Fabrik sich gehoben und im Flor erhalten hätte. Die Erfahrung sollte uns daher schon belehren, daß wir unsre ganze Indüstrie nur auf solche Zweige des Erwerbs zu richten haben, die auf Vermehrung und Verbesserung der rohen Producte abzwecken; die Verarbeitung derselben hingegen, sollten wir denjenigen unserer Nachbaren überlassen, die von der Natur nicht mit so fruchtbaren Gefilden als unser Mecklenburg gesegnet sind, und dabei an eine uns bis jetzt fremde, sehr gefähr-

liche Krankheit — der Uebervölkerung — schwer darnieder liegen.

Eben daher sollte aber auch kein einziger Zweig des landwirthschaftlichen Gewerbes von uns vernachlässiget werden; vielmehr muß es unsre größte Sorge seyn, alle Gegenstände der Cultur zu vermehren, wenn wir am Ende bei allen den mannigfaltigen Bedürfnissen, womit das Ausland uns versorgt, nicht in eine verderbende Unter-Bilance versinken wollen.

In Mecklenburg ist seit dreißig und etlichen Jahren sehr viel für die Aufnahme unsrer Kultur geschehen. Bei der uns eigenen Vorsicht und Bedächtlichkeit brauchen wir aber viele Zeit, um uns vollständig von dem Nutzen einer neuen Einrichtung zu überzeugen, und mehrere Beispiele müssen vorangehen, ehe wir nachahmen. Ich erinnere mich noch zum Theil sehr wohl, wie bitter Anfangs diejenigen unternehmenden Wirthe getadelt, ja bespöttelt wurden, welche die Veredlung der Schaaf- und Pferdezucht, Verkoppelung unsrer Feldmarken, Ansäung des Klees, Bemergelung der Aecker, den Raps-Bau ꝛc. in ihr Wirthschafts-System aufnahmen und beharrlich verfolgten.

Ich erlaube mir hier nur die Herren: Ober-Landdrost von der Lühe auf Mulsow, Grafen von Plessen, Herrn von der Lühe auf Zarne-

wantz, Oberjägermeister von Moltke, dermalen auf Schorssow, Herrn Landrath von Oertzen auf Kotelow, Herrn Vice-Landmarschall von Oertzen auf Lübbersdorff, Herrn Freudenfeld auf Thelkow, Herrn Pogge zu Roggow unter vielen andern, die sich um unsre Kultur so große Verdienste erworben haben, hier namentlich anzuführen. *) Diesen achtungswerthen Männern

*) Des Verfassers Absicht ist es nicht, hierdurch den großen Verdiensten aller derjenigen Männer im Lande, welche außer den hier Genannten, noch durch besondere Einsicht und Beharrlichkeit in Verbesserung unserer Landwirthschaft mitgewürkt und rühmliche Beispiele gegeben haben, im mindesten Abbruch zu thun. — Nur von den nahmhaft gemachten, ist ihm der Betrieb ihrer Wirthschaften in den einzeln angeführten Zweigen besonders bekannt geworden. Nur sey es ihm erlaubt, bei dieser Gelegenheit noch eines Mannes zu gedenken, dessen Andenken, nicht blos als ausgezeichneter Landwirth, sondern auch in jeder Rücksicht verehrungswerth, aufbewahrt zu werden verdient. Dies war: der zuletzt verstorbene Herr v. Blücher auf Suckow. Dieser vorsichtige und einsichtsvolle Oeconom machte vor mehreren Jahren den Versuch auf seinem Guthe Suckow die Stallfütterung im Großen einzuführen. — Einige wenige Jahre überzeugten ihn aber schon, daß diese Wirthschaftsart besonders auf den großen Güthern in Mecklenburg nicht von dem Erfolg sey, wie manche öconomische Schriftsteller uns

wird es nicht unbekannt geblieben seyn, wie sie bei ihren Unternehmungen fast allgemein getadelt wurden. Sie haben aber gewiß Anspruch auf den Dank des ganzen Landes, daß sie sich durch solchen Tadel in ihren bewährt gefundenen Einrichtungen nicht irre machen ließen; denn wir verdanken es ihrem und aller derjenigen Beispiel, welche ihnen ähnlich in der Beharrlichkeit geblieben sind, (gewiß giebt es in andern Gegenden des Landes noch sehr viele,) deren Einsicht und musterhaften Betriebsamkeit wir es verdanken, daß gegenwärtig die Mecklenburgische Schlageintheilung für den größten Theil unsrer Landgüter mit Recht als ein Muster aufgestellt werden kann. Denn wenn wir unsre gegenwärtigen Getreide-Erdten mit denen vergleichen, womit wir uns vor dem siebenjährigen

---

glauben machen wollen. — Der Herr von Blücher ließ daher bald seine Holländerei wieder zum Weidegang zurückkehren, und gab dadurch seinen Landsleuten ein sehr lehrreiches Beispiel, wodurch Manchem der vielleicht nicht unter gleich vortheilhaften Verhältnissen, weder in Hinsicht der Mittel um einen etwanigen Verlust so leicht ertragen zu können noch in Betracht der Güte des Grundstücks, den Versuch gewagt hätte, ein empfindlicher Schaden erspart ward.

Denn man kommt fast immer zur Kenntniß dessen was gut ist, wenn man entdeckt, was nicht gut ist.

v. W.

Kriege begnügten, so darf man wohl behaupten, daß wir jetzt das Vierfache gewinnen, und das, was wir für unser Getreide, Butter, Pferde, Wolle ꝛc. mehr als vormals, vom Auslande gewinnen, wohl nach Tonnen Goldes berechnet werden könne.

Sonderbar! — viele derjenigen, welche noch vor 10 Jahren über das Mergeln der Aecker, und das Veredlen der Schäfereien mitleidig lächelten, verketzern jetzt diejenigen Landwirthe, welche darin zurückbleiben. Auch der Anbau des Rapsaamens, — von welcher Frucht man früher behauptete, daß sie sich für den Mecklenburgschen Boden nicht eigne, — wird jetzt schon, wie ich höre, auf manchen Gütern bedeutend betrieben. Es möchte überhaupt gerathen seyn, wenn der jetzige Patriotische Verein noch einmal die, von der Landwirthschafts-Gesellschaft vor mehrern Jahren aufgestellte, Preisfrage erneuerte: „Ob den Mecklenburgischen Landwirthen „die bloße Erzielung des Getreides und der Betrieb „der Viehzucht für die Folge zu ihrem Bestande „genügen werde?" Denn wenn nicht andere Conjuncturen eintreten sollten, so dürften die Preise des Korns leicht so tief sinken, daß kaum die Productions-Kosten herausgebracht werden können *).

*) Hierin sind wohl nicht alle mit dem Herrn v. Wickede gleicher Meinung. Der Herr Graf v. Kalckreuth erklärt sich hierüber in seiner zwar nur kurzen, aber

Einem jeden aufmerksamen Beobachter des Cultur-Standes in unserm Vaterlande wird es nun nicht entgangen seyn, daß sehr viele von den Zweigen des Landbaues worin unsere Voreltern so großen Werth setzten, seit ein paar Generationen in Mecklenburg beinahe ganz oder doch größtentheils aus der Acht gelassen werden. Mir scheint es daher nicht unzweckmäßig zu seyn, auf dem großen Nachtheil, der dadurch für unsern auswärtigen Handel entsteht, aufmerksam zu machen. — Honig, Wachs, Hopfen, Hanf, Flachs sind Gegenstände, die noch jetzt von allen Geographen als Ausfuhr-Artikel für Mecklenburg aufgeführt werden. In der Wirklichkeit verhält sich das aber sicher so nicht, denn seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhun-

---

sehr gehaltreichen Abhandlung, Ueber die ökonomischen Rücksichten bei Veredlung der Schaafheerden so: „Solchen Irrthum begünstigen so gar zuweilen ökonomische Gesellschaften, wenn „sie z. B. die Frege aufwerfen, was wohl künftighin „für Früchte angebaut werden dürften, falls vom Getreidebaue und von der Viehzucht nicht mehr hinreichender Gewinn einkäme? Antwort: in alle Ewigkeit wird die Landwirthschaft gutes, schweres Korn „und treffliche animalische Produkte zu liefern haben. —" M. s. Möglinsche Annalen der Landwirthschaft; sechsten Bandes erstes Stück, S. 5.

A. d. R.

derts sind unsere Exporte wohl nur auf Getreide, Butter, Wolle, Lumpen, Felle, etwas Mastvieh und Pferde beschränkt. Dagegen kaufen wir unsern Hopfen aus England, unsern Hanf aus Rußland, unsere feine Leinewand aus Schlesien, Westphalen, Holland ꝛc. und es frägt sich, ob wir im Lande so viel Wachs erzielen, als wir zur eigenen Consumtion bedürfen. Honig wird sicher gar nicht ausgeführt, indem in vielen Gegenden des Landes manche Hausfrau nur mit Mühe und für theure Preise den eigenen, mehrentheils sehr mäßigen Bedarf auftreiben kann.

Mir scheint es nicht überflüßig zu seyn, wenn ich den Versuch wage, unsre Landwirthe darauf aufmerksam zu machen, wie bedeutend der Gewinn für Mecklenburg werden könnte, wenn wir uns befleißigten die Bienenzucht im Großen zum besondern Gegenstand unserer Aufmerksamkeit zu machen. Diese Neben-Abnutzung unserer fruchtbaren Fluren empfiehlt sich unserer Betriebsamkeit um so mehr, da solche ohne Schmälerung der andern Haupt-Gegenstände unserer Kultur in Ausführung gebracht werden kann, da gar kein bedeutendes Betriebs-Capital dazu erforderlich ist.

Ich bescheide mich sehr wohl, daß ich über die Bienenzucht selbst keine neue Lehren werde geben können; ich werde mich vielmehr blos darauf be-

schränken, es im Allgemeinen, besonders aber meinen Landsleuten anschaulich zu machen, wie wichtig die Bienenzucht, wenn sie zweckmäßig und im Großen betrieben wird, für alle Länder und vorzüglich für Mecklenburg werden kann. Möchte diese meine gute Absicht so aufgenommen werden, wie ich sie beurtheilt zu werden wünsche, nemlich den biedern Einwohnern Mecklenburgs die Ueberzeugung zu geben: daß ich auch in meinem jetzigen Verhältnisse, fern von öffentlichen Geschäften, dennoch meine Muße dem Nutzen meines Vaterlandes zu widmen, für meine Pflicht halte.

Daß die Bienenzucht in Mecklenburg gegenwärtig beinahe gänzlich vernachläßiget wird, brauche ich wohl nicht zu beweisen, denn das wird einem jeden, der mit dem Betrieb unsrer Gewerbs-Zweige nur einigermaaßen bekannt ist, einleuchten. Fast allenthalben wird dieser Gegenstand nur gleichsam als eine Spielerey betrachtet; mir ist wenigstens kein einziger Bienenstand von irgend bedeutendem Umfange bekannt. Es scheint als wenn meine Landesleute diesen Nahrungsbetrieb als einen ganz unbedeutenden Gegenstand betrachten, der nicht der Mühe werth ist, daß man irgend eine besondere Aufmerksamkeit darauf verwende. — Auf den großen Höfen findet man selten irgend einen nur des Namens werthen Bienenstand, und in den mehr-

sten Städten gehören Bienen schon zu den Seltenheiten. Nur hin und wieder hat ein Prediger auf dem Lande, ein Holländer oder Schäfer, ein Schulmeister, zuweilen auch wohl ein Bauer, oder Tagelöhner ein paar Stöcke, die mehrentheils, wenn der Besitzer nicht ein besonderes Vergnügen an der Imkerey findet, der Natur überlassen werden, wo es denn dem Zufall anheim gestellt ist: ob im Herbst einige wenige Kannen Honig gewonnen werden, oder nicht. Hat ein besonderer den Bienen günstiger Sommer eine ziemliche Honig-Erndte bewürkt und können aus der kleinen Wirthschaft einige Kannen entbehrt werden, so schickt man solche gewöhnlich auf die benachbarte Apotheke; denn es ist äußerst selten, daß Honig auf den Märkten feil geboten wird. Man kann sich von der Seltenheit dieses Produkts bei uns schon überzeugen, wenn man beachtet wie die Kaufliebhaber in den Städten sich drängen, wenn einmal etliche wenige Kannen in den Häusern zum Verkauf geboten werden. Das wenige Wachs wird gewöhnlich im ganz rohen Zustande unausgeschmolzen, in mit den Händen zusammengedrückten runden Ballen, so lange aufbewahrt, bis von einem, der bei uns so ausgezeichnet protegirten Hausir-Juden, der ganze Vorrath nach dem Augenmaaß, — welches bei Letzterem gewöhnlich sehr rasch, bei unsern Bauern aber sehr lang-

sam ist, — um etliche Ellen Band oder ein wenig nutzbares Tuch eingetauscht wird.

Diejenigen Stöcke, welche nun zum Durchwintern bestimmt sind, welches auch nur nach ohngefährer Schätzung des Gewichts derselben beurtheilt und bestimmt wird, werden nun gleichfalls dem Zufall überlassen. Am Zuhülfekommen durch Fütterung wird nur selten gedacht. — Uebersiehen die armen so nützlichen Thierchen den Winter, so ist es gut; verhungern sie aber, — nun, so hat die Bienenzucht ein Ende!

Dies ist nach meiner Meinung ein getreues Bild der Bienenzucht in Mecklenburg, ohne Uebertreibung. Gerne glaube ich, daß es auch hier, so wie allenthalben ehrenvolle Ausnahmen giebt, aber ausgemacht ist es, daß Mecklenburg in der Bienenzucht noch weit zurück ist.

Mögte es mir gelingen, unsere betriebsamen Landwirthe darauf aufmerksam zu machen, wie groß der Gewinn bei diesem Nahrungsbetriebe, wenn er zweckmäßig und in bedeutendem Umfange betrieben wird, für Mecklenburg werden kann. Dieser Aufsatz hat wenigstens keine andere Bestimmung, als den Geist des vaterländischen Publicums für diesen geringscheinenden, ja sogar verachteten Theil der Landwirthschaft zu stimmen. Wir haben in unserm, in vieler Rücksicht so glücklichem Vaterlande, keine

Gold- oder Erz-Mienen; Manufakturen und Fabriken gedeihen aus bekannten Ursachen in Mecklenburg nicht. — Die Landwirthschaft ist es also die uns zu dem großen Ziel der Unabhängigkeit und eines bequemen Wohlstandes führen muß. Sie, diese nährende Kunst, diese, im Besitz des gebildeten Mannes, wahrhaft edle Wissenschaft, ist es ja allein, die unserm Staate seine Einkünfte, dem Lande sein National-Vermögen verschaffen muß. Und doch ist sie in unserm Vaterlande bei weitem noch nicht was sie seyn könnte. Einen Beweis davon giebt schon die bis jetzt unbenutzte, so vielen Landwirthen verborgene Goldgrube, — die Bienenzucht? — Man lächele nicht über diese so viel versprechende Benennung. — Ich will mich bemühen es zu beweisen, daß ich nicht übertreibe.

Mecklenburg ist sicher ein Land in welchem eine Bienenzucht im Großen gedeihen muß. — Unser Klima ist ganz für diesen Betrieb geeignet, und an Nahrung für diese Thierchen kann es in einem so angebaueten Lande nicht fehlen. Die vielen großen und kleinen Landseen sind es allein welche von uns eine vermehrte Aufmerksamkeit bei Anlegung der Bienenstände erfordern, denn so nützlich und nothwendig kleine Teiche, schmale Flüsse, selbst kleine Mistpfützen bei der Bienenzucht sind, wie alle erfahrene Bienen-Väter dies einstimmig behaupten, so

nachtheilig können große Gewässer diesem Betrieb werden, wenn man die Bienenstände in ihrer Nähe aufrichtet. Dies läßt sich aber auch leicht vermeiden, indem bei einer Entfernung von einer viertel Meile ein See schon für die Bienen ohne Nachtheil ist.

Nackte Felsen, wüste Sandsteppen sucht man in Mecklenburg vergeblich. Aber auch die Heide fängt an bei uns selten zu werden, aus deren Blüthe die Bienen doch so gerne einsammeln. Doch, abgesehen davon, daß bei einer allgemeinen Bienenzucht im Großen, das Versetzen der Bienenstöcke während der Heide-Blüthe, wie es in einigen Ländern, z. B. im Hannöverschen, Sitte ist, schon unthunlich seyn würde: so können wir unsern Bienen diese Entbehrung doch leicht ersetzen, wenn wir es uns nur angelegen seyn lassen, mehr Aufmerksamkeit auf den Anbau solcher Pflanzen und Baum-Arten, deren Blüthe die Bienen besonders lieben, zu verwenden. Wir würden dadurch doppelt gewinnen, indem wir, besonders was die Bäume betrift, unsern Nachkommen festere, dauerhaftere Holz-Arten und angenehmere Schatten in ihren Spatziergängen hinterließen. Unsere vaterländische Linde, unsere Roß-Kastanie, der Vogelbeerbaum; kann man einen reitzenderen Spatziergang sich wünschen, als in einer von diesen Bäumen angepflanz-

ten Allee, besonders in der Blüthenzeit? Und welche köstliche Tafel wird dadurch nicht den Bienen bereitet! Auffallend ist es wirklich, daß wir diese unserm Clima eigenthümlichen so schönen Bäume, der, in Vergleichung mit ihnen wirklich, ich möchte sagen, faden, nichtsnützigen Italienischen Pappel aufopfert. Es scheint als wenn manche meiner Landsleute in eine Art Pappelsucht *) verfallen sind. Die Pappel ist ihr Idol unter den Bäumen; allenthalben die schlanke, wenig oder gar keinen Schatten gewährende Italiänische Pappel, und nichts als Pappeln, wo doch sehr gut die Linde, die

*) Man verzeihe mir diesen Ausdruck. Ueberhaupt bitte ich, daß Niemand meinen Eifer gegen das so häufige Anpflanzen dieser Holzart, so auslegen möge, als wollte ich irgend Jemanden damit einen kränkenden Vorwurf machen. Ich versichere, daß ich weit von dieser Absicht entfernt bin; und wenn ich es auch hin wieder hören müßte: mein Verdruß über die vielen Italienischen Pappeln sey ein genommenes Aergerniß, so trift mich dieser Vorwurf doch nicht mehr, als einem Jeden, der sich veranlaßt findet, Einrichtungen in irgend einen Betrieb öffentlich zu rügen, weil ihm solche mangelhaft erscheinen. Der Tadler muß es sich denn freilich gefallen lassen, ob die Mehrheit des Publikums seinen Ansichten beipflichtet, oder nicht. Prüfet Alles und das Gute behaltet!

v. W.

Roßkastanie, die Zäh-Esche, die Ulme, der Vogelbeerbaum ꝛc. stehen und gewiß gedeihen könnten. — Mir erscheint der ausländische Baum, in Vergleichung mit unsern kräftigen vaterländischen Stämmen, wie ein luftiger Italiäner gegen einen derben handfesten Teutschen. — Man verweise doch den ausländischen ganz nutzlosen Baum auf die Stelle wo unsere nutzbaren Holzarten nicht gedeihen; oder etwa zu Gruppen in Lustparthieen, welche abwechselnd mit andern Bäumen einen sehr guten Effect machen. Als Allee gepflanzt verfehlt er ganz seinen Zweck, da er keinem unserer Sinne wohlthut uud keinen Schutz gegen die Sonnenstrahlen giebt. Selbst die einförmige schlanke Länge ist ermüdend für das Auge. Auch finde ich den Contrast nicht angenehm, einen im Süden zu Hause gehörigen Baum, an dem Ufer eines mit Eis und Schnee bedeckten Flusses oder Sees zu sehen. Man wende mir nicht ein, daß auch die mehrsten unserer Obstarten ein anderes Vaterland haben. Ich gebe dies zu. Diese erfreuen und nützen uns aber durch ihre Früchte, da es uns gelungen ist sie bei uns einheimisch zu machen. Was in aller Welt pflückt man aber von einer Italiänischen Pappel? — und doch verdrängt sie unsere schönen nützlichen Baumarten blos deshalb, weil sie fremd ist. Selbst unsere Weide übertrifft die Pappel als Feuerung

in ihrem Werth, und erstere ist doch wohl in gar vieler Hinsicht ein uns sehr nützlicher Baum, und ihr Holz wenigstens vollkommen so gut zu Schaufeln, Molden ꝛc. als die bei machen so beliebte ausländische Pappel. Diejenigen welche unsere Weide verdrängen wollen, um uns zu nöthigen lebendige Hecken zu Bewährungen anzupflanzen, haben freilich einen sehr guten Zweck, sie bedenken aber nicht, daß solche Hecken welche wirklich eine genugsame Bewährung gegen das Andrängen von Vieh gewähren sollen, nur auf ganz vorzüglich gutem Boden gedeihen, und dennoch sehr selten ohne Lükken sind. Ueberdem behaupten mehrere Oeconomen, welches auch meine eigene Erfahrung bestätiget, daß die Pappel nach Art anderer Unkräuter ganz besonders denen in ihrer Nähe stehenden Pflanzen die Nahrung entzieht, und in einem Umkreise von etlichen Ellen um diesen Italiäner gar nichts gedeihet. Sein Schatten kann das nicht verursachen, denn solchen gewährt er wenig. Es gesellt sich zu seiner Unbedeutenheit also auch noch ein Laster, weshalb man ihm mit noch mehrerem Recht an allen solchen Orten einen noch schnelleren Tod wünschen muß, als seiner luftigen schnellwüchsigen Natur nach, ihm ohnehin bevorsteht, wenn er einem edlern Baume die ihm gebührende Stelle beraubt hat. — Selbst an Stellen wo manche ihn zur Zierde pflanzen,

bringt er Nachtheil, denn wenn unsere nützliche schöne Elbweide zur Befestigung von Flüssen und Gräben-Ufern dient, so bringt sie den Nutzen nicht, wenn die Italiänische Pappel zwischen inne steht, wie man dies häufig findet. Weil der Wind mit dem schlanken Gewächse stets schaukelt, so wird natürlich dadurch das Ufer locker. Zwei Gründe sind es wohl, welche die jetzt so allgemein gewordenen Pappel-Liebhaberei besonders veranlassen. Einmal, der Baum ist in der Mode, und wer folgt nicht gerne ihrem Gesetze? — Schade ist es nur, daß diese Tyrannin grade auf etwas so Nichtsnütziges verfallen ist. Indessen, wir sehen es ja, Flitterstaat ist gewöhnlich der Gegenstand ihrer Beschäftigung, und in welche andere Kategorie der Baum-Arten könnte man wohl die Italiänische Pappel bringen? —

Wenn wir uns nun zwar den Wankelmuth der genannten Despotin recht gern gefallen lassen, so lange sie ihre Macht auf die Formen und Farben der Hüte, Kleider und Bänderchen unserer Frauen und Töchter beschränkt, — denn die Wohlhabenden und Reichen unter uns, können sich dadurch häufiger ein freundliches Gesicht und süßen Dank von ihren Lieblinginnen verschaffen, — so sollten wir doch billig ihrer anmaßenden Zudringlichkeit Grenzen setzen, wenn von einer wichtigen Sache

die Rede ist: als die Anpflanzung von Bäumen, wovon unsere Nachkommen den vorzüglichsten Nutzen haben sollen. Wie übel würden z. B. die jetzt Lebenden und besonders diejenigen, die ein vorzügliches Interesse daran haben, es mit Unwillen fühlen, wenn die Anpflanzer der bekannten schönen Alleen in Pyrmont, im Großherzoglichen Schloß-Garten zu Neu-Strelitz, an dem Wege von Hannover nach Herrenhausen, in den Umgebungen von Lübeck u. s. w. auf den unglücklichen Gedanken gerathen wären, statt der daselbst befindlichen ganz ausgezeichnet schönen vaterländischen Linden, Ulmen ꝛc. die Italienische Pappel zu pflanzen!

Der zweite Grund, weshalb so viele von dieser Baum-Art ins Leben gerufen werden, ist nun wohl auch derjenige, welcher bei allen menschlichen Handlungen als Haupt-Motif voran steht, und ohne welchen keine Thätigkeit der Menschen gedenkbar ist: Egoismus, — diese eigentlich einzige Triebfeder aller unserer Handlungen, wenn wir eine jede, selbst die uneigennützigst scheinende, auf den richtigen Probierstein bringen, bestimmt auch viele Baumpflanzer die Italienische Pappel zu wählen; denn sie ist allerdings eine der schnellwachsendsten unter unsern bekannten Baumarten; wie angenehm ist es aber, einen selbst gezogenen Baum in seiner

Vollkommenheit zu sehen! — Wer wollte es leugnen, daß die Frucht eines, mit eigener Hand gepflanzten Baumes, nicht angenehmer schmecken sollte, als die eines andern, wenn gleich beide von gleicher Güte sind. Es ist der menschlichen Natur so eigen, gern Selbstschöpfer seiner Freuden seyn zu wollen. Ein jeder wohnt lieber im selbstgebaueten Hause, als in einem erkauften. Es giebt gewiß keine rein uneigennützige Handlung, und wäre sie auch mit der scheinbarsten größten Aufopferung verbunden. Das Bewußtseyn einer guten That überwiegt in solchen Fällen bei einzelnen Individuen den Werth der Letzteren, und das nennt man mit Recht einen edlen Egoismus. — Selbstliebe bleibt indessen immer das Motif. — Die Pappel-Liebhaber täuschen sich aber, denn ihr Product gewährt ihnen, wenn sie seine Vollkommenheit auch noch erleben, keinen Genuß. Früchte liefert der Baum bekanntlich nicht; er giebt keinen Schatten, um seinen Erzieher damit zu erquicken, und will endlich Letzterer — im gerechten Verdruß über seine Nichtsnützigkeit, — ihn auch niederhauen, um ihn dem Feuer zu opfern und doch wenigstens eine wohlthätige Wärme zu erzwingen, so ist auch dieser Genuß bekanntlich nur unbehagend und von sehr kurzer Dauer.

Doch mein Eifer gegen die Pappelsucht hätte

mich bald zu weit von meinem Zwecke geführt. Ich kehre also wieder zur Hauptsache zurück.

Bei einer erweiterten Bienenzucht wird es freilich nun auch nothwendig, bei Betreibung unsers Ackerbaues wenigstens einigermaßen auf die Ernährung dieser nützlichen Thiere bedacht zu seyn. Dies geschieht, wenn wir solche Pflanzen in ihre Nähe zu bringen suchen, die von den Bienen vorzüglich geliebt werden. Die hiezu nöthigen Aufopferungen sind von sehr weniger Bedeutung, denn alle diejenigen Pflanzen, von deren Blüthe die Biene vorzüglich den Honig einsammelt, sind auch zugleich durch den Ertrag ihrer Früchte für uns nützlich. Weßhalb wollte man auch der nützlichen Biene zur Liebe, nicht etliche Scheffel Aussaat mehr, als es die gewöhnliche Bestimmung fordert, mit Buchweitzen, Bohnen, Raps, so wie auch kleine Flächen in der Nähe des Bienenstandes mit Senf, Mohn, Kohl zur Saamen-Erzielung, Johannis- und Stachelbeer-Hecken und dergl. zu diesem nützlichen und lohnenden Zweck bestimmen? Ein Hopfen-Garten in der Nähe des Bienenstandes wird in doppelter Hinsicht von großem Nutzen seyn, denn dadurch würde auch dieser, in unsern Tagen fast unverantwortlich vernachlässigte Cultur-Zweig, in Mecklenburg wieder gehoben, und den Bienen zugleich eine ihnen so angenehme und reichliche Nah-

rung aus der Hopfenblüthe dargereicht. Die Blüthe des Rappsaamens und des weißen Klees lieben die Bienen ganz besonders. In Hinsicht des ersteren bemerke ich hier beiläufig: daß ich der Meinung des Herrn Predigers Friedrich zu Camin, welche derselbe in seiner Vorrede zu der Anweisung zur practischen Bienenzucht vom Jahr 1800 behauptet: „daß der Rappsaame auch in schlechtem Sandboden „wachse und gedeihe," durchaus nicht beipflichten kann, worin auch wohl alle erfahrne Oeconomen mit mir einverstanden seyn werden. Was aber den Kleesaamen anbetrift, so bemerke ich hier nur, — welches vielleicht manchen Landwirthen und selbst Bienen-Eigenthümern unbekannt seyn mag, — daß nach vielfältiger Erfahrung mehrerer praktischer Bienenväter, die Blüthe des rothen Klees den Bienen ganz ohne Nutzen, ja! daß es ihnen sogar nachtheilig ist, wenn dieser sich in der Nähe des Bienenstandes befindet. Die Biene bemühet sich vergeblich einen Saft aus der Blüthe desselben zu ziehen; sie verbringt also ganz nutzlos die Zeit, ermüdet endlich bei dieser vergeblichen Arbeit und verliehrt die Kräfte, weitere Nahrung zu suchen. Dagegen gehört die Blüthe des weißen Klees zu ihren Lieblingsgenüssen, die sie, mit Ausnahme der Linden-Blüthe, allen übrigen vorzieht. *)

*) Einige practische Bienen-Wirthe behaupten, daß ein ausgewachsener großer Lindenbaum, während der Blü-

Aber auch nicht von den Blumen allein saugen die Bienen ihren Honig, sondern in manchen Jahren erhalten sie denselben auch mehrentheils vom sogenannten Honig- oder Mehlthau. Bäume und Gewächse mancher Art, besonders Eichen und Linden, triefen oft von diesem Thaue *), der freilich auch dagegen oftmals das Obst, sowie auch verschiedene Getreide-Arten, besonders den Weizen verdirbt. Durch die heftige und unordentliche Gährung der Pflanzen-Säfte, wodurch der Honig- oder Mehlthau entsteht und aus den Blättern der Gewächse ausschwitzt, erhält er zwar für die mehrsten thierischen Körper etwas Schädliches und Giftiges; selbst der Genuß des Honigs, den

---

thezeit zehn vollkommene Bienenstöcke ganz allein ernähren kann. Manche haben den Versuch gemacht, junge Schwärme sogleich, nachdem sie eingefangen sind, nahe an einen Lindenbaum zu stellen und den Honig gleich nach beendigter Blüthezeit einzuerndten, wodurch ein ganz vorzüglich reiner schmackhafter, sogenannter Linden-Blüthen-Honig gewonnen werden soll. v. W.

*) Einige Schriftsteller über Bienenzucht sind dadurch auch wohl zu den Irrthum verleitet, die Italienische Pappel unter diejenigen Bäume zu rechnen, von welchen die Biene Nahrung zieht. v. W.

die Bienen von einigen Blättern gesammelt haben, verursacht Leibschmerzen. Aber die Natur der Bienen ist von dem weisen Schöpfer so eingerichtet, daß sich das Schädliche und Giftige von diesem Honig in ihren Magen scheidet, und wenn sie ihn nur eine kurze Zeit im Magen gehabt haben, er nicht nur gut und ganz unschädlich wird, sondern als Arznei für Menschen und Thiere wirkt.

Das von mir in Schutz genommene Thierchen hat daher lauter gute Eigenschaften und Tugenden, und durchaus nichts Böses. Mehrere erfahrne Oeconomen wollen sogar die Bemerkung gemacht haben, daß in Gegenden, wo sehr viele Bienen sind, selbst der Honigthau weniger schädlich für die Gewächse wird, als dort, wo wenig oder nichts für ihre Pflege geschieht. — Daß der Stich einer Biene uns schmerzhaft ist, das kann man diesem Thierchen doch nicht zum Laster anrechnen? Denn in der Regel gebraucht es seine Waffen nur zur Vertheidigung und äußerst selten ist die Biene der angreifende Theil *) Ueberdem giebt es ja Mittel

*) Ich kann es mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, meinen Lesern folgende Anecdote mitzutheilen, welche sich wirklich zugetragen haben soll.

In dem letzten Oesterreichisch-Französischen Kriege, im Jahr 1809, als die sogenannte große Nation die alte Burg unserer teutschen Kaiser durch ihre Gegen-

genug sich dagegen zu schützen. — Solche hier anzugeben, würde überflüssig, wenigstens dem Zwecke dieser Blätter nicht angemessen seyn. Bevor ich aber zu den eigentlichen Zweck selbst übergehe, will ich mich bemühen noch einen Einwand, welcher mir mit einem scheinbaren Grund gegen eine Bienenzucht im bedeutenden Umfange gemacht werden könnte, begegnen; man könnte nemlich fragen: Wo

---

wart entweihete, hatte ein ziemlich zahlreiches Detaschement die Absicht einen in der Nähe von Wien wohnenden Landmann mit seiner Gegenwart zu erfreuen, um so allerlei Nützliches in Requisition zu setzen. — Ganz in der Nähe des Hause hatte der Mann, welchem der Besuch zugedacht war, einen ziemlich großen Bienenstand. War es nun natürlicher Instinct der die Bienen anfeuerte ihren Pfleger und Versorger zu vertheidigen, oder war es eine andere Veranlassung, wodurch die Bienen gereizt wurden, kurz sie griffen den Feind wütend an, und schlugen ihn mit ihren scharfen Waffen in die Flucht. Uebel zugerichtet zum Theil blind und mit Schwielen bedeckt, kamen die Plünderer wieder bei ihren Cammeraden an, und warnten alle, sich der so gefährlichen Gegend nicht zu nähern; und es wird behauptet, daß der gute Bienenvater völlig frei von aller Plünderung geblieben sey.

Hätte ein Jeder von uns doch 1806 auch eine solche Sauvegarde gehabt!

*. W.

bleiben wir denn mit allem Honig und Wachs, wenn beides in so großer Menge producirt werden würde? Müßten diese Producte nicht sehr im Preise fallen, wenn besonders, wie zu erwarten steht, auch in andern Ländern unserm Beispiel nachgeahmt würde?

Ich erwiedere auf diese, mir sehr wahrscheinliche Einwendung gegen meinen Vorschlag: daß es zwar wahr ist, daß Ueberfluß an einem Product, das zumal nicht zu den ersten Lebens-Bedürfnissen gehört, den Werth desselben sehr herabstimmen muß: Allein, einmal glaube ich, daß hierin kein zureichender Grund liege, denn Wohlfeilheit ist, neben der Güte eines Products, die Hauptsorge einer guten Polizei. Auf der andern Seite würde schon viel gewonnen werden, wenn die ungeheuren Summen, welche für Zucker in fremde Welttheile gehen, erspart werden könnten, und wir statt Zucker und Syrup unsern einheimischen Honig benutzten. Man vergesse doch ja nicht, daß Nord-Amerika schon in starker Rüstung ist, als gefährlich drohender Rival, — und wer weiß wie bald! — gegen uns aufzutreten, um uns unsere Kornmärkte zu verderben. Womit wollen wir denn alle diese, uns nun schon zum Bedürfniß gewordenen Produkte bezahlen?

Sollten wir Ueberfluß an Honig bekommen, so wird uns dieser gewiß erfinderisch machen, ihn

auch unter veränderten Gestalten zu benutzen. Ich sehe nicht ein, warum man nicht aus dem Honig sollte Zucker bereiten können, da uns eben der Honig, den wir oft aus alten Scheiben erhalten, und der so zuckerig und hart ist, daß ihn die Bienen überall nicht genießen können, doch selbst darauf aufmerksam zu machen scheint. Solchen Honig scheint nichts abzugehen, als die Consistenz, die der raffinirte Zucker hat, um ihn als Zucker gebrauchen zu können. Sollte man ihm diese nöthige Konsistenz nicht durch einen ganz leichten chemischen Prozeß mittheilen können? Ich wüßte nicht, weßhalb der Saft aus den Runkelrüben sich besser zum kristallisirten und raffinirten Zucker eignen sollte, als der Honig. Gewiß war bisher nur zu wenig Honig vorhanden, um mit Erfolg eine Zubereitungs-Probe damit anzustellen.

Ueberhaupt möchte ich behaupten, daß wir den Werth des Honigs bei weitem noch nicht kennen, und wir ihn erst recht werden benutzen lernen, wenn wir den Zweck seines Daseyns einmal werden eingesehen haben. Es sind wenigstens, nach Versicherung glaubhafter Schriftsteller, schon sehr gelungene Versuche mit Bereitung von Wein und Essig aus Honig gemacht*). Der Schöpfer gab uns

*) In Pohlen ist besonders der Honig-Wein sehr gewöhnlich, und einige Aerzte legen ihm eine beson-

den Wein in der Traube lange vorher, ehe wir ihn kennen lernten. Was nutzt uns die Traube viel, als Obst betrachtet? Um viel Hundert Prozent steigt ihr Nutzen, seitdem wir es gelernt haben, den Wein daraus zu keltern. Der Schöpfer hat uns viele Produkte, ja fast alle welche wir bedürfen, roh in der Natur dargelegt, und es ist uns überlassen sie zu den oft unentbehrlichsten Bedürfnissen des gemeinen oder verfeinerten Lebens anzuwenden und zuzubereiten. Man denke hiebei an Hanf, Flachs, an die Wolle der Schaafe, an die Baumwolle ꝛc., selbst an das tägliche Brod, was wir genießen. Auch der Honig hat gewiß eine weit umfassendere Bestimmung, als man bis jetzt weiß. Wir finden, daß die Bestimmung des Honigstoffes in den Blüthen sich nicht bloß auf die Nahrung für die Bienen einschränkt, sondern sich offenbar weiter erstreckt. Die Biene sammlet nemlich diesen süßen Saft nicht so sparsam, daß sie sich damit bloß ihren Unterhalt auf nahrungslose Zeit daraus bereiten sollte, sondern sie sammlet vielmehr denselben bei günstigen

---

dere Heilkraft in der Lungen- oder Schwindsucht bey. †) v. W.

†) Auch könnte der Meth, der in Polen und Rußland so herrlich bereitet wird, wenigstens zum Theil einige der ausländischen schweren Weine überflüssig machen. A. d. R.

Umständen in großem Ueberfluß. Es soll nach Versicherung mehrerer Bienenwirthe nicht selten seyn, daß ein guter Bienenstock 60 bis 70, ja 80 Pfund Honig und Wachs enthält. Davon braucht er aber zu einer reichlichen Winternahrung nicht mehr als höchstens die Hälfte an reinem Honig. Die Biene lebt nicht schwelgerisch, wenn sie mehr hat als ihr Bedarf fordert; sie beobachtet vielmehr bei dem größten Ueberfluß die äußerste Sparsamkeit. Der Ueberfluß ist ihr also nichts nütze, denn wenn der Honig alt wird, so wird er hart und zuckerig, und ist für die Bienen ganz ungenießbar. Durch diese Art von Kristallisation wird er aber nicht unbrauchbar für uns, sondern er bleibt demohngeachtet der reinste Honig. Sollte der Schöpfer nur in diesem einzigen Fall so zwecklos gehandelt haben, daß er den Bienen den Instinct beilegte, mehr zu sammeln, als sie im äußersten Fall für sich gebrauchen können? daß er ihnen eine unersättliche Begierde nach Honig einprägte, wenn er vorzüglich zugleich nicht auch für seine Menschen hätte sorgen wollen? Sicher lag dies mit in dem großen Schöpfungsplane; denn der weise Schöpfer kann nicht zwecklos, nicht inkonsequent handeln. Er legte fast in allen Blüthen reichen Honigstoff, und selbst der sonst so schädliche Honigthau erscheint hier von einer äußerst nützlichen Seite. Er bestimmte

eine eigene Gattung Insecten, um den Honig aus Blüthen und aus dem Honigthau mit unersättlicher Begierde und mit rastlosem Fleiße zu sammeln, und ihn im größten Ueberfluß zum Nutzen seiner anderu Geschöpfe und besonders der Menschen aufzubewahren.

Diese Ansicht gewinnt noch besonders an Werth, wenn wir bemerken, daß die Bienen, nicht wie viele andere Thiere und Insecten, bloß unter einen gewissen Himmelsstrich einheimisch sind, sondern gleich den wenigen uns besonders nützlichen Thierarten, in die ganze Welt vertheilt sind, denn die Biene ist überall zu Hause. Sie sammelt ihren Honig von den Blüthen im kalten Norden, wie im heißen Süden und unter den gemäßigten Zonen. Sollte es uns nun bei dieser ganz natürlichen Ansicht der Sache noch bange seyn, wo es mit unserm allenfalsigen Ueberfluß an Honig und Wachs hinkommen sollte? Denn auch das Letztere ist ein Product, welches wir bei Weitem nicht in hinlänglicher Menge erzielen, und wodurch wir, selbst jetzt, nach Versicherung sachkundiger Männer, zu unserm eigenen Bedarf dem Auslande zinsbar werden.

Endlich muß ich noch auf einen Einwurf antworten, wodurch manche nicht nur von der Bienenzucht abgehalten werden, sondern auch viele diesen so nützlichen Betrieb sogar aufgegeben haben. Ich

meine die Behauptung: daß wir in unserm Klima so selten ein günstiges Bienenjahr haben. — Ich möchte dies bestreiten, denn die anerkanntesten Bienenwirthe versichern, daß im nördlichen Teutschland unter 6 Jahren nur höchstens ein ganz ungünstiges Jahr für die Bienenzucht eintritt, und auch in einem solchen Fehljahre wird ein kluger Bienenwirth, wo nicht gar noch erndten, doch wenigstens seinen Stamm für ein besseres Jahr erhalten können, und ein einziges gutes Jahr soll vollkommen zwei Mißjahre ersetzen. Diese Klage entsteht daher wohl blos aus der fehlerhaften Behandlung der Bienen. Unser Klima ist ihnen im allgemeinen nicht ungünstig. Wir sehen dies in Holstein, wo doch gewiß die Bienenzucht im bessern Flor ist als bei uns, und unleugbar ist doch die Witterung in jenem Lande um Vieles rauher als in Mecklenburg. Wer sich überhaupt zu ängstlich für Mißjahre fürchtet, der muß überall keine Landwirthschaft treiben, denn bei allen Zweigen derselben ist man Fehljahren ausgesetzt.

Wenn ich kein Mecklenburger wäre, so würde ich vielleicht bei dieser Gelegenheit auch mit der Klage hervorgehen, welche man in so vielen Schriften findet, die den Zweck haben, irgend einem Zweig in dem vaterländischen Betriebe seinen Landesleuten zur besondern Aufmerksamkeit zu empfehlen,

nemlich: der Staat thut nichts dafür! und die Aufforderung folgen lassen, daß es der höchsten Behörde gefallen möge, kräftig zur Beförderung des empfohlnen Gegenstandes, nicht blos durch Gesetze, sondern auch durch strenge Verbote der Ein- oder Ausfuhr, Erhöhung oder Verminderung der Imposte auf diejenigen Waaren, oder des selbst zu erziehenden Products, wovon die Rede ist, und dergl. m., einzuwürken.

Als Mecklenburger kann und darf ich aber dem Beispiele jener Schriftsteller nicht folgen, denn theils wäre es gegen meine eigene Ueberzeugung, und theils würden meine Landsleute es mir schlechten Dank wissen, wenn ich ein Mittel zur Erhöhung der vaterländischen Kultur vorschlagen oder gar empfehlen wollte, welches, wie uns allen bekannt ist, bei uns noch nie Glück gemacht hat *).

Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Völker immer am glücklichsten waren, welche am wenigsten verzieret wurden, denn wenn ein Regent, oder eine Regierung allenthalben den Vormund seines, doch

---

*) Freier Handel und Verkehr durch die ganze Welt, das ist es, was alle Nationen jetzt fordern, und dahin muß es auch, sey es früher oder später, einmal kommen, wenn Staatenglück und Moralität unter den Menschen gegründet und befestigt werden soll! — A. d. R.

volljährigen, Volks machen will, so muß ohnfehlbar Letzteres des Gängelbandes so gewohnt werden, daß es ohne denselben nicht immer auf seinen eigenen Füßen stehen kann. Eine solche Regierung wird unwillkührlich und oft selbst bei der besten, ja bei der väterlichsten Absicht in Despotismus ausarten *).

Warum sind wir in unserm herrlichen Vaterlande so glücklich? — Warum hängt jeder Mecklenburger so mit ganzer Seele an sein geliebtes Regierhaus? — Der Hauptgrund liegt gewiß darin: daß unsere erhabenen Fürsten und ihre Regierungen es allenthalben ihrem Volke zutrauen, daß sie bei völlig freiem Handel und Verkehr wohl ohne besondere Gesetze dasjenige auffinden werde, welches zu seinem Glück und also zum Flor des

---

*) Nicht immer sitzen auf den unabhängigen Thronen solche Monarchen, als diejenigen sind, welche gegenwärtig zum Glück ihrer Völker in Rußland, Dännemark und Preußen regieren. Die Geschichte belehrt uns, daß die Vorsehung nur selten ein Volk mit einem Alexander I., Friedrich Wilhelm III. und Frederick VI. beglückt. Diese von ihren Völkern angebeteten, und von der ganzen Welt hochverehrten Regenten, finden ihren Ruhm und ihr Glück nicht im uneingeschränkten Beherrschen sondern im Beglücken der Menschheit.

v. W.

ganzen Landes beitragen kann *). Unsere Gesetze haben nur den Zweck, das Böse zu verbieten und möglichst zu verhüten. Alle künstlichere Staatsmittel, um irgend einen Zweig der Kultur und des Handels zu heben oder zu befördern, sind uns fremd, und die Wichtigkeit dieses Grundsatzes hat

*) Ich gestehe freilich, daß die Handels-Tyranney welche wir von den Britten erdulden müssen, mich eben so wie einen jeden patriotisch gesinnten Deutschen empören muß. Zu Verboten von Ein- oder Ausfuhren, müssen wir uns dadurch aber dennoch nicht verleiten lassen, denn wie unglücklich würde es uns Mecklenburger nicht machen, wenn auch wir uns mit solchen Heeren von Auspassern umgeben sähen, wie man in manchen Ländern antrifft; zum Beyspiel an der französischen Grenze. Recht angst und bange konnte es mir werden, wenn mein Weg mich vormals über die Grenze eines solchen Landes führte, wo einem jeden Reisenden die Taschen visitirt werden, und die Tabacksdose nicht unbeschnüffelt bleibt, ob sich darin auch eine nicht privilegirte oder unversteuerte Prise Taback befindet.

Eine solche Armee von Douanen verschlingt ungeheure Summen, und kostet vielleicht mehr als sie ihren Mitbürgern abquält und abzwackt; der Staat gewinnt also in pecuniairer Hinsicht nichts, verlieret aber in anderm Betracht, da die gehäßige Natur des Douanen-Betriebs die Menschen demoralisirt, und den des Mißtrauens, der Zwietracht und des Hasses in die Gesellschaft ausstreut. Dafür wolle uns Gott bewahren! Sollten

sich noch in neuerer Zeit bewährt, da ein Einfuhr-Verbot mehrerer Artikel, als zwecklos befunden, wiederum aufgehoben ward. Nur gute Beispiele befördern bei uns das Gute und Nützliche. Wenn nach genauer Prüfung irgend eine Einrichtung oder ein Betrieb als vortheilhaft anerkannt worden,

---

Sollten wir aber nicht ein anderes unsern freien Sinn angemessenes Mittel erfinden können, uns, wenn auch nicht für den Bedruck der Meeres-Despoten zu entschädigen, aber doch Rache für ihre Schacher-Kniffe zu üben, und sie vielleicht zu nöthigen, auch unsern Producten freien Markt in ihrem Insel-Reich zu gestatten?

Ich glaube, daß auch hier das Beispiel von Oben ganz dem Zwecke entsprechen würde.

Wenn z. B. unsere, für das Glück ihres Volks so väterlich besorgten Regenten, nur den Wunsch laut werden ließen, an Ihren Höfen nur Kleidungen aus deutschen Fabrikaten sehen zu wollen, und die auf einem Landtage versammelten Stände gäben sich das Wort, für sich und ihre Familien keine Englische Manufactur-Waaren kaufen zu wollen, so würde der Handel mit solchen erotischen Zeugen, in Mecklenburg sich von selbst verlieren †). v. W.

†) Sollte der Schmuggeley nicht dadurch noch mehr Thür und Thor geöffnet werden, wenn ausländische Waaren wohlfeil eingeschwärzt und unter einländischer Firma verkauft würden? — Man müßte manche Klassen der Kaufleute nicht kennen, die, so wie manche Advokaten, ihre eigene Moral haben. A. d. R.

dann wird ein solcher Gegenstand, aber auch nur dann erst, *) mit fast allgemeiner Energie bei uns eingeführt. Im Anfang dieser Abhandlung habe ich davon mehrere Beispiele aufgestellt.

Unsere geliebten Fürsten machen es wahr, was schon der von seiner Nation so hoch verehrte König Heinrich IV. am Schluß einer öffentlichen Rede aussprach: Mais, je devrais plutôt vous precher par l'exemple. **).

Welche Fürsten Deutschlands haben verhältnißmäßig aber auch so viel Mittel in Händen, besonders in landwirthschaftlicher Hinsicht wohlthätig auf das ganze Volk durch Beispiele einwirken zu können, als die Unsrigen. — Der privative Besitz ihrer großen Domänen giebt unsere Regenten die Gelegenheit dazu, und die Großherzoglich Schwerinsche Kammer hat in neueren Zeiten besonders einen Beweis von ihrer Neigung, die Domainen da-

---

*) Voorzigtigheyd is de moeder von de Porcelein-kast: sagen die Holländer in einem naifen beliebten Sprüchwort. v. W.

**) Bei diesen Aeußerungen insgesammt halte ich nöthig im allgemeinen zu bemerken, daß ich immer nur von meinem Vaterlande rede, und es mir keinesweges anmaßen will zu beurtheilen, was für andere Staaten zweckmäßig, nützlich und gut sey. v. W.

zu benutzen zu wollen, aufgestellt. Die successive Vererbpachtung kleinerer Grundstücke wird mit der Zeit von unberechenbarem Vortheil für das ganze Land seyn, besonders wenn mit der Hingebung in Erbpacht ganz kleiner Colonien oder Büdnerstellen Maaße gehalten wird, damit den, zum Vortheil des Ganzen doch nothwendig zu konservirenden großen Landgütern, die Arbeiter nicht entzogen werden *).

Gesetze zur Beförderung der Bienenzucht brauchen wir also nicht, wohl aber der Beispiele, um, durch die Einwirkung derselben dem großen mit diesem Betriebszweige verbundenen Nutzen anschauend vor Augen zu legen. Ein solches Beispiel aufzustellen, — welche Behörde oder welche Verbindung könnte sich dazu wohl besser eigene, als derjenige Verein einsichtsvoller, bemittelter und patriotisch gesinnter Männer, der sich seit kurzem in unserm geliebten Vaterlande unter dem vielversprechenden Namen: Patriotischer Verein, — gebildet hat.

---

*) Ich empfehle meinen Lesern über diesen Gegenstand einen Aufsatz von dem Herrn Usshausen auf Gothmannsförde nachzulesen, welchen man S. 265 des 7ten Jahrganges der Annalen der Mecklenburgischen Landwirths-Gesellschaft antrifft.

v. W.

Hier würde sich zu den schönen Zweck: Beförderung der vaterländischen Kultur, auch noch der eigene Nutzen hinzugesellen. Ich behalte es mir vor, am Schluß dieses Aufsatzes einige unmaßgebliche Vorschläge diesen Umstand betreffend, darzulegen und gehe nun zu dem eigentlichen Hauptzwecke meines Vortrages über, nämlich: eine Berechnung des sehr wahrscheinlichen Gewinnes vorzulegen der durch eine Bienenzucht im Großen für Mecklenburg hervorgehen würde. Eben so würde es sich auch in andern Ländern, nach der örtlichen Beschaffenheit derselben modifizirt, verhalten müssen.

Ich werde diese Untersuchung mit vorzüglicher Rücksicht auf die Angabe eines Mannes durchzuführen suchen, der die Bienenzucht lange praktisch betrieben, und es bereits zur vollkommensten Gewißheit gebracht hat, daß der Nutzen dabei über alle Erwartung groß ist. Dies ist der Herr Ritter J. M. von Ehrenfels im Oesterreichischen. Dieser Mann soll Eigenthümer von 1000 Bienenstöcken seyn, und solche im Durchschnitt jährlich auf 6000 Gulden oder 3000 Rthlr. benutzen. Vor etwa 20 Jahren entwarf der Herr Ritter v. Ehrenfels einen Plan: zu einer Actien-Bienengesellschaft vermittelst successiver Aufstellung von 30 Bienen-Ständen, jeder von 150 Stöcken in einem

Umkreise von 3 bis 4 Meilen um Wien. Dieser Plan hat die Kayserliche Bestätigung und die gewünschten Privilegien erhalten, und soll auch ganz der Berechnung des Erfinders und der Interessenten bei der Ausführung entsprochen haben *).

Der Herr Ritter von Ehrenfels gründet seinen Plan: einer in seinem Vaterlande zu errichtenden Bienen-Gesellschaft auf 50 Actien, jede zu 200 Gulden. — Von den dadurch einkommenden 10,000 Gulden **) werden um Wien herum sechs Plätze dazu erkauft, wovon jeder zu 800 Gulden angeschlagen wird. Jeder dieser sechs Bienenstände wird sogleich im ersten Jahr durch eigene Zuzucht um 50 Stöcke vermehrt, mithin wird schon vom zweiten Jahre an, jeder Stand aus 150 vollkommenen Stöcken bestehen.

Wie nach dem Vorschlage des Herrn von Ehrenfels die Bienenzucht betrieben werden soll, gehört nicht für den Zweck dieser Abhandlung. Die Lehren darüber findet ein jeder in den zahlreichen Schriften, welche diese Materie zum Gegenstand

---

*) In Riems ökonomisch-veterinarischem Unterricht über die Bienenzucht ist der Plan ausführlich mitgetheilt. v. W.

**) Bei dieser Berechnung sind allenthalben rheinische Gulden zu verstehen. v. W.

haben, und neue Erfahrungen vermag ich als ein Laie in diesem Fache nicht aufzustellen. Ich habe nur die Absicht alle Landwirthe und vorzüglich meine Landsleute auf den großen zu erwartenden Gewinn, bei einer regelmäßig betriebenen Bienenzucht im Großen, aufmerksam zu machen und deshalb lasse ich hier die ganze von Ehrenfelsische Berechnung mit ihren Resultaten folgen.

Nur scheint es mir nöthig, vorläufig zu bemerken, daß hier durchaus von einer Magazin-Bienenzucht die Rede ist, die nemlich mit dem Auf- oder Untersetzen der Kasten betrieben wird.

Der Herr von Ehrenfels versichert den Theilnehmern seines Planes folgenden jährlichen Gewinn und rechnet nachstehendermaßen:

Einnahme
von einem Bienenstande von 150 Stöcken.

a) Der alte Stamm bleibt.

b) 75 Aufsätze, nur von 30 Pfund im Durchschnitt, geben 22½ Centner Honig, welches nach dem im Oesterreichischen gewöhnlichen Preise zu 20 Gulden der Centner, beträgt 450 Guld.

c) Honig und Wachs aus Untersätzen und der Zeidlung 8 Centner macht 160 —

610 Guld.

Transp. 610 Guld.

d) Von 120 Schwärmen werden 60 zum Aufstellen neuer Bienenstände verwendet und jeder angeschlagen zu 8 Gulden, thut . . 480 —

e) Von den weitern 60 Schwärmen werden 20 auf Abgang gerechnet, und 40 derselben, die bei einer regelmäßigen Zucht immer die Zahl von 50 bis 60 erreichen, und, wegen ihrer Schwere, zur Zucht für untauglich gehalten werden, kassirt oder ausgetrieben, welche zu 50 Pf. im Durchschnitt, 20 Centner Honig geben . . . 400 —

1490 Guld.

Ausgabe.

a) Gehalt des Bienenmeisters bei jedem Stande mit 15 Gulden monatlich, macht . . . 180 Guld.

b) Erhaltung der Requisiten und Körbe 50 —

c) Gehülfe in der Schwärmzeit 30 —

d) Verführung der Stöcke im Buchweizen und nach der Heide, zur Blüthezeit . . 80 —

340 Guld.

Es bleibt in Vergleichung der Einnahme 1150 Guld.
Davon dem Bienenmeister noch außer
seinem Gehalte 10 pCt. 115 —

Bleibt der reine Ertrag 1035 Guld.

Der Herr Ritter von Ehrenfels bemerkt bei dieser Berechnung noch, daß der Honig und Wachs zuweilen höher im Preise stehen, und daß überhaupt durch eigene Raffinerie oder sonstige noch nutzbarere Verwendung des Honigs, der Gewinn unendlich höher gebracht werden könne; daß man ferner in solchen, der Bienenzucht besonders günstigen Jahren, statt 120 wohl 200 Schwärme erhalten könne, und daß endlich auch in manchen Gegenden die Kosten für das Verführen der Körbe in der Heide oder Buchweizen-Blüthe, wegfallen würden *), diesem unerachtet er aber den reinen Ertrag von 150 Bienen-Stöcken nur zu 1000 Gulden annehmen wolle.

Dieser Annahme nach müßte jeder Stock 6 Gulden 40 Kreutzer Rheinisch **) eintragen. Einen Bienenstand von 150 Stöcken aufzurichten, würde nach des Herrn Ritters von Ehrenfels Berech-

*) Würde bei uns nun schon ganz wegfallen.
v. W.

**) Etwa 3 Rthlr. 20 βl. nach unserer Münze.
v. W.

nung ein Kapital von 1500 Gulden erfordern *), welches also, nach Abzug aller Kosten, ein Jahr ins andere 1000 Gulden Interessen, oder 66⅔ pCt. rentiren würde.

Diese Sache verdient also doch wohl, daß man sich mit ihr beschäftige!

Nach Ehrenfels geschieht die fortschreitende Vermehrung der Bienenstände sowohl, als der Bienenstöcke auf folgende Art:

Im ersten Jahre wird angefangen in		
6 Bienenständen mit . .	600	Stöcken.
Im zweiten Jahre vermehren sich diese		
600 Stöcke in 6 Ständen auf	900	—
Im 3ten Jahre in 8 Ständen auf	1200	—
Im 4ten Jahre in 10 Ständen auf	1500	—
Im 5ten Jahre in 14 Ständen auf	2100	—
Im 6ten Jahre in 18 Ständen auf	2700	—
Im 7ten Jahre in 22 Ständen auf	3300	—
Im 8ten Jahre in 26 Ständen auf	3900	—
Im 9ten Jahre in 30 Ständen auf	4500	—

Nach dieser Berechnung beziehet sodann jede Actie von 200 Gulden:

Im 1sten Jahre die Interessen des Capitals mit . . .	5 pCt.

*) Kann in Mecklenburg so viel nicht kosten, da in der Regel der Platz dazu nichts kostet. v. W.

Im 2ten Jahre an Interessen und Gewinn . . . 15 pCt.
Im 3ten Jahre . . 35 —
Im 4ten Jahre, weil dann auf einmal vier neue Stände errichtet und die Plätze dazu angekauft werden müssen, nur 15 —
Im 5ten Jahre . . 55 —
Im 6ten Jahre . . 95 —
Im 7ten Jahre . . 135 —
Im 8ten Jahre . . 175 —
Im 9ten Jahre, weil nunmehr mit der Vermehrung inne gehalten wird, im Fall die Gesellschaft nicht anderes beliebt 295 —

Wenn sich nun die Gesellschaft nach 9 Jahren auflösen wollte, so würde dieselbe, nach der Berechnung des Herrn von Ehrenfels einen Fond von 30 Bienenständen, jeder zu 150 Stöcken, also 4500 Stöcke besitzen; wovon der Herr Ritter jeden zu 10 Gulden anschlägt, diese würden also betragen . . . 45000 Guld.
Ferner der Werth der 30 Plätze, nebst Bienenwärter-Wohnungen angenommen zu . . . 30000 —
Summe 75000 Guld.

welche Summe unter den 50 Actien-Eigenthümern zu vertheilen wäre, und der Antheil einer jeden Actie würde daher 1500 Gulden betragen; es hätte

sich also in diesen neun Jahren das Kapital so reichlich verzinset, wie vorher bemerkt ist.

Ich mögte nun in keinem Fall die Zuverlässigkeit eines so auffallenden Ertrages aus der Bienenzucht, wie der Ritter von Ehrenfels in seiner Berechnung darstellt, verbürgen. Ich halte selbst diese Berechnung für übertrieben, und es scheint mir, daß besonders zu wenig auf Mißjahre und zufällige Unglücksfälle, welche doch bei allen Unternehmungen nicht ausbleiben, dabei Rücksicht genommen ist. Soviel geht aber doch in jedem Fall daraus hervor, daß, da der Plan von einem zuverläßigen glaubhaften Manne herrührt, da der Erfolg auch zur Zufriedenheit der Interessenten ausgefallen seyn soll, auch andere berühmte Schriftsteller über Bienenzucht meines Wissens nichts dagegen eingewandt haben, die Bienenzucht im Großen ein äußerst vortheilhafter Betrieb seyn muß, welcher sich besonders dadurch so sehr empfiehlt, daß ein verhältnißmäßig sehr kleines Betrieb-Kapital dazu gehört, und die übrigen Zweige unserer Oeconomie in keinem Fall darunter leiden, ja unter Umständen noch gewinnen können.

Mögte es meinen Lesern daher gefällig seyn, meinen nachstehenden Vorschlägen: auf welche Weise bei uns am leichtesten eine Bienenzucht im Großen eingeführt werden könnte, einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

Die gesammten Großherzoglich Mecklenburgischen Lande haben bekanntlich eine Oberfläche von 300 Quadratmeilen.

Da nun nach Behauptung der glaubwürdigsten Bienenkenner in einem angebaueten Lande, im gemäßigten Klima, mindesteus 1000 vollkommene Bienen-Stöcke auf jede Quadratmeile sich ernähren können, so folgt daß in Mecklenburg 300,000 Bienenstöcke mit Nutzen aufgestellt werden könnten, und wenn man den allergeringsten Ertrag eines Stocks, nämlich nach Abzug aller Kosten, nur zu zwei Reichsthaler annimmt; so würde unserm Vaterlande dadurch ein reiner Gewinn von 600,000 Rthlr. jährlich zuwachsen *).

Welch ein ergiebiger Zweig der Landwirthschaft würde also die bisher so verkannte Bienenzucht

---

*) Man erlaube mir, daß ich zur Unterstützung meiner Behauptung hier noch einen sehr beliebten Schriftsteller redend einführe.

Der Herr Pfarrer Christ zu Kronberg an der Höhe, sagt in seiner Anweisung zur nützlichsten und angenehmsten Bienenzucht. Frankfurt am Mayn 1789. „Es ist nicht zu viel an„gegeben, daß 25 gute Stöcke jährlich 100 bis 200 „Gulden abwerfen können. Man zähle solches nicht „etwa unter die Projecte derer, die die Berechnung „ihres Nutzens wohl auf dem Papier und in der „Phantasie, selten aber hernach in der Ausübung mög-

werden; denn eine solche Einnahme bloß aus den Blüthen der Gewächse und aus dem sonst so schädlichen Honigthau nehmen zu können, ist doch wohl ein Gegenstand, der verdient, daß man darüber nachdenkt, und ernstlich untersucht ob er nicht in Ausführung gebracht werden könne? —

Verdient die Bienenzucht also nicht mit Recht den Namen: einer uns bis jetzt verborgen gebliebenen Goldgrube?

Ich zweifle beinahe, daß Mecklenburg aus der im letzten Jahrzehend so sehr empor gekommenen Schaafzucht einer solchen reinen Einnahme sich zu erfreuen hat, besonders wenn man die jetzt viel kostbarere Fütterung in Abrechnung bringt. Wenigstens würden wir aus den reinen Aufkünften einer solchen Bienenzucht unsern Bedarf an Colonial-

---

„lich machen, seltener aber in Einnahme finden. Ich „habe in manchen Jahrgängen solche Bienenstöcke ge„habt, davon ein einziger sich über 20 Gulden ver„interessirt, indem mancher 20 Maaß Honig einge„tragen und dennoch einen jungen Schwarm gestoßen, „der auch innerhalb 4 Wochen 7 Maaß Honig einge„tragen, auch 2 1/4 Pfund, der alte aber 2 3/4 Pfund „Wachs abgegeben hat. Und das ist nichts besonde„res. Ein einziger guter volkreicher Stock in einem „Magazin Hause kann in einer reichen Bienengegend „in einem recht guten Bienenjahr 16 bis 20 Maaß „Honig eintragen." v. W.

Waaren, die uns nun einmal zum Bedürfniß geworden sind, bestreiten können. Wir würden dann nicht mehr den anderen Welttheilen, am wenigstens den Macklern derselben, den Engländern, die dennoch so gern für eine großgesinnte, uneigennützige Nation gehalten seyn wollen, mit großen Summen zinsbar bleiben.

Um aber nun wirklich diesen so wichtigen Zweck zu erreichen, nämlich: die Einnahme aus unsrer Bienenzucht zu einer so bedeutenden Höhe zu bringen, ist es, nach meiner Ansicht, durchaus nothwendig: diesen Kultur-Zweig im Großen zu betreiben. Die Absicht würde ganz verfehlt werden, wenn wir auch wirklich jene Zahl von 300,000 Stöcken in Mecklenburg aufstellen, und an die einzelnen Einwohner vertheilen wollten.

Daß die angenommene Zahl von 300,000 Bienenstöcken für alle Mecklenburgischen Lande nicht übertrieben ist, wird mir niemand streitig machen, wenn man nur erwägt, daß allein die Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Lande, mit Weglassung der Brüche, 6314 Domanial und Ritterschaftliche Hufen enthalten, und die 41 Städte außer den großen Wiesen- und Wald-Flächen 27,375 Morgen Landes besitzen. Rechnet man nun den Großherzoglich Strelitzischen Antheil, wie gewöhnlich mit $\frac{1}{7}$tel hinzu, so würden etwa auf jeder

Hufe 36 und auf jeden Morgen Städtischen Acker 1 Bienen-Stock zu ernähren seyn. Sollte dies nicht ausführbar seyn? — Diese Berechnung läßt sich eben so leicht auf jeden andern Staat anwenden, der mit unserm Vaterlande ohngefähr auf gleicher Höhe des Cultur-Standes stehet.

Um nun aber in Mecklenburg eine zweckmäßige Bienenzucht im Großen einzuführen, dazu besitzen wir, — so wie es mir wenigstens scheint, — ein zuverläßig wirksames Mittel.

Sollte es nemlich nicht ein würdiger in jeder Hinsicht sich so sehr empfehlender Gegenstand für unsern Patriotischen Verein seyn, hier mit einem rühmlichen Beispiel aufzutreten und Nachfolger zu erwecken?

Der Mecklenburgische Patriotische Verein hat sich bekanntlich vorläufig in 17 Districte oder Kreise vertheilt. Wenn in einem jeden dieser Kreise ein Bienenstand, — ich mögte ihn Muster-Bienen-Stand nennen, — wenn auch nur vorläufig von 100 Stöcken, unter die Aufsicht eines Sachverständigen Imkers errichtet würde, so könnte die Anordnung so getroffen werden, daß die Mitglieder eines jeden Districts die Eigenthümer eines solchen Bienenstandes wären, indem jeder von ihnen, statt einer Geld-Actie die Bienenstöcke in natura einlieferte. Sollte dies Beispiel, sobald die glücklichen

Resultate bekannt würden, nicht Nachahmer in hinreichender Menge erwecken? Sollte nicht manche Städtische Commüne sich zu einer gemeinschaftlichen Bienenzucht vereinigen? und weßhalb sollten diese nützlichen Thiere nicht eben so wol einen oder mehrerer Wächter werth seyn, da wir doch aller Orten einen gemeinschaftlichen Kuh-, Schaaf-, Schweinhirten ꝛc. anstellen? Warum wollte und sollte nicht jeder Bürger seinem eigenen und dem allgemeinen Interesse ein Opfer des freien Willens eben so willig bringen, und das Recht, Bienen unter eigener Aufsicht zu halten, aufgeben, als er gehalten ist seine Kühe, Schaafe und Schweine mit der allgemeinen Heerde weiden zu lassen, zumal, da bei der neuen Einrichtung, wenn sämmtliche Bienenstöcke eines Orts unter Aufsicht sachkundiger Männer gestellt werden, jeder einzelne Eigenthümer einen so großen und sichern Gewinn zu erwarten hat?

Ich halte mich wenigstens überzeugt, daß auf die von mir vorgeschlagene Weise binnen höchstens 10 Jahren die so wohlthätige Bienenzucht im Großen bei uns eben so im Gange seyn wird, als es jetzt mit dem Mergeln der Aecker, mit der veredelten Schaafzucht ꝛc. der Fall ist, und Mecklenburg aus diesem nützlichen Kultur-Zweige vollkommen den Gewinn haben wird, den ich mir davon verspreche, und den ich verheißen habe.

Würde dann gar die Bienenzucht in ganz Europa noch allgemeiner, und könnten wir statt des Westindischen Zuckers den einheimischen gebrauchen, welchen die gütige Natur uns in unserm Vaterlande darbietet, der nicht von erkauften unglücklichen Afrikanern — unsern Mitmenschen — erzogen worden, sondern durch ein Insect hervorgebracht wird, das uns diesen großen Dienst erweiset; ein Insect, das, indem es sich durch Befriedigung eines natürlichen Instincts selbst beglückt, zugleich ein so angenehmes Bedürfniß zum Nutzen des Menschen wohlthätig bereitet: wie gesegnet würden in so mannigfaltiger Rücksicht die Folgen seyn, die sich wohlthuend, als neue Hülfsquellen, über unser Vaterland verbreiten würden, und wie glücklich würde es mich machen, wenn die wenigen Andeutungen, welche diese Blätter enthalten, irgend etwas dazu beigetragen hätten. Ich glaubte um so zuversichtlicher mit diesen Vorschlägen hervortreten zu können, da schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eben dieser Gegenstand, ebenfalls von einem Mecklenburger sehr eindringlich empfohlen ist. Ich verweise deshalb auf das sehr bekannte, für unsere Mecklenburgische Landwirthschaft noch immer klassische Werk des Herrn von Engel: „Briefwechsel, die Landwirthschaft, insbesondere die Mecklenburgi-

sche, betreffend. Schwerin, bei Bärensprung, 1787. Bekanntlich war das Manuscript zu diesem Buche schon gleich nach dem siebenjährigen Kriege zum Druck fertig, aber da sich kein Verleger zu der Zeit finden wollte, so erschien es erst, durch Mitwirkung des Sohnes vom Verfasser, im Jahr 1787. Im zweiten Theil dieses Werkes enthält die Beilage von S. 544 bis 570 eine lesenswerthe Erörterung über diesen Gegenstand, die um so lehrreicher ist, da der Verfasser seine eigenen, anfangs mißlungenen und nachmals besser gerathenen Versuche offen erzählt.

Mögte wenigstens Niemand meine gute Absicht verkennen! Gern will ich dann auch meinen alleinigen Lohn für diese gut gemeinte Mittheilung in meinem eigenen guten Bewußtseyn finden, denn ich habe mich seit geraumer Zeit gewöhnt, den Ausspruch von Pope mir zuzueignen:

Blessed is he, who expects nothing,
For he shall never bee disappointed.

Nachtrag.

Bei der nochmaligen Durchsicht meines Manuscripts fielen mir einige Bemerkungen bei, die ich nicht gerne auf dem Herzen behalten wollte, die ich daher, indem sie sich nicht schicklich mehr in dem

nun einmal geordneten Vortrage einweben ließen, hier noch nachtragen will. Man verzeihe mir diese Abschweifung, denn wenn sie gleich von dem Haupt-Inhalt meiner Darstellung entfernt zu liegen scheint, so mag sie vielleicht doch wol etwas enthalten, das grade jetzt ein Wort zu seiner Zeit geredet seyn möchte.

Ich habe im Anfange dieses Aufsatzes des verstorbenen Ober-Land-Drosts von der Lühe und andrer Männer gedacht, die unter den Vielen, die sich um die Aufnahme unsrer vaterländischen Landwirthschaft Ruhm erwarben, wohl eine ausgezeichnete Stelle verdienen. Der Herr Ober-Land-Drost von der Lühe lebte, wie wohl den mehrsten meiner Leser bekannt seyn wird, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er war es, dem Mecklenburg seine jetzige im Allgemeinen so musterhafte Schlag-Eintheilung verdankt. Herr von der Lühe war in den unruhigen Zeiten zu mehreren Malen ins Holsteinsche geflüchtet, und hatte sich mit der daselbst eingeführten Koppel-Wirthschaft bekannt gemacht. Dies gab die Veranlassung, daß er eine ähnliche Eintheilung der Felder auf seinen Güthern machte. Es fanden sich bald Guthsbesitzer welche seine Anordnungen nachahmten, und so entstand allmählig die Mecklenburgische Schlag-Wirthschaft als ein eigenthüm-

liches Wirthschafts-System, welches man früher noch in keinem Lande antraf, später aber viele Nachahmer, besonders im vormaligen Schwedischen Pommern gefunden hat. — Dies System hat in vieler Hinsicht große Vorzüge, und weicht besonders von dem Holsteinschen darin ab, daß bei uns der Kornbau, im letztern Lande aber Abnutzung aus dem Milch-Vieh, das Haupt-Ziel der Oeconomie ist. — Bei welcher Wirthschafts-Art nun der größte Gewinn ist? — Diese Frage ist sehr problematisch besonders deshalb, weil der Boden in beiden, obgleich in so naher Nachbarschaft liegenden Ländern, doch sehr verschiedener Natur ist.

Die beiden Küsten Holsteins in der Breite von zwey bis drey Meilen haben unstreitig einen reicheren, besonders mehr zum Graswuchs geneigten Boden, als Mecklenburg im Allgemeinen; und in solchen Gegenden glaube ich, daß die Holsteiner durch mehrere Erzielung von Fett-Waaren vollkommen den Verlust decken, welchen sie durch Mangel an Sorgfalt bei Bereitung ihrer Aecker, in Vergleichung der bei uns üblichen Bestellung zum Korn-Bau, erleiden.

Soviel ist gewiß, daß die Pachtungen der Güter und Aecker in Holstein höher sind, als bei uns. Die ganze verpachtete Fläche eines Guths wird durchweg, — mit alleiniger Ausnahme der Höl-

zungen, — in den besten Gegenden z. B. in den Umgebungen von Kiel, mit 15 bis 18 Mark Holsteinsch Courant für die Tonne, zu 240 Quadratruthen gerechnet, bezahlt; wenn nun gleich in Mecklenburg für den besten Boden auch wohl ein Thaler pro Scheffel Pacht gegeben wird, so muß hier doch besonders berücksichtigt werden, daß in Holstein auch für die Wiesen eben so viel bezahlt wird, indem bei uns die Wiesen in der Regel nur als eine angenehme Zugabe betrachtet, bei Berechnung der Pacht-Summe aber wenig berücksichtiget werden.

Der Rücken beider Herzogthümer Holstein und Schleswig uud auch des ganzen Jütlands hat aber durchweg sehr leichten, größtentheils mit Heide bedeckten Boden. Hier müßte, so wie mir es scheint, die Mecklenburgische Schlageintheilung mit sehr gutem Erfolg eingeführt werden können, denn nach meiner Erfahrung ist eine Eintheilung in 7 Schlägen mit einer Brache und 3 Weide-Schlägen auf mittel und leichtem Boden die vollkommenste, welche wir kennen. Ob aber nicht noch einzelne Güther bei uns angetroffen werden könnten, welche bei der Schlag-Eintheilung im Ertrage mehr verloren als gewonnen haben, stelle ich der Prüfung einsichtsvoller Landwirthe anheim. Ich glaube wenigstens ein Guth zu kennen, — und

warum sollte ich es nicht nennen? — Gorschendorff im Amte Neukalden, welches bei der früheren Bewirthschaftung in 3 Feldern bedeutend mehr Korn lieferte, als nach der geschehenen Eintheilung in Schlägen. Auch will es mir scheinen, daß solches wohl bei allen Gütern der Fall seyn müßte, welche, so wie das Genannte, ganz vorzüglich starken lehmigten Waizen Boden haben, der bekanntlich nicht zum Graswuchs geneigt ist. Dazu kommt noch die auf diesem Gute vorhandene, verhältnißmäßig starke Heuwerbung, so wie auch eine angemessene, auf keine andere Weise zu benutzende Neben-Weide.

Mein verstorbener Schwiegervater, der Hauptmann von Blücher, ein allgemein als zuverläßig und glaubhaft anerkannter Mann, hat mir nemlich versichert, daß er während seines Besitzes jenes Guts mehreremale von seiner jährlichen Erndte 30 Last Waitzen verkauft habe.

Schwerlich wird ein solcher Einschnitt bei der jetzigen Eintheilung zu erwarten seyn! — Daß Gorschendorff übrigens, in Folge einer, nach bestehenden Vorschriften abgefaßten, gerichtlichen Taxe für 34,500 Rthlr. NZwdr. ohnlängst verkauft ist, ist bekannt. — Wie sehr wir aber unser National-Vermögen durch solche unverhältnißmäßige niedrige Taxen vermindern und im Werth

herabsetzen, und dabei noch den Verkauf für $\frac{2}{3}$tel der Taxe vorschreiben, — das muß jeder gute Patriot bedauern! — Ganze Familien werden dadurch, oft ganz unverschuldet und unnöthig, in Noth und Armuth gestürzt.

Man wird, wenn die Norm zur Taxe eines Landguths nach andern Grundsätzen, wodurch das Resultat derselben höher werden müßte, vorgeschrieben würde, wohl nicht zu fürchten brauchen, daß bei Concursen die Debit-Wesen zu sehr in die Länge gezogen werden könnten, welches freilich äußerst nachtheilig für die Creditoren werden muß. Die Erfahrung neuerer Zeit lehrt aber, das fast alle Güther welche gerichtlich plus licitando verkauft sind, bis zu dem vollen Tax-Preis weggehen, und die gebotene Summe diese Taxe noch oft übersteigt. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß, wäre die Taxe höher gewesen, die Liebhaber auch höher geboten hätten. Denn ein Kaufmann der seine Waare selbst nicht in Werth hält, wird immer einen schlechten Markt halten. Daß man sich einbilden will: das Resultat der Taxe sollte ein Geheimniß bleiben, das ist wie die Erfahrung lehrt, eine bloße Illusion. Wie nachtheilig ein übereilter Guthsverkauf immer für die jüngern Creditoren werden muß, daran fehlt es auch nicht an Beispielen!

Nachschrift des Redakteurs.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der vorstehende, mit so vieler Umsicht entworfene Aufsatz des patriotisch denkenden Herrn Verfassers, Aufmerksamkeit erregen möchte. Der Ausführbarkeit der hier gegebenen Vorschläge kann wenigstens nichts im Wege stehen und der, aus einer solchen Anstalt hervor gehende Nutzen ist augenscheinlich. Es wird also nur darauf ankommen, Theilnehmer für die Sache zu gewinnen.

Die Mecklenburgische Landwirthschaftsgesellschaft hat schon gleich beim Anbeginn ihrer Entstehung für die Aufnahme der Bienenzucht viel gethan, indem eine ganze Reihe von Jahren hindurch jährlich Preise für die Bienenzucht ausgelobt und ausbezahlt wurden, wovon man in den ältern und neuen Annalen die Zeugnisse findet. Die Erfahrung lehrte es aber, daß dieser Industriezweig dadurch um nichts gehoben ward. Diese Preise waren nur für Bauern, Landschullehrer und sogenannte kleine Leute bestimmt. Selten nahmen Landprediger Theil daran; Guths-

besitzer und Guthspächter konnten, schon der Kleinheit des Preises wegen, nicht mit Anstand Anspruch auf diese Belohnung machen; auch waren sie ausdrücklich davon ausgeschlossen. Nun giebt es aber mehrere Gegenden in unserm Vaterlande, wo, selbst von Bauern und Katenleuten, der günstigen Ortslagen wegen, die Bienenzucht stark betrieben wird. Solcher Gegenden haben wir aber nur wenige. Da nun nur diejenigen Bienenpfleger bei den Preisaustheilungen zur Konkurrenz kamen, welche die mehrsten Stöcke durchgewintert hatten, so war die natürliche Folge, daß die Preise nur nach solchen Orten hinkamen, wo ohnehin schon viele Bienenstände waren. Die Besitzer zahlreicher Stöcke brauchten sich also gar keine Mühe zu geben; der Preis ward ihnen doch zu Theil. Die Armen hingegen, die nur wenig Bienenstöcke hielten und halten konnten, gingen immer leer aus, sie mochten sich so viele Mühe geben, wie sie wollten.

Schwerlich ließ sich hier eine solche Ausgleichung treffen, daß nur an solchen Orten, wo die Bienenzucht nur schwach betrieben wird, vorzüglich

den Aermern, und unter diesen, denjenigen, die es am mehrsten durch ihren Fleiß und dnrch die angewandte Sorgfalt verdienten, die verdiente Belohnung zu Theil werden konnte. Es fiel also grade da, wo die Belohnungen am mehrsten würken sollten der beabsichtigte Zweck gänzlich weg, und ich muß aufrichtig bekennen, daß ich es nicht weiß, wie hier eine sichere Maaßregel hätte aufgefunden werden können, daß diese Belohnung nicht dem reichen Besitzer zahlreicher Bienenstöcke, dem seine Pflege keine bedeutende Mühe mehr verursachte, sondern dem Würdigeren, der sich nicht grade durch einen zahlreichen Bienenstand, sondern durch angestrengtere Mühe und ausgezeichnetere Geschicklichkeit in der Bienenpflege hervor gethan hatte, zu Theil werden konnte. Die Landwirthschaftsgesellschaft war also, wenn in spätern Zeiten ihre Kräfte es auch erlaubt hätten die Preise fortzusetzen, gar nicht zu tadeln, daß sie diese Belohnungen aufhören ließ.

Allein deshalb ist dieser Gegenstand keinesweges gänzlich aufgegeben. Um so mehr verdient der verehrungswürdige Herr Verfasser den Dank, nicht

blos des Patriotischen Vereins, sondern auch unsers ganzen vaterländischen Publikums, daß er die Aufmerksamkeit auf diesen so nützlichen Industriezweig zu wecken sucht und hoffentlich wird das von ihm Vorgetragene nicht umsonst gesagt seyn. Wenn man sich auch würklich von den großen Vortheilen, die nach den Vorschlägen des Herrn Verfassers nicht blos für den Privatmann, sondern auch für das ganze Land hieraus hervor gehen sollen, nicht in der hier dargelegten Allgemeinheit überzeugen wollte, — obgleich nach meiner Ansicht wohl nicht viel dagegen zu sagen seyn möchte, — so würde doch der Nutzen, den jeder Privat-Eigenthümer eines Bienenstandes, vorzüglich aber der sogenannte kleine Mann, von dieser Einrichtung haben würde, sehr bedeutend seyn. Jeder Bauer, jeder Büdner und Tagelöhner, welchen letztern es vorzüglich an Zeit und Gelegenheit fehlt, die Bienenpflege zu treiben, — oft nicht einmal treiben dürfen, — könnten, wenn auch nur mit wenigen Stöcken, ihren Antheil daran haben. Dadurch würde dieser Menschenklasse, ohne alle Versäumniß ihres Berufs, immer ein sicherer Erwerb zufließen, der ihnen in ihrer

Lage, wenn gleich auch nur mäßig, doch nie unbedeutend seyn könnte. Auch schon von dieser Seite betrachtet, verdient also die Idee des Herrn von Wickede recht ernsthaft beachtet und geprüft zu werden.

Daß Herr v. Wickede sich auch über andre Materien, die der Hauptsache aus dem Wege zu liegen scheinen, etwas ausführlicher verbreitet hat, das wird nicht getadelt werden können, da der Vortrag von selbst darauf leitete und nützliche Wahrheiten immer und an jedem Orte willkommen seyn müssen. Ist zwar die italienische Pappel etwas unfreundlich behandelt, so wird man dem Herrn Verfasser allerdings doch darin Recht geben müssen, daß sie an Ackerrändern, wegen ihrer sich weitausbreitenden Wurzeln, schädlich ist; auch muß man es zugestehen, daß eine Pappel-Allee von beträchtlicher Länge etwas Einförmiges hat. Stellt man dieser aber eine abgekröpfte Weiden-Allee gegenüber, so ist doch letztere ungleich weniger erquickend. Werden überdies die Pappeln nicht einzeln, sondern Gruppenweise, 3, 4 bis 5 Stämme, in etwa zweifüßiger Entfernung verpflanzt, so nimmt sich dieser

Baum auch in Alleen gewiß sehr schön. Daß das Holz ganz und gar zu nichts taugen sollte, kann ich dem würdigen Herrn Verfasser auch nicht zugestehen. Die Pappel giebt vortreffliches Möbelholz, das, wenn es von einem geschickten Tischler bearbeitet worden, keinem andern Holze an Glanz und Schönheit nachsteht; besonders wenn der Baum durch regelmäßiges Köpfen absichtlich dazu erzogen worden. Ueberzeugende Beweise davon könnte ich dem Herrn v. W. darlegen, wenn ich gelegentlich mit der Ehre seiner Gegenwart erfreut würde. Hat also die Pappel, mit andern edlen Baumarten verglichen, nur einen sehr untergeordneten Rang, so verdient sie doch schon ihrer Schnellwüchsigkeit wegen, da sie keinen Boden, selbst nicht den unfruchtbarsten Flugsand, verschmäht, keinesweges das strenge Urtheil der Landesverweisung!

Das Beispiel einer gänzlich mißgerathenen Stallfütterung zu Suckow, deren Herr v. W. in der Anmerkung zu S. 595 gedenkt, ist noch kein Beweis, daß die Stallfutterung bei uns in Mecklenburg schlechthin unausführbar seyn sollte; vielmehr giebt sie nur die Bestätigung, daß eine solche

gänzliche Umformung unsrer bisherigen Wirthschafts-methode nicht anders als durch eine sehr sorgfältige Vorbereitung mehrerer Jahre, und durch reichliche Aufsparung an trocknem Futter ins Werk gesetzt werden kann; daß auf unsern großen Landgütern sich hier unübersehbare Schwierigkeiten entgegen stellen, und daß es überhaupt noch sehr problematisch ist, ob wir, auch bei den besten Fortschritten einer Stallfutterungswirthschaft auf großen Landgütern, unsre Rechnung finden würden. Auf solchen großen Landgütern bleibt bei uns, wie Herr v. W. sehr richtig behauptet, unsre gewöhnliche Schlagwirthschaftschaft mit Abwechselung zwischen Fruchtbau und Weide, allerdings das größte Meisterstück der Kunst. Aber für mittelmäßige Landgüter und kleine Wirthschaften, vorausgesetzt, das Boden und Lage dem Futterbau zusagen, würde die Stallfütterungs-Wirthschaft, nicht bloß für den Eigenthümer, sondern auch für den ganzen Staat von unzuberechnendem Nutzen seyn. Die ängstliche Sorge, daß wir am Ende so viele Landesprodukte erzeugen werden, die uns auf dem Halse liegen bleiben, scheint mir — wenigstens noch auf lange Jahre — übertrieben. Verliehren

wir auch, durch den Lauf der gewöhnlichen Konjunkturen, ab und zu an den Preisen, so gewinnen wir dagegen, bei fortschreitender Erhöhung unsrer Kultur, wieder an der Menge. Dieser Ueberfluß wird auf die größere Veredlung und Vermehrung unsrer Viehzucht einen wohlthätigen Einfluß haben, und der nie ruhende menschliche Erfindungsgeist wird schon nach und nach auf andere nützliche Erwerbsquellen geleitet werden. Wir wollen also nicht aufhören Getreide zu bauen und alle damit verbundenen Erwerbszweige zu erweitern, damit wir für unsern Ueberfluß uns auch der Gaben des Auslandes erfreuen können. Denn es ist, aufs mindeste gesagt, immer eine sehr engherzige und und schädliche Idee, daß der Ausländer uns unsre Produkte abnehmen soll, wir hingegen wollen uns ganz auf die unsrigen beschränken und verlangen von ihm Nichts. So unausführbar dies schon an sich ist, so ist es eine offenbare Widersetzlichkeit gegen den großen, wohlthätigen Plan des weisen Schöpfers, der alles, was die Natur in nahen und fernen Himmelsstrichen hervor bringt, nicht bloß zum Nutzen einzelner Menschen, sondern aller Bewohner der Erde hervorgebracht

hat. Nur auf diesem Wege wird das gesellige Band um alle Nationen geschlungen. Es ist nicht bloß der Austausch der Bedürfnisse, nicht bloß der Gewinn an Mitteln zur Förderung der Gemächlichkeit des bloß thierischen Lebens, sondern der unendlich edlere Gewinn, wodurch Künste und Wissenschaften, Menschenachtung und Sittlichkeit über den ganzen Erdboden gefördert werden; und dies alles in größerm oder minderm Maaße, in wiefern aller Verkehr mehr oder weniger frei, oder mehr oder minder lastend mit tausendfachen Abgaben und Plackereien beschwert ist, wodurch nur Betrug, Arglist und alle Abstufungen der Immoralität gefördert und genährt werden. Werde es doch endlich der Wahlspruch aller Staaten: **Freier Handel und Verkehr durch die ganze Welt!**

Bitte um gründliche Beantwortung der Frage: Würde es zum Wohl des Staats gereichen, wenn jeder Gutsbesitzer freie und unbeschränkte Disposition über seine Waldungen hätte?

Es sind nun beinahe sieben Jahrgänge unsrer Neuen Annalen erschienen, allein in dem großen Reichthum der darin aufbewahrten, theils sehr interessanten, theils minderwichtigen Materien, habe ich in der ganzen Zeit, nemlich in den langen sieben Jahren der Existenz dieser Schrift, — (die für Mecklenburg jetzt schon von unverkennbarem Werthe ist, und wenn derselben von dem guten Genius Mecklenburgs ein längeres Daseyn beschieden seyn sollte, — welches gewiß viele mit mir recht herzlich wünschen, — sich noch immer gemeinnütziger und schätzbarer machen wird,) — nichts, oder wenigstens doch nichts von Bedeutung über einen Gegenstand gefunden, der doch, nicht bloß in unsre Landwirthschaft, sondern auch in unsre National-Oekonomie sehr tief eingreift. Ich meine nämlich: unsre Forstwirthschaft. Man könnte freilich diesen Mangel an Aufmerksamkeit für einen so wichtigen Zweig unsrer Landesökonomie auf eine sehr gute Art deuten, nemlich so: daß unsre Forstwirthschaft, so wie auch unsre Forst-

Polizei zu dem Grade der Vollkommenheit gediehen wäre, daß sich durchaus nichts von Erheblichkeit, so wenig Gutes noch Böses, darüber sagen ließe. Allein wenn man die zum Theil sehr laut schreienden Klagen über das Dahinschwinden unsrer schönen Waldungen; — über die, an manchen Orten unsers Vaterlandes schon überhand nehmende Theurung des Holzes aller Art; — über die immer ärger werdenden Holzfrevel; — anhört: so wird der unbefangene und partheilose Zeuge solcher Klagen verlegen, was er eigentlich von der Sache denken soll. Wären die Klagen gerecht, warum erhebt sich denn nicht eine Stimme, die öffentlich alle diese Mängel mit allen nachtheiligen Folgen, die für den ganzen Staat, und für die Nachkommen noch mehr als für die jetzt Lebenden, daraus hervor gehen, mit Gründen und Thatsachen öffentlich darlegt? — Sind sie aber ungerecht, nun! so ist es ja um so mehr Pflicht, daß Männer, die der Sache gewachsen sind, öffentlich auftreten und die Unzufriedenen darüber belehren.

Es ist bekanntlich unter den Lehrern der Staatswirthschaft die Frage noch nicht entschieden: ob es für alle Staatsbürger besser sey, daß Privatwaldungen, eben so gut wie jedes andere rechtlich erworbene Eigenthum, der völlig freien und unbeschränkten Disposition des Eigenthümers überlassen bleiben sollen; oder: ob dieser Theil des Privat-

Eigenthums nur unter Beschränkungen und nie ohne nachgesuchte Erlaubniß der obersten Staatsbehörde genutzt werden soll? — In Mecklenburg hat der grundgesetzliche Landes-Vergleich für den letzten Fall in so fern entschieden: daß der Grundherr zwar berechtigt ist, alles Holz, das zur Erhaltung des Grundstücks und zu den übrigen wirthschaftlichen Bedürfnissen erforderlich ist, frei und ungehindert zu fällen, dagegen ist es ihm nur erlaubt jährlich 12 Eichen und 50 Büchen zu verkaufen. Will er größere Quantitäten ins Geld setzen, oder ganze Reviere abräumen, so muß er sich die Landesherrliche Concession dazu erbitten, die aber nicht eher erfolgt, als bis eine Kommission von sachkundigen Männern eine Untersuchung angestellt und darüber entschieden hat, ob eine solche Holzdevastation ohne Deterioration des Gutes geschehen kann. Dies gilt indessen nur für Eichen und Büchen. Mit den Tannenhölzungen, so wie mit allem übrigen sogenannten Weichholz, kann der Gutsherr machen was er will.

Bey so fest bestimmten Gesetzen sollte man also glauben: Mecklenburg wäre ein Land, in welchem gar keine Holzverwüstungen geschehen könnten, und die glücklichen Bewohner dieses, in so mancher Rücksicht so gesegneten Landes, hätten sich also dieses unentbehrlichen Lebensbedürfnisses reichlich

zu erfreuen. Aber die Erfahrung belehrt uns eines andern. Wenn wir einige Gegenden ausnehmen, die sich noch des großen Vorzuges schöner Eichen- und Büchenwaldungen erfreuen können, so gibt es dagegen andere, wo alle die vormaligen schönen Gehölze so rein wegrasirt sind, daß keine Spur der vormaligen Waldpracht mehr zu finden ist; ja! mancher Gutsbesitzer ist schon in die Nothwendigkeit gesetzt, jedes Rick, jeden Zaunpfahl, jedes unentbehrliche Stück Nutzholz für baares Geld zu kaufen. Trift einen solchen nun gar das Unglück, daß ihm Gebäude abbrennen, oder wol gar der ganze Hof in Feuer aufgeht, — wie wir nur noch kürzlich dies große Unglück erlebt haben, — so kann ein solcher neuer Anbau in manchen Fällen wohl an den Werth des ganzen übrigen Grundstücks hinan gehen.

Ich bin nicht mehr Landmann, obgleich ich es vormals war; auch bin ich nicht Forstwirth, noch weniger Staatswirth, darf es mir also nicht anmaßen über einen Gegenstand entscheidend mitsprechen zu wollen, der nicht bloß auf das gemächlichere Leben der Staatsbürger, sondern auch auf den wirksamen Betrieb eines großen Theils derselben, einen sehr bedeutenden Einfluß hat. In wiefern der Mangel dieses, nächst dem Brod das wir essen, unentbehrlichsten Lebensbedürfnisses, eine zahlreiche Menschenklasse zur Immoralität und

Verdorbenheit hinreißt, darüber gibt das, was Herr Uffhausen im 7ten Jahrgange S. 265 u. f. f. dieser Annalen sagt, sehr bedeutende Fingerzeige.

Der Wunsch, daß dieser Gegenstand auch für unser Vaterland einmal öffentlich und von Männern, die der Sache gewachsen sind, verhandelt werden möchte, ward bei mir noch mehr lebendig, als mir ein Blatt der Leipziger Literaturzeitung in die Hände fiel, das über diese Materie höchst paradoxe Ideen zu Tage legt. Es wird hier nemlich eine Schrift von einem Dr. Herrfeldt angezeigt, die, wie es nach dem Inhalt dieser Rezension sich vermuthen läßt, eine Widerlegung einer andern Schrift seyn soll, die vom Dr. Murhard herausgegeben ist, in welcher nicht nur das freie und unbeschränkte Eigenthum der Privat-Waldungen vertheidiget wird, sondern in welcher der Verfasser auch sogar es zu beweisen unternimmt: welche große Glückseligkeit daraus für den Staat hervor gehen würde, wenn auch für die Domainen-Waldungen alle Oberaufsicht von Seiten des Staats abgeschaft würde.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, diese beiden Piecen zu erhalten, aber es hat mir nicht gelingen wollen. Es schien mir daher nicht unzweckmäßig, die in der gedachten Literaturzeitung befindliche Rezension ihrem ganzen Inhalte nach für unsre

Annalen mitzutheilen; denn da ich überzeugt bin, daß wir doch auch in Mecklenburg Männer haben, die im Stande sind, diesen Gegenstand gründlich zu beurtheilen, so würde ich es mir zum Verdienst anrechnen können, wenn mir nur das geglückt wäre, die Veranlassung gegeben zu haben, daß unsre Annalen über einen so wichtigen Gegenstand der Staatswirthschaft, der auch für unser Vaterland von so hohem Interesse ist, nicht länger so unverantwortlich schweigen.

Ich habe es vergessen, die Nummer des Blatts zu bemerken, in welcher die hier mitgetheilte Rezension befindlich war, und da ich sie mir nicht wieder zu verschaffen weiß, wird man mir diesen Uebelstand, als Nicht-Gelehrten, nicht verargen. *) Der Rez. läßt sich nun folgendermaßen vernehmen:

„Diese Schrift ist, als eine Dissertation, gegen die neuern staatswirthschaftlichen Grundsätze aufgetreten, und Herr H. hat darin, obgleich Cameralist, die alte vormundschaftliche Tendenz, welche die ehemaligen Hofpublicisten aus dem despotischen Principe hervor brachten, wieder zu Tage fördern wollen, auch diesen Gegenstand nicht von der staatswirthschaftlichen, als der geeignetsten, sondern bloß

*) Diese Rezension befindet sich im Julius-Hefte der Leipz. Liter. Zeit. von diesem Jahre. Die Nummer ist mir aber auch entfallen. A. d. R.

von der — aber nur scheinend — rechtlichen Seite betrachtet. Daher müssen auch die Resultate dieser Schrift mit den neuern staatswirthschaftlichen Prinzipien in Kollision, und mit der gegenwärtigen Stufe des Selbsterkennens des deutschen Volkes ganz und gar nicht in richtiger Harmonie stehen. Auf einer Seite verlangen alle Bürger vollkommenes Eigenthumsrecht, so daß sie freie Disposition über ihr Eigenthum haben, was auch die neuern Rechts- und Wirthschafts-Prinzipien aussprechen, und auf der andern Seite fodert der Verfasser, daß die Regierung, weil der Mangel des Holzes das Leben, die Existenz der Staatsbürger gefährde, und dieselben wegen dieser Existenz den Schutz des Staates in Anspruch zu nehmen berechtiget seyn, eine Forstpolizei haben müsse, welche auch das Privat-Wald-Eigenthum in ihre Aufsicht nehme, und jedem Eigenthümer die freie Disposition über seinen eigenthümlichen Waldboden verweigere. Nur in dem einzigen Falle gibt er das Privateigenthum frei: wenn die Staatswaldung alle Holzbedürfnisse sämmtlicher Staatseinwohner befriedigen kann; in allen andern Fällen müsse die Forstpolizei-Aufsicht, je nach den Umständen bald strenger, bald weniger streng, bleiben: wir können hier mit Recht dem Verfasser entgegen setzen. Wenn die Staats-Waldungen für sämmtliche Bedürfnisse

der Einwohner nicht zureichen, warum verlangt er nicht von der Regierung, im Fall er derselben auch wirklich eine solche vormundschaftliche Tendenz zueignen will, daß sie selbst den erforderlichen Waldboden anlege, gewinne und halte, um dem ewigen Rechte der freien Disposition über das Eigenthum nicht zuwider zu handeln? Dies wäre gewiß ein gerechterer Weg, den die Regierung einschlagen könnte, als die Rechte einzelner Bürger, die grade Wald-Eigenthum besitzen, auf Kosten ihres Wohlstandes und zum Vortheile aller andern, zu kränken. Die Regierung, wenn ihr überhaupt die Tendenz zu einer solchen Bevormundschaftung zugetheilt werden kann, muß eher allen freien Boden vorher zu Wald anlegen, alle mögliche Holz-Surrogate aufsuchen, selbst alle Domainen in Waldungen vorher verwandeln, ehe sie die Rechte des Privat-Eigenthums vernichtet. Die Bedeckung, die Kleidung, die Nahrung, sind noch größere absolute Bedürfnisse, als das Holz. Sorgt denn die Regierung auf Kosten des Privat-Eigenthums-Rechts auch dergestalt für dieselben, daß sie zu wohlfeilen Preisen vorhanden seyn? Müssen die Bürger nicht selbst dafür sorgen? Das Absolute dieser Bedürfnisse zwingt von selber die Bürger zu dieser Sorge. Könnte die Nothwendigkeit des Holzes sie nicht auch ebenso dazu nöthigen? Es wird gewiß gesche-

hen, wenn das Holz einen solchen Preis erhält, daß der Waldboden dem Ertrage des Ackerbodens gleich kömmt. An dem Mangel dieses Preises sind die Staatswaldungen, die Forstpolizei und die Forstbeamten Schuld. Aber der Verfasser verlangt geringe Holzpreise auf Kosten der Privat-Wald-Eigenthümer. Wir fragen: können die Bürger von dem, was das Heer der Regierungs-Forstbeamten, welche fast den ganzen Ertrag der Staats-Waldungen verschlingen, an Aufwand kostet, welcher auf die eine oder andere Weise dem Volke zu gute käme, nicht höhere Preise für das Holz bezahlen? — Gewiß! dann würde aber auch Holz gebauet werden und der Ertrag unter die Bürger sich vertheilen, anstatt ein überflüssiges, bloß consumirendes Beamten-Korps zu unterhalten; dann würde es Waldwirthe geben, die ihr Holz zu Markte bringen, wie die Landwirthe ihre erzeugten Produkte; dann würden Wirthe entstehen, welche Land- und Waldwirthschaft zusammen treiben; dann würde auch der Handel, welcher absolut ein freier Weltverkehr seyn muß, Holz genug herbei schaffen; dann würde das Volk auf größere Holzersparnisse und auf Holzsurrogate raffiniren und dann endlich würden die Holzpreise auf denjenigen Standpunkt kommen, wie ihn, neben solchen Verhältnissen, eine freie Koncurrenz von selbst schaft.

Die Forstwirthschaft der Regierung ist die allerkostspieligste unter allen Gattungen der Regierungs-Oekonomie; sie stehet mit ihrem Aufwande im größten Mißverhältnisse gegen ihren Ertrag; ist also dem Prinzip der National-Oekonomie aufs höchste widersprechend; mithin sollte sie, auch auf der vom Verfasser übergangenen wirthschaftlichen Seite betrachtet, nicht vorhanden seyn, oder, wo sie existirt, nach und nach abgeschafft werden. In diesem letztern Falle versteht es sich von selbst, daß dies die Regierung mit Klugheit und Behutsamkeit vollziehen, und nicht auf einmal alle ihre Domainen-Waldungen aufheben, sondern es nach und nach Gegenden- oder Distriktsweise mit einem Theile, anfänglich der Gemeinde, und dann der Staats-Waldungen vorzunehmen versuchen müsse. Die Folgen einer Forstpolizei-Aufsicht auf das Privat-Waldeigenthum sind und bleiben, freilich zur Freude der Forstbeamten, immer äußerst nachtheilig; denn diese Polizei ist die Ursache, warum keine oder nur wenige Privat-Waldeigenthümer entstehen, weil Jedermann über sein Eigenthum ein freies Dispositions-Recht wünscht, und Niemand mit demselben von fremder Willkühr abhängig seyn will. Sie ist die Ursache großer Anmaßungen und eigennütziger Absichten vieler Forstbeamten, denen sich Niemand gerne unterwirft. Sie ist die Ursache von zu vielem

Einmischen der Regierung in die Privat-Angelegenheiten, welches niemals die individuellen, temporellen und örtlichen Verhältnisse verfolgen, noch berücksichtigen kann, was doch dazu absolut nothwendig ist. Sie ist die Ursache, daß das Volk, welches sich stets auf die Vormundschaft verläßt, auf keine Ersparnisse und Surrogate raffinirt, also dadurch das Holzerforderniß größer bleibt. Sie ist die mittelbare Ursache von Demoralisation und Strafen, weil das Volk das Staats-Eigenthum nicht so respektiren zu dürfen wähnt, als das Privat-Eigenthum, und weil jenes Eigenthum keiner so genauen und sichern Aufsicht fähig ist, als dieses. Sie ist die Ursache, daß nie der höchstmögliche Ertrag aus dem Boden gezogen wird, was doch die Gesetze der National-Oekonomie postuliren. Sie ist endlich die Ursache von größern Holzdevastationen in der unmittelbaren Aufsicht der Regierung, als in dem freien Privatbesitze, weil die Wachsamkeit gegen Diebereien, Feuersgefahr, schädliche Insekten u. s. w. bei den Privat-Eigenthümern größer und genauer ist, als die der Regierung durch ihre Forstbeamten. Die Vortheile der Ueberlassung der Waldungen in freies Eigenthums-Recht werden bedeutend werden. Die der Land- und Wald-Wirthschaft, auch der Civilisation selbst so nachtheilige Jagd wird aufhören, und dem Grundeigen-

thümer, als dem natürlich rechtmäßigen Besitzer, mit der Bedingung zurück gegeben werden, keinen andern, als einen den Mitbürgern unnachtheiligen Gebrauch davon zu machen und allen daraus entstehenden Schaden zu vergüten. Das Heer der Forst- und Jagd-Beamten wird überflüssig und dadurch dem Volke ein sehr bedeutender Aufwand erspart. Man wird überall Surrogate des Holzes für die Feurung aufsuchen und auch finden, so daß dieselben selbst wieder Erwerbzweige abgeben, z. B. Torfgraben, Steinkohlen-Bergwerke, Lohe- und Sägespäne-Käse u. s. w. Endlich wird man durch die bessere Bewirthschaftung des Waldbodens auf einem kleinern Flächenraume dieselbe Holzmasse erzielen, daher noch mehr Grund und Boden für andere landwirthschaftliche Produkte, also eine größere Menge von Gütern oder Werthen gewinnen, und durch dieselbe auch die Indüstrie und den Handel erweitern, mithin das ganze National-Einkommen vermehren."

„Aus dem bisher Gesagten geht also von selbst der Werth der Würdigung der Murhardschen Abhandlung hervor, welchen der Verfasser derselben zugetheilt hat. Möge Herr H. dieselbe, bei reifern Jahren und gemachten größern Fortschritten in der Staats-Wirthschaft, noch ein Mal seinem Nachdenken widmen!"

Neuere Nachrichten, die Ugazische Säemaschine so wie die Christiansche Flachsbreche betreffend.

Die Ugazische Säemaschine hat auch bei einigen unsrer Mecklenburgischen Landwirthe Aufmerksamkeit erregt, und sie wird gewiß alle Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie das, was man von ihr rühmt, allgemeiner bestätigen wird. Das die Fellenbergsche Maschine bei uns näher bekannt geworden, das verdanken wir dem rühmlichen Patriotismus der Herren Hennings und Sibeth; vielleicht werden wir bald im Stande seyn, auch die Bekauntschaft mit der Ugazischen der Mitwürkung des Patriotischen Vereins verdanken zu können, da jetzt die Hoffnung sich immer mehr eröffnet, daß es demselben bald möglich werden wird, auch bedeutendere Verwendungen zum Wohl des Vaterlandes bestreiten zu können, da die Theilnahme für dies wohlthätige Institut immer allgemeiner erwacht.

Die Fellenbergsche Maschine hat zwar nach den ersten, wiewol noch nicht ganz geendigten Versuchen die Erwartungen noch nicht ganz erfüllt, so viel hat sich indessen doch schon bestätigt, daß sie zu kleinen Sämereien sehr vortheilhaft gebraucht werden kann, es wäre also immer schon ein sehr

bedeutender Vortheil, wenn sie auch nur beim Klee- und Rapssäen mit Nutzen angewendet werden könnte. Sind wir mit der Ugazischen auch erst näher bekannt, so werden wir unter beiden Werkzeugen die Wahl haben. Ueberhaupt ist es auch noch sehr problematisch, ob auch die beste Säemaschine bei uns ganz allgemein wird angewendet werden können.

Wegen der Christianschen Flachsmaschine sind die Akten noch lange nicht geschlossen, daher wird jede Nachricht aus der Ferne uns interessant seyn, da ohnehin der größte Theil unsrer Landwirthe nicht die Gelegenheit hat, die Menge aller der Tageblätter selbst zu lesen, die im großen Publikum erscheinen. Die nachstehenden Mittheilungen verdanken wir der Güte des Herrn Hennings, der auf seiner Reise im Auslande fortwährend beflissen ist, mit rühmlicher Aufmerksamkeit für unsern Verein zu würken.

K.

* * *

Polytechnisches Journal von Dingler, 1r Bd. 3s Hft.

Berichtigung des Berichtes über die Christianschе Flachsbrechmaschine. In einem Berichte des Ministers des Innern an den König von Frankreich über die Verhandlungen des landwirthschaftlichen Rathes heißt es: „Eine sehr sinnreiche Flachsbrechmaschine hat unsern Erwar-

tungen nur unvollkommen entsprochen. Die Versuche damit sind unter den Augen einer Commission des (conseil d'agriculture) landwirthschaftlichen Rathes angestellt worden. Der vermittelst jener Maschine bereitete Hanf hat, so behandelt, weder das Weiche noch Elastische erlangen können, das die Faser durch die gewöhnliche Röstung erhält; es scheint, daß die in England gemachten Versuche ähnliche Resultate geliefert haben. Die Unzulänglichkeit jenes neuen Prozesses ist um so mehr zu bedauern, da man lebhaft wünschen mußte, ein Mitrel zu finden, die gewöhnliche Methode, die zugleich unsicher und ungesund ist, mit Erfolg zu ersetzen, zumal da jedes Wasser dazu nicht gleich tauglich, das Verfahren selbst an verschiedenen Orten verschieden, und wahrscheinlich die schlechte Gattung manchen Hanfes den Fehlern derselben zuzuschreiben ist." — Die deutschen Journalisten haben es sich, gleich den französischen, zur Pflicht gemacht, diesen einseitigen Bericht ganz entstellt aufs schnellste ins Publikum zu bringen, ohne Bedacht zu haben, daß Hanf und Flachs zweierlei Pflanzen sind, und daß in diesem Berichte vom Flachse gar nicht die Rede ist. Wir können alle Freunde der Flachskultur versichern, daß die neue verbesserte Christiansche Flachsbrechmaschine, in deren

Besitze wir gegenwärtig sind, als solche alles das leistet, was bisher von ihr Nützliches und Gutes gesagt und geschrieben wurde.

* * *

Intelligenz-Blatt zur Wiener Zeitung vom 29. Aug. 1820.

An das landwirthschaftliche Publikum. Die durch ein achtjähriges allerhöchstes Privilegium begünstigte, in diesen Blättern schon mehrmals angekündigte Ugazysche große Säemaschine ist fortwährend für den billigen Preis pr. 400 Gulden W. W. zu haben: a) bei dem Herrn Baron Binerfeld zu Prag, b) bei dem Herrn C. C. André zu Brünn, c) bei dem Hrn. Anton Burg, Maschinisten, in der Favoritenstraße Nr. 73 in Wien, und d) bei dem Unterzeichneten zu Theresienfeld, nächst Wiener-Neustadt. — Der große Vortheil, der dem rationellen Landwirth durch den zweckmäßigen Gebrauch dieser Maschine erwächst und der seit 4 Jahren so vielseitig von einsichtsvollen Oekonomen erprobt und in den ökonomischen Zeitschriften öffentlich bekannt gemacht worden ist, hat sich auch dieses Jahr durch einen (auf den Feldern des Stiftes Neukloster zu Wiener-Neustadt unter Leitung des Magistrats und des geistlichen Herrn Stiftshofmeisters) neuerlich vorgenommenen öffentlichen Versuch, zur Genüge bewährt, von

dem das diesfällige Protocoll nächstens in der ökonomischen Zeitschrift des Herrn André detaillirt eingesehen werden kann. Das zu diesem Versuch gewidmete, 6 Joch enthaltende Ackerland wurde in 3 gleiche Theile getheilt und der 1ste Theil, von 2 Jochen, nach der gewöhnlichen Art mit 6¼ Metzen Winterkorn breitwürfig besäet, dann eingeackert und geegt, von den 460 Garben, à 19¼ Pfund schwer, im Ganzen an 8655 Pf. an Körnern und Stroh gefechset worden ist. Der 2te Ackertheil von 2 Jochen wurde wie gewöhnlich mit 3½ Metzen Korn breitwürfig besäet, und der Saame bloß eingeegt, von dem die Fechsung, 430 Garben à 16⅛ Pf. schwer, im Ganzen 6952 Pf. an Körnern und Stroh betrug. Ein 3ter Ackertheil von 2 Jochen, der mit der Säemaschine mit 2⅞ Metzen Korn bestellt wurde, lieferte 493 Garben à 19⅜ Pf. schwer, und im Ganzen 9552 Pf. an Körnern und Stroh. Wornach die Maschinensaat gegen die beiden Gegensaaten, und zwar gegen die erstere ein höheres Erträgniß von 2600 Pf. an Körnern und Stroh, nebst ⅛ Metzen Saamen, als Gewinn für sich hatte. — Bedenkt man, daß dieser so bedeutende Körner- und Stroh-Gewinn durch einen 2½stündigen Gebrauch dieser Säemaschine erzweckt worden ist, so wird man sich überzeugt halten, daß Herr Petri (durch eigene mehrjährige Erfahrung bezeugt in

seinem interessanten Werke: Beobachtungen und Erfahrungen über die Würkung der Körner- und Heckselfütterung) uns nicht zu viel sagte, wenn er für den 10jährigen Gebrauch dieser Maschine, als angenommene Dauer derselben, einen ökonomischen Gewinn von 3340 5 Gulden W. W. ausweiset.

Ugazy,
k. k. Oest. Straßen-Commissair.

Die Spaden-Kultur;

oder

Versuch einer Beantwortung der Frage: Können die Aufkünfte von Ein Tausend Quadrat-Ruthen Landes eine arbeitende Familie ernähren?

Daß die bisherige Gutsangehörigkeit unsrer geringen Volksklasse nunmehr ein Ende hat; daß die vormals sogenannten Leibeigenen nunmehr freie Menschen sind und sich Unterhalt suchen können, wo sie ihn auf rechtmäßige und erlaubte Art finden können; daß unser Vaterland Mecklenburg von der gehäßigen — aus einer sehr schiefen Ansicht entsprossenen — Nachrede befreit ist: in Mecklenburg

herrscht noch Leibeigenschaft; — dies alles ist nun schon durch Landesherrliche Verordnungen bestätigt. Von diesen Gegenständen kann also nichts mehr zur Frage stehen; wol aber scheinen über die hiemit natürlich sehr eng verbundene Frage: „Wie soll für die Zukunft das Verhältniß der Herr„schenden und Dienenden zu beiderseitiger Zufrie„denheit ausgeglichen werden?" die Meinungen noch sehr getheilt zu seyn. Man sieht dies aus den entgegengesetzten Ansichten, welche die Herren: Assessor von Blücher auf Wasdow und Uffhausen auf Gottmannsförde, in diesen Annalen aufgestellt haben *). Ein Dritter, wie er sich angiebt, ein Gutsherr im Preußischen, scheint als Mittelsmann zwischen beiden treten zu wollen **). Fortgesetzte Untersuchungen über diese, für unser Vaterland so höchstwichtige Angelegenheit werden und müssen es nun angeben, inwiefern hier eine Annäherung von beiden Seiten zu treffen seyn wird, damit beide Partheien, die herrschende Klasse sowol als die dienende, zufrieden gestellt werden könne.

---

*) S. 430 des sechsten und S. 265 des siebenten Jahrgangs dieser Annalen.

A. d. R.

**) S. 575 des siebenten Jahrgangs dieser Annalen.

A. d. R.

In wiefern dies geschehen könne? darüber wage ich kein Urtheil, indem nicht bloß die Hohe Landes-Regierung, sondern auch das Korps unsrer achtbaren Landstände, diesen Gegenstand bereits zu den ernsthaftesten Untersuchungen der Landes-Verhandlungen gemacht haben. Ich überlasse also die Entscheidung der Frage: ob unsre Tagelöhner auf dem Lande mit dem Eigenthum eines Grundbesitzes dotirt werden sollen? der weisern Einsicht der erleuchteten Männer, die, durch Vaterlandsliebe geleitet, frey von engherzigem Egoismus, hierin gewiß das Beste berathen werden. Mein nachstehender Vortrag soll sich daher bloß auf die Menschenklasse beschränken, die man bisher unter dem Namen der Büdner, theils schon mit Eigenthum angesetzt hat, theils noch ansetzen wird.

Das ein Volksarmer Staat kein reicher und glücklicher Staat seyn könne, darin vereinigen sich die Stimmen aller Lehrer der Staatswirthschaft *). Ob aber diese Bevölkerung, so wie alles in der Natur, seine Grenzen hat und wie eng oder weit

*) Schon der weise Salomon sagt: wo ein König viel Volks hat, das ist seine Herrlichkeit, wo aber wenig Volks ist, das macht einen Herrn blöde. Prov. XIV. 28.

A. d. R.

diese Grenzen gesteckt werden müssen? darüber ist man wol im Allgemeinen noch nicht so ganz einig. So viel geht indessen aus den Grundsätzen einer gesunden Staatswirthschaft allerdings hervor: daß es nicht genügt, eine zahlreiche Menagerie von Menschen anzulegen, sondern daß eine weise Staats-Regierung auch dafür zu sorgen hat, diesen Menschen Mittel und Wege ihres physischen Unterhalts zu eröffnen, ohne dabei den wichtigen Umstand aus dem Gesichtspunkte zu schieben: daß diese Menschen vernünftige Wesen sind, folglich auch höhere Bedürfnisse haben, die ihnen nur durch moralische Bildung gegeben werden können. Was diesen letzten Gegenstand betrifft, so kann ich mich darüber nicht verbreiten, indem bereits einsichtsvolle Männer, auf Veranlassung unsers ehrwürdigen Patriotischen Vereins, — ein Institut, dem jeder warme Vaterlandsfreund seegnende Fortschritte wünscht! — sich diese, für die Menschheit und insonderheit für unser Vaterland so wohlthätige Angelegenheit zum eigenen Geschäft gemacht haben, wovon jeder, dem das Wohl unsers Vaterlandes am Herzen liegt, die Resultate mit Sehnsucht erwartet.

Wollte ich also bloß bei der Beantwortung der Frage stehen bleiben: ob Mecklenburg schon hinreichend bevölkert ist und ob wir bei einer vermehr-

ten Volksmenge eine Uebervölkerung zu fürchten haben? so glaube ich nicht, daß mir viele entgegen seyn werden, wenn ich aufrichtig bekenne, daß wir, nach meiner Ueberzeugung, vor der Hand noch gewiß keine Uebervölkerung zu fürchten haben; daß vielmehr in Mecklenburg noch Wege genug offen sind, eine größere Volkszahl hinreichend zu ernähren. Ich glaube also daß die Großherzogl. Kammer dadurch, daß sie durch Ansetzung kleiner Büdner die Volksmenge Mecklenburgs zu vermehren sucht, sehr richtigen Staats-Prinzipien gefolgt ist. Ich setze es nämlich voraus und muß das voraus setzen, daß der höchste Zweck, den ein so erleuchtetes Kollegium bei einer solchen Einrichtung ins Auge hatte, nicht bloß darauf begrenzt seyn kann, viele Menschen herbei zu schaffen, um durch die Abgaben, die sie leisten müssen, die Staatskassen zu füllen, ohne darauf bedacht zu nehmen: ob diese Menschen so gesetzt sind, daß sie bei fleißiger und unverdrossener Betreibung ihres Berufs dem Staate gerecht werden können, ohne aus bittrer Noth gezwungen zu seyn, zu unmoralischen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen? Vielmehr überzeuge ich mich, daß es diesem erhabenen Kollegium nur darum zu thun seyn konnte, dem Vaterlande treue und rechtlich gesinnte Unterthanen zu schaffen, die in der ihnen zugetheilten Lage sich, zwar im Schweiße ihres

Angesichts, aber hinreichend nähren, und das, was sie dem Staate und ihren Nebenmenschen zu leisten schuldig sind, leisten können, daher mit Freudigkeit leisten; ohne Zwang, ohne gepreßt zu werden ihre Leistungen erfüllen können. Menschen, denen eine solche Lage zu Theil geworden, werden dann allerdings die Erdscholle, die sie bebauen, mit wahrer Anhänglichkeit lieb gewinnen und der Staat gewinnt in ihnen fleißige, treue und rechtliche Bürger.

Dies muß jedem Menschen klar vor Augen liegen und ich würde es daher nie gewagt haben, unberufen als Schriftsteller aufzutreten, wenn mir nicht die mannigfaltigen Urtheile, die hie und da in dieser Angelegenheit gefällt werden, gleichsam ein Aufruf gewesen wären, der Sache im Stillen nachzudenken, und meine Ansichten hierüber der öffentlichen Prüfung vorzulegen. Habe ich geirrt, so belehre man mich, — mit sanftmüthigem Geist!

Man sagt nemlich: es ist höchst schwer, wohl gar unmöglich, die Zutheilung der Ländereien für solche kleine Leute so abzumessen, daß die Besitzer dabei bestehen können. Haben sie nur so viel Land, als sie ohne Zugvieh, bloß mit dem Spaden bearbeiten können, so müssen sie dabei verhungern; haben sie mehr, so zehrt ihnen das Zugvieh, das sie halten müssen, alles wieder auf und sie sind nun

vielleicht noch unglücklicher als diejenigen, die in der ersten Kathegorie stehen. Es sey mir daher erlaubt, meine Ansichten hierüber im Allgemeinen folgender Gestalt darzulegen, indem ich nicht bloß die Domainen, sondern auch Privatbesitzungen dabei in Gedanken habe.

Wenn ich mir nemlich große Feldmarken denke, die den Dörfern oder Wirthschafts-Höfen sehr entlegen sind, so lehrt es der Augenschein und die tägliche Erfahrung bestätigt es, daß alles Land dieser Art in der Kultur sehr vernachlässiget wird. Alle solche Plätze sollte man mit arbeitenden Familien anbauen, indem man jedem Bewohner so viel Land zutheilte, als er mit den Seinigen, ohne Zugvieh zu halten, mit dem Spaden zu bearbeiten im Stande ist. Ich nehme hiezu eine Fläche von tausend Quadratruthen an. Daß eine arbeitende Familie ein solches Stück Land mit Hacke und Spaden, ohne große Anstrengung, bloß mit ihrer Hände Arbeit in eine treffliche Kultur setzen und darin erhalten kann, wenn sie nur die Arbeiten gehörig zu vertheilen weiß, darin wird mir jeder erfahrne Landmann Recht geben. Ein solcher kleiner Ackerbauer wird nemlich in einen Zeitraum von acht Monaten das Graben, Pflanzen, Säen, Behacken, Jäten und Erndten auf folgende Art mit mäßiger Anstrengung und mit Bequemlichkeit bewerkstelligen können.

Wenn ich annehme, daß ein Arbeiter täglich zehn Quadrat-Ruthen mit dem Spaden zu beschicken im Stande ist, — welches gewiß nicht zuviel ist, — so kann er seine Ländereien in vier gleiche Theile theilen. Davon wird ¼ mit Hackfrüchten, ¼ mit Sommer-Getreide, ¼ mit Klee oder Futtergräsern zu Heu und ¼ zu Winterfrucht genutzt. Bei dieser Eintheilung und Fruchtfolge hat er regelmäßig auf einander folgende Beschäftigungen und wird in der Bestellung der einen nicht durch die andere gestört. Wenn es die Orts-Gelegenheit verstattet, so wird einem solchen Grundstücke eine Wiese von etwa 100 bis 200 Quadrat-Ruthen beigelegt. Kann diese eine solche Lage erhalten, daß sie, nicht fern von der Wohnung, den auf dieser kleinen Hofstelle sich sammelnden Unrath, sammt dem übrigen von seinem Acker abfließenden Wasser, das mit so kräftigen Dungtheilen geschwängert ist, aufnehmen kann, so würde dies zweckmäßiger seyn, als wenn, wie es wohl mehrentheils der Fall ist, dieser herrliche Schatz ungenutzt dem Weltmeere zufließt.

Sind nun die Kosten der Anlage dieser kleinen Oeconomie berechnet; ist der Werth des Grundes und Bodens in dem vorliegenden Zustande, nemlich: „was er bis jetzt dem Grundbesitzer abgetragen hat," richtig abgeschätzt, so muß der Bewohner dieses

neuen Gehöfts die laufenden Zinsen, mit Einschluß der auf Grund und Boden ruhenden Lasten, für den Genießbrauch desselben, tragen. Von dem, was er außer den, auf diesem seinem Grundstücke erzeugten, Produkten bedarf, wird ihm nichts unentgeldlich abgereicht. Den Holzbedarf muß er sich für die Zukunft durch eigene zweckmäßige Anpflanzung sichern können. Diese kleinen Oekonomien würden sich besonders für hüglichte und steinigte Gegenden passen, die nur schwer oder fast gar nicht mit dem Zugvieh zu bestellen sind, und daher nur in sehr geringem Werth stehen. Diese würden durch die Kultur mit dem Spaden in einen sehr hohen Werth gebracht werden können, indem jeder noch so kleine, selbst der Spaden-Kultur unfähige Boden, sehr gut zur Holzanpflanzung, jeder andre, auch nur einige Fuß breite, Kultur fähige Fleck Landes hingegen, mit dem Spaden zur Produkten-Erzeugung genutzt werden kann. Erhielte nun ein solcher kleiner Kolonist eine solche Oekonomie für sich und seine Erben im ungestörten Besitz, so würde diese Kultur sich gewiß nach und nach immer mehr zu einem solchen Grade empor heben, als man nur immer erwarten kann. Freilich mit der Beschränkung, daß die allerbarmende Vorsehung uns vor allen den Hindernissen, die der Fortpflanzung und sittlichen Veredlung des Menschengeschlechts, so

wie den Fortschritten der bessern Kultur, im Wege stehen und auf die grausame, Menschen vertilgende Art, die uns noch in schauderhafter Erinnerung ist, stöhren, gnädig bewahren wird! Durch den Anbau solcher kleinen, musterhaften Oekonomien, — denn dies können sie im wahren Sinne des Worts werden, — würden alle die Menschen Versorgung finden können, denen es jetzt an Gelegenheit fehlt, ein ihrem Beruf angemessenes Unterkommen zu finden, und die daher, theils durch Müssiggang verdorben werden und dem Staate als Vagabonden oder unmoralische Menschen zur Last fallen oder gar gefährlich werden; theils ihrem Vaterlande den Rücken wenden und in der Fremde, — oft, wie die Erfahrung lehrt, zu ihrem noch größern Unglück, — eine gastlichere Heimath suchen. Diese Einrichtung würde gewiß auf die sittliche Bildung und Besserung dieser Menschen wunderbar einwürken. Fleißige Eltern würden ihre Kinder schon von Jugend auf ebenfalls an Fleiß und Thätigkeit gewöhnen, dadurch wäre also diesen die Gelegenheit benommen, sich in Dörfern zusammen zu rottiren, um von Reisenden zu betteln oder wohl gar Unfug zu treiben und sich, so wie es leider! an so vielen Orten zu Tage liegt, an Müssiggang und Herumtreiben zu gewöhnen. Müssiggang ist ja, nach dem bekannten Sprichwort, aller Laster Anfang. Eben

darum, daß diese Menschen immer vollauf beschäftigt seyn sollen, mache ich es zur ersten Bedingung, daß sie durchaus kein Zugvieh halten sollen, denn dies würde den ganzen Ertrag ihrer Wirthschaft aufzehren. Nutzvieh werden sie in der Maaße halten müssen, als es der Einrichtung dieser Wirthschaften angemessen ist. Möchte man es doch genauer und recht ernstlich erwägen, welcher offenbare Nachtheil damit verbunden ist, wenn es den Besitzern solcher kleinen Baustellen, die bis zu tausend und noch weniger Quadrat-Ruthen herabgesetzt sind, zur Bedingung gemacht wird, zur Bearbeitung einer solchen Spanne Landes zwei Pferde zu halten. Diese zwei Pferde verzehren mehr, als das ganze Grundstück hervorbringen kann; das Fehlende muß also, für Menschen so gut, wie für das Vieh, zugekauft werden. Um nun das Geld für dies Fehlende zu verdienen, wird der Ackerbauer ein Frachtfahrer. Nun nimmt er das wenige Stroh, das er gewinnt, mit auf die Reise; dadurch wird dem Acker der Dung entzogen. Um so viel als möglich zu verdienen, belastet er seinen Wagen übermäßig und ruinirt sich dadurch Pferde, Wagen und Geschirr. Das erworbene Geld muß nothwendig zu den dringenden Bedürfnissen der Wirthschaft verbraucht werden. Das auf der Reise mitgenommene Futter ist bald aufgezehrt; kommt ihm nun unter-

wegs etwas zur Hand, womit er seinen Futter-Vorrath verlängern kann, so stiehlt er es. Nun ist er also schon ein Dieb geworden. In jedem Kruge muß eingekehrt werden, und da es an solchen Erquickungsörtern, — die zuweilen wohl Diebsniederlagen sind, — nicht fehlt, so wird dem Schnapsglase so oft und so lange zugesprochen, bis zuletzt nicht nur der Magen, sondern auch der Kopf warm wird. So wird er nun auch ein Säufer. Tag für Tag schleppt er sich auf dem Wagen fort und verliehrt dadurch alle Lust zur Arbeit. Nun ist er ein Faullenzer; dazu sind nun Pferde und Wagen ruinirt; der Acker trägt nichts, weil er verruchlost wird; Weib und Kinder haben kein Brod; er ist also ein Bettler. So ist er also alles geworden, was ein schlechter Mensch werden kann und der Uebergang bis zum ausgemachten Spitzbuben ist nun durch alle Stufen vorbereitet.

Dies Gemälde empört; aber man blicke umher, ob sich hier viele Ausnahmen von der Regel finden werden. Ueberdies leidet dadurch die unentbehrliche Klasse der Menschen, nemlich die eigentlichen Fracht-Fuhrleute, welchen ein solcher Preisverderber sein nützliches Gewerbe verkümmert. Es muß also die Spadenkultur das übermäßige Zugvieh entbehrlich machen und das, was die überflüssigen Pferde und Ochsen aufzehren, muß den Menschen verbleiben.

So viel Dünger, als diese kleine Wirthschaft bedarf, erzeugt schon das Nutzvieh *). Die durch diese Kultur bewürkte Entbehrlichkeit der Pferde kann man doch wohl nicht anders als wohlthätig nennen, denn wenn man auch behaupten wollte, daß diese Thiere in kriegerischen Zeiten nicht wohl entbehrt werden könnten, nicht bloß um freundliche und feindliche Transporte zu fördern, sondern auch selbst zur Vertheidigung, so behaupte ich dagegen: daß ein Land, welches durch eine solche erhöhete Kultur in einem so hohen Grade bevölkert ist, der Pferde weniger bedarf. Jeder eigene Heerd dieser Art stellt dem Feinde schon eine Festung entgegen. Kenntnißreiche und erfahrne Officiere würden, wenn es die Noth gebieterisch forderte, wohl Mittel und Wege aufzufinden wissen, auch ohne bedeutende Kavallerie, den Feind von den Grenzen zu halten. Zur Eroberung fremder Länder werden, so Gott will! jetzt keine Armeen mehr nöthig seyn; dies würde sich mit der Gerechtigkeit und Weisheit der erhabenen christlichen Regenten, die jetzt Deutschlands, — und man darf ja wohl sagen, Europens! — Thronen verherrlichen, nicht vertragen. Der

*) Auch die Familie selbst; — wenn das alberne Vorurtheil gegen die Benutzung menschlicher Exkremente nur erst getilgt seyn wird.

A. d. R.

Transport unsrer verkäuflichen Produkte erfordert noch viel zu viel Zugvieh, wovon ein großer Theil durch zweckmäßige Veranstaltung entbehrlich gemacht werden könnte. Würden ⅔ des sämmtlichen Zugviehes entbehrlich gemacht, so könnte das, was diese überflüssigen Kornverwüster verschlingen, zur Nahrung für darbende Menschen aufgespart werden *). Wie viele darbende Familien, wie manche hülflose Wittwe, darbende Waisen, Kranke und Krüppel, die sich jetzt nahrungslos auf ihr hartes, ärmliches Lager strecken, könnten durch diese Ersparungen erquickt und versorgt werden. Die Spaden-Kultur wird dem, der sich damit beschäftigt, Zufriedenheit verschaffen, indem ein solcher fleißiger Arbeiter sich alles selbst produziren kann, was zu seiner Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört. Sie wird ihm Gelegenheit geben, den hohen Werth sittlicher Tugend, — die in den überstandenen Zeiten der Greuel nur zu sehr verkannt wurde! — kennen zu lernen und sich in derselben zu erhalten. Diese erhabene, das vernünftige Wesen mit einer so hohen Würde adelnde Tugend der Sittlichkeit, die zum Fleiß, zur Mäßigkeit und zu einer vernünftigen Sparsamkeit leitet, erhält

---

*) Aber dann müssen auch unsre Wege besser seyn! — A. d. R.

Leben, Gesundheit und Körperkraft. Dem faulen Schlemmer und Schwelger mag immerhin dies wohlthätige, göttliche Gebot: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, anekeln, so wird die Liebe zur Thätigkeit doch bald allgemeiner werden, wenn nur erst einige mit guten Beispielen voran gegangen sind und die übrigen sich dann überzeugen, daß Arbeit und Fleiß doch mehr einbringen, als müssiges Schlaraffenleben und Sitten verderbendes Herummarodiren auf den Landstraßen. So wird, nach meiner festen Ueberzeugung, nur die so eingeleitete Spaden-Kultur unsern Ackerbau zum höchsten Grade der Vollkommenheit erheben, indem nur auf diese Art alle Erzeugnisse, welche das hiesige Klima hervorzubringen im Stande ist, erzeugt werden können. Eben so wenig wird man es bezweifeln können, daß diese Kultur, wenn sie nur erst einen festen Gang gewonnen, eine bedeutende Veränderung in dem gesammten Leben und Weben aller Gewerbe hervor bringe und diese Veränderungen höchst wohlthätig auf die Förderung der Landes-Wohlfahrt einwürken muß. Auch würde gewiß diese Kultur sehr schnelle Fortschritte machen, wenn bei jeder allgemeinen Verbesserung, die zur Wohlfahrt des Landes in dieser Hinsicht vorgenommen wird, hierauf Rücksicht genommen würde.

Das übrigens diese meine gut gemeinten Vorschläge nicht ohne Anfechtung bleiben werden, das glaube ich wohl; und, aufrichtig gesagt: ich wünsche es, daß sie von einsichtsvollen Männern einer recht strengen Prüfung unterworfen werden möchten, denn nur dadurch muß die Wahrheit hervorgehen. Zuerst möchte wohl meine Behauptung bestritten werden:

daß eine solche arbeitende Familie im Stande seyn kann, sich, ohne anderweitigen Verdienst zu haben, hinreichend zu ernähren.

Um diesen Einwurf gründlich zu begegnen, ist es für allen Dingen nöthig, alle Lebensbedürfnisse, die eine solche Familie nothwendig zu ihrem Unterhalt gebraucht, genau zu bestimmen, um hiemit den Ertrag von 1000 Quadrat-Ruthen Landes im Vergleich zu stellen. Dies hat nun aber seine großen Schwürigkeiten und die Bilance möchte, selbst bei der genausten Berechnung, nur sehr unvollkommen ausfallen. Da in allen Dingen die Erfahrung die beste Lehrmeisterin ist, so will ich diesen Weg wählen, der hoffentlich zu einer deutlichen Ansicht führen wird.

Mein verstorbener Stiefvater, der das Gut S. — der Name thut hier ja nichts zur Sache; — neunzehn Jahre in Pacht hatte, hielt einen Stadt-

halter, der an Deputat jährlich 18 Scheffel Rocken, 14 Schfl. Gerste; 4 Schfl. Erbsen und 4 Schfl. Hafer, alles in großer Maaße *), erhielt. Dabei hatte er einen Garten von 50 Quadrat-Ruthen; im Felde 20 Quadrat-Ruthen zu Kartoffeln und 30 Quadrat-Ruthen Land zu Flachs; imgleichen eine Kuh und ein Kalb auf der Weide und das nöthige Winterfutter für diese. An Brennmaterial wurden ihm 2 Fuder Wadelholz und 4 bis 5000 Soden Torf abgereicht. An baarem Lohn erhielt er sechszehn Thaler Preußisch-Courant. Für diese Einkünfte leistete der Mann Tag für Tag seinen Dienst und in der Erndte half die Frau unentgeldlich. Diese, mit fünf Kindern gesegnete Familie, lebte von ihrem Einkommen zufrieden und hatte, ohne allen anderweitigen Nebenverdienst, ihr recht gutes Auskommen. Daß diese Einkünfte zu ihrer Ernährung völlig hinreichten, erhellet schon daraus, daß dieser Mann während der ganzen Dauer der Pachtjahre bei meinem Vater blieb, eben so wie der größte Theil aller übrigen Einwohner, die ebenfalls vom Anfange der Pachtzeit bis zu Ende, bis zum Sterbetage meines guten Vaters, — dem auch manche dankbare Thräne geflossen ist, — diesen Aufenthalt nicht verließen. Aus dem hier

*) Nach dem Berliner Scheffel, der sich zum Rostocker verhält wie 7 zu 5. A. d. R.

Gesagten geht also so viel hervor: daß die vorhin angegebenen Einkünfte zur Ernährung einer solchen Familie völlig hinreichen. Daß nicht mehr gegeben wurde, als das, was ich hier angegeben habe, das weiß ich mit desto größerer Gewißheit, da alles durch meine Hände ging, indem ich, auf Geheiß meines Vaters, diesen Leuten alles verabreichen mußte. Um so sicherer kann ich diese Angaben hier als Norm, für den Bedarf jeder andern Familie dieser Art, festsetzen, und es kommt nun nur darauf an, zu untersuchen: ob die festgesetzten 1000 Quadrat-Ruthen Landes dies alles hergeben können?

Als ich noch das vorhin benannte Gut S. bewirthschaftete, habe ich die Erfahrung gemacht, daß in günstigen Jahren der Weitzen das 12te Korn und die Gerste 16½ Körner gab. Ich würde also, bei solchem Boden, der schon in Kultur ist, die Berechnung so stellen, daß 500 Quadrat-Ruthen das vorhin angeführte Getreide hergeben müssen; für Gartengewächse und für das Flachsland würde ich 100 Quadrat-Ruthen bestimmen und die übrigen 400 Quadrat-Ruthen müßten, im guten Boden, den Aufwand für die Kuh, das Brennmaterial so wie auch die 30 Thaler baar Geld eintragen. Daß die Aufkünfte eines guten Bodens dazu hinreichen und bei zweckmäßiger Behandlung wohl noch mehr thun werden, davon bin ich über-

zeugt. Um nun dies Land mit Hacke und Spaden, ohne Zugvieh, zu bestellen, würde die hiezu erforderliche Anzahl der Arbeitstage sich auf folgende Art bestimmen lassen:

Um Marien, nemlich Anfangs Februars, wird, wenn es die Witterung zuläßt, mit dem Umgraben des Erbsen- und Bohnen-Landes der Anfang gemacht. Diese werden sodann gesäet und gepflanzt; dann folgt die Bearbeitung des Kartoffel- Lein- Wicken und Gerstlandes. Nun sind bis Vitus, Ende Aprils, zwischen 60 und 70 Arbeits-Tage; mithin sind an jedem Tage nicht mehr als etwa $7\frac{1}{2}$ Quadrat-Ruthen zu graben, zu besäen und zu bepflanzen. In der nun bis zur Erndte noch übrigen Zeit fallen weiter keine Arbeiten vor, als das Behacken und Jäten der Früchte, die Pflege der Kuh u. s. f. Das Einerndten der Halmfrüchte wird wohl spätstens in acht Tagen beseitiget werden können; die Erndte der übrigen Gewächse mag wohl 16 Tage erfordern. Die Bestellung von 250 Quadrath-Ruthen mit Wintersaat kann in 32 Tagen beseitiget werden; so sind also alle die nöthigen Arbeiten von Jakobi oder von der Erndte an bis Michaelis in 56 Tagen beschaft. Von Michaelis bis wieder zu Marien, oder bis zum Anfang Februars, würden nur wenige anderweitige Arbeiten vorfallen, als allenfalls einen Tag in der Woche den Mist nach dem Acker zu karren und die

Futterung der Kuh abzuwarten. Nur die höhere und vortheilhaftere Kultur könnte ihm mehr Beschäftigung geben, indessen auch dann würden gewiß Fälle eintreten, wo die Frau, vielleicht auch die erwachsenen Kinder, hülfreiche Hand leisten könnten.

Dies hier Gesagte gilt aber nur für einen reichen und in Kraft stehenden Boden. Es ist aber durchaus nicht meine Absicht, daß ich einen solchen Boden, der gewöhnlich sehr nahe an den Wirthschafts-Höfen liegt, zu einem solchen Anbau empfehlen sollte, wobei der entfernt liegende immer in seiner alten, miserabeln Verfassung bleiben würde. Vielmehr geht meine Ansicht bloß dahin, daß der bis jetzt so gut wie gänzlich vernachlässigte, entfernt liegende Boden zur Kultur gebracht und dieser mehrere Menschen ernähren soll, die durch fortschreitende erhöhete Kultur sich durch nützlichen Fleiß ein zufriedenes Leben schaffen und dnrch ihre Thätigkeit auf das Wohl des Staats und der gesammten Staatsbürger nützlich einwürken.

Nun würden aber freilich Tausend Quadrat-Ruthen Landes, die in dem Zustande sind, daß der Ertrag derselben kaum die Bestellungskosten ersetzen könnte, wenn überdies nicht gedüngt werden könnte, einer solchen Familie, selbst bei der Spaden-Kultur, keinen Unterhalt verschaffen. Hat aber der Boden eine solche ursprüngliche Mischung, daß er verbessert werden kann, so möchte eine solche allmählige Ver-

besserung wohl auf folgendem Wege am sichersten auszuführen seyn. Ich würde nemlich vorschlagen: die 1000 Quadrat-Ruthen in zehn Theile zu theilen. Vier Theile würde nun der Bewohner mit dem Spaden zu den nochwendigsten Früchten bearbeiten, die übrigen sechs Theile blieben so lange, — allenfalls nur im ersten Jahre — zur Kuhweide liegen, bis der Besitzer durch die ihm zu Gebot stehenden Mittel, auch diese nach und nach in der Reihenfolge zur Kultur bringen könnte. Auf solche Art würde der gesammte Acker allmählig in Kraft gesetzt und es würde dann nicht fehlen, daß er nicht nach wenigen Jahren den Fleiß und den Aufwand seines Besitzers durch ergiebigere Erndten und bessere Früchte lohnen sollte. Nothwendig müßte aber diesem Lande ein Wiesenfleck beigelegt werden, von so vielem Ertrage, daß eine Kuh, ein Kalb und vier Schaafe durchgewintert werden könnten.

So lange also der Acker noch nicht in dem Zustande ist, daß er die vorhin geforderten Erzeugnisse eintragen kann, so lange wird freilich der Besitzer auf anderweitigen Nebenverdienst bedacht seyn müssen. Dies würde, so lange er nur noch den kleinsten Theil seines Bodens zu bestellen hat, wobei eine fleißige Hausfrau sehr gut eine hülfreiche Hand leisten könnte, füglich geschehen können. Den großen Wirthschaftshöfen würde also die Hülfe

arbeitender Hände, wenigstens vor der Hand, noch wenig entzogen.

Man hat vorgeschlagen: der kleine Ackerbauer soll seinen Acker mit Kühen bestellen; auch mag dies hie und da, wie mir gesagt ist, besonders in kleinen Städten, wohl schon der Fall seyn; allein, da ich keine Erfahrung davon habe, so kann ich auch nicht, so wenig dafür als dagegen etwas sagen. Wenn man aber in Betrachtung ziehen will, was eine Kuh für Forderungen macht und wie sie gepflegt seyn will, wenn sie, nach den Versuchen zu urtheilen, die verschiedentlich hierüber angestellt sind, den höchstmöglichen Ertrag geben soll, so möchte es doch wohl nicht anwendbar seyn, sie an den Pflug zu spannen. Doch, wie gesagt, Versuche und Erfahrungeu können hier nur, so wie fast in allen unsern landwirthschaftlichen Unternehmungen, entscheidende Belehrung geben.

Daß die durch Menschenhände gesteigerte Kultur auch dieser Menschenhände mehr bedarf, als eine gewöhnliche Alltags- und Schlendrian-Wirthschaft, das ist allerdings unbedingt wahr; ob wir aber würklich Mangel an Menschen haben? und ob durch den von mir dargelegten Vorschlag bei den großen Landgütern Mangel an Menschen entstehen kann? — darüber will ich in der Kürze meine Ansichten darlegen:

Mangel an Menschen, die würklich arbeiten, ist wohl schon da und also nicht ganz abzuleugnen; aber Mangel an Menschen, die arbeiten können und arbeiten sollten, kann ich nicht zugeben; er würde nicht entstehen, wenn auch in diesem Augenblick 8000 Büdnerstellen aufgebaut wären und zur Besitznahme fertig da stünden. Hier in meiner Gegend ist wenigstens das Bedürfniß an Wohnungen so groß, daß in vielen Häusern schon zwei Familien mit der knappsten Beschränkung in einer einzigen Stube wohnen. Mehrere heirathslustige junge Leute können daher nicht heirathen, weil sie kein Obdach erhalten können. Von allen diesen Menschen hat sich ein großer Theil dadurch dem Landbau entzogen, daß sie sich Wohnungen für Geld gemiethet haben, weil sie keine Hofdienste thun mögen. Jeder will eigner Herr und nicht den Launen seiner Vorgesetzten unterworfen seyn. Zu dieser Klasse kommen nun noch die Handwerker auf dem Lande, imgleichen diejenigen, die vormals Holländer, Krüger, Müller, Schmiede oder sonstige kleine Pächter waren; allen solchen Menschen fehlt es entweder an Vermögen oder an Gelegenheit ihren gewohnten Nahrungszweig zu verfolgen. Der schweren Arbeit entwöhnt, setzen sie sich daher lieber der drückendsten Armuth aus und leiden Hunger und Kummer, als daß sie sich entschließen

sollten Hofdienste zu thun. Auf diese Weise ist nun schon, — ich möchte sagen: fast in allen Ständen, — ein solcher Geist in die Menschheit gefahren, daß ein jeder höher hinaus will als es seinem Stande und seiner Lage angemessen ist. Wie viele giebt es, die sich durch ihrer Hände Arbeit, bei Fleiß und Anstrengung ehrlich, wenn auch nur spärlich, nähren könnten, aber sie sehen auf die arbeitende Klasse mit einem solchen imponirenden Stolz herab, als wenn Arbeit ein Laster wäre. Einem treuen, fleißigen Menschen wird daher wohl der Spottnahme eines gutmüthigen Narren beigelegt. Gewiß haben wir Menschen genug, aber wie es anzufangen ist, daß Lust und Liebe zu nützlicher Arbeit, besonders in Anwendung auf unsern unentbehrlichen Ackerbau erweckt werden möge? das ist eine Aufgabe, deren Lösung ich einsichtsvolleren Männern, als ich mir es zu seyn anmaßen darf, überlassen muß. Wahrlich! es thut Noth, sehr Noth, daß so manchen Menschen bessere moralische Gesinnungen beigebracht werden mögen, wenn unser Ackerbau gefördert werden soll *). Auf den niedern Stand könnte hiezu der Anbau eines kleinen eigenthümlichen Fleckchen Landes, nach meiner

*) Diese sollten aus den Dorfschulen hervor gehen!
A. d. R.

Ueberzeugung, kräftig mitwürken. Wie aber den höhern Ständen, die im Grunde nur von dem Ackerbauer zehren und deren vorleuchtende Beispiele so unwiderstehlich von Oben nach Unten herab einwürken, moralisch geholfen werden kann? — das liegt außerhalb meiner Sphäre in höhern Regionen!

Eine Hauptfrage ist indessen hier noch zu erörtern übrig, die man mir, wenn man auch alles zugestehen sollte, was ich hier dargelegt habe, mit Fug und Recht entgegen setzen kann: Woher nehmen diese Leute Wohnungen? Wie können sie sich also bei der Kostbarkeit der Materialien und des Arbeitslohns anbauen?

Es wird darauf ankommen, wie diese von mir gegebenen Vorschläge werden aufgenommen werden. Sollten sie Beifall finden, oder werth befunden werden, daß man sie näher berichtigt, so werde ich auch hierüber einen Versuch wagen, der wenigstens das für sich hat, daß bereits einige Erfahrungen dafür sprechen *).

V. B.

*) Der hier von einem einsichtsvollen und erfahrnen Landwirth behandelte Gegenstand ist gewiß von der Wichtigkeit, daß er wohl einer nähern Prüfung werth ist. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß unter den vielen gebildeten und mit unserer Staatsverfassung vertrauten Männern des respektabeln Korps unsrer Landwirthe sich einige finden möchten, die den hier gegebenen Vorschlägen ihre ganze Aufmerksamkeit schenken und ihre Ansichten darüber zu Tage legen möchten. A. d. R.

Ueber das gewöhnliche Verfahren: die Schaafe nicht eher auf die Weide zu treiben, als bis die Sonne oder der Wind sie gänzlich getrocknet hat.

Sind der Thau und Reif den Schaafen wirklich so schädlich, als man bisher geglaubt hat? Fast möchte ich diese Frage verneinen. Ist es Vorurtheil, oder ist der hiesige Thau und Reif schädlicher als in andern Gegenden? Oder kennen wir aus Erfahrungen den nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Schaafe? Oder sind in andere Gegenden die Schaafe nach und nach daran gewöhnt worden, weil man sie dort Tag und Nacht auf dem Felde freffen läßt, und sie gar nicht in Hürden bringt? — Auf der Insel Seeland in Dännemark habe ich Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß diejenigen Landleute, welche keine Gutsbesitzer oder Gutspächter waren, ihre Schaafe Tag und Nacht, von der Zeit an, daß sie auf die Weide gethan werden, bis dahin, daß sie wieder in den Stall kommen, auf den Tüderseil hielten, ohne auch nur davon den geringsten Nachtheil für die Gesundheit ihrer Schaafe zu spüren. Im Gegentheil will man bemerkt haben, daß grade der Umstand: wenn die Schaafe Tag und Nacht draußen auf dem reinen

Grase liegen, es veranlassen soll, daß Regen, Thau, Sonne und Wind sehr wohlthätig auf den Wuchs und auf die Weiße der Wolle würken sollen. Würde nun die Erfahrung auch für unsre Gegenden es bestätigen, daß Thau und Reif von keinem schädlichen Einfluß für unsere Schaafe wären, so hätten wir ja bisher diesen armen Thieren großes Unrecht und uns selbst auch großen Schaden gethan, daß wir sie von der Zeit an, da sie des Abends in die Hürden kommen, bis des Morgens gegen 8 bis 9 Uhr hungern lassen! — S.

Nachschrift des Redakteurs.

Die hier aufgeworfene Frage verdient alle Aufmerksamkeit und es möchte wohl der Mühe werth seyn, einige Versuche darüber anzustellen. Daß Schaafe daran gewöhnt werden können, sogar den Winter hindurch im Freien auszudauern, darüber haben wir ja bereits Erfahrungen. Ein Herr von Trembicki brachte es in einem Klima, das weit rauher ist, als das unsrige, nach und nach dahin, daß nicht ganz unbedeutende Heerden den ganzen Winter hindurch in Schnee und Reif unter freiem Himmel zubrachten; die Lämmer im Frost und Schnee, mit einer Eiskruste kandirt, zur Welt kamen. Alle diese Thiere blieben munter und wohl; ließen sich ihr Futter gut schmecken; wurden von

Pocken, Raude und Faulfraß nie befallen; waren gesunder als alle, die in warmen Ställen gehalten werden; gaben mehr und auch bessere Wolle. *)

Es ist also eine immer noch nicht entschiedene Frage, ob wir nicht in manchen Dingen dieser Art zu ängstlich sind. Dies leitet mich auf eine andre Erfahrung, die ich aus der mündlichen Zusicherung eines Mannes habe, der als allgemein geachteter Landwirth, so, wie seines biedern Karakters wegen, Glauben verdient. Herr R** — um seine Bescheidenheit nicht zu kompromittiren, nenne ich ihn nicht, — ist Administrator eines Gutes, wo eine Holländerei von 80 Kühen das ganze Jahr hindurch auf dem Stall gefuttert wird. Diese Stallfütterung hat er nach und nach, indem er mit zehn Kühen anfing, zur Festigkeit gebracht und sie besteht nun schon mehrere Jahre. Daß in den Sommer-Monaten nur grüne Futterung, nemlich Klee, Wicken, Gräser u. s. f. gereicht wird, versteht sich von selbst. Der bisher allgemein angenommene Grundsatz: daß keine grüne Futterung eher abgemäht, noch weniger dem Vieh abgereicht werden darf, ehe der Thau davon abgetrocknet ist, galt auch hier, eben so, wie der zweite: daß nie mehr

*) M. s. Thaers Annalen des Ackerbaues v. J. 1805. Junius. S. 721.

Futter eingebracht werden soll, als den Tag über verfuttert wird, damit es sich die Nacht hindurch nicht erhitze, indem man erhitztes, oder im Liegen heiß gewordenes Grün-Futter für so gefährlich hält, daß sich das Vieh die schädlichsten Krankheiten, wohl gar den Tod damit am Halse fressen kann. Beide Vorsichtsmaßregeln wurden auch hier mit der pünktlichsten Sorgfalt aufs strengste beobachtet, bis ein Zufall hierüber eine ganz andere Belehrung gab.

Herr R** war genöthigt an einem Sonnabend eine Reise auf die Nachbarschaft zu machen, und er hatte Ursache zu vermuthen, daß er erst am dritten, Tage, nemlich am Montage, würde wieder heimkehren können. Dies machte ihn besorgt, indem er fürchtete, daß der Holländer mit seinen Leuten diese Abwesenheit benutzen möchte, um am Sonnabend so viel grünes Futter herein zu schaffen, als bis zum Montage ausreichend wäre. Er gab also einem jungen Manne, der ihm als Unteraufseher zugeordnet war, die strenge Ordre: es nicht zu gestatten, daß am Sonnabend so viel Futter, als bis zum Montag früh nöthig wäre, hereingeschaft würde. Er trat seine Reise an, allein eine beängstigende Ahndung ließ ihm keine Ruhe; er machte sich schon am Sonntage wieder los und traf Nachmittags bei guter Tageszeit wieder in seiner Hei-

math ein. Was er gefürchtet hatte, war richtig eingetroffen. Die Futterdiele lag noch aufgehäuft voll Klee, aus welchem schon der Qualm hervor ging und im Innern schon einen fühlbaren Grad der Erhitzung zeigte. Erschrocken über dies, nach seiner Ueberzeugung höchst unglückliche Begegniß, ward der Holländer gerufen, der denn freilich in der ersten Aufwallung mit den bittersten Vorwürfen überhäuft ward und zugleich Befehl erhielt: dies Futter sogleich fort und frisches wieder herbei zu schaffen. Der Holländer, der schon seit vielen Jahren diese Holländerei in Pacht gehabt und sich durch seine Rechtlichkeit, so wie auch durch die Willfährigkeit, mit der er vom ersten Anfange bis jetzt, zur Begründung der Stallfütterung die Hand geboten, nicht nur bei der Herrschaft, sondern auch beim Herrn R** unbegränztes Vertrauen erworben, besänftigte diesen, indem er mit zuversichtlicher Miene bescheiden erwiederte: „Ereifern Sie sich „nicht, lieber Herr R**! ich stehe für den Nach„theil, der hieraus erfolgen kann, denn" — setzte er, um ihn völlig zu beruhigen, hinzu: — „dies „habe ich längst ausprobirt."

Dieser Mann hatte nemlich einige von seinen eigenen Kühen ganz von den übrigen abgesondert, und sie mit nichts als mit theils im nassen Thau gemähetem, theils erhitztem Klee gesättiget. Da

nun daraus gar nichts Nachtheiliges darauf erfolgt war, so hatte er nun den Versuch im Großen gemacht und dazu die Abwesenheit des Herrn R** abgewartet, dessen Zustimmung er wohl nicht möchte erhalten haben. Uebrigens ging alles, so wie der Holländer es zugesichert hatte, sehr glücklich ab; das erhitzte Futter ward verfuttert, das Vieh blieb gesund und seit der Zeit ward gar nicht mehr so peinlich darauf gesehen, ob das Futter in der Thaunässe, oder nachdem es abgetrocknet ist, gemäht worden; ob es sich auf der Futterdiele erhitzt hat, oder nicht; und noch zur Stunde haben sich keine nachtheilige Folgen gezeigt.

Es wäre zu wünschen, daß erfahrne Landwirthe, so wie unsre geschickten Thierärzte ihre, Erstere auf Erfahrung, Letztere auf richtige Theorie gegründete, Ansichten hierüber mittheilen wollten.

Einen ähnlichen Fall, der wenigstens so viel beweisen kann, daß bereiftes und sogar gefrornes Futter den Thieren doch wohl nicht immer schädlich ist, kann ich aus einer Erfahrung anführen, wovon ich selbst Zeuge gewesen bin. Bekanntlich hat die Stadt Bützow neben der dort befindlichen Waldung: die Möker genannt, eine fast unermeßliche Sommerweide für das Vieh, daher auch, wenigstens zu der Zeit, als dieser Ort noch der Sitz einer Universität war, ein unbedeutendes

Weidegeld bezahlt ward; für eine Kuh acht Groschen und für ein Pferd sechszehn Groschen. Jedoch galt dies nur für eingesessene Bürger. Da indessen die Akademie-Verwandten eben dies Vorrecht hatten, so nutzten manche der dort Studierenden diese Gelegenheit und kauften sich im Frühjahr für wenige Thaler solche Pferde, die allenfalls einen Sommer hindurch noch Studenten-Exkursionen aushalten konnten; im nächsten Bernitter Herbstjahrmarkte traf dann diesen armen Thieren eben das Loos, womit das Pferd überall so undankbar gelohnt wird; sie gingen zum Schindanger, wenn nicht irgend ein Jäger oder Forstmann einem Einzelnen einen ehrenvollern Tod bereitete, um Füchse damit anzuwittern. Einer meiner damaligen Hausfreunde, ebenfalls Student, schafte sich auch ein solches Reitpferd an. Als der Herbst heran kam und die übrigen Genossen desselben von der Weide zu ihrer letzten Bestimmung abgeholt wurden, fand sich dies Thier nicht. Der Eigenthümer hielt es für verlohren und es ward, des ohnehin so unbedeutenden Verlustes wegen, auch gar nicht darauf geachtet. Als aber im folgenden Frühjahr die Heerden wieder zur Weide gebracht wurden, da fand sich auch dies Pferd wieder ein, war munter, völlig gesund und ungleich besser genährt, als es im Herbst am Ende seiner Dienstzeit

gewesen war. Besonders merkwürdig war dabey noch dies, daß der Winter ziemlich strenge und anhaltend gewesen, auch viel Schnee gefallen war. Das Thier hatte also, nach Art der Rennthiere, sich sein Futter nur unter dem Schnee hervor suchen können, hatte sich dennoch so wohl erhalten, daß der Eigenthümer es im Laufe des Sommers um den doppelten Einkaufspreis wieder verkaufte.

Futterungsmethode der seeländischen Bauern in Dännemark, welche sie während des Winters bei ihren Schaafen beobachten.

Die seeländischen Bauern wenden eine ganz andre Aufmerksamkeit und Mühe auf die Winterfütterung ihrer Schaafe als die unsrigen, und geben ihnen reichlich und gut. Unsre Bauern hingegen glauben schon genug gethan zu haben, wenn sie ihre Schaafe so halten, daß sie mit genauer Noth das Frühjahr erleben, und dann ihre abgezehrten Körper und ihre nackten Leiber auf das Feld schleppen können. Eine natürliche Folge ihres schlechten Futters, denn was erhalten diese armen Thiere? das allernothdürftigste Rockenstroh, desgleichen Erbsenstroh,

und allenfalls in der Lammzeit etwas weniges Heu, aber ohne Auswahl und äußerst kärglich. Daß es diesen Thieren gar heilsam seyn würde, wenn man ihnen täglich ein Futter feinen Häckerling von Hafergarben gäbe, das ist unserm Bauer nicht begreiflich zu machen. Was thut aber der seeländische Bauer? des Morgens giebt er seinen Schaafen ein Futter vom feinsten Dreeschheu, was er hat; dann treibt er sie zur Tränke; hierauf erhalten sie den feinsten Häckerling von schwarzen Hafergarben; — den weißen Hafer hält man für nachtheilig, weil man die Erfahrung will gemacht haben, daß er die Wolle los mache, wodurch die Schaafe selbige im Frühling so leicht verlieren. — Nachmittags erhalten sie abermals ein Heufutter; gegen Abend den Abfall, welcher beim Erbsendreschen vorfällt; desgleichen Erbsenstroh, und zum Nachtfutter das beste für sie passende Rockenstroh. In der Lammzeit erhalten die Mutterschaafe, als Zulage, täglich eine Heufutterung mehr. Welches sind nun aber auch die Folgen von dieser reichlichen und nahrhaften Futterungsart? desgleichen des Tüderns? Munteres, gesundes Vieh, welches im Frühjahr mehr auf die Weide tanzt und springt, als geht, wohlbeleibt ist, und einen dichten Pelz mit auf's

Feld bringt, mit welchen es Wind und Wetter Trotz bieten kann; dazu kömmt noch, daß die Mütter in der Regel jederzeit zwei Lämmer werfen.

S.

Auch etwas über den Weizenbrand.

Ueber eine Sache wie diese, von deren Entstehung, nach meinen Ansichten, wir eigentlich noch gar nichts wissen, kann nicht genug nachgedacht, beobachtet und geschrieben werden; denn endlich müssen wir doch dadurch auf irgend ein Resultat kommen, es sey nun ein positives oder negatives. Auf letzteres scheinen meine Beobachtungen mich geleitet zu haben. Alle Halmtragende Früchte sind Krankheiten unterworfen, die wir unter den Namen: Brand, Flugbrand und Mutterkorn kennen. Weizen, Gerste und Hafer haben eine gemeinschaftliche Krankheit, nemlich den Flugbrand; der Rocken hat seine eigene Krankheit, das Mutterkorn, und der Weizen leidet ausschließend am Brand, wovon hier die Rede ist. Nun frage ich: wenn ungesundes und unvollkommenes Saatkorn, nachtheilige Einflüsse von außen während der Blüthezeit und der Befruchtung ꝛc. die Ursachen seyn

sollen, die den Brand herbeiführen, warum bemerken wir nicht bei den übrigen halmtragenden Früchten die nämliche Krankheit, da sie doch eben den Nachtheilen ausgesetzt sind, als der Weizen: Hieraus ziehe ich nun den Schluß: daß der Weizenbrand nicht durch die Ursachen entstehen kann, wodurch wir uns diese Erscheinung zu erklären suchen, sondern daß Ursachen obwalten müssen, die beim Weizen nur allein statt finden; deshalb wir diese Krankheit auch nur allein beim Weizen, und nicht bei den übrigen halmtragenden Früchten finden.

So kann z. B. ungesundes und unvollkommenes Saatkorn keine Ursache des Weizenbrandes seyn, sonst müßten wir diese Kranheit auch an die übrigen halmtragenden Früchten bemerken, da unter dem Saatkorn dieser Früchte sich doch gewiß auch sehr oft ungesunde Körner befinden. Hieraus würde dann auch folgen, daß das Einkalken des Weizens, welches doch vorzüglich des Schmachtkorns wegen geschieht, ganz überflüssig sey; denn wir kalken ja die übrigen halmtragenden Früchte nicht ein, und finden in diesen dennoch keinen Brand.

S.

Bitte um ein leitendes Urtheil denkender, aber vorurtheilsfreier Landwirthe, einen zu realisirenden Agrikultur-Plan betreffend.

Der Besitzer eines Landguts beabsichtigt eine Wirthschaftsveränderung, welche man zu den außergewöhnlichen rechnen kann. Er ist hiebei natürlich vorsichtig, wo nicht furchtsam, obgleich ihm sein Ideal zweckmäßig scheint. Er wünscht daher das Urtheil praktischer Landwirthe über diese seine Idee zu vernehmen, welches er durch die Bekanntmachung in diesen Blättern am besten zu erreichen glaubt; nur bittet er, ihn nicht damit abzuspeisen: „Wenn diese Idee gut wäre, so würde „sie schon von mehreren in Ausführung „gebracht seyn," wie man dies so oft hört! —

Zuförderst wird es nothwendig seyn, eine Beschreibung der gegenwärtigen Bewirthschaftung dieses Gutes voranzuschicken; diese ist gegenwärtig Folgende:

Die Wirthschaft ist in 11 Wechselschläge und 6 Koppelschläge getheilt. Erstere tragen in nachstehender Fruchtfolge:

1) Brache, stark gedüngt.
2) Raps.
3) Winterkorn.

4) Grüne Wicken, schwach gedüngt.
5) Hafer.
6) Kartoffeln, stark gedüngt.
7) Gerste.
8) Klee.
9) Rocken.
10) Erbsen und Flachs, mittelmäßig gedüngt.
11) Rocken.

Jeder Schlag hält etwa 80 Morgen, den Morgen zu 180 Rheinl. Quadrat-Ruthen gerechnet *). Ochsen und einige Kühe, in allem 40 Haupt, stehen fest auf dem Stalle; 80 Kühe weiden bei Nacht in einer Koppel und werden am Tage im Stalle gefüttert. Von den 6 Koppelschlägen hält jeder 144 Morgen. Diese werden alle 6 Jahre gebraacht und gedüngt, thun 3 Korntrachten, und ernähren auf 2 Schlägen zur Weide 400 Schaafe. Man kann annehmen, daß von diesen Schlägen jeder Schlag 96 Morgen Sandland, worauf nur Buchweizen, Rocken und bunter Hafer wächst, und

---

*) Ein Magdeburger Morgen von 180 Rheinländischen Quadrat-Ruthen hält 117 Quadrat-Ruthen nach Mecklenburgischem Maaße; mithin würde jeder Schlag, nach Meckl. Maaß reduzirt, 9360 Quadrat-Ruthen fassen, so wie jeder der Koppelschläge 16848 Mecklenburgische Quadrat-Ruthen.

A. d. R.

48 Morgen Acker enthält, welcher zum Kleebau zu gebrauchen ist.

Weide für Deputanten, Tagelöhner und etwas Jung-Vieh ist im Holze vorhanden.

Wiesewachs ist bedeutend, und von einer bedeutenden Brennerei erhalten die Kühe, während der Zeit vom 1sten October bis den 1sten Juny, die Schlämpe. — Dies ist ohngefähr das, was für einen Oeconomen zu wissen nothwendig ist, und ich gehe daher nun zu der Idee des Besitzers über.

Die 11 Wechselschläge bleiben in ihrer Ordnung, nur, daß in Zukunft sämmtliches Rindvieh auf dem Stalle fest stehet, wodurch die Koppel mit 81 Morgen Wiesewachs erspart wird, welche nun zur Weide nicht mehr nothwendig ist.

Die Veränderung trifft also die 6 Koppelschläge, welche in nachstehender Fruchtfolge gelegt werden sollen.

Schlag 1 davon 96 Morgen mit grünem Rocken,
48 Morgen mit Wicken.
— 2 — 144 — mit reifem buntem und weißem Hafer.
— 3 — 96 — mit grünem Buchweizen,
48 Morgen mit Klee.
— 4 — 144 — mit reifem Rocken.
— 5 — 144 — mit grünem Hafer.
— 6 — 144 — mit reifem Rocken.

Es wechselte also immer eine reife mit einer grünen Frucht, und das Haupthinderniß hiebei wäre wohl, die Düngung der 96 mit grünem Rocken bestellten Morgen, vor der Bestellungszeit; der Besitzer glaubt aber dies dadurch zu beseitigen, daß er so viel von diesem Rocken oben auf düngt, als er zu jener Zeit nicht mit Mistfuhren bestreiten kann.

Nun frägt es sich, ob mit den nun vorhandenen grünen Futterungsmitteln der beabsichtigte, noch bedeutend zu erhöhende Viehstand, für die Monate Junius, Julius, August und September durchgefuttert werden kann? Hiebei wird angenommen, daß ein Haupt Rindvieh täglich den Klee von anderthalb zwölffüßigen Quadrat-Ruthen bedarf? Imgleichen, ob: um gewiß den Bedarf nicht zu niedrig anzuschlagen, sechs Schaafe einer Kuh gleich zu rechnen sind? Da aber der Acker auf bedeutenden Stellen keinen Klee hervorbringt, so ist es nothwendig, das Verhältniß vom Rocken, Hafer, Buchweizen und Wicken gegen Klee auszumitteln.

Hiebei wird nun wiederum angenommen, daß der Ertrag von

1 Morgen Klee gleich ist 1½ Morgen Wicken.

— 2 — Rocken im ersten Schnitt.

1 Morgen Klee gleich ist 4 Morgen Rocken im zweiten Schnitt.
— 4 — grünen Hafer.
— 5 — Buchweizen.

Wenn nun diese Futterungsmittel auf Klee reducirt würden, so käme das Verhältniß folgendergestalt zu stehen:

80	Mrg.	mit	Klee	im 1.	Schnitt	bliebe gleich	80 Mrg.
80	—	—	—	2.	—	— —	80 —
48	—	—	—	1.	—	— —	48 —
48	—	—	—	2.	—	— —	48 —
96	—	mit Buchweizen wie 5 zu 1.				—	19 —
144	—	mit grünem Hafer wie 4 zu 1.				—	36 —
96	—	mit Rocken im 1. Schn. wie 2 zu 1,					48 —
96	—	dito 2. — wie 4 zu 1,					24 —
48	—	mit Wicken wie $1\frac{1}{2}$ zu 1				—	32 —
80	—	mit Wicken in den jetzigen Wechselschlägen					53 —
816	Mrg.	wären also in Summa gleich					468 Mrg. Klee.

Hiebei ist die Verschiedenheit der Futterungsmittel zu verschiedenen Jahreszeiten ein wesentlicher Vortheil.

Nun soll der Rindviehstand von 120 Haupt auf 150 Haupt, der Schaafviehstand aber von 400 Stück auf 1000 Stück erhöhet werden. Die Win-

terfutterung ist zu übersehen, und wenn die Vordersätze richtig sind, so würde auch der Sommerfutterung nichts im Wege stehen.

150 Haupt Rindvieh bedürften hiernach in 122 Tagen per Haupt täglich 1½ Morgen Klee, oder das darauf reducirte Korn, also in allem	152 Morg.	90 □R.
1000 Stück Schaafe, sechs gegen ein Haupt Rindvieh gerechnet machte 167 Hpt., wie oben berechnet macht	169 Morg.	141 □R.
Der Bedarf wäre also von	322 Morg.	51 □R.
Es wären aber zu verfuttern	465 —	
Blieben daher noch trocken einzugewinnen	142 Morg.	129 □R.

Die Bearbeitung würde unbedeutend mehr Anspannung bedürfen, und würde dies mit 8 mehr zu haltenden Ochsen vollkommen bestritten werden können, die Ertragsberechnung würde daher wohl nachstehender Art zu stehen kommen:

Die Einnahme vermehrte sich, (nach dem gegenwärtigen Ertrag berechnet) um

22 Stück Kühe à 20 Rthlr. . . .	440 Rthlr.
600 Stück Schaafe à 2 Rthlr. . . .	1200 —
In Summa um	1640 Rthlr.

Transp. 1640 Rthl.

Dagegen würden neue Kosten hinzukommen:

96 Mrg.	mit 72	Sfl.	Buchweizen	90 Rtr.
44 —	— 3	—	Klee	48 —
144 —	- 216	—	Hafer	144 —
96 —	— 96	—	Rocken	120 —
48 —	— 40	—	Wicken	50 —

An Arbeitslohn, so mehr erforderlich . . . 188 —

Die Ausgaben in Summa . . 640 Rthl.

Es bliebe also ein reiner Ueberschuß von 1000 Rthl. alles nach Preußischem Maaß und Gelde berechnet.

Dies wäre nun allerdings ein sehr erfreuliches Resultat, und möchte jedem Landwirthe Lust machen seine Schaafe lieber auf dem Hofe als auf der Weide zu sehen, denn glaubhaft scheint es im Uebrigen wohl, daß den Schaafen eben sowohl eine regelmäßige Stallfutterung besser bekommt, wie dies bei jedem anderem Vieh der Fall ist; nur frägt es sich: ob der Viehstand wirklich so bedeutend erhöhet werden kann, als hier angenommen ist, wodurch nur ein so großes plus hervorgebracht wird? — Der Besitzer hofft mit dem Jahre 1825 mit dieser Wirthschaft in Ordnung zu seyn, und wird es ihm dann viel Vergnügen machen, wenn praktische Landwirthe sich durch den Augenschein von den Vor-

theilen und Mängeln derselben überzeugen wollen. Da er aber ganz langsam dazu übergehen muß, so kann es ihm nicht anders wie angenehm seyn, die etwanigen Hindernisse und Schwierigkeiten aufgezählt zu sehen, so wie mehrere Ansichten darüber zu vernehmen. Er ist keinesweges blind für seine Idee eingenommen, vielmehr wird es ihm sehr angenehm seyn, wenn er vieles davon vorher abändern kann, bevor er durch kostspielige Erfahrung dazu veranlaßt wird *).

G—. im Monat Novbr. 1820. C—.

*) Es muß jedem denkenden Landwirthe von hohem Interesse seyn, ein solches, mit Einsicht und Energie betriebenes Fortschreiten in der Kultur zu sehen, und ich bekenne es gern, es schmerzt mich, daß diese Idee nicht zuerst in meinem Vaterlande hervorgegangen; wozu die jetzigen Konjunkturen und die zum Theil übertriebenen Pachtungen wohl hätten Veranlassung geben können. Desto zuversichtlicher erlaube ich es mir, unsern Herren Landwirthen diesen Kultur-Plan recht angelegentlich ihrer einsichtsvollen Prüfung zu empfehlen, um so mehr, da derselbe so sichtlich auf vermehrten Viehstand und dadurch vermehrten kräftigen Dünger hindeutet und in diesen beiden Haupthülfsmitteln unserer Kultur sind wir doch an manchen Orten noch sehr zurück. Güter von mittlerer Größe, die, wenigstens zum großen Theil, Klee bauen können, und überdies wegen ihrer Lage in der Nachbarschaft nahrhafter Städte begünstigt sind, müßten doch, wie mich dünkt, sehr gewinnen. Von unsern großen Gütern will ich dies nicht behaupten, aber wäre es da nicht rathsam, die entfernten Ländereien zu parceliren oder auf andre Art abzusondern? — Es wäre Anmaßung, wenn ich mich über diesen Plan des wahrhaft verehrungswürdigen Herrn Einsenders verbreiten wollte; nur aus der Feder so mancher unsrer erfahrnen Herren Landwirthe, als Meistern in der Kunst, erwartet unser Publikum mit Sehnsucht ihre Belehrungen. A. d. R.

Lese-Früchte.

Mitgetheilt vom Herrn Amtmann Michelsen zu Neu-Buckow.

1. Heckerlings-Maschine.

Fast jeder Landmann kennt die Maschine, welche der Engländer Lester erfand, und welche von dem geschickten Wagenfabrikanten Haack in Rostock nicht nur verfertiget, sondern auch verbessert ist; denn sie ist auf sehr vielen Höfen in Mecklenburg im Gebrauch. Herr von Boddin, vormals auf Alten-Carin *), der so gern das Nützliche erkannte und beförderte, hat der Mährisch-Schlesischen Ackerbau-Gesellschaft eine Abbildung und Beschreibung dieser Maschine mitgetheilt und diese Gesellschaft hat die Haacksche Maschine nicht nur prüfen, sondern auch mit einer andern auf der Eisengießerei des Herrn Grafen zu Salm in Blansko angefertigten neuen Heckerlings-Maschine vergleichen lassen. In den ökonomischen Verhandlungen der gedachten Ackerbau-Gesellschaft zu Brünn, hat der Herausgeber derselben, der Herr Wirthschaftsrath André daselbst, und zwar im Decemberheft 1818 eine Abbildung der

*) Gegenwärtig Königl. Hannöverscher Regierungs-Kommissions-Rath in Aurich. A. d. R.

Haackschen und der in Blansko gegossenen Maschine, sammt einer ausführlichen Beschreibung des mit beiden angestellten comparativen Versuchs geliefert, woraus, nach Versicherung des Herrn Bergmeisters Teubner zu Blansko sich ergiebt, daß die Blanskosche Heckselmaschine besser sey,

1. weil der Hebelsarm der bewegenden Kraft größer als der Hebelsarm der ausübenden Kraft ist, wodurch die Bewegung erleichtert wird;
4. weil sie 4 Messer hat und deshalb in der nemlichen Zeit gleichviel Heckfel giebt, es mag dieses einen viertel oder einen halben oder einen ganzen Zoll lang seyn;
3. weil sie nicht so vielen Reparaturen unterworfen ist;
4. weil sie durch den Fußtritt in Bewegung gesetzt wird, und der Arbeiter die Hände frei behält, um Futter einlegen zu können, ohne daß die Maschine still stehen dürfte;
5. weil auch Krumstroh sich nicht vorschieben kann, sondern ohne Hinderniß zerschnitten wird;
6. weil sie in einer Stunde 14 österreichische Metzen Heckfel liefert, und die Haacksche nur 14 Rostocker Scheffel (der $\frac{2}{7}$ kleiner ist als die österreichische Metze);

7. weil sie, wenn alle 4 Messer eingesetzt werden, das Heckfel zu $\frac{1}{4}$ Zoll Länge, mit zwei Messern zu $\frac{1}{2}$ Zoll Länge und mit einem Messer zu einem ganzen Zoll Länge liefert, mithin keine Vorrichtung zur Stellung des Hebels nöthig hat;
8. weil sie, obgleich fast ganz aus Gußeisen gefertiget, nur 180 Gulden Wiener Währung, die Haacksche aber 260 Gulden gleicher Münze kostet.

Wenn die Gesellschaft zweier Provinzen die Blanskosche Heckselmaschine für besser und für wohlfeiler erklärt, so wäre es fast beleidigend, die Wahrheit zu bezweifeln. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß unser Patriotischer Verein, so schnell als möglich, dafür sorgte, eine solche Maschine herbei zu schaffen, die unser patriotischer und geschickter Wagenfabrikant Haack gewiß bald vervielfältigen wird.

---

2. Schutzmittel gegen das Erfrieren der Baumblüthe.

(Oppositionsblatt 1820. No. 26.)

Herr James Sorverby (in England) hat gefunden, daß, wenn man an die Wurzeln der Bäume eine bedeutende Menge Wasser gießt, sie zu der Zeit, wo die Blüthe in die Frucht übergeht,

vor der Wirkung kalter Winde gesichert sind, daß dann die Blüthe nicht mehr erfriert und daß sie reichliche Früchte tragen.

Ein anderes Mittel, das ich kürzlich gelesen habe, sollte darin bestehen, daß die Bäume im Frühjahr öfterer mit kaltem Wasser begossen würden. Dadurch würde die Vegetation zurückgehalten, bis die Nachtfröste den Knospen und der Blüthe nicht mehr schaden könnten.

---

3. Anweisung auf eine leichte Art im Winter Butter zu machen.

Amalie Knaken macht im November-Stück des Land- und Hauswirths v. J. 1819 folgende Methode bekannt, die in Oberhessen sehr gebräuchlich seyn soll:

„Wenn die Milch einen halben oder einen „ganzen Tag gestanden hat, setzt man sie mit „den Schalen in die Ofenröhre, läßt sie einige „Stunden darin erwärmen und demnächst „wieder kalt werden, wodurch der Rahm eine „feste Consistenz erhalten wird. Diesen Rahm „nimmt man alsdann mit einer Schaumkelle „behutsam ab, so daß keine Milch dazwischen „kömmt, gießt ihn in eine reine Schale, und „rührt ihn mit einem hölzernen Löffel einige

„Minuten darin herum, so ist die Butter „fertig."

Meine Frau machte dies sogleich nach, und es gelang sehr gut. Noch besser gelang es aber, wenn man ein ganz kleines Stück wirkliche Butter mit herum rührte, weil sich der Rahm an diese leichter ansetzte. Auf diese Weise kann man täglich frische und reine Butter haben, die jede Hausfrau in wenigen Minuten in der Stube machen kann; besonders ist dies im Winter angenehm und am besten ausführbar.

---

4. Amerikanischer Pflug.

(Oppositionsblatt 1820. No. 32.)

Das Schiff la jeune Louise, welches aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in Havre (in Frankreich) angekommen ist, hat das Modell eines neuen Pfluges mitgebracht, welcher im ganzen Norden von Amerika angenommen worden ist, und wovon man meint, daß er auch in Frankreich mit großem Nutzen eingeführt werden könne.

Nöthiger Nachtrag zu S. 427 dieses Jahrgangs dieser Annalen: die Fabrikation des Trahdetorfs betreffend.

Da meine Anleitung zur Bearbeitung des Trahdetorfs, die ich S. 427 des 3ten Quartals dieses 7ten Jahrgangs der Annalen mitgetheilt habe, nicht nur Aufmerksamkeit erregt hat, sondern auch mit Beifall aufgenommen worden, so halte ich mich verpflichtet, noch einige, mir nöthig scheinende Bemerkungen hinzu zu fügen, um dieser, für unser ganzes Publikum so nützlichen Angelegenheit, so viel ich dazu beizutragen vermag, mehr Liebhaber zu gewinnen. Ich will es daher versuchen, die sichtlichen Vortheile dieses Verfahrens noch klarer vor Augen zu legen, und es würde mich freuen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, diese so ungemein vortheilhafte Manipulation, bei welcher Fabrikant und Käufer gewinnen werden, in unserm Vaterlande allgemeiner zu machen.

I.

Der Herr Redakteur macht S. 440 die Bemerkung: „Wenn es ausgemacht wäre, daß „die Torfmasse zuvor trocken so fein „verarbeitet werden müßte, wie ich es in „No. 7 meiner Anleitung vorgeschrieben,

„so," u. s. f. Diese Voraussetzung muß ich noch einmal wiederholen und auf das dringendste empfehlen. Meine eigene Erfahrung hat es mich gelehrt, daß, wenn die trockene Torfmasse nicht mit der größten Sorgfalt nach meiner Vorschrift bearbeitet wird, das Fabrikat auch nicht den möglichst erreichbaren Grad der Vollkommenheit erreichen kann. Wenn nemlich beim Trahden der trocknen Masse Stücken zurück bleiben, die nicht genug zertreten und zerkleinert sind, so sind sie in der Folge, so bald die Masse mit Wasser angefeuchtet worden, gar nicht mehr zu bezwingen. Das Wasser macht die Masse so geschmeidig und schlüpfrig, daß die darin noch befindlichen Stücke, mögen sie nun kleiner oder größer seyn, den Fußtritten der Pferde ausweichen, und unverändert bleiben. Solche zurückgebliebene Stücke verderben aber nachmals die ganze Masse. Dies zeigt sich sogleich beim nachmaligen Trocknen der Soden. An allen den Stellen, wo solche unzertheilte Stücke in den Soden kommen, bleiben sie isolirt für sich; sie können sich mit der übrigen, gut bereiteten Masse nicht innig vermischen, hängen also mit derselben überall nicht zusammen und wenn nun beim Trocknen der Soden Luft und Sonne auf diese würken, so löset sich die gut bereitete Masse von solchen Stücken ab, die Soden zerbröckeln und man erhält statt

fester Torfsteine, nur trocknes und unbrauchbares Grumm.

2.

Manchen mag es wohl scheinen: daß das von mir empfohlne Verfahren mit allzu bedeutendem Aufwande und mit zu großen Kosten verknüpft seyn möchte. Eine kurze Berechnung wird das Gegentheil beweisen, indem ich hier die Kosten, die auf eine bestimmte Menge Trahdetorf verwendet werden mit dem, was eine eben so große Menge Stichtorf erfordert, gegen einander stelle. Ich habe diese Vergleichung in diesem abgewichenen Sommer mit vieler Sorgfalt bei drei Trahden angestellt, ich theile sie hier mit, indem ich hoffe, daß sie jedem die Ueberzeugung geben wird, wie groß der Gewinn von Seiten des Trahdetorfs ist.

Es wurden nemlich drei Tage hindurch drei Trahden verfertigt. An jedem Tage waren vier Gespann Bauerpferde und 17 Arbeitsleute beschäftigt, jedoch so, daß nur mit zwei Gespann Pferden die Erde zusammen geschleift ward, während der Zeit die andern zwei Gespann, mit den schleifenden abwechselnd, ihr Futter auf der Weide suchten.

Rechne ich nun für ein zu Hofe
dienendes Bauergespann täglich
einen Thaler, so giebt dies
für die 4 Gespann in den 3 Tagen 12 Rthlr.

	Transp.	12 Rthlr.	
17 Männer, à Tag 8 ßl., erhielten für 3 Tage	8	•	24 ßl.
Beim Zerstechen und Aufeinandersetzen mochten diese 17 Arbeiter etwa 3 Stunden nöthig gehabt haben, also etwa 4½ Tage, à 8 ßl., macht	—	•	36 •
Desgleichen 17 Frauen eine eben so lange Zeit, nemlich 4½ Tage, à 4 ßl.	—	•	18 •
Zum Aufsetzen ebenfalls 17 Arbeiter 3 Stunden, mithin 4½ Tage, à 8 ßl.	—	•	36 •
17 Frauen in eben so vieler Zeit, á Tag 4 ßl.	—	•	18 •
Summa	22 Rthlr.	36 ßl.	

Als der, aus diesen drei Trahden verfertigte Torf abgefahren ward, wurden 77 Fuder damit beladen. Ein solches Fuder, wie man es hier zu laden gewohnt ist, wird zu 3 Tausend Soden gerechnet, mithin würden diese 77 Fuder 231 Tausend Soden Torf betragen. Nun wird in der hiesigen Herrschaft Ivenack beim Stichtorf das Tausend mit 8 Schillinge bezahlt; imgleichen für das Trocknen und Umsetzen für 3 Tausend 4 Schillinge, mithin steht die Rechnung so:

231 Tausend Soden Stichtorf, à Tausend 8 ßl., betragen an Stecherlohn	38	Rthlr.	24 ßl.
Für das Trocknen, à 3 Tausend 4 ßl., beträgt	6	"	20 "
Summa	44	Rthlr.	44 ßl.

Bilance.

231 Tausend Stichtorf kosten .	44	Rthlr.	44 ßl.
231 Tausend Trahdetorf . . .	22	"	36 "
Kostet also der Stichtorf mehr	22	Rthlr.	8 ßl.

3.

Noch muß ich auf einen nicht unbedeutenden Vortheil aufmerksam machen, den man beim Trahdetorf gewinnt. Hat man nemlich ein Moor, das sich zum Stichtorf nicht mehr gut nutzen läßt und man läßt nun die noch vorhandene Torferde zu Trahdetorf verarbeiten, so wird man ein solches Moor ungleich längere Zeit nutzen können, als mit dem Stichtorf. Die Beweise davon kann ich jedem, der nur einige Kenntniß vom Torfwesen hat, überzeugend vor Augen legen. Hoffentlich wird nun diese Darstellung jedem die Ueberzeugung geben, wie überwiegend der Vortheil beim Trahdetorf gegen den Stichtorf ist; ob es also der Mühe lohnt, den Trahdetorf, so wie ich es erzählt habe, zu fabriziren. Dazu vergesse man auch nicht den sehr bedeutenden Umstand mit in Anschlag zu bringen: daß sich

der Stichtorf zum Trahdetorf, in Hinsicht der Gluthitze, folglich auch in Hinsicht seines Werthes, etwa grade so verhält wie Ellern Holz zum Büchen.

Grischow den 5ten Novbr. 1820.

Wilhelm.

Nachschrift des Redakteurs.

Daß der Aufsatz des Herrn Wilhelm Aufmerksamkeit erregt hat, das kann ich bezeugen. Ich hatte E. E. Rath unsrer Stadt Rostock einige Exemplare dieser Abhandlung überreicht. Sie wurden nicht nur sehr freundlich aufgenommen, sondern auch von diesem ehrwürdigen Kollegium, das jederzeit dafür besorgt ist, jede Hindeutung, die zum Besten dieser Kommüne abzwecken kann, wenn Ihm nicht, — wie dies leider! nur zu oft geschieht — absichtlich Hindernisse im Weg gelegt werden, aufzugreifen und zu benutzen, den zugeordneten Deputationen mitgetheilt und ihrer Aufmerksamkeit dringend empfohlen. Höchst wahrscheinlich wird also Rostock sich bald einer sehr bedeutenden Anlage zur Fabrikation eines Materials zu erfreuen haben, dessen Mangel bisher für diesen Ort sehr drückend gewesen. Sollte es, wider alles Hoffen

und Erwarten, nicht geschehen, so ist es wenigstens gewiß nicht die Schuld des Magistrats.

Dieser Nachtrag, für dessen Mittheilung dem Herrn Wilhelm ein neuer Dank gebührt, ist übrigens eine sehr schätzbare Ergänzung des ersten Aufsatzes, womit er unser Publikum beschenkte. Er bestätigt nemlich die unbedingte Vorschrift: daß die Torferde durchaus trocken getrahdet werden muß, und zwar so lange, bis gar keine, auch nicht die kleinsten Erdklöße mehr darin vorhanden sind. Daß übrigens die Berechnung so auffallend vortheilhaft für den Trahdetorf ausfällt, das möchte nun freilich wohl nicht an allen Orten der Fall seyn, wo der Arbeitslohn höher steht. So würde z. B. hier, nahe an Rostock, kein Gespann für einen Thaler, und kein Arbeiter zu resp. 8 und 4 ßl. zu haben seyn. Allein dies verschlimmert die Sache nicht im mindesten, denn wenn man auch alles zugesteht, was in Hinsicht eines nothwendig größeren Kostenaufwandes nur immer zugestanden werden kann, so geht doch aus der Berechnug des Herrn Wilhelm so viel hervor, daß wenigstens der gesammte Arbeitslohn für eine bestimmte Menge Trahdetorf aufs allerhöchste nicht höher zu stehen kommen kann, als der Arbeitslohn für eine eben so große Menge Stichtorf. Dies ist sehr merkwürdig, denn ich weiß, daß hier in der

Nähe von Rostock, an Orten, wo das gewöhnliche Stecherlohn beim Stichtorf à Tausend mit 10 ßl. bezahlt ward, die Arbeiter beim Trahdetorf mit 24 bis 28 ßl. à Tausend bezahlt wurden; und was liefern die für eine Waare? —

Gesetzt also, der Lohn wäre auch würklich nun, gegen die Wilhelmsche Methode, auf beiden Seiten gleich, so geht dennoch schon eine beträchtliche Ersparung an Arbeitslohn gegen die sonst gewöhnliche Trahdetorfmacherei, — oder eigentlich Pfuscherei! — hervor. Allein nun beliebe man doch folgende Umstände in Betrachtung zu ziehen:

1. Wie sehr muß eine Masse, die mit so vieler Sorgfalt bearbeitet worden, daß, ich möchte sagen: beinahe eine innige chemische Mischung hervor gebracht wird, sich von der unterscheiden, in welcher der Arbeiter ein Paar Augenblicke mit den Füßen herum getrappelt hat? Ja! oft genug geben sich die Menschen auch diese Mühe nicht einmal, sondern es muß genügen, wenn die Masse nur ein Paarmal mit der Schaufel durchgestoßen und durchgerührt wird. Dies habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Was kann da nun wol Gutes daraus werden?

2. Man berechne den Gewinn an Zeit. 17 Arbeiter brachten, mit 4 Gespann, auf die Bearbeitung der Masse 3 Tage zu. Einen halben Tag

brauchten sie zu den Nebenarbeiten bis zum völligen Austrocknen des Torfs. Den halben Weibertag will ich in der Folge den Stichtorf-Gräbern zu Gute rechnen, mithin wurden in $3\frac{1}{2}$ Tagen 231 Tausend Torf fertig geschaft.

Wenn ich nun annehme, daß ein Stichtorf-Gräber täglich 2000 Soden sticht, — mehr wird man wol schwerlich erwarten können, — so bringt dies für 17 Arbeiter in $3\frac{1}{2}$ Tagen 119000 Stück Torf. Nun ist aber der Torf noch nicht geringt und getrocknet; dafür will ich, so freigebig wie möglich, den halben Tag für die 17 Weiber rechnen, so haben die Trahdetorf-Arbeiter in gleicher Zeit und mit gleichen Kosten, nicht weniger als 112000 fertige Soden mehr produzirt, als die Stichtorf-Gräber. Also fast doppelt so viel! Ein Gewinn, der an einem Orte wie Rostock, wo die jährliche Torf-Konsumtion in die Millionen hinein geht, gewiß beachtenswerth ist. Und welch ein Gewinn für den Entrepreneur, der immer auf sichern Absatz rechneu kann.

3. Vergleicht man endlich beide Fabrikate, nemlich den Trahdetorf gegen den Stichtorf, so ist es ausgemacht, daß sich jener gegen diesen in Hinsicht seiner Glutkraft wenigstens wie 3 zu 1 verhält; das heißt: mit Ein Tausend Stück Trahdetorf kann der Käufer reichlich so weit reichen, als mit drei

Tausend Stichtorf. Da nun die Kosten für die Fabrikation des ersten, wie die obigen Berechnungen zeigen, niemals auf das dreifache steigen können, vielmehr bei richtiger Behandlung mit dem Arbeitslohn für den Stichtorf gleich bleiben müssen, so ist auch der Gewinn des Käufers ganz ansehnlich.

Auch verdient doch wol auch der Umstand sehr beachtet zu werden, daß grade die Erdmasse, die zum Stichtorf gar nicht mehr tauglich ist, noch immer sehr guten Trahdetorf giebt.

Aber hier dringt sich mir die Frage auf: Ist denn die Gräfliche Herrschaft Ivenack die einzige Gegend in den gesammten Mecklenburgischen Landen, wo der Torf auf eine so vorzügliche Art bereitet wird? Sollte es noch anderweitig solche Oerter geben, wo die Torf-Fabrikazion, wenn auch nicht grade auf diesem, sondern vielleicht auf einem andern zweckmäßigen Wege eingeführt ist, so wären Mittheilungen hierüber doch sehr zu wünschen; so wie ich überhaupt bei dieser Gelegenheit die schon so oft dargelegte Bitte recht angelegentlich wiederhole: daß unsre Herren Landwirthe den Zweck unsrer Annalen: gemeinnützige Beobachtungen und Erfahrungen gemeinkündig zu machen, theilnehmender und freigebiger, als es bisher noch immer der Fall ist, unterstützen möchten. Welch ein Schatz von Erfahrungen würde sich anhäufen, und welche Belehrungen würden für unsre Kultur daraus hervor gehen, wenn ein solcher Gemeinsinn in dieser, der ehrwürdigsten und achtbarsten Klasse unsrer Staatsbürger, vorherrschend würde! —

Gewiß wird nach dem jetzigen Stande der Landwirthschaft in Mecklenburg, auch hier das Pferd den Ochsen von der Feldarbeit verdrängen.

Es ist die Frage vielfach aufgestellt worden: ob beim Landbau Pferde oder Ochsen, als Arbeitsvieh, nützlicher seyen? Sie ist verschieden beantwortet. Manche geben dem Ochsen, andere dem Pferde ausschließlich den Vorzug. In Mecklenburg hat man bisher für den Haken den Ochsen vorzüglich gehalten, für andere Arbeiten, für die Egge, den Wagen, das Pferd vorgezogen. Alle müssen aber darin einstimmen, daß das Pferd in der Arbeit vielseitiger brauchbar ist. Es geht mit diesem Gegenstande in der Oekonomie wie mit den meisten. Sie sind bestimmt nur zu beantworten für Lokalitäten und deren Verhältnisse, nicht aber im Allgemeinen. Die Praxis findet für ihre Lokalität und deren Verhältnisse aus, was ihr zusagt, und wartet nicht erst ab, daß aus allgemeinen Gründen ihr Vorschläge gemacht werden. Solche Vorschläge von Neuerungen sind nöthiger da, wo der Oekonomie-Betrieb vom Schlendrian regiert wird; wo ökonomische Gebräuche die eigene Einsicht vertreten müssen; wo ungebildete Bauern einen kleinen Wirthschafts-

Betrieb haben, als da, wo, wie in Holstein, Mecklenburg und Pommern, die Oekonomie im Großen von gebildeten Menschen betrieben wird. Wenn man hier mit Dreistigkeit meistern und allgemein geltende Wahrheiten predigen hört, so kann man sich kaum des Bedauerns über den ungelegnen Eifer enthalten. Inzwischen kann die Beobachtung des Ganges zu Vermuthungen führen und werden bescheidene Vorschläge und Ueberlegungen, denen diese Blätter gewidmet sind, nicht anstößig scheinen. In Mecklenburg wird zur Zeit noch mehr als im Holsteinschen mit Ochsen gearbeitet. Es scheint aber, daß der Gebrauch der Pferde zur Arbeit auch in Mecklenburg einen weitern Spielraum gewinne, und läßt sich vermuthen, daß die Mecklenburgische Wirthschaft, welche der Holsteinschen sich nachgebildet hat, auch im stärkern Gebrauch der Pferde ihr nachkommen werde. Als noch keine Schlagwirthschaft eingeführt war, in drei, vier und fünf Schlägen gewirthschaftet ward, zähe Dresche durch Brache noch nicht mürbe zu machen waren, als die Hof-Felder durch Bauer-Dienste konnten bestellt werden, die Arbeit noch nicht so schwer war, noch nicht so viel, und noch nicht so eilig zu arbeiten war, konnte man beim Haken sich mit Ochsen behelfen, auch sich zufrieden finden bei der Arbeit, welche das schwache Vieh der Bauern mit dem

Haken verrichtete. Ueberdem waren noch keine bedeutende Holländereien errichtet; die ziemlich starke Schaafzucht gab keinen beträchtlichen Ertrag; das Interesse an hoher Benutzung des Futters durch Nutzvieh war noch nicht gegeben. Man rechnete dahero nicht sehr an, was an gutem Futter für die Ochsen verbraucht ward, und hielt eine Menge Ochsen auf die Feldarbeit. Seit aber die Kultur des Dresches eine angestrengtere Arbeit erfordert und die Benutzung des Futters für Milchvieh und Schaafe solchem einen größeren Werth gegeben, hat man angefangen die Arbeit des Ochsen gegen sein Futter zu berechnen, und gefunden, daß, wenn mit seinem Futter auch das Pferd nicht erhalten werden kann, die gute weiche Futterung doch, im Gebrauch für Nutzvieh, zu einem Preise auszubringen sey, der in Vergleichung mit der Arbeit des Pferdes die Kosten der Erhaltung desselben zu seinem Vortheil stelle.

So lange das beste Heu durch Kühe und Schaafe nicht mit bedeutendem Nutzen kann ausgebracht werden, also einen geringern Werth hat, ist der Ochse wohlfeiler zu halten als das Pferd, dem Körner zugemessen werden. Wenn aber die Heufutterung im Werth zur Kornfutterung steigt, gewinnt das Pferd, zumal wenn Abfälle an Korn, die dem Ochsen zufließen, in Berechnung kommen,

und man sich daran schon gewöhnt hat diese Abfälle bei der Pferdefutterung zu Hülfe zu nehmen. Da, wo es an guter Heufutterung fehlt, gewinnt das Pferd um so mehr durch die Betrachtung, daß eine starke Kornfutterung dem Ochsen die weiche Heufutterung ersetzen muß, und daß die Dauorgane des Pferdes mehr als die des Ochsen die Assimilation der Körnernahrung bewirken. Im Allgemeinen kommen für unsere Verhältnisse nachfolgende Betrachtungen in Erwegung, welche voraussehen lassen, daß mit der Zeit das Halten der Ochsen immer mehr werde eingeschränkt werden.

1) Der Ochse kann vor seinem 6ten Jahre nicht auf unsern Dreschfeldern zu der schweren Arbeit angewöhnt werden, und dauert er bei der Arbeit, — liege dies nun in der Art unsrer Anspannung unterm Joch oder in der Beschaffenheit der Arbeit im Dresch, — im Durchschnitt nicht länger als fünf Jahre aus. Einzelne Ochsen werden allerdings jetzt noch 8 bis 10 Jahre gebraucht werden können. Wirthe aber, die lange gewirthschaftet und dreißigjährige Register aufweisen können, werden vermuthlich eine gewagte Behauptung des Durchschnitts von füuf Jahren für den Gebrauch noch, auf schweren und steinigten Feldern wenigstens, für zu hoch annehmen müssen, und nur eine vierjährige Dauer der Brauchbarkeit zugeben wollen. Nach

dem Ablauf dieser Gebrauchszeit wird der abgelebte Ochse zum Mästen verkauft und soll nun durch seinen Verkaufpreis gut machen, was er in der Arbeit gegen das Pferd verlohren hat, welches, zum Schaden für den Landbau, an die Frohnereien verkauft wird, weil das Vorurtheil ein Gesetz begünstigt hat, wornach der Landmann sein altes Pferd nicht selbst schlachten und die Haut zu Gelde machen kann. Man darf aber nicht zugeben, daß alljährlich der sechste Zugochse verkauft werde; es werden gewiß im Durchschnitt eben so viele verunglückte Ochsen bei Seite geschafft, als verkauft werden, so daß etwa nur $\frac{1}{2}$tel des Abgangs zu Gelde zu machen ist, und wird sich der Wirth mit diesem Abgang um ihn zu Gelde zu machen, in Verlegenheit finden. Er wird an das abgemagerte Vieh Futter verschwenden, auf die Spekulation, ihm ein verkäufliches Ansehen zu geben, und, hier in Mecklenburg, bei dem Ueberfluß des Viehes, der geringen Fleisch-Konsumtion, den wenigen Gelegenheiten zur Mastung und der immer mehr abnehmenden Ausführung mageren Rindviehes seinen Ausschuß-Ochsen glücklichsten Falls mit der Hälfte des Preises, den ihm der junge wieder eingeschossene kostet, bezahlt erhalten, wird also, wenn die Kosten der Appretur für den Verkauf in Anschlag kommen, und das nicht zum Verkauf gekommene Vieh, wie

billig, mit gerechnet wird, durch den Verkauf nur den vierten Theil des Preises vom Einschuß wieder gewonnen werden. Eine scharfe Rechnung möchte dennoch dem Verbrauch des Ochsen übrig bleibenden Kapitalwerth, noch geringer bestimmen und ergeben, daß dieser Kapitalwerth bestehe: in noch nicht dem doppelten Werth der Haut; so, daß also das Pferd in dieser Hinsicht weniger verlieren möchte, zumal wenn Gesetz und Vorurtheil dem Landmann die Haut gönnten.

2) Das Pferd kostet nach jetzigen Verhältnissen kaum mehr aufzuziehen als der Ochse. Es wird ein Jahr früher brauchbar, seine Weide ist daher nicht höher anzuschlagen, als die des Ochsen, und eben so wenig seine Winterfutterung, weil der Ochse, beim grasarmen Brachstroh nicht ohne Beihülfe von Heu- und Kleefutterung, in deren Ermangelung aber von Kornabfällen und Garbenheckerling, im ersten Jahre aber unbedingt nicht ohne Zusatz von Korn-Abfällen so groß und stark herangefuttert werden kann als man ihn verlangt, wohingegen das Pferd weniger weiches und Heufutter bedarf, und sehr wohl mit den Abfällen aus der Scheune kann aufgezogen werden. Bei genauer Rechnung wird das vierjährige Pferd, ehe es aufgestallt ist, kaum einen größeren Werth am Futter konsumirt haben, als der fünfjährige Ochse, und die Kosten

des Aufstallens schon zum Theil vergolten mit den Arbeiten, zu denen es dabei angelehrt wird. Daß vordem das aufgestallte Pferd einen weit höhern Preis als der Ochse galt, hatte denn zur Folge, daß man auf den Höfen eher noch Pferde als Ochsen aufzog, und kann keinen Unterschied machen wo es bloß gilt die Erziehungskosten auszumitteln. Jetzt, wo auch der Absatz der Pferde stockt, und ihr Preis heruntergegangen, ist das Verhältniß für den Ochsen nachtheiliger geworden. Ein Mecklenburgisches Arbeitspferd ist wohlfeiler und mit weniger Sorgfalt aufzuziehen, als ein Reitpferd von Englischer Race.

3) Gar sehr aber verliert der Ochse gegen das Pferd in der Vergleichung der Dauer des Gebrauchs. Das vierjährige Pferd dauert sicher noch einmal so lange in der Arbeit aus, als der fünfjährige Ochse. Unter ähnlichen Verhältnissen darf man dem Pferde wohl noch einmal so lange Brauchbarkeit zuschreiben, als dem Ochsen, der weit mehreren Gefahren und Krankheiten ausgesetzt ist, der keine Pferde-Natur hat, sondern stets mit Vorsicht muß gebraucht werden. Die Sprichwörter im Landbau sind gewiß Erfahrungssätze, welche es aufnehmen mit den Sätzen, die aus einzelnen Experimenten abgezogen worden. Das Sprichwort sagt von Pferdenatur und Pferdearbeit aber auch von Ochsenfaulheit.

4. Was vollends die Arbeit anlangt, welche das Pferd jährlich und täglich gegen den Ochsen verrichtet, so verliert der Ochse ungemein. Der wiederkäuende Ochse arbeitet täglich im Durchschnitt etwa 7 Stunden, wohingegen das Pferd im Durchschnitt 9 bis 10 Stunden arbeiten kann; und wenn der Ochse im Jahr höchstens 180 Tage arbeitet, so arbeitet das Pferd 300 Tage. *) Es arbeitet also das Pferd im Jahre noch einmal so lange als der Ochse, und muß man mehr als die doppelte Arbeitszeit annehmen, in welcher das Pferd Arbeiten verrichtet, welche der Ochse nicht verrichten kann. Dies soll aber dem Ochsen nicht zur Last gelegt werden, eben so wenig als den Weibern, daß ihre Arbeit nicht den Werth hat der Mannstage. Auch muß man der Ochsen-Arbeit das zu gut rechnen, daß nur 180 Tage etwa zur Hak-Arbeit können verwandt werden, mithin die Pferde, welche die den Ochsen zugewiesene Arbeit übernehmen sollten, die übrige Zeit müssig seyn, und eben so wie die Ochsen ihr Futter umsonst verzehren würden.

*) Ganz gewiß gibt es im Jahre, die Sonn- und Festtage mitgerechnet, bei dem ordentlichen Laufe der Witterung nicht, und auf Lehm- und Thonfeldern wohl nie, 180 Tage für Hakarbeiten, und kann man im Durchschnitte der Jahre und Felder sicher nur 150 Tage annehmen.
A. d. Verf.

Das aber stellt die Rechnung für die Ochsen nachtheiliger, daß das müssige Pferd, wenn die bei den Pferden ersparte Heufatterung der Ochsen durch anderweitige Verwendung in Werth kann verwandelt werden, fast nicht mehr zu unterhalten kostet und bei 180 jährlichen Arbeitstagen vielleicht dreimal so lange brauchbar bleibt, als der Ochse bei den 180 Arbeitstagen; daß drei Pferde das sicherer und besser verrichten, was fünf Ochsen beschaffen. Denn gewiß beschicken sechs Pferde-Haken das, was fünf Ochsen-Haken mit Wechsel nicht ohne übermäßige Anstrengung beschaffen können. Die Arbeit des Pferdes ist weit sicherer als die des Ochsens. Der Ochsen-Haken wird bei trockener Witterung eher still liegen müssen, als der Pferde-Haken. Wo die Gesundheit des Ochsen schon gefährdet wird, werden die Kräfte des Pferdes noch nicht erschöpft. Freilich liegt es sehr daran, zu gewissen Zeiten, z. B. in der Frühlings-Saatzeit, auf einemmal eine große Anspannung aufstellen zu können, und geben die Ochsen dazu Gelegenheit, wenn man sie durchschieben *) läßt, also die Zahl der Wech-

*) Durchschieben, auch Ausschieben, (Uhtschuben), ein technischer Ausdruck in Mecklenburg, für das Geschäft: wenn in der Frühlings-Saatzeit, um die Arbeiten bei der Saatbestellung mit möglichster Schnelle zu fördern, statt der Wechselhaken, — bei

selhaken verdoppelt, was ein Hauptnutzen bei der Ochsenhaltung ist. Die Anstrengung der ununterbrochenen Arbeit von 11 bis 12 Stunden aber wird der Ochse nicht lange aushalten können. Es werden drei Pferde-Haken fünf Handhaken mit Ochsen auch dann noch erreichen, da zwei Pferde in der Saatfahre mit Bequemlichkeit 300 Quadrat-Ruthen umhaken, während zwei Ochsen, wenn sie nicht gewechselt werden, doch wohl kaum 250 Quadrat-Ruthen umhaken können.

5) Was aber die Ersparung bei der Arbeit mit Pferden noch einleuchtender macht, ist, daß wenn mehr Pferde gehalten werden, diejenigen Pferde, welche statt der Ochsen auf deren Arbeit zu halten sind, den übrigen Pferden von ihrer Arbeit abnehmen können, so, daß diese in den 180 Tagen, welche wir sehr reichlich für Ochsen-Arbeit angenommen haben, beim Haken mithelfen können. Jetzt werden die Pferde gehalten zum Eggen, Mist-

---

welchen alle vier Stunden das Gespann gewechselt wird, — bloß einfache Haken, ohne Wechsel der Gespanne arbeiten müssen. Die Zahl der Haken wird nun um das doppelte vermehrt; aber freilich auch die Zahl der Arbeiter, nemlich der Häker. Der Gewinn an Arbeit ist aber groß. — Dies nur um der auswärtigen Leser willen.

A. d. R.

fahren, Erndtefuhren, Holzfuhren und zum Verfahren der Produkte. Daneben werden Karrenpferde für die Erdmischung mit Modde, Mergel und Sand gehalten. Wenn nun statt der Ochsen, auf die Hakarbeit Pferde gehalten werden, so können solche außer den 180 Tagen, die man zum Hacken annehmen mag, Dungfuhren verrichten, welche jetzt der übrigen Anspannung zur Last fallen, wodurch denn für diese Zeit gewonnen wird zur Beihülfe in der Hakarbeit; so, daß dann durch diese wechselseitige Aushülfe mit größerer Kraft jede paßliche Arbeit zur rechten Zeit leichter kann ausgeführt werden, und z. B. auch der Vorwurf entfernt werden kann: daß wir bei unserer Einrichtung den Dung zu lange auf dem Hofe liegen und verzehren lassen. In der Erndte sind die langsamen Ochsen zum Einfahren nicht zu gebrauchen. Der vergrößerte Pferdestand wird bei mißlicher Erndtewitterung das Geschäft erleichtern und abkürzen; es wird also wiederum Zeit gewonnen werden für Feldbestellung und Meliorations Arbeiten. Wenn der Acker wegen Nässe oder Trockniß nicht kann bearbeitet werden, darf man die Pferde zu andern Verrichtungen gebrauchen, ohne in Verlegenheit zu kommen, weil man auf seine Kräfte für die Zeit rechnen kann, wenn der Boden geeignet ist, wohingegen der Ochsenhaken gehen muß, es gelte dem

Ochsen oder dem Acker. Wenn sich auch für die statt der Ochsen zu haltende Pferde, in der Zeit, da der Winter den Boden verschließt, keine Arbeit darbietet, so werden sich doch für sie mehr Arbeitstage finden als für den Zug-Ochsen, und schon dadurch die größern Kosten der Unterhaltung, wenn sich auch solche ergeben möchten, ausgeglichen werden.

6) Diese Kosten der Unterhaltung stellen sich jetzt aber anders als vordem. Gewiß war vordem, als wir noch nicht so reiche Korn-Erndten hatten, das Stroh grasreicher, und konnte der Ochse mit geringerer Beihülfe von Körner-Nahrung erhalten werden, als jetzt, wo das Stroh immer schierer, mithin nahrloser wird, es also einer größern Beihülfe von Heu bedarf. Wenn aber das Heu beim Nutzvieh zu einem gewissen Werth auszubringen ist, und die Nahrung mit Körnern gegen die Arbeit des Ochsen und Pferdes verglichen wird, so verliert der Ochse, weil Körner-Nahrung bei Pferdearbeit höher ausgebracht wird als bei Ochsenarbeit.

7) Wenn man auch den Ochsen vor dem Pfluge gebrauchen kann, so übersteigt doch diese Arbeit gar leicht seine Kräfte und wird man das Pferd weit sicherer vor dem Pfluge gebrauchen können. Der Ochsenhaken hat freilich im steinigtem und bergigtem Boden eine sehr gute Anwendung und kann auf

steinigtem Boden nicht füglich durch den Pflug ersetzt werden; auch läßt er sich auf beschränkten Plätzen, zwischen Gräben und in Winkeln paßlicher anwenden, als der Pflug und selbst als der Pferdehaken mit Rädern, welche eine ununterbrochene Ebene suchen. Es leidet aber wohl keinen Zweifel, daß die Arbeit des Pferdehakens ungleich wirksamer ist, als die des Ochsenhakens, theils, weil dabei nichts zu besorgen, daß ein Widerstand nicht werde besiegt werden, theils aber auch, weil beim Pferdehaken die umgeworfenen Furchen, so wie beim Pfluge nicht zertreten werden, was, zumal bei nassem Grunde, dem Ochsen zum Vorwurf gereicht. Ein feuchter Grund und nasse Witterung lassen daher den Pferdehaken und Pflug nicht so schädlich wirken als den Ochsenhaken. Es scheint daher von großem Interesse zu seyn, daß Pferdehaken und Pflug den Gebrauch des Ochsenhakens einschränken. Wenn auch nicht allgemein als entschieden anzunehmen, ob als einziges Werkzeug allgemein der Pflug dem Haken vorzuziehen, so kann man doch wohl behaupten, daß der zwischen Haken und Pflug das Mittel haltende, Pferdehaken, so weit die Lage der Oberfläche seine Anwendung zuläßt oder nicht zu sehr erschwert, dem Ochsenhaken vorzuziehen ist, und daß der Pflug, wenn er auch als ausschließliches Ackerinstrument uns nicht anzupreisen seyn

dürfte, doch als ein, manche Kulturen erleichterndes Werkzeug, mehr in Anwendung bei uns sollte gebracht werden. Es scheint wirklich, daß nach dem jetzigen Stand unserer Kultur, diese nichts mehr heben dürfte, als die stärkere Anwendung des Pfluges, von welcher der schnelle Umsatz der Kultur bedingt ist. Wenn aber dies ist, wenn die Instrumente, welche das Pferd besser als der Ochse regiert, der Kultur zusagen, so steigt das Interesse an der Pferdearbeit gegen das Interesse an der Ochsenarbeit ungemein. *)

8) Es werden auf den meisten Gütern eigene Pferde für die Karre zur Erdmischnng gehalten, welche das Jahr hindurch, in so weit die Witterung

---

*) Unser Feldbau auf den Koppelfeldern ist dahin gekommen, daß er die Empfindlichkeit gegen die Bestellung verloren und die Wirthe gleichgültiger dabei gemacht hat. Der dreijährige Dreesch, der mit Modde, Mergel und Stalldung reine Brache bekommen, hat so viel Kräfte, daß er die zeitigste Saat, die schärfste Winter- und Frühjahrsweide aushalten kann, und Lagerkorn nur dann nicht liefert, wenn der Frühling ungünstig oder der Sommer sehr trocken ist. Die zweite Saat hat noch sehr viel Kräfte, daß nur darauf zu sehen, daß sie in der günstigsten Zeit bestellt werde. Die Bracharbeit im Sommer wird selten nicht können vollbracht werden. Sagt die eine Periode ihr nicht zu, so wird es die andere gut machen. Wer keine Brache

nicht hinderlich ist, beim Karren beschäftigt werden. Dieses Pferdehalten kann dazu führen, den Gebrauch der Ochsen einzuschränken, denn statt, was jetzt vielleicht noch nöthig ist, diese Verbesserungs-Arbeiten das ganze Jahr hindurch fortdauern zu lassen, wird man künftig wohl vortheilhaft finden, nicht weiter eigenes Gespann darauf zu halten, sondern diese Arbeiten zu beschicken in der Zeit, welche man der Bestellarbeit abgespart hat. Werden nun, anstatt der Ochsen, Pferde auf die Bestellarbeit gehalten, so wird man deren erübrigte müssige Zeit mit einspänniger oder zweispänniger Karrenarbeit ausfüllen können, also müssige Arbeitszeit ersparen. Auch für das Verfahren der

---

hat, also auch keinen von Saamen- und Wurzelunkraut gereinigten Acker, wer im Herbst und Frühjahr bei mißlicher Witterung nicht nur zur Saat, sondern auch Wendepflügen, der also gegen Feldbestellung und gegen Saatfolge empfindlich seyn muß, wird beobachten den Unterschied der verschiedenen Ackerwerkzeuge, und deren Anwendung. Unsere Wirthe können mit ihrem Ochsenhaken ihre überreiche Brache so vollkommen bestellen, daß sie kein Interesse nehmen an den Bemerkungen über den Unterschied, den der Stoppelwirth bei den Ackerwerkzeugen bemerkt. Immer aber wird die Berechnung der Zeit und der Kosten der Arbeit sie interessiren müssen.

A. d. Verf.

Produkte ergiebt sich ein Gewinn aus stärkerer Pferde-Anspannung, weil solche die Spekulation zuläßt auf höhere Preise und bessere Wege.

Ueberhaupt aber wird, da das Pferd einen vielseitigern Gebrauch zuläßt, als der Ochse, der größere Pferdestand zu jeder Zeit, die grade vorliegende Arbeit mit größerer Energie betreiben lassen, wodurch bekanntlich das Ganze des Wirthschafts-Betriebes ungemein gewinnt.

9) Wir finden in den Gegenden, wo die Kultur weiter vorgeschritten, und wo die Bestellung des Ackers schwieriger ist, den Ochsen vom Pferde verdrängt; so in England; so in Holstein; so in Braband; so in Magdeburg; zumal bei großen nicht bäuerlichen Wirthschaften, welche eine schärfere Berechnung und Benutzung der Zeit zulassen. Was bei uns noch zur Zeit die Vermehrung der Pferdegespanne hindert, mag wohl in der Scheue aufzusuchen seyn; noch mehr Hofknechte auf den Höfen anzunehmen, und die Pferde der Wartung der Tagelöhner anzuvertrauen. Diese Instanz muß sich aber bei uns so gut heben lassen, als sie in den Ländern aufgehoben ist, wo die Hofwirthschaft bloß mit Pferden betrieben wird.

10) Das Interesse an der Abschaffung der Pferde, wird natürlich sehr modificirt durch die Localität. Der von dem Absatzort entferntere Hof hat ein

größeres Interesse an der Pferdearbeit, als der Hof, der seine Anspannung zum Verfahren der Produkte nicht sehr gebraucht. Wo viel Pferdeheu geworben wird, ist das Halten der Ochsen kostbarer, und wird das Halten der Pferde erleichtert. Auf sehr steinigten Boden wird man die Ochsen nicht abschaffen wollen; allenthalben aber werden Schaafzucht und Holländerei sich heben, wo die Ochsen abgeschaft sind, weil die Ochsen grade das verzehren, was Holländerei und Schäferei nutzbar machen würde, und ihr größerer Kredit gegen die Pferde eben darauf beruht, daß diesen Korn zugemessen wird, das man zu Geld anschlägt, während die Ochsen erhalten, was man nicht fühlt, weil es nicht verkauft wird, was aber Holländerei und Schäferei niederdrückt.

Wir finden da, wo auf die Pflugarbeit nicht Ochsen, sondern Pferde gehalten werden, besseres Milchvieh, aus dem natürlichen Grunde, weil demselben nicht das bessere Viehfutter entzogen wird. Da, wo das Milchvieh einen höheren Ertrag giebt, hat man die Kosten der Unterhaltung der Ochsen mehr berechnet, und dem zufolge das brauchbarere Pferd zur Arbeit genommen; wo aber überhaupt das Molkenwerk nicht hoch auszubringen ist, da ist die Ochsenzucht begünstigt worden. Den Fremden, welche unsere Wirthschaft beobachten, fällt nichts

so sehr auf, als das starke Verhältniß des Arbeits-Viehes zum Nutzvieh nicht nur, sondern auch zur Arbeit selbst. Wenn man die Qualität mit berücksichtiget, so verzehrt das Arbeitsvieh die Hälfte des gewonnenen Futters; an vielen Orten aber einen weit größeren Werth. Der Bauer, der vordem für den Dienst lebte und arbeitete, verfuttert den größeren Theil seines Futters auch jetzt noch in sein überflüssiges Arbeitsvieh, und kann sich von der Ochsenzucht nicht trennen, welche in der Zuzucht ihm baare Einnahme verschafft.

Weil die Holländereien nach Kopfzahl verpachtet sind, so ist das Interesse an der Ernährung des Kuhviehes dem Verpächter nicht so nahe gelegt, als an der Ernährung der Ochsen, welche vorzüglich gefuttert seyn müssen, um die Arbeit beschaffen zu können, die ihnen von Zeit zu Zeit angesonnen wird.

Der Gutsbesitzer hat wohl seine Freude an den schönen scheckigten Ochsen mit großen Hörnern, wendet ihm daher das gute Futter zu, das er dem ihm entfremdeten Holländervieh entzieht. Auffallend ist daher bei uns das Mißverhältniß zwischen den elenden und verkümmerten Kühen und den großen und wohlgenährten Ochsen. Dieser Abstand ist erreicht worden, durch die Verwendung des besten Futters auf die Ochsen. Freilich werden solche Ochsen mit 60 und 70 Thaler bezahlt, eben

so hoch wie ein Pferd. Wenn aber der Werth des Futters richtig berechnet würde, das auf die Zucht solcher Thiere verwendet worden; so würde sich ergeben, daß mit einem minderen Werth anderen Futters ein brauchbares Arbeits-Pferd aufzuziehen gewesen.

Auf sterilen Gütern, schlechter Weide und schlechten Heues, wird durch die Ochsenhaltung der Abnutz aus den Holländereien völlig vernichtet, weil alles gute Futter dem Holländervieh entzogen wird. Solche trockne hohe Felder, die wenig Heu und schwache Weide haben, können doch Körner geben, also Körnerfutterung fürs Arbeitsvieh liefern. Hier werden Pferde mit weit wenigerm Werth erhalten werden können als Ochsen, bei denen die Körnernahrung nicht so hoch kann ausgebracht werden, die aber doch das Nutzvieh verdrängen. Man kann als Regel annehmen, daß die Pferdearbeit um so mehr die Arbeit mit Ochsen vertreten sollte, als diese im größeren Verhältniß stehen zum Nutzvieh.

Unsere Holländereien gewähren, bei richtiger Berechnung, einen geringen reinen Ertrag, besonders auch, weil der Abgang dabei so stark ist. Dieser Abgang wird vorzüglich dadurch befördert, daß das Milchvieh sich im Winter mit demjenigen behelfen muß, was die Zugochsen ihm übrig lassen. Ganz gewiß sind die Holländereien in Holstein auch aus

dem Grunde abträglicher, weil nicht die Zugochsen ihnen das bessere Futter entziehen, und beim Wirth nicht das größere Interesse an sich gezogen haben.

Was die Unterhaltung der Ochsen kostet, würdigen wir nicht, weil das Ochsenfutter nicht verkauft wird, müßte sich aber ergeben, wenn damit Nutzvieh unterhalten würde. Zum Glück kommt das Pferdefutter nicht in Collision mit dem Kuh- und Schaaffutter. Gerade der bei uns so häufige Duwick, den man den Ochsen nicht, wohl aber den Kühen bietet, ist den Pferden angenehm. Die Stallfutterung der Ochsen hat viele Abfälle, die Stallfutterung der Pferde bekanntlich gar keine, und können im Sommer die Pferde auf dem Stalle doch wohl so wohlfeil erhalten werden, als die Ochsen. Die größere Körner-Konsumtion vermehrt und verbessert den Dung, und wird ersetzt durch die stärkere Brauchbarkeit der Pferde. Das im Ackerbau gebrauchte Pferd wird für die Körner-Produktion so wirksam seyn, daß es sein stärkeres Futter erübrigt. Die Arbeit mit Pferden wird die Menschen thätiger machen; die Trägheit des Ochsen ist ansteckend; die nöthige Schonung des Ochsen wird Ausrede zur Faulheit. An Menschenarbeit allein wird gewonnen werden, was die Pferde etwa an berechneter Körnerfutterung mehr kosten. Alle die Kultur-Arten, welche wir in Ländern von

höherer Indüstrie finden, werden sich bei uns nur einführen lassen, wenn wir statt der Ochsen, Pferde an die Arbeit stellen lassen, und die Werkzeuge gebrauchen, welche der Pferdearbeit zusagen. Durch die allgemein in Gang gekommene Kornwirthschaft und die dadurch bewirkte Umwandlung des Ackerbaues werden wir von der Arbeit mit Ochsen abgeführt. Wir halten schon mehr Pferde, wir bauen mehr Körner, und weniger Gras und gräsiges Stroh, also mehr Pferdefutter. Wir können also nachgerade prophezeihen, daß die Ochsenhaltung allmählig immer mehr werde eingeschränkt werden, und wird der Uebergang von der Ochsen- zur Pferdewirthschaft uns um so mehr erleichtert erscheinen, als es uns an Absatz der Zuzucht von Pferden fehlt. Eine besondere Aufforderung aber enthält der Werth, den das Futter durch die veredelte Schaafzucht gewonnen hat. Gewiß steht der Vervollkommnung unsers Wirthschaftsbetriebes nichts mehr entgegen, als die Gewohnheit an der Ochsenarbeit, und wird die höhere Indüstrie und mögliche Ersparung menschlicher Arbeitskräfte mit der Zeit erreicht werden durch die Erweiterung des Gebrauchs unserer Pferde. Wir dürfen dann aber auch das Interesse von den richtigen Grundsätzen der Zucht von Arbeits-Pferden nicht verlieren, und werden uns hüten müssen vor der Sucht des Aufziehens

der feinen Reitpferde. Wollen wir die Pferde in der Karre, vor dem Pfluge und vor dem Hacken gebrauchen, so werden wir einen Schlag anziehen müssen, der sich dem Brabantschen und Englischen Karren Pferde mehr nähert, als dem Wettrenner, dessen Blut nun schon zu sehr bei unserer Pferdezucht gemißbraucht ist. —

G. d. 12. Nov. 1820.

CS.

Jahres = Bericht über landwirthschaftliche Angelegenheiten; nebst Ansichten vom Doctor H. Chr. Gerke auf Frauenmark.

Nach vier trockenen Jahren, unter welchen das Jahr 1819 bei weitem das trockenste war, kam im Herbst 1819 der Weizen und Rocken völlig in den Staub zu liegen, und man konnte beides nicht so dicht säen, wie man wollte, weil das Korn so glatt war, daß es der Hand entglitt, ehe diese aus dem Säe-Tuche war. Deßhalb stand dann die Saat etwas dünn, sie erholte sich aber bald und kam gut in den Winter. Hiervon machten jedoch die Winter-Oelsaaten (Rapps, Rübsen, das Rota baga Oel-Gewächs und der Schnitt-Kohl) fast durchgängig in Mecklenburg, — und eben so auch in

Hollstein, — eine Ausnahme, denn es hatte ihnen im August zu sehr an der zur Entwickelung des Keims nothwendigen Feuchtigkeit gefehlt. Ausnahmen hiervon habe ich nur bei sehr einzelnen Wirthen gefunden, die diese Saat in völlig mürben, gahren Boden brachten, und einen Gewitter-Regen zur Saatzeit zu benutzen im Stande waren.

Der Winter von 1819 auf 20 war ganz dazu geeignet, die Winter-Saat auf alle Weise zu begünstigen. Er hatte zwei Perioden, die frühe vorweihnachtliche, und die spätere frühjährliche. Beide bestanden darin, daß sich der Boden bei trockenem anhaltenden Frost verschloß, und daß alsdann allererst Schnee fiel. Hier war also überall an keine faule Gährung unter dem Schnee zu denken, denn es fehlte an der zur Fäulniß nöthigen Feuchtigkeit. Deßhalb schadete die starke Schneedecke in beiden Fällen dem Winter-Leben der Saaten nicht, vielmehr befanden sie sich auf diese Art wohl, und bewiesen dieses im Frühjahre, wo nirgends eine Spur der Krankheit an ihnen bemerkbar war.

Allein grade diese Ereignisse waren auch die Ursache, daß der seit drei Jahren bis zur Staubförmigkeit ausgetrocknete Untergrund, der bei dem Gedeihen der Früchte eine so unendlich wichtige Rolle spielt, völlig staubförmig blieb, und den ganzen Winter über nichts von Fruchtigkeit in sich

aufnehmen und noch vielweniger sich sättigen konnte, weil das viele Schneewasser im Vor- und Nach-Winter in ganzen Strömen auf dem Froste, wie auf einem Steindamme abzog. Diese Sättigung der Krume und des Untergrundes erfolgte allererst nach vielen Gewitter-Regen in der Mitte des Juny (den 22sten). *)

Der Anfang des Aprils war dem Eineggen des Weide-Klee's unter Rocken sehr günstig. Es war freilich nur die obere Krume vom Rocken durchzogen, allein dies war zum schnellen glücklichen Keimen hinreichend, und die Pferde traten nirgends durch, weil der Untergrund noch steinhart war. Deßhalb stehet der Winterklee unter Rocken auch ganz untadelich, wozu indessen die nachfolgenden öftern Gewitter-Regen das meiste beigetragen haben. Und eben dieses gilt auch von der Klee-Saat unter Hafer, denn auch diese stehet, daß, — wer nur gemergelt oder doch wenigstens die Nachschläge gedüngt hat, — nach der landwirthschaftlichen Sprache, kein Apfel zur bloßen Erde fallen kann. Für die Holländer (Molkenpächter) **) wird mithin das

*) Ein, Anfangs Juny angelegter Brunnen, bewies mir, daß alle Gewitter-Regen im April und May den Untergrund durchaus nicht erreicht hatten.
A. d. Verf.

**) Die Parenthese setze ich der Ausländer wegen bei.
A. d. Verf.

Jahr 1821, wenigstens was die reichliche Nahrung des Vieh's betrifft, ein goldenes Jahr seyn, und sie werden das Deficit der vergangenen drei Jahre eigermaßen decken können, wenn wir nur hin und wieder warme Regen in jenem Jahre bekommen, denn der einmal bestaudete Klee im Mergelboden bedarf dessen nicht sogar viel. Aber warme Witterung ist die Hauptbedingung eines reichen Molken-Ertrags. Ein anderes ist es, wie es um die Butter-Preise des Jahres 1821 stehen wird, worauf ich vielleicht nachher zurückkomme.

Der April war günstig zur Erbsen- und frühen Hafer-Saat. Auch die Gerste fand Ende May's eine günstige Saatzeit.

Die Witterung dieses Jahrs bis zur Erndte war überhaupt so günstig, daß sie nicht besser gewünscht werden konnte. Beständige, fast tägliche Regenschauer bei warmer Witterung erquickten unaufhörlich die Vegetation. Der April war so heiß, wie es nur in den Hundestagen seyn kann. Allein am 21sten, 22sten und 23sten dieses Monats fielen nicht unbedeutende Nachtfröste ein, die dem Pflanzenleben nicht zuträglich seyn konnten, obwol man nicht sagen kann, ob und wie weit diese schnelle Abwechslung im Wärmegrade an den nachherigen Erscheinungen bei den Gewächsen Antheil hat. Genug, der Juny und selbst ein Theil des July

waren ungewöhnlich kalt, und so öftere Regen auch erfolgten, so erfolgte doch erst am 22sten Juny die völlige Sättigung des Untergrundes durch einen fast 24 Stunden anhaltenden Landregen.

Man kann mit Recht behaupten, daß dieses Jahr (1820) zu den fruchtbarsten gehört, die es seit langer Zeit gegeben hat — vorzüglich für Sandboden — denn auf Lehmboden hat der viele Regen fast allgemein Lagerfrucht veranlaßt. Wenn dieser Satz indessen unbestreitbar ist, so ist es doch auf der andern Seite auch eben so wahr, daß sich die ältesten Landwirthe nicht erinnern können, daß eine solche totale Mißerndte in einer Frucht je in dem Grade statt gefunden hat, wie in diesem Jahre in Erbsen, und zum Theil auch in Wicken; und ein so partielles Mißrathen des Weizens auf einem Felde, während derselbe auf einem andern reichlich lohnet. Jenes gänzliche Mißrathen der Erbsen, welches fast überall so bedeutend ist, daß man von einem Fuder Erbsen zu 20 bis 22 Fuß Länge kaum einen Scheffel, mithin kaum die Einsaat erndtet, rührt vom Mehlthau und von einer unglaublichen Anzahl grüner und schwarzer Blattläuse her, welche sich auf den Erbsen einfanden, grade wie sie die ersten Schoten gesetzt hatten. Diejenigen Erbsen, die schon im Schotensetzen weit fortgerückt waren, wie sich dieser Feind einfand, haben weniger gelit-

ten, weil sie ihr vegetatives Leben fast beendigt, die Ausbildung des Saamens schon erreicht hatten, als dieser Feind auf die völlige Desorganisation der Pflanze — Athmen, Einziehen, Verdauen und Ausdünsten des Nahrungssafts — hin arbeitete. Genug, je junger die Erbse war, um so auffallender war das gänzliche Aufhören ihrer Gesundheit und Kraftfülle, welche sich Stellenweise in völliges Absterben verwandelte. Es bleibt mir problematisch, ob und welchen Antheil der starke Heerrauch in der Mitte des Julius und ein, Tags darauf (den 20sten Julius) gefolgtes Gewitter, mit kalter, nächtlicher Temperatur, auf dieses Ausschwitzen des Zuckerstofs bei Erbsen (und im geringeren Grade auch bei Weizen, Hafer und Gerste) — was wir Mehlthau nennen, — gehabt habe. Genug! kaum war dieser Zuckerstoff da, so zeigte sich das feindliche Insekt, welches sich in Stunden und Tagen bis ins Unendliche vermehrte. *) Merkwürdig ist

*) Das Neueste, was wir über Blattläuse haben, befindet sich im Magazin der Entomologie von Germar, Halle bei Hendel, 1sten Bandes 3tes Heft, Seite 1. Erfahrungen und Bemerkungen über Blattläuse von J. F. Kyber, verbis: „Blattläuse überwintern in mehrerlei Gestalten, gewöhnlich als unbegattete Weibchen, die bei eintretender milder Witterung Junge zur Welt bringen.

es, daß die Erbsen während des 10 bis 12tägigen Daseyns dieser Thiere gleichsam zu blühen aufhörten, und nach ihrem Verschwinden wieder anfingen zu blühen. *) Bei Weizen saßen sie nahe unter der Aehre. Das theilweise Mißrathen dieser Frucht scheint aber doch mehr vom Lagern, und von einer zu üppigen Vegetation herzurühren, als von diesem Insecte. Bei Hafer haben sie gar keinen schädlichen Einfluß gehabt, denn dieser ist in Stroh und Kör-

---

„Doch überwintern auch Männchen und Weibchen, „Eier und Junge. Günstige Witterung und reichliche „Nahrung haben auch bei den Blattläusen den stärksten „Einfluß auf ihre schnellere Fortpflanzung und Ausbil„dung. Es scheint selbst, daß beide Bedingungen, „Wärme und Nahrung, zu ihrer Vermehrung hin„reichen, so daß in gewissen Verhältnissen die Art der „Erzeugung, daß Blattläuse im Mutterleibe sich aus„bilden und lebend gebohren werden, durch ungleich „mehr Generationen, als bisher zugegeben worden, „ohne durch Begattung und Eyerlegen unterbrochen „zu werden, verfolgen können."

A. d. Verf.

*) Viele Schaafhalter, vorzüglich im Preußischen, tragen Bedenken dieses Erbsenstroh zu verfuttern, weil sie ein Schaafsterben verursachen sollen, worüber ältere Data allegirt werden. Allein unsere jetzige Schaafhaltung, unser Salzen, Oelkuchen-Trank u. s. w. mögten wohl jene Furcht unnöthig machen.

A. d. Verf.

nern überall in diesem Jahre ganz vorzüglich gerathen. Eben so auch Gerste und Rocken; nur ist es durch comparative Versuche völlig erwiesen, daß der Rocken weniger Brandtwein liefert als der vorigjährige, und daß auch das Mehl des diesjährigen Rockens nicht so weiß ist, als das vom vorigen Jahre. *) Hafer, Gerste und Rocken lohnen im Ausdrusch ganz vorzüglich, ohngeachtet allen Dreien, nebst dem Weizen in der Erndte selbst noch die Gefahr drohete, daß sie beinahe gänzlich verdorben in die Scheune gekommen wären. Von diesem Mißgeschick wissen indessen allein diejenigen nachzusagen, die ihre Güter gemergelt haben, weil alle Frucht auf gemergeltem Boden, wegen des Ueberflusses an Nahrung in voller Kraftfülle noch fortlebt, während die auf ungemergeltem Boden bereits aus Mangel homogener Stoffe ihre Lebensperiode beendigt, oder ihre Reife erhalten haben. Mergel giebt späte, aber auch sichere Erndten. In Mecklenburg fing am 8ten August die Rocken-Erndte an, wie man in der nahen Prignitz — wo man nicht mergelt, oder es allererst anfängt — längst mit der Rocken-Erndte fertig war. Wenigstens weiß das uns nahe Preußen nichts vom Auswachsen

*) Die Ursache davon liegt in dem höhern Wärmegrade des Jahres 1819. A. d. Verf.

des Rockens, Weizens, Hafers und zum Theil auch der Gerste, welches in dem regnigten Zeitraume vom 22sten bis zum 31sten August, und vom 1sten bis zum 10ten September in Mecklenburg fast allgemein erfolgte. Allen denjenigen, die ihre Miethen (Fiemen) deren es in diesem Jahre von 4 bis zu 15 Stück auf jedem Mecklenburgischen Gute giebt, nicht sofort mit Stroh hinlänglich bedeckten, wiederfuhr am Ende noch das Mißgeschick, daß nun auch diese einregneten und in einander wuchsen, nachdem das Korn zum Theil schon auf dem Felde ausgewachsen war. Wer sie nicht bei Zeiten wieder auseinander riß, hat sich großen Schaden gethan. Bei dieser ungünstigen Erndte-Witterung konnte man recht den eingeübten taktfesten Landwirth von dem ungeduldigen, sprudelköpfigen Novizen unterscheiden. Bei ersterem stehet die Lehre fest: „man muß nie die Gleichmuth verlieren; was verdirbt, muß im Felde verderben.“ Da der Fall sehr oft kömmt, daß eine peinliche Erndte-Witterung eintritt, so will ich mich bei diesem Gegenstande noch etwas aufhalten. Fast im ganzen südlichen Deutschlande, in Niederhessen und im Göttingen-Grubenhagenschen wird, wie in England, die Winterfrucht und ein Theil der Gerste mit der Handsichel geschnitten. Der Schnitter faßt die Frucht mit der

linken Hand, und schneidet mit der Sichel unter derselben die gefaßten Halme ab. Drei bis vier Schnitte bilden eine Handvoll, die behutsam mittelst der untergehaltenen Sichel von dem noch stehenden Getreide getrennt und bei Seite gelegt wird. Dadurch bekömmt das geschnittene Getreide am Stoppel-Ende das Ansehen von unserm Schütt- oder Dach-Stroh. Das so geworbene Getreide wird — wenigstens in Niederhessen — in Lagerhaufen gesetzt, und mit einem Huthe, d. i. mit einer Garbe versehen, die nahe am Stoppel-Ende gebunden ist, deren Aehren herunter hängen, und diese kleine, etwa vier Fuß hohe Miethe rund umher wie ein Regenschirm bedecken. So verfährt man, das Wetter sey auch noch so günstig. Tritt nun anhaltendes Regenwetter ein, so widmet man seine Gesammtkräfte der Sommerfrucht, und bringt diese unter Dach, ehe man an das Binden und Einfahren der Winterfrucht denkt, weil man weiß, daß diese bis auf die Deckgarbe, welche freilich am Ende grün wird, vor dem Auswachsen gesichert ist. Fleißige Wirthe fahren aber auch in so ängstlicher Erndte-Witterung etwas Winterfrucht zu Hause, und benutzen das Stroh, um davon Hüthe für die Lagerhaufen zu machen, von welchen sie nun in einem günstigen Augenblick die mit Aehren versehenen Hüthe abnehmen, und vertauschen. Auf diese

Art habe ich i. J. 1804, bei einem sechswöchentlichen Regen, Weizen und Rocken unversehrt eingescheuert. Allein, was dort bei 4 bis höchstens 500 Morgen (à 150 14füßigen Quadrat-Ruthen) und bei 3 bis 400 Frohndienst-Schnittern sehr gut gehet, das würde bei uns, bei 3 bis 4000 Morgen, die jedes unserer Güter hat, und ohne alle solche fremde Hände ganz unmöglich seyn. Wir quasen und wühlen unsere Erndte ein, und müssen wegen der Vielheit quasen und wühlen. Aber des Versuchs wäre es doch wohl werth, jene Wirthschaft wenigstens dahin nachzuahmen, daß wir 10 Garben im Zirkel herum und mit den Aehren zusammensetzten, und diese mit einem Huthe versähen. Der Zeitverlust dürfte bei dieser Methode nicht sehr groß seyn. Doch steht dieses als bloße Idee hier. *)

Aber eine andere Frage, die ich bei diesem Absprunge aufwerfen muß, ist wichtiger. Sie heißt:

---

*) Das sogenannte Kasten des Getreides. Unsre landwirthschafts-Gesellschaft ließ Versuche damit anstellen, die in den ältern Annalen derselben v. J. 1803 S. 39 des ersten Hefts erzählt worden. Diese Methode fand nicht Beifall, wovon indessen wohl mehr der Widerwille der Aufseher und die Ungelenkigkeit der Arbeiter, als die Methode selbst, Schuld war. Die Versuche hätten einige Jahre, an mehrern Orten wiederholt werden müssen. A. d. R.

Soll ich bei solchem ungünstigen Erndte-Wetter, wenn mal ein Tag die Arbeit erlaubt, alles gleich hinter der Sense binden, oder soll ich hohe Stoppeln mähen, und einen Theil der Frucht auf dem Schwade liegen lassen? Ich habe das letztere bewährt gefunden, obwol man — vorzüglich beim Hafer — mehr als die Einsaat auf dem Lande liegen lassen muß. Allein man kann sich doch mit dem Wenden der Frucht helfen, und meistens nach 24 Stunden heller Witterung unmittelbar nach dem Binden einfahren, weil die Frucht hinlängliche und selbst überflüssige Röste im Schwade bekommen hat, so daß man wegen des Fallens beim Drusch sorglos seyn darf, und gegen das starke Ausfallen kann man sich allenfalls dadurch sichern, daß man in Rockenstroh bindet. Man hat also vor dem Einfahren bloß darauf zu sehen, ob das Korn bis zu einiger Festigkeit abgetrocknet ist, und kann mithin einfahren, wenn die, die alles sofort aufbanden, wochenlang warten müssen, bis die Garbe im Innern und im sogenannten Schrank (Ort, wo unser kunstloses Aehren-Seil übereinander faßt) ausgetrocknet ist. Man hilft sich freilich mit dem Umhocken, aber bei der Gerste und dem Hafer hat man doch Beispiele genug, daß sie wegen ihres weichen, kurzen Stroh's und wegen ihres eigenthümlichen Baues der Aehren und Grannen nicht vor dem

völligen Verderben dadurch geschützt wurden, sondern aufgebunden und als Heu eingescheuert werden mußte. Der Münsteraner fährt alle Gerste, und, wenn ich mich recht erinnere, auch allen Hafer als Heu, d. h. ungebunden ein, und hält diese Methode für die vortheilhafteste.

Stroh ist in diesem Jahr außerordentlich viel gewachsen, aber wie gesagt: der Weizen ist wegen der vielen Lagerfrucht — vom Staub- und Kern-Brande hört man wenig — zum Theil, die Erbsen und Wicken (letztere nicht so allgemein) sind ganz mißrathen. Rocken, Gerste und Hafer lohnen außerordentlich. Auch die Kartoffel hat gut zugetragen. Sie gaben, im mürben gedüngten und gemergelten Boden und vor Maytag gelegt, das 20ste Korn, in minder gahrem Boden und spät gepflanzt das 9te und 10te Korn. Auf einigen Stellen waren sie sehr von Insecten angefressen, weßhalb sie der gemeine Mann pockig nennt, und dieses aufs Mergeln schiebt, obgleich dieser sehr unschuldig an dieser Erscheinung ist. Auch die große Wasser-Rübe (Turnips) und die Runkel-Rüben haben von diesem Anfressen ihrer Faser gelitten, die Rota-Baga gar nicht.

Der jetzige geringe Preis aller Früchte, ja aller landwirthschaftlichen Producte, ist für die Geschichte der Landwirthschaft geeignet. Der große (Berliner)

Scheffel Weizen gilt heute, den 20sten Novbr. 1820, in Grabow 40 ßl. bis 1 Rthlr. 6 ßl., der Rocken 30 ßl., Gerste 26 ßl., Hafer 16 — 18 ßl. und Erbsen 40 ßl. Wie ich vor 5 — 6 Jahren diesen Zustand des Getreide Preises für die Zukunft mit Gründen unterstützt andeutete, fand ich viele Gegner, weil der Rocken bis auf drittehalb Thaler ging. Jetzt ist meine Vermuthung bestätigt. Deßhalb will ich nun auch etwas über die eigentlichen Gründe dieser Erscheinung und was der kluge Hausvater dabei zu thun hat, beifügen.

Nicht die Stoks-Jobberei und die Speculation auf Staatspapiere ist, wie zuweilen, wohl gar von berühmten Schriftstellern, behauptet wird, die eigentliche Quelle, aus der diese Lähmung des Handels mit Landes-Produkten aller und jeder Art, nichts davon ausgenommen, hervorfließet, und noch viel weniger ist dieses unschuldige Treiben aller Juden und reichen Müssiggänger und Müssiggängerinnen eine despotische Geld-Oligarchie, die es als eine unsichtbare Korporation in ihrer Gewalt hat, den Werth des baaren Geldes in die Höhe zu treiben, und sich zur unumschränkten Beherrscherin alles Betriebes zu machen, ja, die im Stande wäre, einen ganzen Staat auf den Kopf zu stellen. Ich gestehe es gern, daß diese Idee meiner Ueberzeugung nicht genügen will.

Nein! ein langer Krieg von 1789 bis 1814, ein 25jähriger Krieg, holte, wie alle Kriege, die letzten Geldstücke aus den Staats-Kassen, und brachte sie in Circulation. Dadurch entstand der Ueberfluß an baarem Gelde, den man einige Jahre nach dem Kriege verspürte. Allein nun fließen alle, durch das Bedürfniß erhöhete Steuern in die Staats-Kassen, ohne in dem vorigen gewohnten Maaße zurückzufließen; so entsteht also diese Geld-Ebbe. Der Schluß folgt von selbst, nemlich der Mangel einer Sache erhöhet ihren Werth. Ich frage aber jeden Biedermann — Lieferanten sind ehrliche und nützliche Menschen, aber ich frage sie doch diesmal nicht — ob er lieber jenen alten Zustand zurückwünscht, oder ob er die langersehnte Ruhe behalten und sich in seinem Bau nach den Bedürfnissen, nach den Launen und Moden der Zeit richten will?

Zu obiger Ebbe und Fluth des Geldes kömmt ferner: daß alle Nationen mehr oder weniger von den unseligen Zeitläuften gelitten haben, und an die Herstellung ihrer Uebel denken. Manche Staaten denken auch bloß an Selbsterhaltung, und daher finden wir in allen Staaten ein Gesetz nach dem andern, welches die Einfuhr auch des rohen Produkts ganz, oder bedingt, verbietet, oder große Taxen auf die Einfuhr legt, sobald das eigene Land diese Artikel selbst producirt. So hat England die

bekannte, wirklich etwas unpopulaire Bill, daß nur dann fremder Weizen ins Land kommen darf, wenn in den zwölf Marine-Districten der Quarter (8 Büschel à 61 ℔ Mehlgewicht) 80 Shill. Sterl. oder 4 Pfund kosten. Da nun England eine durch die peinlichste Sorgfalt zu zwölf Zoll vertiefte, gemergelte, und nunmehr durch Kompost, d. h. Kalk, Rasenerde und Viehdung unendlich bereicherte Erdkrume, dabei auch wegen seiner insularischen Lage einen gewöhnlich starken jährlichen Regenfall hat, den man an der Westseite zwischen 40 und 60 Zoll annimmt, so hat es von der Dürre, wenn sie auch eintritt, nichts zu fürchten, und nur nasse Witterung bringt dort Mißwachs hervor. Hieraus erhellet, daß unsre Hoffnung auf England, in Hinsicht des Absatzes unserer Früchte, äußerst gering ist. Wie es in Hinsicht des Imposies in den Königreichen der Niederlande, Frankreich, Spanien, Portugall, Dännemark, Norwegen und Schweden ist, hoffe ich ein anderes Mal meinen Lesern vorzulegen, sobald ich meine deßfalsige Tabelle — denn die Sache verändert sich oft binnen kurzem — von einem Hamburger Bureau zurückerhalten haben werde. Es ist mindestens eine arge Täuschung, wenn man den Mangel Norddeutschen Absatzes der landwirthschaftlichen Produkte und insbesondere der

gesammten Körner, in etwas andern, als in diesen einfachen Sätzen sucht.

Hier frommt nichts, als das Geld an die Kette zu legen, und dies geschieht, wenn wir die Handels-Bilance zu unserm Vortheile einzurichten vermögen, wenn wir mithin das rohe Produkt selbst verarbeiten lernen, und uns bei allen Dingen, wozu wir Treibhäuser gebrauchen (alle Kolonialwaaren — Kaffee, Zucker ꝛc. und Wein), zurufen:

„parcamus sumtibus“

„laßt uns den Aufwand beschränken!“ —

Sehr viel reeller Trost liegt auch in dem Satze, daß die Zeitläufte im hohen Grade veränderlich sind, daß die Zeit nie bleibt, wie sie ist. Nur Schade, daß wir nicht, wie die Böhmen, Hannoveraner und Hessen Kornböden von Bedeutung haben, denn die unsrigen verdienen gar diesen Namen nicht. In Böhmen stehen diese meistens massiven Gebäude fern vom Gute und Dorfe, oft am nächsten schiffbaren Flusse. Hierin liegt aller Seegen des Landbaues. Ist uns auch der Handel mit fremdem Getreide zum Wieder-Verkauf als Landwirthen mit Recht verboten *), so wehret uns

*) Wäre es anders, so würde es eine offenbare Begünstigung des agrarischen Kunstfleißes zum Nachtheil des technischen seyn. A. d. Verf.

doch keiner mit unsern eigenen Produkten zu machen was wir wollen, und wenn wir sie auch viele Jahre hindurch aufschütten. — Noch vortheilhafter aber ist es, wenn wir selbige auf dem nächsten besten Marktplatze, der Schiffahrt hat, magaziniren, weil auf diese Art jedes Jahr seine eigene Last in Hinsicht der Korn-Fuhren bekömmt. Während dieser vorübergehenden Periode können wir nichts Besseres thun, als alle Zweige unsers Haushalts durch sich selbst zu verbessern und zum möglichsten Grade der Vollkommenheit zu bringen. Fohlen, Starken und Lämmer von reinem Blut aufzuziehen, ist grade in einer solchen Periode, wo das Korn nichts gilt, sehr vortheilhaft. Dies ist auch der wahre Zeitpunkt, wo man das Mergeln mit doppelter Anstrengung betreiben muß, weil alte Pferde und Hafer nichts gelten. Und so können wir dem Zeitpunkte, wo die Produkten-Preise dem Arbeitslohne wieder angemessen seyn werden, ruhig entgegen gehen, denn ein Jahr macht Alles wieder gut. Schon fangen einzelne Zweige wieder an Werth zu bekommen, z. B. die Wolle, für welche pr. Stein (à 22 ℔) im Güstrower Markte 7 bis 7½ Rthlr. Gold geboten wurden, ist in diesen Tagen mit 18 Thaler Preuß. Courant bezahlt. Auch scheinen junge Pferde gesuchter zu werden. Mißmuth und Mangel an Energie sind allemal verschwistert, und stets das

Zeichen kleiner Seelen. Kälte und Noth sind beim Pöbel stets das Vehikel gewesen, was Diebes-Apparate und Mord-Instrumente schaffte, aber bei dem, durch höhern Beruf und edlere Erziehung gestärkten Landmanne, er sey Eigenthümer oder Pächter, kann eine vorübergehende in den Konjunkturen liegende Klemme nicht die leiseste Idee zur Unrechtlichkeit abzwingen, und deßhalb glaube ich auch nicht, daß die häufigen Brandschäden auf Gütern in einem Nachbarlande zum Theil in große Fahrlässigkeit, und gar in dem bösen Willen einiger Landwirthe ihren Grund haben sollten. Wäre dieses der Fall, so müßten die Versicherungs-Societäten auf die Privat-Assecurations-Institute und ihre Schritte ein vorzügliches Augenmerk richten. —

Die Winter-Aussaat von diesem Herbst (1820) hat sehr viel von einem zolllangen, theils schwarzen, theils grauen Korn-Wurme gelitten, der sich im Boden befand, und das Saatkorn verzehrte. Viele Dörfer haben nicht unbeträchtliche Strecken aufs neue besäen müssen. Allein man half sich dadurch, daß man die Saatzeit verschob, und daß man stark einwarf. Dies ist dieselbe Made, die sich sehr häufig an den Kartoffeln fand, und diese benagte. Kälte, Regen und Krähen sind die Feinde dieses Insekts, dessen Geschichte für den Landwirth sehr interessant seyn würde. *)

Frauenmark in der Mitte Novembers 1820.

---

*) Ein, von der Güte des Herrn Verfassers mir eingesandtes, getrocknetes Exemplar schien die Larve der Tipula hortorum zu seyn.

A. d. R.

Ist der, mit dem Mergel verbundene, Rappsaatbau unsrer Kultur gefährlich?

Nur wenigen unsrer Mecklenburgischen Landwirthe wird die unten angeführte Schrift des Herrn Martens, die vom Herrn Etatsrath, Freiherrn von Voght auf Flotbeck mit einem scharfsinnigen Kommentar begleitet worden, unbekannt geblieben seyn *). Wenigstens hat sie bei mehreren eine große Sensation erregt und manche, die bei diesen niedrigen Kornpreisen schon im Rappsaatbau eine Aushülfe zu finden hofften, wurden bedenklich. Eine Autorität, wie die, des, wegen seiner ausgebreite-

*) Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile, des mit der Bemergelung verbundenen Rappsaat-Baues, mit Bezug auf die dadurch bewürkte Erhöhung des Ertrags und Verminderung der Fruchtbarkeit des Bodens. Vom Freiherrn von Voght, veranlaßt durch Hrn. Martens „Abhandlung über den Rappsbau und dessen Anwendbarkeit auf der Geest. Altona bei Johann Friedrich Hammerich. 1820. 2½ Bogen. 8.

Es ist dieser Aufsatz ein besonderer Abdruck aus dem 3ten Hefte des 2ten Bandes der Schriften der Schleswig-Holsteinschen patriotischen Gesellschaft. Ebend.

ten Kenntnisse in so mannigfaltigen Theilen des menschlichen Wissens, besonders auch im Agrikultur-Fache, so allgemein verehrten Herrn Kommentators, mußte Vertrauen erwecken und auf das ökonomische Publikum einen tiefen Eindruck machen.

Vielleicht kann es indessen zu einiger Beruhigung dienen, daß ein Gegner dieser Schrift es unternommen hat, eine Vertheidigung der, mit der Bemergelung verbundenen Rappskultur zu versuchen. Bücher-Anzeigen, noch weniger Kritiken von Büchern, — ein nicht selten undankbares Geschäft, daß in einer Schrift, die sich ihrem wesentlichen Zwecke nach, nur bloß auf agronomische Kultur Erfahrungen mit ihren zugeordneten Zweigen beschränken soll, oft den Verlust des Vertrauens der Mitarbeiter und Leser zur Folge hat, — gehören zwar nicht für das Forum dieser Annalen, allein der Gegenstand, über welchen hier gerechtet wird, ist von zu großer Wichtigkeit; ist selbst, nicht bloß für den Augenblick der Gegenwart, sondern noch mehr für die in weiter Ferne liegende Zukunft, so bedeutend und so einflußreich, daß die Redaktion dieser Annalen sich der Pflicht nicht entziehen kann, auf die unten angeführte Schrift des Herrn Iversen, — der sich schon anderweitig als belehrender ökonomischer Schriftsteller Achtung erworben, —

aufmerksam zu machen *). Es wird jedem gebildeten und denkenden Wirth gewiß ein sehr belehrendes Geschäft seyn, die in diesen Piecen enthaltenen Kontroversen zusammen zu stellen und nach seinen eigenen Erfahrungen und Ansichten Resultate daraus zu ziehen. Er wird reichliche Gelegenheit finden, über die neueste, höchst sinnreiche Lehre: von der Statik des Feldbaues zum weitern Nachdenken geleitet zu werden und die Tiefen des menschlichen Verstandes bewundern, der es wagen durfte, die Werkstatt der Natur, — in derem Innern, nach dem Ausdruck des erhabnen Dichters, kein erschaffner Geist dringt, — in ihren geheimsten Würkungen zu enträthseln und in allgemeine Formeln zu zwingen. Mag auch für diesen Augenblick den hier zum Grunde gelegten

*) Ist der Rappsaatbau auf der Geest wirklich so bedenklich, daß wir ihn aufgeben müssen? und wirkt der Mergel nur auf einen Saaten-Umlauf? bearbeitet von J. Iversen; veranlaßt durch die „Bemerkungen des Freiherrn von Vogt über die Vortheile und Nachtheile des mit der Bemergelung verbundenen Rappsaat-Baues mit Bezug auf die dadurch bewürkte Erhöhung des Ertrages und Verminderung der Fruchtbarkeit des Bodens." Augustenburg in Commission der Timmermannschen Buchhandlung und bei Steinacker und Wagner in Leipzig. 1821. 7 Bogen in 8.

analytischen Grundformeln noch etwas an der Klarheit und apodyktischen Gewißheit abgehen, wodurch die überzeugenden Wahrheiten der Größenlehre sich so hoch über die Wahrheiten andrer Wissenschaften erheben; mögen selbst die herausgebrachten Resultate sich noch allzu bereitwillig nach dem Willen des Rechners schmiegen und daher oft eine bewundernswürdige Abstimmung vor Augen legen; so ist doch nun der Ideengang eröffnet und es wird unsern Nachkommen aufbewahrt bleiben, auf dem, von den Vorfahren so mühsam gelegten Grunde, das vollständige Gebäude aufzuführen.

Auch den bloß empyrischen Wirthen werden die Beruhigungen, die Herr Iversen mittheilt, sehr willkommen seyn müssen. Als vier und dreißigjähriger Landwirth, als sechszehnjähriger Mergelwirth und aufmerksamer Beobachter mannigfaltiger Wirthschaften theilt er die Erfahrung mit, daß bei ihm in der dritten Saatfolge, — an einigen Orten in der Preetzer Probstei so gar schon in der sechsten, — noch keine Abnahme in der Würkung des Mergels bemerkbar geworden; daß das Mißrathen der Rapps-Erndten auf gemergeltem Boden durch ganz andre Ursachen veranlaßt werde, und daß sogar, unter den hier vorausgesetzten Bedingungen, beim Rappsaamenbau auf Mergel, die Fruchtbar-

keit des Bodens nach geendigter Saatenfolge erhöhet hervor gehen müsse.

Dies Wenige wird genügen, unsre Mecklenburgischen Wirthe auf ein Paar Schriften aufmerksam zu machen, die jedem denkenden Wirth, der es bei den gegenwärtigen Konjunkturen mit dem Rappsbau im Großen wagen will, als unentbehrliche Wegweiser zur Hand seyn müssen. Beiläufig bemerke ich nur, daß die Schrift des Herrn Iversen mit einer andern, schon früher von ihm herausgegebenen in Verbindung steht, die man ebenfalls zur Hand haben muß. *)

Karsten.

---

*) Sie führt den Titel: Auf Theorie und Erfahrung gegründete praktische Anweisung zum Mergeln. Augustenburg bei Timmermann. 1818.

Auszüge aus Briefen.

Aus dem Mecklenburgischen, den 29. Jul. 1820.

Auf die mir entgegengesetzten Erinnerungen eines Eingesessenen auf Rügen kann ich nur Nachstehendes bemerken *):

Ich habe dreimal in verschiedenen Jahren — aber nicht seit 10 Jahren – die Runde durch Rügen gemacht und bin den nördlichen Theil von Pommern durchgereiset. Da meine Reise immer im Juni, oder Juli und August gefallen, so habe ich das große Unglück der Wucherblume mir recht vergegenwärtigen können. Ob auf Wittow so viele Wucherblumen sind, als auf dem Strich von Stralsund nach Bergen, kann ich so bestimmt nicht behaupten. Daß aber Pommern und Rügen von der Wucherblume im allgemeinen sehr leidet, und daß unter allen Arten von Unkraut die Wucherblume das gefährlichste und verderblichste Gewächs ist, lehrt der Augenschein und ist durch die Erfahrung anerkannt. Zu Stade ist eine Kommission niedergesetzt, welche den Krieg gegen die Wucherblume dirigirt und heißen die Dirigenten: Wucherblumen-Kommissarien. Ich kann mir nicht ab-

*) Man vergleiche hiemit S. 393 dieses Jahrgangs. A. d. R.

streiten lassen, daß in Pommern und Rügen Wucherblumen wachsen, daß sie vordem seltener in Mecklenburg gewesen sind und daß sie leider jetzt auch schon anfangen bei uns mehr einheimisch zu werden, z. B. in der Gegend von Dobberan nach Schwan. Vielleicht gedeihen sie nur auf den Feldern, welche, so wie vordem Rügen und Pommern, keine mehrjährigen Dreesche halten, und vielleicht verlieren sie sich bei der Koppelwirthschaft. Ihr Saame behält seine Keimkraft also vielleicht nicht so lange, wie der Saame unsers Küdicks. Doch sind diese Vielleichts gar nicht zu vermuthen; denn alsdann bedürfte es der Wucherblumen-Kommissarien nicht, nicht des Vorschlags, fünfmal Rocken nach einander zu bauen, um das Unglück zu bändigen. Daß Dreesche, Braache, abgepaßte Kultur unter günstigen Zufällen der Witterung, den Flor des hundertarmigen Unkrauts tausendfältiger Frucht beeinträchtigen können, daran ist nicht zu zweifeln; eben so wenig als daran zu zweifeln ist, daß die Wittowsche Gerste und der Wittowsche Hafer eine ausgezeichnete Frucht sind, welche jeder ächte Mecklenburgsche Wirth, wie die Erfahrung lehrt, theuer kauft, um damit in Art zu kommen. Gewiß aber auch ist, daß der schöne Hafer und die schöne Gerste bei uns mit der Zeit, und zwar gar bald, die Eigenschaft verlieren, welche sie dem Wittowschen Boden,

der Seeluft, der Saatfolge verdanken, und eben so einschrumpfen wie die hier gezogenen Wittowschen Gänse. So gewiß es nun aber ist, daß unter der Rubrik: Wittowscher Hafer und Wittowsche Gerste Saatkorn eingeführt werden kann von Feldern, die Wucherblumen haben, so möglich ist auch, daß auf diesem Wege die Wucherblume eingeschwäzt werde, gegen welche unsere Nachkommen Kommissarien zu ernennen haben.

Gewiß ist es meine Absicht nicht gewesen, die Güte des Rügenschen Weizens, der Gerste oder des Hafers zu bestreiten. Nur habe ich mir erlauben wollen, die Besorgniß zu äußern, ob die neue Saat nicht den Landsmann, die Wucherblume, mitbringen könne, und wird es sehr beruhigend seyn, wenn nachgewiesen werden kann, daß die Wucherblume aufgehört hat Pommerscher und Rügenscher Landsmann zu seyn. *)

*) Meine unbedeutende Stimme kann hier zwar nicht entscheidend seyn, indessen scheint es mir doch Pflicht zu seyn, das, was ich wahrgenommen, hinzu zu fügen. Ich bin zweimal auf Rügen und auch auf Wittow gewesen; seit vier Jahren aber nicht mehr. Auf dem Wege von der alten Fähre nach Gingst, und von da nach Bergen fand ich die Wucherblume häufig, aber nur vorherrschend auf Bauerfeldern. Auf großen Gütern war sie ungleich seltener; auf vielen nur sparsam. Auf Wittow ist sie auf Bauerfeldern ebenfalls

Aus dem Holsteinschen, den 28. August 1820.

Vielleicht dürfte Ihnen nicht unangenehm seyn, etwas Näheres über den Stand des Getreides in hiesiger Gegend zu vernehmen, das, wenn es gleich keinen Ausschlag zur Norm liefert, doch hinsichtlich der Produktion nicht ganz unwichtig ist. Rappsaat ist auf allen Gütern nnd Feldmarken durchaus schlecht gerathen, und vom zweiten bis fünften Korn sind die meisten Ausdrüsche, deren wir uns hier erfreuen. Die junge Saat ist schlecht aufgelaufen, und hat verschiedentlich eben so bedeutend, als im vorigen Jahre, von dem bösen Erdfloh gelitten. Ich möchte wohl behaupten, daß der wie-

---

nicht selten; auf größern Gütern fand ich sie nur hie und da, auf einigen reichlicher, auf mehreren war gar keine Spur zu finden als nur hie und da auf Nebenfeldern. Den Strich von Bergen über Putbus nach der Glewitzer Fähre herunter habe ich nicht gesehen, kann also darüber nicht urtheilen. So viel glaube ich indessen im allgemeinen schließen zu können: daß die Wucherblume sich auf den größern, in guter Kultur stehenden Landgütern Rügens immer mehr veeliehrt und nur auf Bauergütern vorherrschend ist; ein Umstand, der wol der Aufmerksamkeit einer wachenden Landes-Polizei werth wäre.

Uebrigens glaube ich nicht, daß das Rügische und Wittowsche Saatgetreide allein die Ursache seyn sollte, wenn dies verhaßte Unkraut sich über die Gebühr

derholte Rappsbau das Heer von Insekten, die ihm nachstellen, an sich zieht, und diese dadurch die schönsten Hoffnungen vernichten werden. Die Larve der Käfer liegt schlafend bis zur neuen Wiedergeburt, wo alsdann das neugeborne Insekt seine Verheerungen abermal anrichtet. Daß die warmen April-Tage viel dazu beigetragen, leidet wohl keinen Zweifel.

Von der diesjährigen Korn-Erndte läßt sich der größte Segen versprechen, wenn diese Witterung sich ändert. Rocken ist fast überall trocken eingescheuert, aber Weizen, so wie auch das Sommerkorn steht noch in Hocken, oder liegt auf der

---

wieder bei uns einnisteln sollte. Ich habe es in diesem letzten Sommer an manchen Orten gefunden, wo ich es nicht vermuthete. Besonders war das herrliche Teterower Stadtfeld, — ein Boden, der an natürlicher Fruchtbarkeit wenig seines Gleichen in Mecklenburg hat, — so damit bedeckt, daß an einigen Stellen kaum einiges Getreide zu sehen war. Schwerlich wird hier Rügisches Saatkorn gekauft! Ein Beweis, daß schlechte und unangemessene Kultur dies Unkraut schon von selbst hervor ruft, da der Saame viele Jahre, — vielleicht ein Jahrhundert hindurch! — sich im Acker erhält, es also keiner neuen Rekrutirung bedarf. Desto nothwendiger wäre es aber auch, die kleinen und Bauerwirthschaften mehr unter Aufsicht zu stellen.

A. d. R.

Schwade; zu welchen Erwartungen berechtigt es, wenn dieses regnigte Wetter anhalten dürfte! Die Klee-Heu-Erndte ist hier, so wie wohl dieses Jahr überall, mit dem besten Erfolge gekrönt worden!

Aus dem Mecklenburgischen, den 19. Sept. 1820.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch sagen: daß ich das Einhaken des Rockens auf leichten, reinen Boden, wo keine Steine sind, mit dem Exstirpator sehr gut finde; daß dieser Rocken sich bei mir, gegen den oben auf gesäeten, alle Jahre auszeichnet. Das Land muß aber, nachdem die Saat untergehakt ist, nur einmal mit der Egge überzogen werden, sonst kommen die Körner zu sehr bloß zu liegen. Ein Gespann hakt täglich 18 Scheffel große Maaße unter *).

---

*) Macht 25⅕ Scheffel Rostocker Maaß. — Diese Nachricht ist von einem unsrer angesehendsten Gutsbesitzer; sie war mir um so angenehmer, da sie mir ganz unerwartet kam, indem ich es bisher nicht habe in Erfahrung bringen können: ob irgendwo in Mecklenburg der Exstirpator im Gebrauch ist. Sollte dies an irgend einem Orte der Fall seyn, so bitte ich recht angelegentlich, mir Nachrichten, so bestimmt und ausführlich es seyn kann, darüber mitzutheilen. Es giebt gewiß einzelne Gegenden genug in Mecklenburg, wo dies Werkzeug mit großem Nutzen gebraucht werden könnte; um so mehr ist die unverdiente Nichtachtung desselben zu bewundern, da es die Arbeit beschleunigt und die Erndten vermehrt. A. d. R.

Aus dem Mecklenburgischen, den 30. Sept. 1820.

Zu den außerordentlichen Dingen, welche wir in unsern Tagen erleben, kann der Landwirth den Umstand zählen, daß die Getreide-Ausfuhr in Schweden zollfrei erlaubt, hingegen die Einfuhr stark imposirt ist. Reichlich geerndtet haben wir zwar in diesem Jahre, allein dieser Seegen wird, allem Anschein nach, dennoch wenig einbringen; unsre Preise sind gar zu niedrig, und werden, so viel man bis jetzt beurtheilen kann, auch wol so bleiben. Dabei wird Manchem der Muth sinken, der auf bessere Zeiten — für die Landwirthschaft — gehofft hatte, denn das vergangene Wirthschafts-Jahr kann auch keineswegs zu den besten gerechnet werden.

Aus dem Mecklenburgischen, den 14. Octbr. 1820.

Wegen der Blatt-Laus melde ich Ihnen, daß wir solche auf allen Kornarten gehabt, doch auf keiner Kornart merklichern Schaden verspürt haben, als auf den Hülsenfrüchten. Erbsen und Wicken waren mit Millionen besetzt, daher sind diese auch fast ganz ruinirt, so daß von 400 Fudern, die hier von diesen Früchten geerndtet sind, über 100 Fuder gleich den Schaafen zum verfuttern hingefahren wurden, und von den übrigen gleichfalls nicht viel zu hoffen ist; vielleicht die Saat oder höchstens das

zweite bis dritte Korn, so üppig sie auch standen. Auf dem Weizen lag dies Ungeziefer fast eben so dick, aber bisher scheint es nicht, daß nachtheilige Folgen zu fürchten seyn sollten. In den Gründen, wo der Weizen noch sehr grün und in der Körnerreife zuruck war, fand man in der Erndte die Aehren schwärzlich; einige Aehren hatten Körner die nicht ganz vollkommen ausgewachsen waren; weiter verspürte man keinen Schaden daran.

Auch über den Kartoffel-Hafer, der schon an einigen Orten stark gebaut wird, klagt man: daß er nicht ganz so gut wie der andere Hafer gerathen seyn soll; besonders auf leichteren Feldern. Bei mir ist er im Stroh ganz vorzüglich gerathen, aber leichter in Garben, als der Rügensche Hafer; auch findet sich viel Flugbrand darunter, welcher diesem Hafer in jedem Jahre eigen zu seyn scheint.

Aus dem Mecklenburgischen, den 3. Novbr. 1820.

Sie scheinen nach Seite 484 der diesjährigen Neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft Nachrichten darüber zu wünschen: Ob irgendwo in diesem Lande Versuche mit dem Anbau der Wintergerste gemacht worden? — Ich habe dergleichen auf einem meiner Güter (in der Brache und nicht etwa im Garten)

1808, 1809 und 1810, freilich nur im Kleinen, aber mit gutem Erfolge gebauet. Die ersten Körner dazu erhielt ich aus Franken. Das Mehl von dieser Gerste war vorzüglich schön. Wenn die erwähnten Versuche nicht ausgedehnt, auch nicht weiter fortgesetzt wurden, so waren hieran andere, nicht hieher gehörige Ursachen, keinesweges aber das Mißlingen derselben Schuld. Der Einschnitt war sehr ergiebig gegen die Aussaat, welches indessen zum großen Theile der (wie bei Versuchen gewöhnlich) sehr dünnen Aussaat, sorgfältigen Einsammlung und dem augenblicklichen Ausdrusche, zuzuschreiben seyn mochte.

Sollte nicht vielleicht die Blücher-Langermannische Heckerling-Schneide-Maschine ohngefähr dieselbe seyn, welche unter denen, ehemals zu Kloster Bergen bei Magdeburg im Gebrauch gewesenen, Maschinen beschrieben und abgebildet ist? — *)

Eine, in der Königl. Eisengießerei zu Berlin verkäufliche Heckerling-Schneide-Maschine mit 3 kleinen Messern, ist, nach dreijähriger Anwendung in meinem Kutschstalle, vortrefflich befunden, für ganz feinen Heckerling. Sie läßt sich aber

---

*) Diese sind in Krünitz Encyclopädie abgebildet, aber unter diesen befindet sie sich nicht.

A. d. R.

nicht stellen, und würde auch in mancher andern Hinsicht zum allgemeinern Gebrauch auf dem Lande nicht passen. Sie kostet 60 Thaler Preuß. Cour.

Aus dem Mecklenburgischen, den 31. Novbr. 1820.

Ueber das Einsäuern der grünen Futterung sagt der mir zugetheilte Aufsatz nichts Neues. Dies war schon längst in den Rheingegenden, und besonders im Clevischen, im Gebrauch, wo man nicht allein Klee und Gras einsäuert, sondern auch allen Pflanzenabfall, alle Arten von Rübenblättern ꝛc. Statt seiner vorgeschlagenen Behälter, die mit Bohlen oder Brettern ausgesetzt seyn sollen, bedient man sich dort in Cement gemauerter Behälter von Mauersteinen, die weit dauerhafter und meiner Meinung nach — obschon ich darüber noch keine Berechnung angestellt habe — weit wohlfeiler seyn müssen. *)

---

*) Es bezieht sich diese Bemerkung auf den, in den ältern Annalen der Meckl. Landwirthschafts-Gesellschaft v. J. 1803 S. 78 des ersten Hefts, erzählten Versuchs des Herrn Grafen von Berchtold zu Nezdaschow, das Einsäuern der grünen Futterung betreffend, der unter den diesjährigen praktischen Versuchen der Aufmerksamkeit der Distrikte des Mecklenb. Patriotischen Vereins empfohlen worden.

Grade, da dies Quartal geschlossen ist, geht ein höchst merkwürdiger, belehrender Aufsatz über diesen Gegenstand bei mir ein, der den nächsten Jahrgang eröffnen wird.

A. d. R.

Aus Pommern, den 28. Novbr. 1820.

Sie würden bei mir eine sehr zweckmäßige, auf allen Nieder-Feldern, wo sich gleich Wasser in den Mergelgruben einfindet, unentbehrliche Maschine aufgestellt finden, womit ich den Mergel aus der tiefsten Grube mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit herauswinde und durch 3 große Kasten, die auf einen Wagen gehen, weiter transportire, die Ihren Beifall erlangen würde. Ich mergele in den kurzen Tagen, und zwar sehr dick, ¾tel Morgen mit vier Pferden zu, wozu ich sonst bei einem ungünstigen Terrain acht Pferde gebrauchte, und es wird den Pferden gar nicht sauer. Sollten Sie diese Maschine, deren erster Erfinder ein Herr Dunker ist, noch in Mecklenburg nicht kennen, so erbiete ich mich gerne zu einer genauen Beschreibung derselben.

Nun erlaube ich mir noch, Ihnen eine neue Eintheilung meiner Felder mitzutheilen, um darüber ihren gütigen Rath zu erbitten. Das Hauptfeld legte ich im Jahr 1806 in sieben Schlägen. Da diese Eintheilung aber späterhin meinen Wünschen nicht entsprach, so legte ich dasselbe in sechs, jeden Schlag von 101 hiesigen Morgen *), und den besten Theil, nahe am Hofe, in vier Wechsel-Schläge

*) Der Morgen 300 Quadr. Ruthen Rheinl. also nicht völlig 200 Meckl. Quadr. Ruthen.

A. d. R.

von 8 Morgen; das Hauptfeld wurde nach der gewöhnlichen Methode behandelt; die Wechsel-Schläge trugen: 1) stark gedüngte Kartoffeln, 2) Gerste, 3) rothen Klee, da der 4) einfurchig mit Weizen bestellt wurde. Der rothe Klee will bei der öftern Wiederholung aber nicht recht mehr gedeihen, und kann daher der darauf folgende Weizen nicht mehr gut einfurchig bestellt werden, daher habe ich nun folgende Eintheilung beschlossen: von den großen Schlägen würde ich 12 Morgen, anstatt in der dritten Saat mit Hafer, jetzt düngen und mit Kartoffeln bepflanzen, im vierten, oder sonstigen ersten Dreeschjahr mit Gerste besäen, worunter rother Klee, der im fünften Jahr zweimal gemähet wird; im sechsten Jahr wird dieses Stück wie der übrige Schlag gebraacht. Ich hoffe, der rothe Klee soll in dieser Roulance gut gedeihen, da man hier mit diesen 12 Morgen öfter wechseln kann und auch das Feld dabei gewinnt, indem es in sechs Jahren zweimal gedüngt wird. Den starken Kartoffelbau treibe ich wegen meiner Holländerei von 120 Kühen, die ich selbst benutze, wovon die Milchkühe im Winter Klee- oder Wick-Heu mit Kartoffeln erhalten, und dabei einen höhern Ertrag liefern, so daß ich 20 Thaler Pacht pr. Kuh ausgeschlagen habe. Die Wechsel-Schläge würden nun in der Folge tragen: 1) stark gedüngt, grüne Wicken in der Stoppel;

2) Winter-Rapps; 3) Taback; 4) Weizen. Wenn der Rapps nur die öftere Wiederholung verträgt und die Wickstoppel gedeihet. Der Acker dieser vier Schläge ist vortrefflich und in hoher Kultur. Auch besitze ich, da ich alle mein Zugvieh auf dem Stalle halte, hinlänglichen Dünger, um alles in Gang zu bringen. *)

Aus dem Schleswig-Holsteinschen, den 18. Novbr. 1820.

— — — — — Es sind aber die Mecklenburgische und die Schleswig-Holsteinsche Landwirthschaft, so verschieden beide in mehrerer Hinsicht seyn mögen, sich doch ungleich näher verwandt, als die Wirthschaften anderer deutscher Länder. Bei uns ist keine

---

*) Wie nützlich wäre es für unsre Kultur, und welche Schätze von landwirthschaftlichen Erfahrungen würden wir einsammeln können, wenn unsre Herren Landwirthe der so oft wiederholten Bitte ihre Aufmerksamkeit schenkten, und in ihren Mittheilungen freigebiger seyn wollten. Es würden zugleich dadurch mannigfaltigere Ansichten laut werden, die nicht anders als vortheilhaft seyn könnten, indem neue Ideen dadurch geweckt würden. — Die, von dem verehrungswürdigen Herrn Korrespondenten so gütig und entgegenkommend verheißene Beschreibung des Mergel-Apparats wird unserm landwirthschaftlichen Publikum um so mehr willkommen seyn, da diese Einrichtung, so viel ich weiß, bei uns noch gar nicht bekannt ist.

A. d. R.

Spur mehr von der alten Dreifelderwirthschaft vorhanden; bei jenen blickt noch immer der Dreifelderwirth, selbst bei den modifizirtesten, die nicht ganz zur Wechselwirthschaft übergegangen sind, heraus. Hiemit will ich diese Wirthschaften zu tadeln mich nicht erkühnen, sondern nur dies einzige bemerken, daß sie uns fremdartiger sind, als die, des benachbarten Mecklenburgs. Aus den Beschreibungen der verschiedenen Wirthschaften Mecklenburgs, womit Ihre Annalen uns so angenehm und lehrreich unterhalten; aus den darin geführten Debatten über landwirthschaftliche Gegenstände; aus den Relationen und den verschiedenen Ansichten über die Würkungen und den Erfolg des Mergels, die Sie so treu, ohne Parthei zu nehmen, hergeben, können wir uns mehr Belehrendes, mehr unsern Wirthschaften Anpassendes aneignen, als aus den übrigen landwirthschaftlichen Zeitschriften Deutschlands; daher sind uns Ihre Annalen so lieb und angenehm. Besonders interessire ich mich für die Ansichten des Hrn. Dr. Gerke auf Frauenmark über die Würkung des Mergels. Ich ahnde, daß er nicht ganz Unrecht haben mag. Ich ließ zu meiner Belehrung im Jahr 1810 einen Haufen Mergel, 4 Fuß dick, aus einer Grube, die 10 Ellen tief war, zusammen fahren und besäete denselben im Frühjahr, nachdem er ausgewintert und zerfallen

war, mit Klee. Dieser Klee wuchs ungewöhnlich stark und der Haufen trägt noch ohne Dünger die üppigsten Früchte. Dieser Erfolg ist befremdend, wenn der Mergel durchaus keine nährende Stoffe enthält. Ich habe aber diesen Versuch nicht bekannt machen mögen, um mir keine Fehden in dieser Hinsicht auf den Hals zu ziehen, — — — indessen freut es mich, daß auch andre diese Ansicht haben — — —. Auffallend ist es mir doch immer, daß diejenigen, die ihre Felder nicht mergeln, sondern nur in kleinen Stücken Versuche damit anstellen, fast immer die Haupt-Gegner dieser Operation sind und sie nur in Schatten zu stellen sich bemühen, — — — und in Mecklenburg fehlt es Ihnen an solchen Sceptikern gewiß auch nicht. Der erfahrne Landwirth wird durch diese Zweifler freilich nicht irre gemacht. Wer einmal die enormen Würkungen des Mergels kennen gelernt hat, der wird nicht aufhören zu mergeln, und wer es bemerkt hat, daß der Rappsaatbau nicht so aussaugend ist, als manche fürchten, der wird, wenn er den kleinen Düngerausfall, den er bewürkt, decken kann, ganz gewiß lieber diese Frucht von seinen übergailten Feldern nehmen, als nur Lagerkorn bauen. Der nichtpraktische Gutsbesitzer aber, der seine Güter verpachtet, kann durch — — — und so viele andere glänzende Berechnungen so hoch berühmter Autori-

ritäten, leicht verleitet werden, zu seinem großen Nachtheil, beides, das Mergeln und den Rappsaatbau, seinen Pächtern im Kontrakt zu untersagen, und sich dadurch einer erhöheten Revenüe von seinen Gütern zu entziehen. — — — —

Der abgewichene Sommer gehört zu den allgemein fruchtbarsten, die ich in 34 Jahren, worin ich selber Landwirthschaft getrieben habe, erlebt habe. Die Wiesen brachten vieles und gutes Heu, die Wicken waren reichlich und fast alle Kornarten waren außerordentlich gerathen. Am vorzüglichsten gerathen waren der Weizen, der Rocken, der Hafer und der Flachs. Wir hatten einen sehr trockenen Frühling, der harte Winter hatte den strengen Thonboden vortreflich aufgelodert; die Saat ward einzig schön bestellt, denn der Boden ließ sich vortreflich bearbeiten. Im Ausgange des May-Monats traten häufige Gewitter ein; die hierauf folgende regnigte Witterung hinderte das Aufeggen der Gerstensaat, die hier überall gebräuchlich ist, daher ward die Gerste mitunter unrein, und litt anfangs von der Näsſe. Obgleich die Erndte dennoch gut war, ward sie zum Theil doch in dieser Kornart nicht so reichlich, als in den vorgedachten andern Cerealien. Der Buchweizen, der während dieser Regenperiode gesäet ward, und während der Regenperiode auch nicht aufgeegt werden konnte, blieb unrein. Der

spät gesäete gerieth ganz vortreflich. Indessen scheffelt dieser, so wie alles übrige Korn, das nicht zu früh und zu sehr sich gelagert hatte, außerordentlich. Wegen des häufigen Lagerkorns, ging die Erndte sehr langsam, auch war das Korn wegen der temporairen nassen Witterung sehr schwer zu bergen. Der Saamen-Klee, den man hier gewöhnlich vom zweiten Schnitt nimmt, ist sehr beschwerlich zu bergen gewesen, und dürfte nicht sonderlich lohnen, denn ein großer Theil ist ausgewachsen.

Die Kornpreise sind äußerst flau. Der Weizen wird für 2 Rthlr. S. H. Cour., der Rocken zu 1 Rthlr. 24 ßl., der Hafer zu 40 ßl. und die Gerste 1 Rthlr. 8 bis 16 ßl. verkauft *). Diese Preise decken noch nicht einmal die Produktions-Kosten; wovon soll denn die hohe Pacht herkommen? Eben so sind die Meyerei-Produkte herunter gegangen. Die Tonne Butter zu 224 ℔ gilt diesen Augenblick kaum 35 Thaler, sonst galt sie 50 bis 60 Thaler. Freilich ist viel producirt, allein die stärkere Produktion deckt lange nicht den Ausfall des Preises. Halten die Wollpreise sich, so sind die Mecklenburger mit ihren Schäfereien glücklicher. Das einzige was noch uns diesen Sommer eine Stütze gewesen ist, war der Rapps. Allein nur wenige sind darin

*) Für die Holsteinsche Tonne; etwas mehr als 3 Scheffel Rostocker Maaß. A. d. R.

recht glücklich gewesen. Ein Theil wurde schon im Herbste umgepflügt, weil er von den Erdflöhen verzehrt war; ein anderer Theil winterte aus, und was stehen blieb ward zum Theil von Fliegen entblüthet, oder zeugten Würmer in den Schooten. Die Erndte variirte von 5 bis 10 Tonnen auf der Tonne Landes von 240 Q. Ruthen. Ich war so glücklich 10 Tonnen zu erndten. Der Preis war im Anfang zu 8 Thaler 16 ßl., nachher fiel er etwas.

Aus dem Mecklenburgischen, den 8. Decbr. 1820.

Ueber den beträchtlichen Schaden, der auch mir dieses Jahr durch die Blattläuse verursacht ist, erlaube ich mir noch einiges mitzutheilen.

Aller Weizen, der sehr früh gesäet worden, hat bei mir keinen Schaden gelitten, denn es fanden sich hier nur sehr wenige Blattläuse ein, wahrscheinlich weil die Körner schon zu sehr gereift waren und dieser Weizen sich auch leicht gelagert hatte. Dagegen einige Scheffel Aussaat, die spät gesäet wurden und sehr gut aufgewachsen waren, auch gänzlich zu Grunde gerichtet sind.

Die auf gemergeltem Acker in der zweiten Saat gesäeten Erbsen, die einen äußerst üppigen Wuchs hatten, haben außerordentlich gelitten; vorzüglich auf leichten Stellen, wo sie ganz vergangen sind. Auf einigen Scheffel Aussaat, die nicht gemergelt worden, aber auch bei weitem schlechter standen, haben sich nur wenige Blattläuse eingefunden, obgleich sie unmittelbar an dem bemergelten gränzten. Wahrscheinlich waren diese dem Ungeziefer nicht saftreich genug.

Uebrigens habe ich außer den Blattläusen, wovon bekanntlich auch einige Arten geflügelt sind, kein dem Getreide nachtheiliges Insekt bemerkt. Die Menge der Larven von gewissen Käfern, Flie-

gen und Schlupfwespen, sind wohl, hin und wieder, mit Unrecht für Kornfeinde gehalten worden, da sie als Blattlausfeinde das ihrige mit zur Verminderung der ersten gewiß beigetragen haben.

Erklärung der in der angehängten Witterungs-Tabelle vorkommenden Zeichen und Abkürzungen.

wo. einzelne Wolken, die helle sind.
wo, wolk. Wolkenzüge, wenn hin und wieder nur der Horizont sichtbar ist.
bew. bewölkt, wenn der ganze Horizont mit Wolken bedeckt ist, solche jedoch hier und da durchbrochen sind.
bez. bezogen, wenn die ganze facies coeli mit undurchsichtigem Gewölke bedeckt ist.
tr. trübe, wenn zugleich die Atmosphäre mit Dünsten angefüllt ist.
rgt. regnigt, wenn es auf Augenblicke mehr oder weniger, stärker oder minder regnet.
Stbrg. Staubregen.
Regen, anhaltender Regen.
wi. windig.
☉ Sonnenschein ohne Wolken.
☉bl. Sonnenblicke, wenn abwechselnd die Sonne durch einzelne dunkle Wolken bedeckt wird.

1820. Januar.

Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur nach Reaumur.
			— — —
1.	OSO.	hell	13½.8. 9.
2.	SOS.	wolk. — hell	6. 4. 5.
3.	W.	trübe, Schnee	6. 3. 3.
4.	W.	wolk. — hell	3. 2. 4.
5.	W.	Schnee, bezogen	2. 2. 3.
6.	W. NW. —	Schnee, wolk. hell	5. 7. 11.
7.	NW.	trübe, Schnee, hell	8. 4. 6.
8.	N.	trübe, ⊙ Schnee	7. 9. 6.
9.	N.	Schnee, — hell	6. 4. 12.
10.	N.	trübe, wo. hell	13½.14½.11.
11.	N.	⊙ — hell	11½.16½.15½
12.	NNW. N. —	Schnee, trübe	8. 4. 7.
13.	N. — NW.	trübe, — hell	8. 4. 9.
14.	NW.	hell, ⊙ hell	13. 11. 14.
15.	SW.	hell, ⊙ windig	16. 9½. 9.
16.	SW.	trübe	5. 4. 5.
17.	SW.	trübe, — wo.	4. 3. 5.
18.	S. — SW.	trübe, gelinde	4. 3. 1.
19.	SW.	Regen	0.+1.+1.
20.	SW. W.	Regen, trübe, hell	0. — 1. — 1½.
21.	NO.	Schneegestöber	—1½.—1½.—3
22.	N. NW.	wolk. ⊙ windig	— 6. — 2. — 1
23.	NNW.	trübe, ⊙bl. wolk.	— 2. — 0. — 2
24.	N. W. —	hell, ⊙ wolk.	— 3½. — 2. — 1
25.	SW.	trübe, angenehm	+1+2½+1½
26.	SO. — SW.	wo. ⊙ Regen	—½.+1½+4½
27.	W.	regen, — hell	+2½ — —
28.	W.	regnigt	+1½+3+2½
29.	NNW.	trübe	0.+½ 0.
30.	W.	trübe	—½. 0. 0.
31.	W.	trübe	0. +1½+½.

1820. Februar.

Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur nach Reaumur.
1.	W.	bewölkt, ⊙ bew.	— 2 +½ — 1
2.	W.	trübe.	0 + 2. 0.
3.	W.	Regen, — trübe	0. +½. 0.
4.	W.	trübe	0. 0. — ½.
5.	W.	trübe	0. +½. 0.
6.	W.	bew. ⊙bl. wolk.	— 1. 0. +1.
7.	W.	trübe, Regen	+1½.+2.+2½
8.	W.	bew. ⊙bl. trübe	+2½.+3.+4
9.	W.	bewölkt, — trübe	+2.+3.+3½
10.	W.	wolk. ⊙ bew.	—½.+2½+3¼
11.	W.	Regen, — trübe	+2.+2.+1.
12.	NNW.	trübe, ⊙ hell	—3½—2.—3
13.	NW. — SO.	⊙ wo. hell	— 5. — 1. — 3
14.	OSO.	wolk. ⊙ hell	— 5. — 2. — 5
15.	OSO.	hell, ⊙ hell	—4½.—3½—5
16.	OSO.	hell, ⊙ hell	— 5. — 3. — 6
17.	SO. OSO. —	hell, ⊙ trübe	— 5. — 2. — 4
18.	OSO. — SO.	trübe	— 3. — 0. — 1½
19.	SO.	wo. ⊙ hell	— 1. 0. — 1
20.	SO.	wo. ⊙ hell	— 2.0. — 1½.
21.	SO. OSO. —	⊙ — hell	— 1.+½. — 1
22.	OSO.	⊙ — hell	— 1½. +1. 0.
		Nachts Reif.	
23.	OSO. — SO.	tr. wo. tr.	— 1.+1½.+1.
24.	S. SW. W.	⊙bl. tr. Regen	+1.+2.+2.
25.	W. — NNW.	tr. Reg. Schnee, wi.	+1+3. — 1.
26.	NNW. — NNO.	wind. ⊙ hell	— 3. — 2. — 6
27.	W.	hell, ⊙ hell	— 5½. — 1. — 5
28.	NW.	⊙ ⊙ hell	— 5. — 1. — 4
29.	SW.	⊙ — hell	— 5. — ½. — 2

1820. März.

Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur nach Reaumur.
1.	SW.	bew. ⊙bl. wo.	— 3. 0. — 1.
2.	SW.	trübe, wo. trübe	— 1. 0. — ½.
3.	SWS.	Schnee, wind. Schnee	0. + ½. 0.
4.	NO.	Schnee, stürmisch	— 3. — 2. — 3
5.	NO.	starker Wind, trübe	—4.—3½.—4
6.	SO.	trübe	—2.—1.—1½
7.	NO.	trübe	—1.—½.—2.
8.	NO.	trübe	—3.—1.—1½
9.	W.	trübe	0.+3. 0.
10.	SWW.	trübe	0. + 4½. 0.
11.	SSO.	trübe	+1. +3.+1½
12.	SSO.	trübe	0.+3½.+1½.
13.	SSO.	trübe, Regen	+1.+3.+2.
14.	SWW.	⊙bl. trübe, wolk.	—½.+2½.+1
15.	NW.	Nebel, trübe	+½.+2.+½.
16.	NO.	wolk. ⊙bl. wolk.	— 1.+2½ 0.
17.	SSO.	bezogen, wo. trübe	— ½.+3.—1.
18.	W.	trübe, Schnee, trübe	— 1.+1½.+½
19.	NWW.	⊙bl. wolk.	— 1.+2.— 1
20.	NNW. — NW.	trübe, wolk.	+1.+2.— 1
21.	W.	bezog. trübe, Regen	— 1.+3.+1½
22.	W.	Schnee, wind. klar	+½.+3.—1½
23.	NWW.	wolk. Schnee	— 3. 0. +2.
24.	W.	regnigt, — hell	+2.+4.— ½
25.	W. — NWW.	bewölkt, regn. wolk.	+3.+5.— 1.
26.	NWW.	⊙ — bew.	—3½.+2½. 0.
27.	SW.	trübe, wolk. trübe	+1½.+5.+4½
28.	SW.	rgt. wo. tr.	+5½.+6½+2.
29.	W. — NW.	rgt. Regen, hell	+4½.+7.+2.
30.	NWW.	Nebel ⊙ Reg. angen.	+2.+10.+8
31.	NWW.	wo. ⊙ wo. angenehm	+4.+8.+5.

1820. April.

Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur nach Reaumur.
1.	W. — NWW.	☉ wind. wo.	+5. +7½. +6
2.	NW.	wo. wl. ☉ rgt.	+4½. +6. +4
3.	NW.	wo. ☉ wl hell	+3¾. +5½. +3
4.	N. — NO.	☉ — hell	0. + 7. 0.
5.	NO. SO.	☉ wo. hell	0. + 6. 0.
6.	S. — SO.	hell. ☉ hell	0. + 5. + 2.
7.	SO. — O.	tr. Staudr. wo.	+ 1. + 4½. + 1
8.	NO.	trübe	+ 2. + 5 + 3
9.	W.	Schnee und Regen.	+ 3. + 5. + 3
10.	NWW.	wolk. Regen, hell	+ 2. + 7. + 2
11.	S. — SO.	hell, ☉ hell	2. 10. 6½
12.	SSO.	☉ — hell	2. 13. 8
13.	S. — W.	☉ — hell	6. 15. 10
14.	SO.	wolk. ☉ hell	8. 15. 10
15.	SO. SW. —	hell ☉ hell	9. 15½. 9
16.	W.	rgt. ☉ hell	5. 12. 8
17.	W.	hell ☉ hell	5. 8. 4
18.	SWW.	☉ — hell	3½. 10. 4
19.	SWW.	☉ — hell	4. 11. 9
20.	W.	wo. wind. hell	5. 11. 5
21.	W. — NW.	wo. wind —	5. 8. 2
22.	N.	wolk. ☉ bl. hell.	4. 9. 2
23.	N.	☉ hell	5 9½. 2¼
24.	N.	wo. ☉ hell	2. 7. 2
25.	SO.	☉ — hell	¼. 8. 5
26.	SSO. — SW.	☉ — hell	2. 11. 6
27.	W.	☉ — wo.	4. 9. 6
28.	NW.	wo. bew. hell Morgens Reif	5. 9. 2
29.	NW. — NWW.	wo. ☉ hell, Morgens Reif	1. 10½. 5
30.	NW. W.	☉ — Regen, Morgens Reif	1. 10. 5

1820. May.

Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur nach Reaumur.
			+ + +
1.	W.	☉ trübe, Regen. hell	1. 6. 2.
2.	W.	Schnee, Hag. ☉ Reg.	2. 6½. 2½.
3.	W. NW.	tr. Reg. u. Hagel, hell	3. 6. 2.
4.	NW. N.	☉ wo. hell, Nachts Frost	2. 6. 2.
5.	N. — NNW.	☉ Regen, hell, Nachts Frost	1. 5. ½.
6.	W.	wolk. Regen, hell	1. 7. 3.
7.	W.	wolkig	5. 10. 6.
8.	W.	wo. ☉ bl. wolk.	6. 11. 6.
9.	SWW. SW. S.	☉ — rgnt.	7. 14. 11½.
10.	W.	wo. Gewitt. Reg. hell.	9½. 15. 7.
11.	NW. SSO. W.	Reb. ☉ Gewitt.-Reg.	8. 14½. 11.
12.	NW. SSO. NNW.	wolk. rgnt. hell.	12. 13½. 8.
13.	NW. N. NO.	☉ wo.	8. 15. 9.
14.	O. SO. SW.	☉ wolk. Luft trübe	9. 16. 11.
15.	SO. W.	Reg. Gew. ☉ hell	10. 15. 9½.
16.	SO. SSO.	wo. ☉ hell	12. 16. 11.
17.	SW.	☉ Gew. u. Regen	9. 14. 9¼.
18.	SO. W.	rgt. wolk. Gewitt.	8. 13. 11.
19.	SW. — W.	☉ hell	10. 14½. 10.
20.	SSW. — SWW.	wo. ☉ hell	10. 16. 9.
21.	NW.	☉ — hell, Nachts starker Reif	9. 16½. 10.
22.	NW. — O.	wo. ☉ hell	10. 15. 11.
23.	SO. — W.	☉ wo.	11. 17½. 14.
24.	SSO. N.	☉ Gewitter	11. 18. 13.
25.	O. SWW. NW.	wo. ☉ Gew. Reb. hell	14. 18½. 9.
26.	SSO. W. NW.	☉ Nebel, ☉ wo.	10. 14½. 9.
27.	NW. SW.	wo. hell	10. 15½. 10.
28.	SW.	wolk. rgnt. wolk.	10. 15. 9.
29.	S. — SSO.	☉ wolk. rgnt. Nachts viel Regen	10. 14½. 9.
30.	W.	trübe, Regen, hell	9½. 13½. 7½
31.	SW. — W.	☉ wolk.	7. 9. 7½

1820. June.

Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur nach Reaumur.
			+ + +
1.	W.	☉ Has. u. Reg. hell	7. 8½. 6.
2.	SWW. W.	☉ wind. wo. rgt. hell	6½. 9. 6½.
3.	SW. W. NW.	☉ wo. hell	7½. 11. 7.
4.	SWW.	☉ wo. wolk.	8. 12. 9.
5.	SW. — W.	wolk. — Regen	7½. 11. 7½.
6.	W. NW. NNW.	wolk. ☉ bl. hell.	9. 13. 7½.
7.	NNW. SO. SW. W.	☉ bl. Gew. Reg. wolk.	8½. 13½. 8½.
8.	SW.	trübe, Regen, hell	7. 9½. 6.
9.	W.	☉ bl. Reg. wolk.	7. 9½. 6½.
10.	W.	☉ bl. Reg. wolk.	7. 8½. 5¼.
11.	SW. S. W.	☉ wolk. Reg. hell Nachts 2 Uhr 3¼ Grad.	7. 12½. 6.
12.	W. — NW.	☉ bl. wolk. Reg.	7. 10½. 8½.
13.	N. NO. N.	bew. wo	9½. 14. 9.
14.	NNW.	trübe Regen, wolk. Nachts viel Regen	9. 9½. 8.
15.	W. S. NNW.	bew. ☉ bl. Regen	8½. 12. 8.
16.	W. SWW.	☉ bl. Reg. wolk.	8. 10½. 6.
17.	W.	bew. wo. Regen.	8½. 10. 7.
18.	W.	trübe, wolk.	8. 10. 7.
19.	W. SW.	trübe, wolk. trübe Nachts Frost.	8½. 13. 6½.
20.	SW.	tr. Reg. tr.	8. 16. 7.
21.	S.	tr. wolk. Regen	10½. 13. 10.
22.	SW. W.	trübe, ☉ bl. trübe	8½. 17. 8.
23.	W.	☉ bl. ☉ wo.	10. 18. 9.
24.	W. NW.	wo. bew. Staudr. wo.	11. 12½. 10.
25.	NW.	☉ bl. hell, Nachts strichweise Frost	12. 13½. 11.
26.	NNW.	☉ wo. hell	12. 14½. 11.
27.	NNW. NWW. NW.	☉ hell. Luft trübe	12. 17. 15.
28.	NW. NWW.	bew. wind. ☉ hell	10. 12. 11.
29.	NW. W.	wolk. bew. rgnt.	10. 10½. 8½.
30.	W. NWW. W.	bew. Staubregen	9½. 11. 8.

Fig. 2.

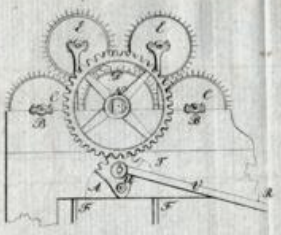
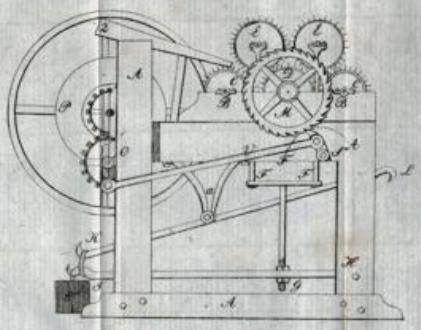


Fig. 1.



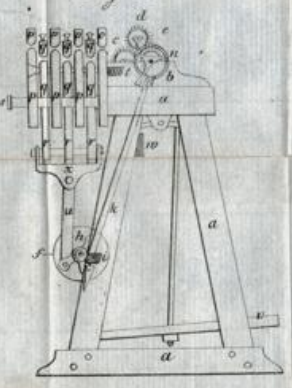
№. 1.



№. 2.



Fig. 3.

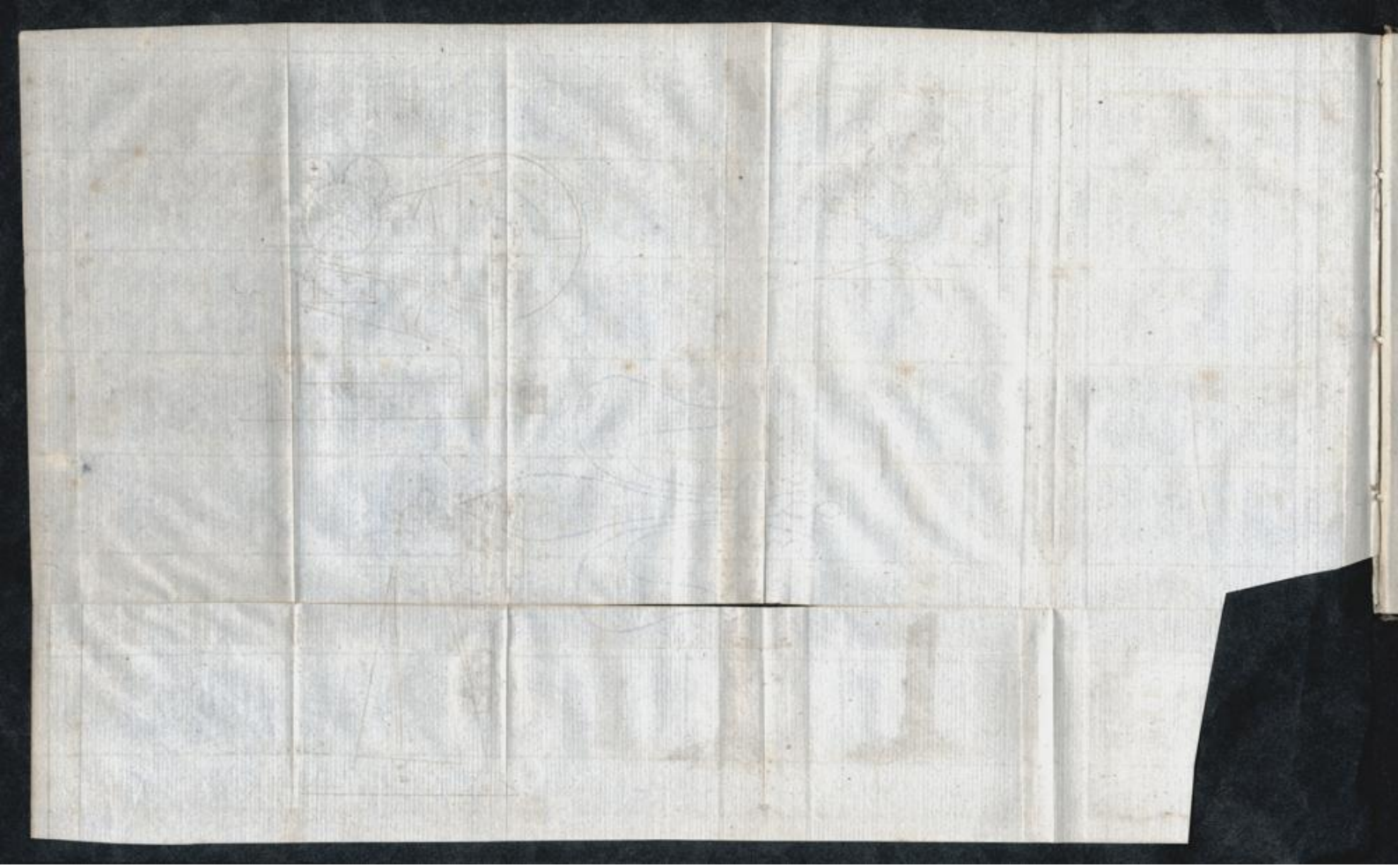


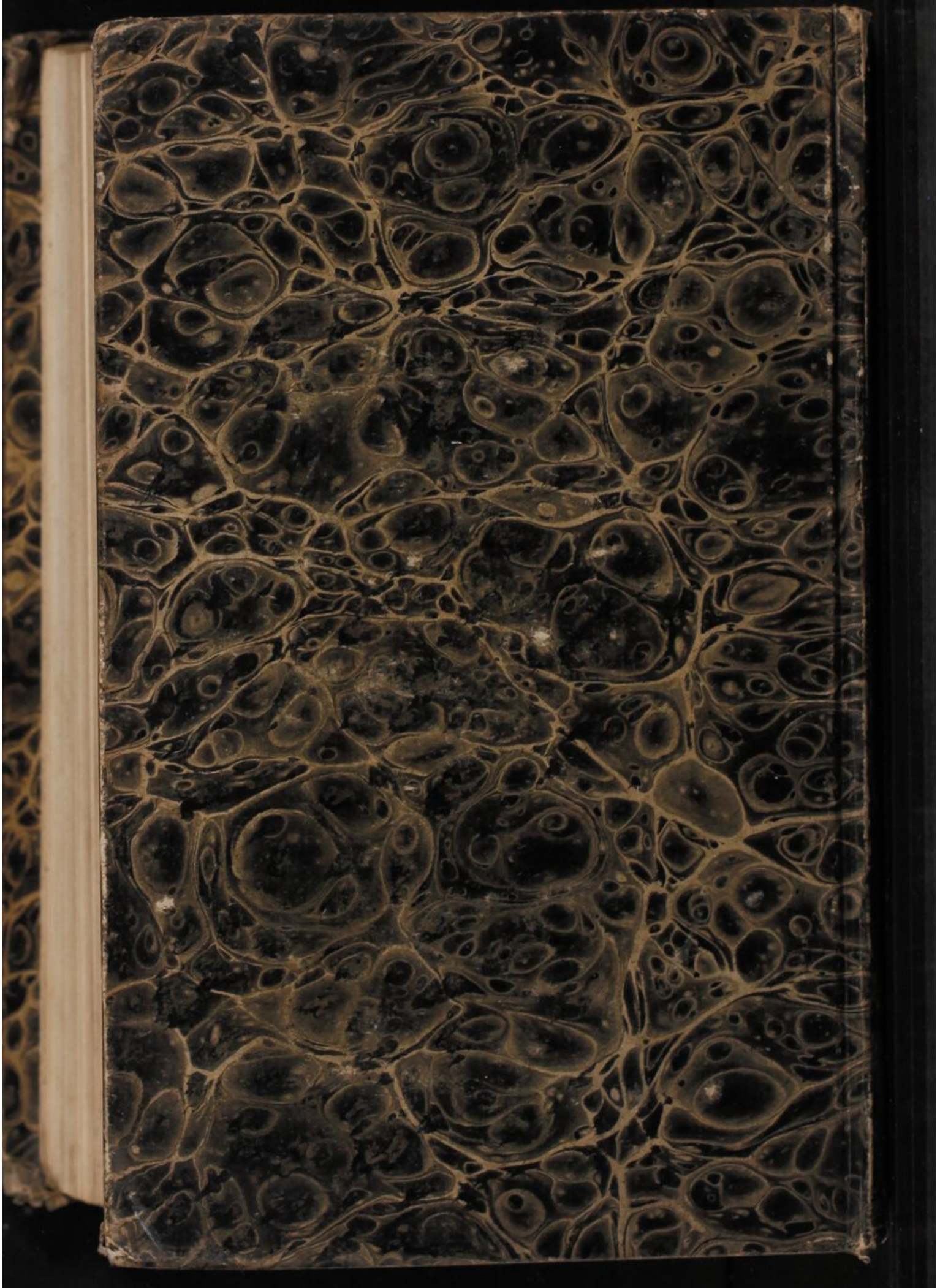
№. 3.



№. 4.





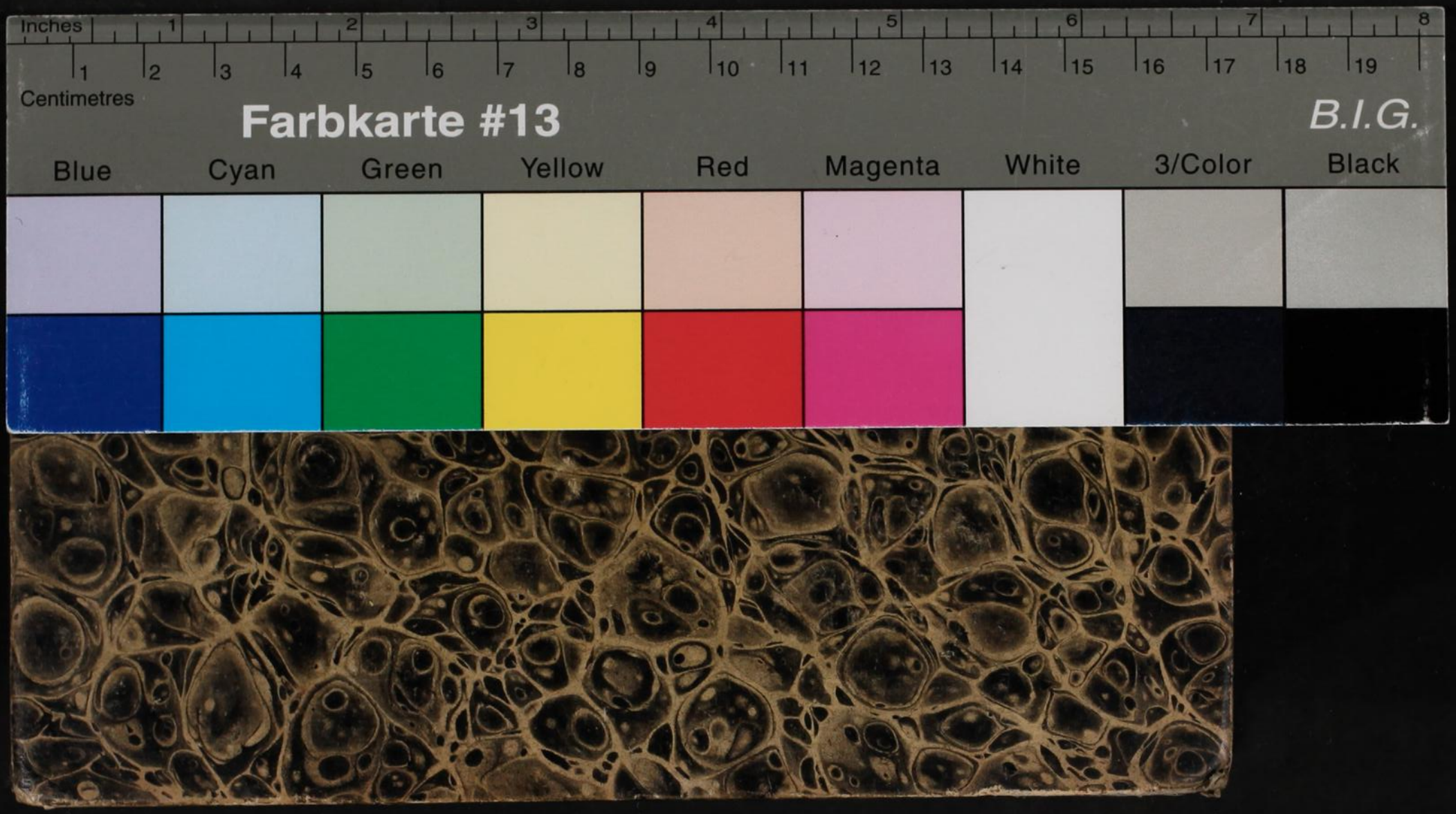


Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschaft

7

019.




Inches
Centimetres
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black